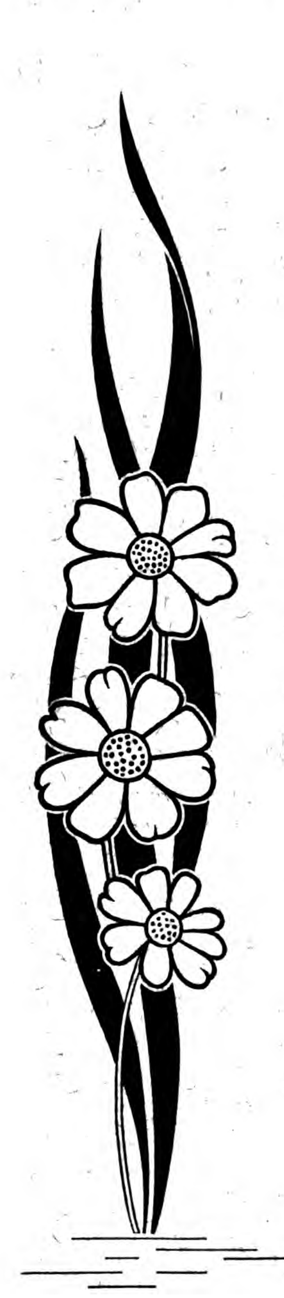
Fest-
Schrift.



45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Dargeboten
von den öffentlichen
höheren Lehranstalten
Bremens.



GUSTAV WINTER
BREMEN 1899.

FEST-SCHRIFT

der

45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner

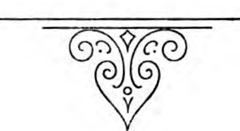
dargeboten von den

öffentlichen höheren Lehranstalten Bremens.



Bremen.
Gustav Winter.
1899.

Inhalt.



Hymnus

sodalibus philologicis Germanicis dedicatus.

Gratulatur urbs Bremana,
Consalutant incolae,
Et Visurgis rura plana
Plena sunt laetitiae,
Appropinquant nam Doctores
Tota ex Germania
Nobilesque Praeceptores
Ex dilecta patria.

Porta nostra est aperta
Bonis viatoribus
Vitae tristia deserta
Ornaturis floribus,
Ordini Philologorum
Laeta vota resonent,
Ornamentumque decorum
Cives iis dedicent.

Quis magistros non laudaret
Morum et scientiae?
Quis cultores non amaret
Animi industriae?
Iam salvète iuventutis
Curatores optimi,
Probitatis et virtutis
Defensores strenui!

Prodeunt vobis vexilla
Artis et ingenii,
Conservatis qui sigilla
Regni ornatissimi,
Philosophiae arcana,
Poetarum carmina,
Clius castae sacra fana
Vobis amicissima.

Pulchritudo, quae Graecorum
Erat privilegium,
Fortitudo Romanorum
Nobile heredium,
Quod honestum quodque bonum
In thesauro aureo,
Totum immortale donum
Vestra pertractatio.

Tale munus non delebit
Procax gens banausica,
Meritum eius valebit
In extrema saecula,
Acies ingenuosa,
Ecce, fugat barbaros,
Et triumphat gratiosa
Phoebi Musarumque dos.

In tutela veritatis
Tenet altam gloriam
Solium antiquitatis
Atque famam solidam,
Ut in scholis Germanorum
Floreat humanitas
Emendatricisque morum
Vigeat auctoritas!

Pastor prim. D. Julius Thikoetter.



Äschylos' Prometheus und Wagners Loge.

Von

Professor Dr. Th. Schaefer.

Eritis sicut Deus,
scientes bonum et malum.

Keine mythische Persönlichkeit des Altertums hat von jeher dem hochstrebenden Geiste des Menschen eine solche Sympathie eingeflösst, wie die des trotzigen Titanen Prometheus, weil er in ihm sein eigenes Spiegelbild erblickt, besonders aber in unserem Jahrhunderte. Noch niemals zuvor hat der Mensch gewähnt, auf solcher Höhe des Wissens zu stehen, in der Erkenntnis bis jenseits von Gut und Böse vorgedrungen zu sein, seiner Herrenmoral gemäss unumschränkt über die Kräfte und Erzeugnisse der Natur und der Menschen verfügen zu dürfen, und trotzdem hat er zugleich niemals so intensiv empfunden, wie unerbittlich hart er an die Materie gefesselt ist, wie schneidend eng ihn die ehernen Bande der Naturgesetze einzwängen! Welche Riesenfortschritte hat die Menschheit in Wissen, Bildung, Humanität gemacht, wie barmherzig sorgt sie für die Armen und Elenden, für Blinde und Idioten! und doch lastet immer schwerer auf ihr die Qual unverschuldeten Leidens, immer drohender vermehren sich die Krankheiten, häufen sich Unglücksfälle, und trotzig bäumt der Mensch sich auf gegen die Gottheit, die so viel Böses gestattet, solche Greuel zulässt, so viel Unglück anrichtet! Gern möchte er ihre Existenz leugnen, ihr jede weise Intelligenz, jede erbarmende Liebe absprechen, da sie die Welt so unvollkommen und zwecklos erschaffen, dem Menschen den unbezähmbaren Drang nach Freiheit, Macht und Wissen eingeflösst hat und ihn doch in die engen Bande des Körpers und der Materie knebelt!

Solch Ringen des Menschen ist so alt, wie die Erkenntnis seiner Ohnmacht gegenüber der unwiderstehlichen Gewalt und Machtfülle der Gottheit, und seit uralten Zeiten sucht er verzweifelnd nach dem Grunde seines unglücklichen Schicksals und sehnt sich nach Erlösung.

Dies Los, „das der ganzen Menschheit zugeteilt ist“, in sich mitzufühlen und als eigenes Weh zu empfinden, vermag nur das Genie. Genies nennen wir Menschen, welche durch ihre Seelenentwicklung und hohe Geistesgaben wie Bergriesen ihre Umgebung überragen und deshalb von den Strahlen der geistigen Sonne am

ehesten getroffen und erleuchtet werden: ihre Seele ist empfänglicher für höhere Aufschlüsse des Geistes, die in ihr in bildlicher Form aufsteigen. Der Geist redet nur in Bildern, weil nur diese unvergänglich sind und ewig wahr bleiben, weil deren vielseitige Deutung nie völlig erschöpft werden kann und weil sie deshalb das eigene Denken wecken und beleben. Der irdische Mensch dagegen spricht in Worten, welche den Zuhörer zu seiner persönlichen einseitigen Auffassung zwingen, selten richtig verstanden und bald vergessen werden. Das geschriebene Wort tötet, das geistige Bild macht lebendig. Das Material der Bilder aber entnimmt der Geist aus dem Gedächtnisvorrat der Seele dessen, in dem er wirkt, ist also in seinem Stoff gebunden an den Wissens- und Erfahrungsschatz des Menschen, an dessen Entwicklungsstufe und örtliche Umgebung.

Stehen die Genies auf einer niederen Stufe wissenschaftlicher Bildung, so werden auch die Bilder neuer geistiger Ideen ihrer äusseren sinnlichen Umgebung entnommen, z. B. an die Vorgänge in der Natur, an die Wirkungen und den Lauf von Sonne und Mond, von Stürmen und Gewittern, von Wogendonner und Wolkenzug geknüpft; diese Naturgenies werden als Propheten, Seher, Weise von ihrer Umgebung angestaunt, der sie die wundersamen geistigen Bilder, welche in ihrer Seele auftauchen, mitzuteilen vermögen, ohne dass sie meist selbst im stande wären, deren geistigen Inhalt zu deuten*); von ihnen stammen die Sagen, Legenden, Märchen, die anfangs aus wenigen einfachen Bildern bestehen, dann als Begebenheiten, Ereignisse, Thaten mitgeteilt und später im einzelnen ausgeführt und mit fremdem Beiwerk geschmückt, weiter erzählt und dadurch mehr und mehr ihrer eigentlichen Bedeutung entfremdet werden. Dadurch erklärt es sich auch, dass zu verschiedenen Zeiten und in weit von einander getrennten Ländern dieselben Ideen unter anderen Bildern erscheinen, oder dass dieselben Bilder gebraucht werden, um einen ganz verschiedenartigen Gedankeninhalt auszudrücken, ohne dass man darum jedesmal an eine räumliche Übertragung oder zeitliche Mitteilung denken müsste. So richtig es also einerseits ist, Mythen und Sagenbilder auf Vorgänge im Leben der Natur, auf den Wechsel von Nacht und Tag, von Winter und Sommer u. a. m. zurück-

---

*) Dasselbe meint Plutarch, wenn er (de Js. et Os. c. 20) sagt: „Wie die Mathematiker behaupten, der Regenbogen sei ein Bild der Sonne, das durch die Brechung der Lichtstrahlen an der Wolke in mannigfachen Farben zurückstrahle, so ist auch jede Mythe das Bild einer Erzählung, die durch den Geist (in der Seele des Weisen) hervorgerufen wird.“ cf. Goethes Faust. II. T. I. 1.

zuführen, so darf man doch nicht glauben, den geistigen Inhalt und die tiefere Bedeutung der Mythen damit erklärt zu haben. Wenn z. B. die roten Feuerflammen des Nordlichts, die hinter den hohen Schneegebirgen am Himmelsgewölbe emporzuckten, unsere Vorväter veranlassten, von der Waberlohe zu erzählen, die Brunhilds, der starren Eisjungfrau, Palast umloderte, oder von Loges Feuerglut, welche Walhall verzehrte: oder wenn die Griechen in Asien hörten, dass am Kaukasus die Toten und die Verbrecher auf hohen Gerüsten von Geiern zerfleischt wurden und sie nun diese Strafe auch an Prometheus vollziehen liessen, den trotzigen Frevler gegen die Autorität des Zeus, so wissen wir darum noch nichts von der geistigen Bedeutung dieser Bilder oder von den gewaltigen Persönlichkeiten, mit denen sie in Verbindung gebracht werden.

Von diesen Naturgenies sind wesentlich verschieden die wissenschaftlichen Genies, die grossen Dichter und Denker, welche durch geistige Begabung und wissenschaftliche Studien auf einem bestimmten Gebiete die Summe des gelehrten Wissens ihrer Zeit in sich vereinigt und dadurch ihre Seele zu einem Brennspiegel gemacht haben, in dem die zerstreuten Strahlen der Geistessonne sich konzentrieren können. Wenn dann ihr mitfühlendes Herz brennt von den Qualen und Sehnen ihrer Mitmenschen, wenn in ihnen gleichsam das Gewissen ihrer Zeit sich regt und sie in ihrem Schuldbewusstsein und Erlösungsdrange an die Gottheit Fragen stellen: „woher kommt denn unsere Seele? warum sind wir auf Erden zu solchem Jammer und Elend verurteilt? was wird dereinst aus uns und der Welt?“ dann öffnet sich durch dieses Sehnen ihre Seele höherer Erleuchtung und sie schauen die Erlösung in geistigen Bildern und vermögen nun im Gewande der Dichtung von dem Kunde zu geben, was sich ihnen offenbarte. Je mehr sie aber ihre Zeitgenossen durch ihre geistige Höhe überragten, desto weniger konnten diese ihrem hohen Geistesfluge folgen, ihre Bildersprache verstehen, und erst spätere Generationen werden die Wahrheitsfülle ihrer Dichterwerke würdigen.

In dieser Hinsicht können Äschylos' Prometheus, Dantes Divina commedia, Goethes Faust und Wagners Parsifal als typische Meisterwerke auf den verschiedenen Stufen der Geistesentwicklung der Menschheit bezeichnet werden, indem diese vier Dichtergenies mit dem religiösen Wissensstoffe ihrer Zeit die ewigen Fragen der Menschheit über Fall und Versuchung, über Schuld und Strafe, über Glauben und Erlösung erschöpfend zu beantworten versuchen. Die geistige Tiefe dieser Werke ist noch lange nicht hinreichend klar

erkannt und gedeutet worden und während das Inferno und der erste Teil des Faust so allgemein bewundert werden, schätzen und verstehen wenige den zweiten Teil des Fausts, das Purgatorio oder gar das Paradiso. Diese Werke besitzen wir wenigstens vollständig, während der Prometheus des Äschylos so oft missverstanden ist, weil weder von dem ersten Teil der grossen Trilogie etwas erhalten ist, welcher des Prometheus Schuld erzählte, noch von dem dritten Stücke, welches seine freiwillige Demütigung und Erlösung enthielt.

1. Προμηθεὺς πυρφόρος.

Dem gefesselten Prometheus gegenüber befindet sich der Leser heutzutage in der Lage eines Richters, welcher über einen Angeklagten richten soll, der ihm aus dem Gefängnisse vorgeführt wird, aber den er nur allein reden hört; der Angeklagte wird natürlich seine Handlungsweise, wegen deren er angeklagt ist, in möglichst günstigem Lichte darstellen, wird seine Schuld nach Kräften zu verringern suchen, dagegen seine bisherige Unbescholtenheit, seine grossen Verdienste, sein unverdientes Leiden über Gebühr herausstreichen. Um daher ein gerechtes Urteil fällen zu können, müssen wir auch die Belastungszeugen hören, die von dem Charakter des Angeklagten, von seinem Vorleben und seinem Vergehen zu berichten wissen. Zu diesen Zeugen gehört vor allen Hesiodos, der, wie Äschylos, mit Vorliebe den Stoff seiner Dichtung den Mythen der urältesten Vorzeit Griechenlands entnommen hat, welche den späteren Hellenen kaum mehr verständlich waren; auch lehnt sich der erste grosse Tragiker der Griechen offen an Hesiod an, indem er das Epos der Theogonie in einzelne Dramen umwandelte und aus den kosmogonischen Mythen seine Stoffe für die grossartigsten Momente sittlicher Katastrophen durch Verschuldung und Strafe, durch Reue und Busse entnahm. So werden wir ein Bild von der Bedeutung des Prometheus nur gewinnen können, wenn wir an der Hand der Andeutungen des „gefesselten Prometheus“ und unterstützt durch Hesiod auf den Uranfang alles Werdens und Entstehens zurückgehen.

Im Anfang war das Chaos, erfüllt von „Finsternis“ und „Nacht“ (Ἔρεβος und Νύξ) Hes. th. 116 ff.*); da brach durch die Macht und Gewalt der „Liebe“ (Ἔρως) aus des Tiefe des urweltlichen Dunkels

*) Ich citiere Äschylos nach Gust. Dindorfi: Poetarum scenicorum graecorum fabulae. ed. V. Lips. 1869. — Deutsch nach der Übersetzung von B. Todt. Lpzg. 1891. Hesiodi carmina rec. Jo. Flach. Teubn. 1897. Deutsch nach der Übersetzung von Ed. Eyth. Stuttg. 1865.

das „Licht“ hervor (Αἰθήρ und Ἡμέρη); der erste Tag war angebrochen; unten rundete sich die „Erdfeste“ (Γαῖα εὐρύστερνος) und über ihr wölbte sich der „Himmel“ (Οὐρανὸς ἀστερόεις) und Uranos und Gaea bevölkerten mit ihren Söhnen und Töchtern, den Titanen und deren Kindern, die Welt. Als nun die Fruchtbarkeit zu gross wurde, Gaea des unaufhörlichen Gebärens müde war, da machte auf ihren Rat der jüngste der Titanen, Kronos, der Gott der Ernte, mit seiner Sichel der Überfülle ein Ende und stürzte seinen Vater vom Throne. Damit war das erste Weltalter beendet, die alten Götter gingen zu Grunde, aber eine neue Welt ging aus den Trümmern der alten hervor. Nun herrschten Kronos und seine Brüder und deren Söhne, zwar unter seiner milden Oberleitung, aber dennoch ein jeder frei für sich, in den grossen Reichen, die sie sich auf der Erde gründeten. Am mächtigsten und angesehensten waren Prometheus, Menoitios und Atlas, die Söhne des gewaltigen Titanen Japetos; deren Reiche erstreckten sich vom äussersten Osten, wo jenseits des Maeotischen Meeres der Kaukasus mit seinen schneebedeckten Gipfeln zum Himmel emporragt, über Skythien, Thrakien, Klein-Asien, die Inseln des ägäischen Meeres und Nord-Griechenland bis zum äussersten Westen, wo der Okeanos flutet (Prom. 406 ff.). Prometheus namentlich herrschte als einer der angesehensten Könige in Klein-Asien (πάντων ἀριδείκετ' ἀνάκτων Hes. th. 543); seine Mutter nennt Äschylos bald Gaea bald Themis (Prom. 209: „ein Gebild mit vielen Namen“), als Gaea ist sie Besitzerin uralter Weisheit, als Themis das personifizierte „Gesetz der ewigen Ordnung“ und Prophetin alles künftigen Geschehens.*) Hier in Klein-Asien fand auch die Hochzeit des Prometheus mit Hesione, der Tochter des Okeanos, statt, an welcher alle Götter teilnahmen und die Okeaninen die Hochzeitsgesänge sangen. (Prom. 555.)

Aber auf Kronos lastete schwer der Fluch seines Vaters Uranos, dass ihm Gleiches von seinem Sohne widerfahren werde, und wieder war es der Jüngste seiner Kinder, Zeus, der, trotz aller angewandten Vorsicht des Vaters, in der dunklen Höhle auf Kreta als Rächer heranwuchs; dieser rief alle Götter auf zum Streite für Recht und Gesetz gegen List und Gewalt, und sein Aufruf veranlasste eine gewaltige Gährung und Zwiespalt unter den Titanen und Titaniden; ein Teil stellte sich sogleich auf seine Seite, andere dagegen, zu

---

*) Gewöhnlich gilt Gaea als Mutter der Titanen. Hes. th. 644; in diesem Stücke weicht Äschylos bewusst davon ab und nennt diese Χθών. Prom. 205.

denen auch Okeanos und alle seine Nachkommen, vor allen aber Japetos und seine Söhne gehörten, kämpften wider Zeus und wahrscheinlich auf den Rat des Prometheus, der wegen seiner Klugheit und Gewandtheit den grössten Einfluss besass, weshalb sie sich ihn auch als Fürsprecher und Vertreter erkoren und ihm den Beinamen „Prometheus“ gegeben hatten (Prom. 85), während er eigentlich Ithas hiess (Ἰθὰς ὁ τῶν Τιτάνων κήρυξ Προμηθεύς). Sein Rat*) sollte ihnen teuer zu stehen kommen. Der furchtbare Kampf begann und dauerte neun Enneateriden; in der zehnten teilte Themis, die Mutter des Prometheus, diesem wiederholt mit (οὐχ ἅπαξ μόνον 209), dass es vom Schicksal bestimmt sei: nicht diejenigen würden siegen, welche durch Stärke und Kraft übermächtig seien, sondern die an „List“**) die anderen überträfen (Prom. 212). Deshalb sucht er nun die übrigen Titaniden zu überreden, nicht mehr mit Gewalt Zeus und seine Mitstreiter zu bekämpfen, sondern mit List; sie sollten sich scheinbar unterwerfen, um dann heimlich über ihn herzufallen, wie es auch mit Kronos geschehen sei (αἱμύλαι μηχαναί 206 durch „einschmeichelnde trügerische Ränke und Arglist“). Dagegen sträuben sich alle, die einen in aufrichtigem Abscheu (ἀτιμάσαντες), wie Okeanos und andere, die übrigen auf ihre Kraft trotzend (καρτεροῖς φρονήμασι 207), wie Menoitios, Atlas u. s. w. Wenn Prometheus nun den echten Titanentrotz besessen hätte, auf den er sich später so oft beruft, so hätte er damals Gegner des Zeus **bleiben**, seinen Brüdern mit Rat und That zur Seite stehen und sich lieber mit seinen Mitverschworenen vernichten lassen müssen, als sich dem „neuen Herrscher“ unterzuordnen; aber dazu war er viel zu klug; damals schon wusste er ganz gut, dass es thöricht sei, gegen den Willen des Schicksals sich zu stemmen und deshalb liess er treulos seine Brüder im Stich und ging auf den Rat seiner Mutter (nicht προςλαβὼν μητέρα, wie er sich rühmt) zum Zeus über, unterwarf sich freiwillig (218) seiner Herrschaft und mit ihm Okeanos samt allen seinen Kindern und Kindeskindern, allen voran Styx mit ihren Kindern: „Begeisterung“ (élan) und „Sieg“, „Macht“ und

*) Dass Prometheus sich selbst schuldig fühlt an der Empörung und Bestrafung der Titanen, geht aus dem Zusammenhange hervor, namentlich aus dem ὡς πλείστοισι Prom. 346: „ich habe schon so viele auf dem Gewissen, namentlich drückt mich die Qual des Atlas; ich möchte nicht **noch mehrere** ins Verderben führen.“

**) Wahrscheinlich wird Themis ὀρθοβούλος wohl nicht δόλῳ gesagt haben, wie Prometheus berichtet, sondern βουλῇ „durch weise Klugheit“

„Gewalt“ (Hes. th. 383 ff.), welche Zeus nun hoch willkommen hiess, besonders auszeichnete und mit Ehren überhäufte. Nun tobte der Kampf noch gewaltiger; die Titanen, welche für ihre unveräusserlichen Rechte und die alte Ordnung stritten, riefen uralte Erd- und Feuerkräfte zu Hilfe, wie den Typhon, die Giganten u. a. m., während Zeus auf Gaeas Rat Hes. th. 501 ff. 626 ff. (nicht auf den des Prometheus, wie er sich 219 rühmt) die Kyklopen und Hekatoncheiren aus dem Tartaros befreite, wohin sie Kronos verstossen hatte. So kämpften auf Seiten des Kronos vorzugsweise die Dämonen des Erdfeuers, dagegen für den Zeus die Gottheiten des Wassers, wie Okeanos, Poseidon und die hunderthändigen Riesen, welche die Brandungswogen personifizieren, die mit hundert Armen raubgierig die Küsten zu erklimmen suchen und gewaltige Felsblöcke zum Himmel schleudern. Hauptsächlich durch deren Hilfe errang Zeus endlich den Sieg, die Titanen wurden in die Tiefen des Tartaros hinabgeschleudert und die gewaltigsten derselben unter ganzen Bergmassen begraben. Dann wurde auf Gaeas Vorschlag (Hes. th. 884) von allen Göttern Zeus als Herrscher gewählt und nach ihrem Rat (nicht auf den des Prometheus, wie er sich 439 rühmt, „er würde sich selbst nicht vergessen haben“) verteilt der neue Gebieter seinen Unterthanen Ämter und Würden nach Rang, Abstammung, Charakter und Hilfeleistung und damit begann nun eine neue Weltordnung.

Prometheus hatte gehofft, eine besonders hohe Auszeichnung, eine hervorragende Stellung unter den Göttern zu erlangen, denn überall, wie er behauptete, war er mit seinem Rate dabei gewesen, ohne ihn würde Zeus nicht gesiegt haben, ihm allein verdankten die Olympier die Herrschaft über die Welt, und nun musste er mit Neid und Grimm bemerken, dass alle anderen ihm vorgezogen wurden, dass Zeus ihn undankbar überging, ihn, den φίλος Διός 225, 304, dass die anderen Götter ihn missachteten, ihn mieden und mehr und mehr gegen ihn aufgebracht wurden, sei es, weil man ihm nicht verzeihen konnte, dass er die Titanen erst zum Aufstand, später zum Verrate aufgefordert und nachher feige im Stiche gelassen hatte, sei es, dass man fühlte, dass er nur gezwungen und widerwillig sich ihnen anschloss und dem Zeus unterordnete, heimlich aber die Götter beneidete und hasste. Aber auch durch seine scharfe Zunge, seinen giftigen Hohn, sein vorlautes, keckes Wesen, seinen Eigendünkel und seine Prahlereien hatte er es bald mit allen verdorben: dieselben unangenehmen Charaktereigenschaften, welche in dem erhaltenen Stücke getadelt werden, haben ihn schon früher verhasst gemacht:

964 „Du freilich hast mit deinem alten (καὶ πρὶν) Trotz und Hochmut dich in diese Qual gebracht. 318 „Zu grosser Mund (τῆς ἄγαν ὑψηγόρου γλώσσης) trägt solchen Lohn davon“; deshalb nennt ihn Okeanos ἀκριβῶς περισσόφρων „du superkluger Nörgler“, Kratos und Hermes: σοφιστής mit ironischer Betonung: „du Weisheitsheld!“ Okeanos tadelt seine λαβροστομία 327 sein vorlautes Reden, ματαία γλῶσσα 328 seine thörichte Zunge, τραχεῖς καὶ τεθηγμένους λόγους 311 seine herben und schneidendscharfen Bemerkungen, Hermes πικρῶς ὑπέρπικρον den ätzenden Hohn seiner bitteren Äusserungen, so dass er zuletzt mit allen Göttern verfeindet ist, „so viele deren Zeus gehorchend zum Sale im Olymp einziehen“. 37. 120. 975.

Deshalb beschliesst Prometheus endlich, die Himmlischen wieder zu verlassen und zu den Menschen zu gehen, teils um durch sie an Zeus und den seligen Göttern sich zu rächen, teils um bei ihnen und durch sie zu neuem Ansehen und Ruhm zu gelangen.

Die Menschen sind aber auch nicht mehr so glücklich und so gut, wie früher. Zu Kronos' Zeiten (Hes. op. 109 ff.) lebten sie unter der milden Leitung der Titanen und ihnen an körperlichen und geistigen Anlagen ähnlich in ewiger Jugendkraft und Heiterkeit, edel und lauter, wie Gold; sie nährten sich von den Gaben, welche die Mutter Erde ihnen in verschwenderischer Fülle spendete und begehrten nicht nach tierischer Nahrung; fromm und gottesfürchtig opferten sie den Göttern die Erstlinge der Ernte und der Herden, die sie ganz und vollständig auf den Altären als Opfergaben verbrannten; deshalb waren sie auch von den Göttern geliebt, die mit ihnen, wie mit ihresgleichen verkehrten; sorglos und frei von Mühen verbrachten sie ihr Leben in der Fülle des Glücks, der Tod kam ihnen wie ein sanfter Schlummer und lieber Freund, wenn sie alt und lebenssatt waren, und auch noch nach ihrem Tode umschwebten sie als selige Geister und gütige Genien ihre Nachkommen, um Recht zu sprechen, Frieden zu erhalten, Rat und Hilfe zu spenden, so oft jene es wünschten.

Mit der Herrschaft des Kronos war aber diese paradiesische Zeit vorbei: und ein anderes, weit weniger edles Menschengeschlecht (wie bleiches Silber) lebte auf der Erde; zwar dauerte ihre Lebenszeit noch recht lange, aber sie waren matt und müde und hatten keine Lust zu ernster Thätigkeit; daher blieb ihr Körper schwach, ihre Seele verweichlicht, ihr Streben unvernünftig und übermütig; sie glaubten die Hilfe der Götter entbehren und die gebührenden Ehren ungestraft ihnen entziehen zu können, und je mehr die

Götter sich veredelten und vergeistigten und dadurch zu den reineren Höhen des Olympos emporstiegen, desto tiefer sank die Menschheit; einer nach dem andern von den Göttern verliess sie und so wurden die Menschen immer kraftloser und schwächer und endlich liess sie Zeus ganz von der Erde verschwinden, so dass sie zuletzt nur noch als Elementargeister in Erde, Luft und Wasser fortlebten. Hes. op. 127 ff.

In diese Zeit fällt wohl die von Hesiod (th. 535 ff.) geschilderte Scene in Mekone. Um sich an den Göttern zu rächen, hatte Prometheus wiederholt bei den Menschen deren Ansehen geschädigt und den Zeus hintergangen (Hes. th. 560: οὐκ ἄρα πω δολίης ἐπελήθεο τέχνης). Nun riet er den Menschen, den Göttern ihren schuldigen Tribut an Opfergaben zu verringern, ihnen nur einen Teil der Tiere zu opfern, die besten Stücke aber für sich zu behalten, am Feuer zu braten und selbst zu essen. Plin. 7. 209: Prometheus primus bovem occidit.*)

*) Shelley. Anmerkung zu seiner Queen Mab ad. VIII. (Deutsch von A. Strodtmann. Lpzg. Bibl. Institut. s. a. p. 133 f.): „Ich bin der Ansicht, dass die Verderbtheit der physischen und moralischen Natur des Menschen aus seinen unnatürlichen Gewohnheiten hervorgegangen ist . . . . Die Sprache, welche von der Mythologie fast aller Religionen geführt wird, scheint zu beweisen, dass in einer entlegenen Zeit der Mensch den Pfad der Natur verliess und die Reinheit und das Glück seines Daseins unnatürlichen Gelüsten opferte. Das Datum dieses Ereignisses scheint zugleich das eines grossen Wechsels in den Erdklimaten gewesen zu sein, mit denen es in einem offenbaren Zusammenhang steht. Prometheus stahl das Feuer vom Himmel und ward für dies Verbrechen an den Berg Kaukasus geschmiedet, wo ein Geier ihm beständig die Leber zerfrass, welche stets wieder wuchs, um dessen Hunger zu stillen. Hesiod sagt, dass die Menschen vor der Zeit des Prometheus keinem Leid unterworfen waren, dass sie sich einer kräftigen Jugend erfreuten und dass der Tod, wenn er endlich erschien, sich wie der Schlummer nahte und ihnen sanft die Augen schloss. Diese Meinung war so allgemein verbreitet, dass Horaz schreibt: „Tollkühn, jegliches auszustehn, stürzt, durch's Frevelverbot rennend, der Menschenstamm. Tollkühn trug des Japetus Spross durch schnöden Betrug Feuer den Völkern zu. Als ätherischem Sitz entwandt war sein Feuer, da befiel Zehrung die Länder und neu aufkommende Fieberschar und sonst ferneren Tods zögernder Zwang ergriff nun schnelleilenden Flügelschritt.“ Eine wie deutliche Sprache liegt darin! Prometheus (welcher das Menschengeschlecht repräsentierte) bewerkstelligte irgend einen grossen Wechsel in dem Zustande seiner Natur und verwandte das Feuer zu Zwecken der Kochkunst, indem er solchergestalt ein Mittel erfand, die Schrecken der Fleischerbank vor seinem Ekel zu verhüllen. Von diesem Augenblick an, d. h. seit dem Gebrauche tierischer Nahrung, wurden seine edlen Teile vom Geier der Krankheit zerfressen. Letztere verzehrte sein Wesen unter jeder Gestalt ihrer widerwärtigen und unendlichen

Dies ist wohl der Sinn des Täuschungsversuchs, den Prometheus anstellt (auf den auch Äschylos anspielt: Prom. 495), indem er Zeus wählen lässt zwischen den listig mit Fett bedeckten Knochen und den in der Haut versteckten wertvollen Fleischstücken. Selbstverständlich durchschaut Zeus, der stets nur auf das Herz der Opfernden sieht, auch hier die Absicht des Betruges trotz des Scheines der Biederkeit, lässt aber, wie so häufig, das Böse geschehen, so sehr er dem Bösen zürnt. Die Menschen thaten nach dem Rate des Prometheus und opferten hinfort nur die wertlosen Stücke der Opfertiere.

Dieser Rat sollte aber den Menschen teuer zu stehen kommen, denn nun sandte Zeus den Menschen die Pandora, das „Weib" κατ' ἐξοχήν, geschmückt mit allen Reizen der Verführung: Athene hatte sie in kunstreichen Werken unterwiesen, Aphrodite ihr Haupt mit Anmut umkleidet, in ihre Augen verführerisches Schmachten, in ihr Herz gefallsüchtiges Begehren gelegt, Hermes aber ihr einen schmeichlerisch demütigen Sinn und ein verschlagenes Gemüt eingeflösst. Hesiod. op. 70 ff. Wie das „Weib" so oft als die Wurzel alles Übels betrachtet wird, so ist auch hier Pandora, unter dem Namen der alles spendenden Erde, Personifikation des blendenden Reizes der Materie, die Spenderin alles materiellen Wohllebens, der Annehmlichkeiten des verfeinernden Lebensgenusses, wie ihn die Menschen durch die sich vervollkommnende Kultur erlangten und die als natürliche Folge des Gebrauches des Feuers betrachtet wird (denn dass die Menschen damals schon den Gebrauch des Feuers kannten, geht aus dem Opferkult hervor). So ward Pandora die Frau des Epimetheus. Die Menschen glaubten ungemein klug gewesen zu sein, als sie in schlauer Vorsicht dem Rate des Prometheus folgten, und ahnten nicht, welch bösen Nachgeschmack die Folgen haben würden: „erst als sie das Unheil hatten, da merkten sie's." Hes. op. 89: „ihr entsprosst das leidige Geschlecht und die Stämme der Frauen, wohnen zu grossem Verderben inmitten der sterblichen Männer u. s. w." Hes. th. 591, denn mit dem „Weibe" ist alles Böse und alles Unheil in die Welt gekommen. Bis dahin herrschte Friede und Freude, Glück und Eintracht, Unschuld und Seligkeit in der

---

Mannigfaltigkeit und führte die seelenmörderische Kräfteabnahme eines vorzeitigen und gewaltsamen Todes herbei. Alles Laster entstand aus dem Untergange gesunder Unschuld. Tyrannei, Aberglaube, Handel und Ungleichheit wurden erst damals bekannt, als die Vernunft fruchtlos versuchte, die Verirrungen krankhaft aufwallender Leidenschaft zu leiten u. s. w."

Welt; alle Übel befanden sich wohl bewahrt und versiegelt in einem grossen thönernen Fasse.*) „Jetzt entfernte das „Weib“ den gewaltigen Deckel des Fasses, liess den Inhalt heraus und dachte der Welt gar trauriges Unheil. „Hoffnung“ blieb da noch einzig im unzerbrechlichen Hause unter dem Rande des Fasses darin, flog nicht zu der Öffnung hastig heraus, denn flink schloss jene den Deckel des Fasses; doch nun irrt auf Erden umher unzählige Trübsal: voll ist jetzt von Wehe das Land, voll sind die Gewässer; Krankheit jeglicher Art bei Tag und nächtlicher Weile flieget von selber umher und bringet den Sterblichen Unheil heimlich, dieweil ihr Zeus der Berater die Stimme genommen und so vermag kein Mensch dem Ratschluss des Zeus zu entrinnen.“ (Hes. op. 96 ff.)

Also die „Hoffnung“ blieb in dem Fasse, kam nicht zu den Menschen: niemals konnten sie hoffen, von diesen Uebeln wieder befreit zu werden.

Damit hatte das eherne Zeitalter begonnen (Hes. op. 143 ff.), alle Leidenschaften und Übel breiteten sich in der Welt aus und nun wuchs ein Geschlecht von Uebermenschen heran, wilde Recken von ungeheurer Körperkraft, von rohen Sitten und leidenschaftlichem Gemüt; jedes Gelüst befriedigten sie ohne Scham und Scheu nach dem Rechte ihrer Herrenmoral, Sünde und Übermut, Schlauheit und Trotz erfüllte die Herzen, mit ehernen Waffen fielen sie sich gegenseitig an und vertilgten einander, eine Drachenbrut voll Blutdurst und wildem Grimme, wie die Sparten in Kolchis und Theben, Frevler wie Lykaon in Arkadien, Tantalos und Sisyphos in Klein-Asien, wie Ixion und Tityos in Thessalien. Da nun die Menschen ganz gottlos geworden waren, erbarmte sich Zeus der sündigen Welt, machte einen neuen Versuch, das Böse zu bekämpfen und die Erde von den

*) Diesen πίθος hat man sich als ein gewaltig grosses Gefäss aus Thon oder Erz zu denken; sie wurden oft bis an den Hals in die Erde vergraben und waren so geräumig, dass Menschen bequem sich darin verstecken oder auch darin eingesperrt werden konnten; so wohnte in solch einem thönernen Fasse der Kyniker Diogenes; so banden einst die Aloiden den gewaltigen Ares und steckten ihn in solch ein Gefängnis (H. 5, 387 χαλκῷ ἐν κεράμῳ, wo χαλκός so viel ist wie ἄρρηκτος. Hes. op. 96); so fesselte Sisyphos sogar den „Tod“ darin und vielleicht ist auch das Gefängnis der Danae, in welches sie von ihrem Vater Akrisios gesteckt wird, nichts anderes, als solch ein πίθος. Auf Vasen erblicken wir mehrfach solche Fässer, z. B. das berühmte Weinfass des Pholos und der Kyklopen, aus dem Herakles den köstlichen Wein schöpft, und sehen, wie Eurystheus sich in einen solchen πίθος flüchtet, als Herakles ihm den erymanthischen Eber bringt (vgl. Baumeister, Denkmäler. Abb. 725, 726).

Ungeheuern in Menschengestalt und vom Uebel zu befreien und liess ein fünftes Geschlecht aufwachsen, die Heroen (Hes. op. 156), welche Zeus selbst mit sterblichen Frauen erzeugte, in denen seine göttliche Kraft und Weisheit sich erweisen und kund thun sollte; aber doch nur einzelne erreichten ihre Bestimmung, verrichteten in der kurzen Zeit eines Menschenlebens herrliche Heldenthaten und gingen dann ein in die Gefilde der Seligen oder wurden wohl gar unter die Zahl der Götter aufgenommen.

Als aber Zeus erkannte, dass doch alles vergebens sei, dass trotzdem die Menschheit immer verderbter und sündhafter wurde, beschloss er, sie gänzlich zu vernichten, um an ihre Stelle eine andere, bessere zu erschaffen, welche, wie zu Zeiten des Kronos, rein und unschuldig sein und in ewigem Glück und seligen Frieden leben solle. Deshalb schlug er die Erde mit Unfruchtbarkeit (Hes. op. 46: „Zeus barg (ἔκρυψε) die Nahrung hinunter, erfüllt im Geiste mit Ingrimm", ebenso nahm er ihnen das Feuer (50: κρύψε δὲ πῦρ), welches die früheren Generationen schon besessen hatten, sie hätten sich ja auch sonst keine Nahrung bereiten, keine Häuser bauen, keine Waffen schmieden können u. s. w.; es sollten die Menschen nun durch Hunger und Krankheit, durch Kälte und Elend aussterben.

Wahrscheinlich dachten die vorhellenischen Griechen an ein historisches Ereignis, welches sich durch seine furchtbaren Folgen ihrem Gedächtnisse unvertilgbar eingegraben hatte und von dem noch lange Jahrhunderte später zahlreiche sagenhafte Berichte umgingen und das man in späterer Zeit als die ogygische oder die deukalionische Flut bezeichnete. Noch in historischer Zeit nämlich scheint infolge einer ungeheuren Erderschütterung, deren Wirkungen vom kimmerischen Bosporos bis zum atlantischen Ocean sich erstreckten, eine gewaltige Flutwelle über die ganze Inselwelt des mittelländischen Meeres hinweggegangen zu sein, wodurch die Wassermassen des schwarzen Meeres durch den thrakischen Bosporos und den Hellespont sich Bahn brachen, die Gestade der Propontis und die Ufer und Inseln des ägäischen Meeres überfluteten, so dass nur die höchsten Bergspitzen aus dem Wasser hervorragten; ebenso bahnte sich das Binnenmeer, welches früher in der thessalischen Tiefebene sich ausgebreitet hatte, einen Ausweg durch das Tempethal und machte weite Landstrecken für Ackerbau und Viehzucht frei. Möglicherweise wurde durch dieselbe Naturkatastrophe Sicilien von Italien abgerissen und beim Atlasgebirge das westliche Thor des Herakles geöffnet, durch welches seitdem die Wogen des Okeanos in das

Mittelmeer fluten. (Auch hier werden wieder einmal die Ansichten griechischer Geographen, vgl. Athenaeus XIV. p. 639 E. Diodor V. 47, durch neuere geologische Forschungen bestätigt, Neumayr, Erdgeschichte I. p. 219 ff.)

Da in jener Zeit wahrscheinlich nur die Küstenstriche der Inseln und die Meeresgestade des Festlands bewohnt waren, so vernichteten die Wassermassen fast die ganze lebende Bevölkerung, zerstörten die Schiffe und Wohnungen der Menschen und überschütteten die Ackerfelder mit Steinen und Schlamm; nur sehr wenige konnten sich auf die Berghöhen flüchten, fast wahnsinnig vor Angst und Schrecken, und als die Wasser sich verlaufen hatten und die wenigen Geretteten in die Ebenen herabstiegen, da fanden sie alle Feuer ausgelöscht, den Ackerboden unfruchtbar, die ganze Kultur vernichtet, und da sie selbst aller Lebensmittel beraubt waren und das Feuer nicht wieder zu entzünden vermochten, so hatten sie keine Möglichkeit, Werkzeuge, Geräte, Häuser sich wieder zu verschaffen; wie in der Vorzeit mussten sie wieder in Höhlen wohnen, ihr Geist war von dem Unheil wie betäubt und zerrüttet, vollständig überzeugt, dass sie durch eigene Sünde und Schuld dies Verderben über ihr Haupt herabbeschworen hätten und dass es der Wille des Zeus sei, sie alle zu vernichten. So schildert Prometheus selbst ihren Zustand (447): „sie sahen mit sehenden Augen nicht; sie hörten, doch vernahmen nicht; wie Traumgestalten mischte ihnen lebenslang sich alles planlos; kannten Häuser nicht von Holz und Ziegeln, hell im Sonnenschein; nein, in dunklen Höhlen, wie die emsigen Ameisenvölker, lebten sie vergraben.“

Da war es Prometheus, der dem Willen des Zeus entgegentrat; er war es, der seinem Sohne Deukalion rechtzeitig den Rat gab, einen Kasten zu bauen, um sich und andere aus der Flut auf die Höhen des Berges zu retten, und er war es nun auch, der das Feuer stahl, es den Menschen brachte und damit die Möglichkeit, ihr Leben zu fristen, sich wieder Häuser und Schiffe zu bauen und so von neuem, wenn auch nur langsam und allmählich, eine höhere Kulturstufe zu erreichen. Prom. 231: „Nur auf die unglückseligen Menschen nahm Zeus keine Rücksicht, sondern wollte sie vernichten und ein neu Geschlecht erschaffen; und dem trat ich, ich ganz allein, entgegen. Ich hab's gewagt! ich habe sie davor bewahrt, zerschmettert in das Nichts zu sinken!“

Da aber war des Zeus Geduld mit diesem steten Empörer gegen seinen Willen erschöpft; das war der Tropfen, der das Gefäss

seiner Schuld zum Überlaufen brachte und nun beschloss er, den Frevler unschädlich zu machen, „dass er dem Wort des Zeus sich fügen lerne, der Menschenfreundschaft aber sich entschlage“ (10), und „damit er lerne, dass, so klug er ist, ihm an Verstandesschärfe Zeus doch überlegen sei“ (62).

Dies ist die Vorgeschichte des „gefesselten Prometheus“; was Äschylos von diesem reichen Stoff zum Inhalt seines Προμηθεὺς πυρφόρος verwendet und welche Personen er zu Trägern seines Dramas gemacht hat, wissen wir nicht; einige bezweifeln sogar, dass dem „gefesselten Prometheus“ ein erster Teil vorangegangen sei.

2. Προμηθεὺς δεσμώτης.

In menschenleerer Öde „an der Erde fernster Mark“ (1), am Gestade des Okeanos erscheinen Kratos und Bia (Macht und Gewalt), die Kinder der Styx, und schleppen den gewaltigen Titanen herbei, welcher in der Erkenntnis, dass jeder Widerstand unmöglich ist, stumm und resigniert, alles über sich ergehen lässt. Wohlerwogen ist es, dass nicht diesen beiden Dienern die Vollziehung der Strafe übertragen ist, sondern dem Hephaestos, welcher wegen seiner nahen Verwandtschaft und seines langjährigen Zusammenlebens mit Prometheus am meisten herzliches Mitleid für ihn hat, so dass durch die Wechselreden des zögernden Hephaestos und des drängenden Kratos die Einzelheiten mehr zur Geltung kommen, wie Prometheus' Glieder einzeln mit unzerreissbaren Banden an den Felsen angeschmiedet werden. *)

Dass der Gott, trotz seines Widerwillens, an seinem eigenen Oheim seines Schmiedeamts hier walten muss und sich diesem Befehle nicht entziehen kann, beweist zugleich die unbedingte Herrschermacht des Zeus und macht die Demütigung des Prometheus noch grösser, der sich solche Schmach von seinem jüngeren Nachfolger**) muss gefallen lassen.

---

*) Dass auch noch ein eiserner Nagel mitten durch die Brust getrieben wird, geschieht nicht aus übertriebener Grausamkeit 64 ἀδαμαντίνου νῦν σφηνὸς αὐθάδη γνάθον στέρνων διαμπὰξ πασσάλευ' ἐρρωμένως; erst die Annagelung auf der höchsten Bergspitze drückt symbolisch die Vollziehung des unentrinnbaren Schicksalsspruches aus: „Hier bleibe nun für ewig festgenagelt!“ Es ist eine Handlung von uralt heiliger Bedeutung bei Griechen und Römern, so dass sie sprichwörtlich geworden ist, so Äsch. Suppl. 943 τῶνδ' ἐφήλωται τορῶς γόμφος διαμπὰξ ὡς μένειν ἀραρότως.

**) Nach Lysimachides beim Schol. ad Oed. Col. 56 waren im τέμενος der Athene bei der Akademie auf einen alten Sockel Prometheus und Hephaestos dargestellt: Prometheus als πρῶτος καὶ πρεσβύτερος ἐν δεξίᾳ σκῆπτρον ἔχων, dagegen Ἥφαιστος νέος καὶ δεύτερος.

Solange seine Henker zugegen waren, hat Prometheus in trotzigem Ingrimm geschwiegen; als sie sich entfernt haben, ruft er die uralten Gottheiten an, die längst herrschten, als Zeus noch nicht geboren war, Aether und Helios, Okeanos und Gaea, alle Titanen und Titaniden als Zeugen der Schmach, welche ihm von dem „neuen Zwingherrn (ταγός) der Seligen“ angethan worden sei. Um seine verwundete Eigenliebe, seinen gedemütigten Stolz und seinen niedergeschmetterten Hochmut aufzurichten, sucht er sich selbst zu trösten: 1) dass er doch eigentlich selbst schon alles voraus gesehen habe (101), 2) dass man, was das Schicksal fügt, mit Gleichmut tragen müsse, weil man weiss, „dass Schicksalsmacht nicht zu besiegen ist“ (105), 3) dass diese Strafe ihn unverdient treffe, denn „für Gaben an die Menschheit leide ich dies“ (108).

Was den ersten Trostgrund anbetrifft, so hat ihn seine so viel berühmte Voraussicht diesmal bös betrogen; wenn er seine sofortige Bestrafung voraussah, weshalb raubte er denn das Feuer? Dadurch entzog er sich ja selbst die beste Gelegenheit, sich den Menschen ferner nützlich zu erweisen! wer sollte sie nun in der Verwertung des Feuers und in den mannigfaltigen Künsten unterrichten? Er wird wohl geglaubt haben, dass Zeus, wie früher schon wiederholt (Hes. th. 560), so auch diesmal, obschon im Herzen tief ergrimmt, nicht wagen werde, ihn, den klugen, weit und breit verehrten Titanen zu bestrafen, schon damit nicht alle seine Unterthanen, seine früheren und jetzigen Freunde und Gefährten sich gegen ihn empörten und ein neuer Kampf ausbräche, schlimmer als zuvor. Um so begreiflicher ist nun Prometheus' Ingrimm, dass er sich verrechnet hat: Zeus hat es nicht bloss gewagt, seine Gefangennahme zu befehlen, sondern die Strafe ist so unerwartet rasch, so furchtbar, so qualvoll, mit so unwiderstehlicher „Macht und Gewalt“ ausgeführt worden, dass er selbst gesteht 269: „Nimmer hätte ich geglaubt, in solche Pein, am Felsen schwebend, an die öde Klippe verstossen, freundlos einst vergehen zu müssen.“ Keiner der Götter oder Titanen hat ihm geholfen, stumm und mutlos haben sie das Unerhörte geschehen lassen: statt der fürstlichen Pracht und Herrlichkeit umgiebt ihn jetzt die nackte Felsenöde, statt des Schwarms von Schmeichlern uud Höflingen tote Einsamkeit, statt der gewohnten Üppigkeit ist qualvoller Hunger sein Los! und dazu die Aussicht, Jahrtausende dies dulden zu müssen! da wäre es doch besser gewesen, mit Ehren an der Seite seiner Mitbrüder, der Titanen,

zu fallen und mit ihnen in den Tartaros geworfen zu werden! 153: „Oh, hätte er doch in den Tartaros mich tief unter die Welt, tief unter das Reich der Verstorbenen gestürzt, von grausamer Fessel unlösbar gedrückt!“ Er, der alles vorausgesehen zu haben glaubt, weiss also nicht, dass ihm dies Los so bald schon bevorsteht! Hinterher freilich, als Hermes ihm die neue Qual verkündigt hat, behauptet er (1040): „Ich hatte ja schon Kunde von dem Leid, das dieser mir gedroht!“

Gewiss, die allwissende Themis wird ihm vorausgesagt haben, was die unvermeidliche Folge seines Hochmuts sein werde, wie die Fesselung, so auch die spätere Verschärfung der Strafe, aber geglaubt hat er es sicher nicht. Später fällt ihm auch ein, dass sie ihm prophezeit habe, dass seine Strafe Jahrtausende dauern werde, er kennt sogar jetzt schon den Namen, die Eltern, die Ankunftszeit seines Erlösers (870), wie er später ausführlich dem Chor und der Jo mitteilt, aber so klar zu Zeiten innerer Sammlung die Folgen seiner Handlungsweise und die fernste Zukunft ihm vor Augen steht, so rasch vergisst er alles, sobald von neuem die Leidenschaften in ihm toben, Zorn, Rachsucht, Hochmut seine Seele erfüllen. Wenn er weiss, dass sein Geschick unwiderruflich festgesetzt ist, warum versucht er dann doch noch, durch eitle Drohungen Zeus zu bewegen, ihn früher zu lösen? dem Chor antwortet er auf dessen Frage: 257 „und siehst du deines Leidens noch kein Ziel?“ „Keines; ausser wenn es Zeus gut befindet!“ und doch bildet er sich ein 172, „dass Zeus versuchen werde, ihn durch süsses Geschwätz und den Zauber des Worts zu erweichen“, ihm sein Geheimnis zu entreissen. Andererseits weiss er ganz gut, dass Zeus seine Strafzeit abkürzen kann, ja, ihn augenblicklich freilassen wird, sobald er freiwillig um Gnade bittet; dagegen aber empört sich sein Stolz: 1002 „es komme dir nicht bei, sagt er zu Hermes, dass ich aus Furcht vor Zeus' Gebot schwach werde, wie ein Weib und meine Hände zu dem Grundverhassten nach Weiberart erhebe und ihn bitte, mich doch zu lösen! das wird n i e geschehen!“ Und doch geschieht's!

Der zweite Trost im Unglück für Prometheus ist, dass eine h ö h e r e M a c h t ihm dies Leiden auferlege. Das ist nun nicht gerade sehr titanenhaft gedacht, aber desto mehr recht menschlich! eben noch empört sich sein Stolz gegen die unverantwortliche Willkür des Zeus und gleich darauf tröstet sich seine Eigenliebe, dass er sich unter die Hand des Schicksals beugen müsse, das auch über Zeus gebiete: 103 „Was das Schicksal fügt (τὴν πεπρωμένην αἶσαν

das unabänderlich bestimmte Verhängniss) soll man mit Gleichmut tragen, weil man weiss, dass Schicksalsmacht (ἡ ἀνάγκη die unvermeidliche Notwendigkeit) nicht zu besiegen ist."

Aber zwang ihn denn wirklich ein unentrinnbares Geschick, das Feuer zu stehlen und es, gegen den Willen des Zeus, den Menschen zu bringen? Es ist die ungemein bequeme Entschuldigung schwacher Menschen, wenn sie von der Strafe für ihre Sünden und Vergehen getroffen werden: „Der Mensch hat keinen freien Willen! der Mensch ist ein willenloser Spielball der Laune des Schicksals!" und dann berufen sie sich gern auf Laios und Ödipus, die trotz ihres guten Willens und trotz aller angewandten Vorsichtsmassregeln dennoch den Spruch des Orakels vollziehen mussten. Aber ein Orakel zwingt nicht, es warnt nur! Nur wer der Gottesstimme nicht folgt, dem kündet sie im voraus die unausbleiblichen Folgen seiner Leidenschaft an. Was half es, dass dem Laios verkündet wurde, dass sein und der Jokaste Sohn ihn töten und seine Mutter heiraten würde? statt sich warnen zu lassen und die schöne Jokaste nicht zu heiraten, auf welcher der Fluch ruhte, folgte er doch seiner Liebesleidenschaft und vererbte so seinen eigenen Jähzorn und ihre Herrschsucht auf seinen Sohn! Nach dessen Geburt glaubte er wieder mit halben Massregeln frei kommen zu können, setzte ihn aus und veranlasste so in seiner Verblendung (Ate) selbst die Erfüllung des Orakels, da so Ödipus seine Eltern nicht kennen gelernt hatte. Demselben Fluche verfällt nun sein Sohn: dem Jüngling wird geweissagt: er werde seinen Vater töten und seine Mutter heiraten! darin lag für ihn die Warnung: „Zügle deinen Jähzorn und deine Herrschsucht! erschlage keinen alten Mann und heirate keine alte Frau!" und kaum hat er Delphi verlassen, tötet er einen greisen König, der seinen Zorn reizt, und heiratet eine verwittwete Königin, um die Herrschaft über Theben zu erlangen! war denn das Schicksals Zwang? unvermeidliche Notwendigkeit?

Drittens tröstet sich Prometheus in seinem Unglück, dass er unschuldig leide, wegen seiner Menschenfreundlichkeit. 28. 122 „weil allzutreu ich die Menschen geliebt!" Aber hat er wirklich nur aus Barmherzigkeit den Menschen das Feuer gebracht? oder nicht vielmehr, um den Zeus zu ärgern und den Menschen gegenüber sich milder, gerechter, gütiger zu erweisen, als alle Götter? (510) auch weiss Prometheus ganz gut, dass der Feuerraub nur der Vorwand seiner Bestrafung ist, das letzte Glied einer ganzen Kette von Vergehen gegen die Götter im allgemeinen und gegen Zeus im besonderen;

dieselbe Untreue, die er seinen Brüdern, den Titanen, bewies, hat ihn auch den Göttern verhasst gemacht, vgl. 29. 92. 119; bisher hatte er immer mehr durch Lug und Trug, durch Rat und Verrat andere zum Bösen verleitet, hatte aber klüglich seinen eigenen Kopf rechtzeitig aus der Schlinge gezogen; nun hatte er aber selbst unrecht gethan und sofort erfasst ihn die „Macht“ des Zeus. Wegen seiner Menschenfreundlichkeit würde er gewiss nicht allen Göttern verhasst geworden sein; „so viel dem Zeus gehorchend zum Saal im Olymp einziehen“ (121), von denen doch viele die Menschen bemitleiden und ihr Verderben nicht wünschen (Ov. met. I 246: est tamen humani generis iactura dolori omnibus et, quae sit terrae mortalibus orbae forma futura, rogant. quis sit laturus in aras tura? ferisne paret populandas tradere terras?).

Als Prometheus so den Lüften seine Ohnmacht, seine Verzweiflung, seinen Grimm klagt, erscheinen auf geflügelten Wagen die Okeanostöchter, welche seinem Geschlechte verwandt und seinem Hause nahe befreundet sind; mitleidig und jammernd staunen sie über den jähen Sturz des mächtigen Titanen, namentlich als Prometheus ihnen auseinander setzt, dies sei der Dank, dies der Lohn für seine Treue, seinen Rat, seine thätige Mithilfe: er sei es gewesen, der die Titanen vor der Qual des Tartaros habe bewahren wollen und durch ihn veranlasst seien auch Okeanos und so viele andere gerettet und zum Zeus geführt worden, ohne ihn würden die Olympier nimmer den Sieg erlangt haben: 218 „mein Rat ist's, durch den die dunkle Tiefe des Tartaros den urerzeugten Kronos samt seinen Helfern birgt; den Nutzen zog der Fürst der Götter von dem Bund mit mir und so vergilt er es mit schlechtem Lohn!“ und ebenso treu und hilfreich habe er sich den Menschen erwiesen; 239 „ich zog die Menschen vor in Mitleid!“ und zwar rühmt er sich 248: „Pr. Ich machte, dass sie aufhörten, dies Verhängnis vor sich zu sehen. Chor. Welch Mittel fandest du für dieses Unheil? Pr. Ich pflanzte heimlich Hoffnung ihnen ein. Ch. Da gabst du ihnen eine grosse Hilfe. Pr. Und freilich auch das Feuer schenkte ich ihnen. Ch. Jetzt hat das Tagsgeschöpf den hellen Strahl? Pr. Durch den es manche Kunst erfinden wird.“

In wenigen kurzen Worten erinnert Prometheus an die Begebenheiten, welche, wie wir annehmen dürfen, den Inhalt des vorhergehenden Stückes gebildet hatten. Vorher hatte er erwähnt 231: „Zeus wollte die unglückseligen Menschen vernichten und ein neu' Geschlecht erschaffen; dem trat ich entgegen und bewahrte sie

davor, in den Hades zu gehen (εἰς Ἄιδου μολεῖν).“ Die wenigen Geretteten, denen die grause Flut alles zum Leben Unentbehrliche geraubt hatte, sahen den unvermeidlichen Tod vor Augen (μόρον προδέρκεσθαι), sie hatten nicht die geringste Hoffnung, sich am Leben erhalten zu können. Da brachte ihnen Prometheus das Feuer wieder und damit die einzige, wenn auch noch sehr schwache (τυφλός) Hoffnung, aus ihrem Elend sich wieder emporarbeiten zu können; es war wirklich eine Rettung aus Todesnot.*)

In einer späteren Scene geht Prometheus weitläufig auf die wohlthätigen Folgen der Mitteilung des Feuers ein: 109 „dieses ward den Menschen ein Lehrer jeder Kunst, ein Strom des Glücks“; er schildert v. 455 ff., wie er sie unterrichtet habe, Häuser erst aus Holz, dann aus Ziegel zu bauen, die Metalle aus der Erde zu graben, sie zu schmelzen und zu mancherlei Werkzeugen und Gerät zu verarbeiten (500); er lehrte sie den Auf- und Untergang der Gestirne beobachten, um daran den Beginn der Jahreszeiten für Saat und Ernte zu erkennen, Rosse zu züchten, „des stolzen Reichtums Schmuck und Zier“ (466), zeigte ihnen den Gebrauch der Last- und Zugtiere, der Ruder und der Segel, ja, teilte ihnen die Kenntnis der Zahlen und der Schrift, der Wahrsagung aus Vogelflug und Eingeweiden,

---

*) Die gewöhnliche Übersetzung dieser Verse: „Ich half den Menschen von der Todesfurcht und pflanzte blinde Hoffnung ihnen ein,“ kann nicht richtig sein; sie verallgemeinert, was hier von einem einmaligen Ereignis gesagt ist und behauptet etwas Unwahres und Unmögliches; denn dem Menschengeschlechte ist die Todesfurcht keineswegs genommen: nichts ist allen Menschen so sicher und gewiss, als dass sie sterben müssen, und keine Hoffnung, mochte sie noch so blind, so falsch, so thöricht sein, ist je im stande gewesen, die Angst vor dem Tode zu vermindern oder gar vergessen zu machen. Ein Segen wäre es, wenn das geschehen könnte: Plut. Gorg. 523 D „das müsste man zu erreichen suchen, dass die Menschen den Tod nicht vor sich sähen; nun aber wissen sie ihn zuvor.“ Andererseits bietet aber gerade diese Aussicht auf den Tod für viele einen Trost, von den Leiden dieses Lebens befreit zu sein, eine Ansicht, die wir bei den griechischen Tragikern wiederholt ausgesprochen finden; auch Prometheus sagt 754: „wie würdest du mein Los ertragen können, da mir zu sterben nicht beschieden ist; dann freilich würde ich ledig meiner Schmerzen.“

Wie wäre aber auch Prometheus wohl im stande gewesen, den Menschen die Todesfurcht zu nehmen? und welche „blinde“ Hoffnungen hätte er ihnen einflössen können, dass sie darüber den Tod vergessen hätten? μόρος ist hier wohl nur auf das Vorhergehende zu beziehen: das eben erwähnte drohende Verhängnis der Vernichtung; τυφλός heisst nicht nur: „blind“, sondern auch: was nicht gesehen wird, also: „versteckt, geheim“; προδέρκεσθαι nicht bloss: „vorhersehen“, sondern auch: „vor sich sehen, vor Augen haben“.

der Arzneikunst mit und wurde so der Begründer einer höheren Kulturentwicklung, „kurzum, mit einem Worte sage ich dir: Prometheus gab den Menschen jede Kunst“ (505).

Absichtlich hat Äschylos in dieser Rede dunkel gelassen, ob die Menschen diese höhere Kultur schon besitzen oder nicht; zur Zeit der Aufführung des Dramas war sie natürlich vorhanden und durch diese Worte wurden sich die Zuhörer der Segnungen des Feuers klar bewusst; dazu war aber dem Prometheus und den Menschen keine Zeit gelassen. Zeus hat natürlich nicht so lange gewartet, bis Prometheus die Menschen in allen diesen Gewerken, Künsten und Wissenschaften unterrichtet hatte, dazu hätte er ja nicht Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte bedurft, sondern hat ihn gleich auf frischer That ergreifen und anschmieden lassen; freilich hatten die Menschen nun einmal das Feuer und die wohlthätigen Folgen seiner Benutzung konnten nun nicht mehr ausbleiben. Prometheus sagt selbst 252: „und freilich auch das Feuer schenkte ich ihnen, durch das es manche Kunst erfinden wird“, spricht also von der Zukunft; an dem Felsen bewegungslos angeschmiedet, versetzt sein reger Geist sich in eine noch weit entfernte Zeit und sieht prophetisch voraus, welchen vielfältigen Nutzen die Menschen aus seinem Geschenke ziehen werden; die fernste Zukunft ist ihm Gegenwart; so sagt er auch: 513 „durch unzählig Leid gebeugt, entfliehe ich meinen Banden“ (φυγγάνω praes) vgl. 525. 848: von dem Ende der Irrwanderung der Jo: „dort rührt (praes) die Hand des Zeus dich stärkend an“; und so spricht er auch hier als schon geschehen aus, was erst im Laufe der Jahrhunderte allmählich sich entwickeln wird.*)

Auch der Chor fasst die Worte des Prometheus als Phantasieen und Prophezeiungen kommender Ereignisse und unterbricht ihn endlich (507): „doch gieb auch übers Mass den Menschen nicht, indem du deiner selbst im Leid nicht schonst. Ich hoffe doch aus diesen Banden dich befreit und gleich dem Zeus an Macht zu sehen.“ Die Okeaninen sind besorgt, dass er durch dies Prahlen und Herausstreichen seiner Verdienste um die Menschheit nur seine Schuld und damit auch seine Strafe steigern werde, andererseits aber erkennen sie auch bewundernd an, wie sehr sein Ruhm und Ansehen bei den

*) Der Aorist wird im Griechischen häufig gebraucht, um eine eben erst vor sich gehende Handlung im Moment ihrer Bezeichnung als schon geschehen sich vorzustellen: ἐγέλασα „ich muss lachen“, ἐπῄνεσα „ich lobe“, vgl. Krüger gr. Gram. I und II 53, 6, 2; so Äsch. Prom. 401: ἔτεγξα. 554: ἔμαθον; ebenso antecipierend beim Briefschreiben, vgl. Krüger 53, 10, 1.

Menschen wachsen wird, wenn einmal alles so zur Ausführung gekommen ist, wie Prometheus es sich träumt und er befreit zu ihnen zurückgekehrt sein wird! und so geschieht es ja auch wirklich.

Es folgen sodann weitere Versuche des Zeus, den Titanen zur Reue und Umkehr zu bewegen, indem er Okeanos, Jo, Hermes nach einander kommen lässt, um ihn immer eindringlicher durch freundschaftliche Ermahnungen, persönliches Beispiel und harte Drohung dahin zu bringen, dass er die Schwere seines Vergehens fühle, freiwillig seine Schuld eingestehe und sich der höheren Macht und Weisheit des Weltenlenkers unterwerfe.

Zuerst hat Prometheus die „Macht und Gewalt" des Zeus kennen gelernt, denen gegenüber er, der gewaltige Titane, sich widerstandslos fühlte wie eine Puppe, hat an seinem eigenen Leibe erfahren, dass dem Zeus die gefühllosen Naturgewalten (Kratos und Bia) ebenso widerspruchslos gehorchen, wie die Götter (Hephaestos), mögen sie es noch so widerwillig thun. Nun erscheint auf einem geflügelten Greifen Okeanos, sein ehrwürdiger Oheim und Schwiegervater, sein treuster Freund und Bundesgenosse (291. 297), um ihn, milde, aber ernst, auf seine Fehler aufmerksam zu machen und ihm zu zeigen, wie thöricht es sei, gegen den widerspenstig zu sein, der nun einmal die höchste Macht in Händen habe: (322) „wenn du meinem Rate folgst, so schlägst du nicht aus wider den Stachel! Sieh doch ein, der Herrscher ist gestreng und unumschränkt!" 309: „Erkenne dich und ändere deinen Sinn! Doch wenn du mit so bösen scharfen Worten umherwirfst, möchte Zeus, wie fern und hoch er thront, dich hören, dass die jetzige Last dir wie ein Kinderspiel des Leids erscheint." Okeanos kennt den Zeus als den zwar strengen, doch gerechten Herrscher, der nicht ein harter und unerbittlicher Tyrann ist und durchaus nicht Lust an Qual und Strafen hat, sondern sich gern erweichen lassen und Prometheus die Strafe erlassen wird, wenn dieser ihn nur darum bittet. Um es ihm zu erleichtern, erbietet sich Okeanos, selbst die Versöhnung einzuleiten, weil er ein grosses Vertrauen und bedeutenden Einfluss beim Zeus geniesse, dass er des Erfolges seiner Vermittelung im voraus sicher sei: (325) „Ich gehe nun und mache den Versuch, wenn möglich, dich aus dieser Not zu lösen"; (338) „denn dies Geschenk, das hoffe ich sicher, wird mir Zeus gewähren, dass er frei dich lässt."

Prometheus aber ist im höchsten Grade über diesen Antrag aufgebracht, seine Eitelkeit fühlt sich tief gekränkt, von einem seiner früheren Genossen, auf die er einst so stolz herabsah, in dieser

schmählichen Lage gesehen und bemitleidet zu werden (158) und so empfängt er auch den würdigen Greis mit den zornigen Worten: „Ha, was ist das! auch du kommst, meine Qual zu schauen!“ und auf seine Warnung antwortet er höhnisch: (330) „Beneidenswerter, dass du bliebst aus aller Schuld, obschon du jedes Wagestück mit mir geteilt!“ (Donner), und fügt ironisch nun seinerseits die Warnung hinzu: „wage es jetzt nicht noch einmal, auf meine Seite dich zu stellen und für mich gegen Zeus zu kämpfen; es könnte dir ergehen, wie dem Atlas und dem Typhon, die auch um meinetwillen Qual erdulden müssen, (373) „du aber bist erfahren, brauchst mich nicht zum Lehrer; darum sichere dich, so gut du kannst.“ Er selbst bedürfe nicht seines Rats, er wolle sich nicht, wie jener, durch feige Unterwerfung zu retten suchen, und wolle nichts von Vermittelung wissen, (383) es sei „verlorene Arbeit und gutmütige Einfalt“. 384. Okeanos: „So lass mir dieses Übel; es ist edel, wenn man das Beste will, ein Thor zu scheinen.“ Den Zögernden drängt Prometheus fort.

Da dieser Versuch, durch väterliche Warnung ihn zur Selbsterkenntnis zu bringen, missglückt ist, lässt Zeus die Jo auf ihrer ziel- und planlosen Irrwanderung zum Prometheus gelangen, damit es zu ihrem und seinem Besten diene; sie soll bei ihm Rat, Trost und Hilfe finden und soll ihm durch ihr unglückseliges Schicksal den thatsächlichen Beweis liefern, wohin es führt, wenn man die weisen Absichten des Zeus misskennt und seinen Willen verachtet.

Jo ist eine von den sterblichen Frauen, welche vor vielen auserlesen ist, einen Sohn des Zeus in ihrem Schosse zu empfangen, damit von ihr ein Gottessohn geboren werde, der die Welt vom Bösen befreie; in klaren Traumgesichten ward ihr diese hohe Bestimmung kund gethan, aber trotz wiederholter Aufforderung weigerte sie sich dessen aus Furcht vor der Welt; aber in ihrem Gewissen bedrängt, suchte sie Hilfe bei ihrem Vater, der in seiner Ratlosigkeit an die berühmtesten Orakel sich wandte, worauf ihm von dem Gotte in nicht misszuverstehenden Worten der Befehl gegeben wurde, dass er seine Tochter aus dem Hause verstossen solle, wenn er sich nicht selbst samt seiner ganzen Familie vernichtet sehen wolle. Kaum ist dies geschehen (εὐθύς 673), bemächtigt sich der Jo „der grimme Zorn der Hera (591. 601. 704. 900), ein unerträglich juckendes Brennen überrieselt ihren Körper 592 (οἶστρος auch: bakchische Aufregung, Wutanfall, χρίειν überhinstreichen, salben, vergiften; κέντρα, Nesselausschlag, zuckende Schmerzen wie von Brandwunden, auch beim Herakles vom Gifte

des Nessos), sie wird von Wahnsinn erfasst, fühlt sich in ein Zwitterwesen, halb Mensch halb Kuh, verwandelt und unaufhörlich sieht sie neben sich den Sohn der Erde, Argos, mit tausend Augen ihre Wege belauern; 660 „zwar ihn ereilte unversehens jäh des Lebens Ziel; doch ich von Gottes Geissel geschlagen, werde durch die Welt gehetzt;“ bald schläfert er sie ein durch eintönigen Flötengesang (575) und dann wieder wird sie aufgejagt, dass sie ohne Rast und Ruh, ohne Weg und Ziel von Land zu Land irrt; so ist sie von Argos durch Hellas nach Dodona gekommen, wo das Rauschen der heiligen Eichen sie klar und deutlich grüssten 832 „als hehres künftiges Gemahl des Zeus;“ in rasendem Lauf trieb es sie dann von dem ionischen Meer durch Thrakien bis zu den Ufern des Okeanos im hohen Norden, wo Prometheus angeschmiedet ist, wo sie nun durch ihn unterrichtet wird, wie sie ihren Irrfahrten ein Ende machen könne, wenn sie von nun an willig den von der Gottheit ihr vorgezeichneten Weg einschlagen wolle; sei sie dazu bereit, dann solle sie sich nach Osten wenden, aber die gottlosen nomadischen Skythen und die Chalyber, die rohen Eisenschmiede, meiden, welche weder die segnenden Gottheiten des Ackerbaus, noch Zeus, den Schützer des Gastrechts, ehren; auch dürfe sie nicht den Fluss des Frevels (Hybristes) überschreiten, sondern müsse an dessen Ufer aufwärts bis zum höchsten Kamme des Kaukasos steigen, der am Ostrande der Erde liege; dann solle sie sich nach Süden wenden zu den Amazonen, welche, wie sie, die Ehe hassten; von diesen würde sie freundlich aufgenommen und zum Maeotischen Bosporos gewiesen werden, den sie durchschwimmen müsse, um von Europa nach Asien zu gelangen; dann müsse sie wieder dem aufgehenden Lichte entgegengehen, aber die dort hausenden Schreckensgestalten meiden: die lichtscheuen Graeen in Schwanengestalt, 796 „drei alte Jungfrauen mit nur einem Auge und einem Zahn, die nie der Sonne Strahl und nie der Mond, das Licht der Nacht, bescheint“: die Gorgonen, deren Schwestern, 799 „beflügelt, schlangenhaarig, menschenfeindlich, bei deren Anblick jedes Herz erstarrt“: die Greifen, 803 „des Zeus scharfschnäblige zornmutige Wächter“: das Reiterheer der Arimaspen „mit nur einem Auge, die an dem Goldsandfluss des Pluto wohnen“; in möglichster Eile müsse sie, dem Lauf der Sonne folgend, den südlichen Rand der Erde zu erreichen suchen, um zum schwarzen Volke der Äthiopen zu gelangen und 808 „zum Quell der Sonne“, wo der Aethiops entspringt, der in seinem Unterlaufe in Ägypten Nil heisst; dort werde sie im heiligen

Delta die Stadt Kanobos, das Ziel ihrer Wanderung erreichen, 847 „dort rührt die Hand des Zeus dich stärkend an, er giebt dir deines Geistes Klarheit wieder und du gebierst den dunklen Epaphos, genannt nach Zeus' Berührung“.

Äschylos erzählt in den „Schutzflehenden“ 297 ff. die Sage von der Jo in ganz anderer Form: Jo ist eine Priesterin im Tempel der Hera und dort schon vermählt sich Zeus mit ihr; darüber mit Recht erzürnt, verwandelt Hera sie in eine Kuh und treibt sie auf die Wiesen von Lerna; als sich ihr aber trotzdem Zeus als „brünstiger Stier“ naht, stellt sie den Argos, den alles sehenden Hirten, ihr zum Wächter und als diesem von Hermes sein Haupt mit dem Sichelschwerte abgehauen wird, sendet Hera eine Bremse, welche Jo durch Thrakien, über den thrakischen Bosporos durch Klein-Asien nach Ägypten treibt, 581 „dort weicht die Qual vor milder Macht und vor dem Hauch der Göttlichkeit. In Thränen löst die schmerzliche Beschämung sich; und sie empfing den Spross des Zeus und sie gebar den edlen Sohn“.

Es ist unmöglich, beide Erzählungen miteinander zu einem Ganzen zusammenzuschmieden; das ist auch unnötig; die griechischen Dichter nahmen sich immer die Freiheit, jede Sage, wie weiches Wachs, nach dem Gedankeninhalt ihres Dramas umzuformen und wenn sie auch die Grundform beibehielten, veränderten sie das Beiwerk nach Belieben, wodurch freilich die uns verwirrende Mannigfaltigkeit der griechischen Sagen entstanden ist.

Im „gefesselten Prometheus“ ist Jo keine Priesterin der Hera, sondern lebt in der Hut ihrer Eltern und es findet eine Verbindung des Zeus mit der Jo noch nicht in Argos, sondern erst in Ägypten statt; weder wird der Tempel der Hera entheiligt, noch Zeus durch seine Verwandlung in einen Stier in seiner Majestät herabgesetzt; auch ist die Darstellung des Wahnsinns mehr verinnerlicht, die Bremsenstiche sind zu brennenden Stichen in den Hautnerven geworden, der Argos zu einem Schreckgespenst, dass nur in ihrer Einbildung besteht.

Jo soll hier in ihrem Ungehorsam, in ihrer Strafe und Erlösung einerseits ein warnendes Vorbild für Prometheus sein, andrerseits ein Beispiel der irdischen Frauen, welche wie Latona und Alkmene, Danae und Semele vor vielen Tausenden auserwählt worden sind, einen Gottessohn in ihrem Schosse zu tragen, was aber zugleich für sie und für ihre Söhne zu einer Quelle von Angst und Qual, von Mühen und Beschwerden wird, so lange sie noch ihren materiellen Körper tragen, da sie zeitlebens von der Eifersucht der Hera ver-

folgt werden. Hera ist die Personifikation der Welt und der Materie, welche, als Gegenpol des Geistigen und Göttlichen, dasselbe zu vernichten strebt. Die Welt erkennt nur Ihresgleichen an, beugt sich vor denen, welche durch Gelehrsamkeit, Reichtum, Macht sich auszeichnen, verfolgt aber und steinigt alle Propheten und Gottgesandten, bewacht eifersüchtig „mit tausend Augen“ ihr Thun und Reden, treibt sie von Haus und Hof und zwingt die eigene Familie, sie zu verstossen. Aber auch die Materie ihres eigenen Körpers, ihre sinnlichen Leidenschaften und Begierden brennen verzehrend in ihrer Seele, bald erliegen sie den einschläfernden Weisen der Weltlust, bald treibt die innere Sehnsucht nach dem Göttlichen sie wieder empor, so dass sie fried- und ruhelos in äusseren und inneren Kämpfen sich abmühen müssen, bis endlich der göttliche Funke in ihrem Innern zur Flamme geworden ist und die Seele vom Materiellen reinigt und erleuchtet, so dass sie vom Rauch geläutert licht und klar zum Himmel emporlodert. Vor allen haben diejenigen zu leiden, welche, obgleich vom Zeus dazu auserlesen, diesem unwiderstehlichen Gebote sich zu widersetzen versuchen und daher erst nach langen Irrwanderungen in Kummer und Schmerzen zur Erkenntnis ihrer Bestimmung und ihrer Schuld und zum Gehorsam gezwungen werden müssen. Hätte Jo gleich von Anfang an der inneren Stimme gehorcht, dann wäre all die Irrsal nicht nötig gewesen, dann wäre ihr Sohn schon der Befreier Σωτήρ gewesen, so aber kann erst nach langen inneren Qualen der Epaphos geboren werden und ihr Hauptfehler wird auf ihre Nachkommen fortgeerbt bis ins fünfte Glied: auch die Danaiden sind solche Ehehasserinnen, wie sie: Prom. 855 „sie fliehen die Heirat blutsverwandter Vettern und jede Braut stösst den geschliffenen Dolch dem Mann ins Herz und raubt das Leben ihm“ und daher büssen sie ihren Frevel in Tartaros, dass sie ewig vergebens das Wasser des Lebens in ihre lecke Seele zu schöpfen versuchen (vgl. Plat. Gorg p. 493). Prom. 865 „Nur eine Jungfrau schmilzt vor Liebe hin, des Bräutigams zu schonen, von ihr entstammt das Königshaus von Argos“ und im achten Glied wird von Alkmene erst der Sohn geboren, welcher als Erlöser für viele und auch für den Prometheus ausersehen ist.

Für Jo liegt in dieser Prophezeiung des Prometheus ein grosser Trost; hat sie auch noch einen grossen Teil der Wanderung vor sich, so geht sie doch nicht mehr in die Irre, sondern einem klaren Ziele zu; daher haben auch die Stationen beim Äschylos sicher eine symbolische Bedeutung, welche den Wissenden und Eingeweihten

seiner Zuhörer durch ihre Bekanntschaft mit den Mysterien gewiss bekannt war, uns aber um so fremdartiger bleibt, je weniger wir von den Fabelwesen wissen, welche zu den urältesten Bestandteilen der Sagenkreise des Perseus und Herakles gehören.

Vielleicht beziehen sie sich auf eine allmähliche Läuterung der Jo von menschlichen Fehlern und Leidenschaften: sie wird gewarnt vor Gottlosigkeit, Frevel und Übermut (Skythen, Chalyber, Hybristes), erkennt in den Amazonen ihr Ebenbild, da auch jene aus Eigenliebe und Trotz sich nicht dem Willen eines Mannes beugen wollen und daher ihre Heimat verlassen müssen und ihrem Verderben (durch Herakles) entgegengehen; so soll sie sich auch von den Graeen und Gorgonen abwenden, den unfruchtbaren Jungfrauen, welche, obschon äusserlich weiss (κυκνόμορφοι) und uralt, dennoch im ewigen Dunkel sitzen und den Menschen ein Greuel sind; sie soll sich nicht von Neid und Goldgier beherrschen lassen, wie die Greifen und Arimaspen, welche trotz ihres Überflusses und Reichtums nur für das Gold ein Auge haben, sondern soll den Quell des Lichtes im klaren Süden aufsuchen bei den frommen Aethiopen, welche, obschon äusserlich schwarz, dennoch im ewigen Lichte wohnen.

Für Prometheus aber ist die Lehre und Warnung vergebens gewesen; er fühlt nur seinen Zorn gegen seine Feinde wachsen, 846 „solch eine Hochzeit gönne ich meinen Feinden“, er sieht darin nur einen neuen Beweis für die despotische Willkür des Zeus, der Freude daran hat, Unschuldige zu quälen, 735 „Nun? wie dünkt der Herr der Götter euch? nicht grausam? nicht derselbe überall? er will, der Gott, dem Menschenkinde hier in Liebe nahen und treibt sie so ins Elend!“ Er beweist wieder, wie recht Okeanos hat, wenn er sagt: 335 „Geschickter bist du, andere zu belehren, als dich selbst! Dies zeigt die That, nicht nur dein Wort!“ Dieselben Eigenschaften, welche Jo meiden soll: Gottlosigkeit, Rachsucht, Zorn, Neid, Hochmut erfüllen auch s e i n e Seele, auch er hält den Besitz von Macht und Gold für wünschenswerter, als das Licht der Selbsterkenntnis (309), auch er sitzt voll Menschenhass als Gottesleugner in der Finsternis und sollte einsehen, dass auf die Dauer nichts dem Willen des Zeus sich zu widersetzen vermag, selbst nicht Hera, seine hehre Gemahlin Suppl. 591. Er selbst bekennt ja klar und unumwunden, dass er sich endlich doch werde beugen müssen, wenn auch erst nach jahrtausendelanger Qual, 512 „durch unzählig (μυρίαις) Leid gebeugt (καμφθείς) entfliehe ich einstmals meinen Banden.“ 871 „doch diesem Stamm (dem Königshaus von Argos) entspriesst

der kühne Held, der pfeilberühmte, der aus meiner Not mich lösen wird"; er sagt selbst, dass dies nicht gegen den Willen des Zeus geschehen kann und wird (Hes. th. 529: οὐκ ἀέκητι Ζηνός), 258 „Chor. Und siehst du deines Leidens noch kein Ziel? Prom. Keins, ausser wenn es jener gut befindet." 375 Prom. „Ich aber will mein Los ertragen, bis sich der Sinn des Zeus vom Zorn gewandt"; er weiss, dass dies nur unter der Bedingung geschehen kann und wird, dass er sich vor Zeus demütigt, dennoch ist er immer wieder gleich darauf so von Leidenschaften geblendet und betäubt, dass er glaubt, Zeus trotzen zu können; er prophezeit: bald werde Zeus von einem Mächtigeren vom Thron gestossen werden und er allein wisse das Geheimnis, wie Zeus vor schmählichem Untergange sich bewahren könne; dies Geheimnis werde er aber nur dann dem Zeus verraten, wenn dieser ihn zuvor von seinen Fesseln befreit und ihn für die ausgestandene Qual und Schmach reich entschädigt habe. Diese Aussicht lässt ihn alle Schmerzen ertragen. Schon den Okeaninen gegenüber hatte er geheimnisvolle Andeutungen gemacht: 167 „Fürwahr, er bedarf noch meiner, der Herr der seligen Schar, er bedarf mein, dass ich den neuen Beschluss ihm verkünde, der Ehre und Scepter ihm raubt" 187 „dann wird er einst sich milde beweisen, sobald ihn traf jener furchtbare Schlag; dann wird sich legen sein grimmiger Zorn und er kommt zum Bund und zur Freundschaft mir, dem Willigen, willig entgegen". Im Gespräch mit der Jo wird er deutlicher und in der steigenden Erbitterung lebt er sich in das Bild der Schmach, die dem Zeus bevorsteht, und der Ehrung und Belohnung, die er zu erwarten hat, immer mehr hinein, und merkt nicht, dass er selbst sein Geheimnis schon fast ganz verrät: 755. „So aber ist kein Ziel des Leids für mich gesetzt, bis Zeus aus seiner Herrschaft stürzt. Jo. Und wer beraubt ihn seines Herrscherstabs? Pr. Er selbst durch sein verkehrt und thöricht Wollen, durch eine Heirat, die ihn ernst betrübt. Jo. Und wird die Gattin ihn vom Throne stürzen? Pr. Ihr Sohn, der stärker sein wird als der Vater. Jo. Und ist für ihn dies Los nicht abzuwenden? Pr. Durch mich allein, wenn ich der Fesseln ledig." 908 „und doch wird Zeus auch, denkt er noch so stolz, einst kleinlaut sein, denn einen Liebesbund schickt er sich an zu schliessen, der vom Thron ihn in das Nichts stürzt; seines Vaters Fluch, des Kronos, den er ausstiess, als er fiel vom alten Thron, wird in Erfüllung gehn. Vermeidung dieses Unheils kann ihm niemand von allen Göttern weisen ausser mir! Ich weiss es und auch wie?"

Prometheus hat wohl Grund zu solcher Hoffnung, er hat schon zweimal solch einen Sturz erlebt, v. 956, hat gesehen, wie furchtbar sich der Fluch des Uranos an seinem Sohne erfüllte; er war dabei, als ein gleicher Fluch vom Kronos über Zeus ausgesprochen wurde, und weiss, wie schwer eines Vaters Fluch auf seinen Kindern lastet. 515 „Wer lenkt das Steuer der Notwendigkeit? Die dreigestaltigen Moiren und die Geister, die aller Schuld gedenken, die Erinyen.“ Mit grimmiger Freude gedenkt er jetzt des Schicksalsspruches, dass der Meeresgöttin Thetis ein Sohn bestimmt sei, der mächtiger sein werde, als sein Vater, denn er hat vernommen, dass Zeus mit dem Gedanken umgeht, Thetis zu seiner Gemahlin zu machen. In dieser Voraussicht wächst sein Trotz und Hohn, sodass selbst bei den Okeaninen das anfängliche Mitleid mehr und mehr in Entsetzen sich verwandelt, 472 „dich traf, was zu erwarten. Du verfehltest dein Ziel und irrst, und wie ein schlechter Arzt, der krank wird, bist du nun verstimmt und kannst kein Mittel finden, was dir selber helfe. 540 „aber ich schaudre, wenn ich dich betrachte, so in Qual durch eigene Schuld gemartert, weil du den Zeus nicht mit Zittern scheutest“. 928 „du freilich schmähst den Zeus (ἐπιγλωσσᾷ), wie dir's gefällt. Dass jemand Herr des Zeus sei, soll man glauben? Wie wagst du solches Wort nur auszusprechen? Ein Weiser scheut und ehrt die Nemesis.“

So wird denn noch ein letzter Versuch, ihn zu retten, gemacht, indem Hermes, der den Willen des Zeus verkündet und vollzieht, erscheint und ihn auffordert, sein Geheimnis kund zu thun, die Sterbliche zu nennen, deren Sohn stärker sein werde als sein Vater um dadurch seine Unterwerfung unter den Willen des Zeus zu beweisen und dadurch seine Strafe abzukürzen; denn sobald er dies gethan, werde er befreit werden, aber auch nur unter dieser Bedingung. Natürlich ist dem Zeus nichts an dem Namen der Thetis gelegen, den weiss er längst, sondern nur an der Unterwerfung des Prometheus; diese aber muss freiwillig geschehen, denn würde Hermes ihm sagen, dass dem Zeus ohnehin schon der Name bekannt sei, so hätte jede Mitteilung desselben von seiten des Prometheus gar keinen Wert mehr.

So aber empört diese Zumutung den Prometheus aufs äusserste; wie? er soll freiwillig verraten, was ihn allein die Qual erträglich macht? er soll der Aussicht entsagen, alle seine Feinde gedemütigt und sich als den Retter des Zeus hoch belohnt und hochgeehrt zu sehen (als ob beides neben einander möglich wäre!), nein, um keinen

Preis und sollte die Qual noch so lange dauern! er, der uralte Titane, der schon die Zeiten des Uranos und der Gaea gesehen und die ganze lange Regierung des Kronos in Glanz und Ehren durchlebt, er sollte sich beugen vor diesem neuen Gotte, vor seinem jungen Vetter! Niemals und käme es tausendmal noch schlimmer! 955 „ihr seid noch jung und neu im Reich und glaubt in fester Burg zu wohnen! aber sah ich nicht schon zwei Gebieter daraus stürzen? Am schmählichsten und schnellsten sehe ich bald den jetzigen dritten fallen. Glaubst du denn, dass ich mich vor den neuen Göttern fürchte? daran fehlt viel, fehlt alles? 989 „'s giebt keine Marter, keine List, wodurch mich Zeus bestimmen kann, dies auszusprechen, bis mir die Schmach der Fesseln abgenommen. Nun mag er seine sprühenden Flammen schleudern, mit weissen Flocken und mit Donnergrollen den Erdengrund erschüttern und verwirren; mich kann er doch nicht beugen!"

So fordert er selbst höhnend und trotzig noch härtere Strafen heraus, sodass Hermes über seinen thörichten Wahnsinn nur spotten kann, da Prometheus dadurch ja den Zeus nicht im geringsten, sondern nur sich selbst schaden könne 999. 1011. „du beissest wie ein wildes Füllen den Zaum, schlägst aus und widerstrebst dem Zügel; doch dieses Grossthun ruht auf schwachem Witz. Für einen Thoren giebt es keine Macht so stark, wie seine Selbstgefälligkeit."

Zeus wusste im Voraus, dass Prometheus sich jetzt noch nicht beugen werde und Hermes fühlt selbst den Willen des Zeus in sich und verkündet nun dem Prometheus die Verschärfung seiner Strafe, so furchtbar, wie jener sie sich gewiss nicht gedacht hat. Aber Prometheus ist schon zu weit gegangen in seinem Trotze, jetzt glaubt er nicht mehr zurückweichen zu dürfen, ja, je härter die Drohung, je grösser die Strafe, desto mehr wächst sein Grimm; er glaubt's doch nicht, dass Zeus es wagen werde, das ihm anzuthun und schliesslich, was vermag selbst ein Zeus gegen ihn, den Titanen? quälen, peinigen kann er ihn vielleicht, aber ihn zu vernichten, dazu fehlt ihm die Macht, denn er ist unsterblich, gleich wie der Tyrann! 933 „was soll ich fürchten, den der Tod nicht trifft?" 752 „da mir zu sterben nicht beschieden ist!" 1044 „So fahre herab geschleudert auf mich die feurige schneidige Schlange, die Luft erdröhne vom Donner, es zucke im Grimm des rasenden Sturms erschüttert der Grund bis tief in die Wurzel der Erde hinab, und mag er das Meer mit wildem Gebraus auftürmen sich lassen hinan zu der Bahn des

himmlischen Lichts, er mag meinen Leib in des Tartaros Dunkel jäh stürzen hinab, gebunden im Wirbel des Schicksalszwangs, er kann mein Sein nicht vernichten!"

Und so geschieht es! unter dem Aufruhr der Elemente versinkt er in die Tiefen des Tartaros mitsammt dem Felsen, an welchem er angeschmiedet ist.

3. Προμηθεὺς λυόμενος.

Es ist ein grossartiges Schauspiel des sich steigernden Hochmuts, das uns Äschylos in seinem „gefesselten Prometheus" bietet. War in dem ersten Stücke das Vergehen geschildert, so in dem zweiten die Versuche, ihn zur Einsicht zu bringen; denn die Strafe die ihn trifft, entspringt nicht der despotischen Willkür eines zornigen Tyrannen, welcher mit seiner Machtvollkommenheit Missbrauch treibt, sondern ist die natürliche Folge seiner Schuld und die einzige Möglichkeit, ihn von seinem Hochmut zu heilen und ihn zu seinem und der Menscheit Nutzen zu retten; denn ein so reich begabter Übermensch ist nicht geschaffen, um durch sich selbst zu Grunde zu gehen, sondern er muss nur von dem bisherigen irrtümlichen Gebrauch seiner reichen Geisteskräfte überzeugt und von seinen Fehlern geheilt werden, muss zur Selbsterkenntnis und dadurch zur Reue und Busse kommen, damit er dann erst ein rechter Segen für die Menschen werde.

Nur durch einen jähen Fall, durch vollständige Entziehung alles dessen, worauf ein solcher Hochmut sich stützen kann, ist ein solcher Geist zu retten: er, der bisher ein mächtiger Fürst war, verehrt, umschmeichelt, angebetet von Millionen Unterthanen, gewöhnt an Üppigkeit und Pracht und Reichtum, stolz auf seinen uralten Adel, auf den unbedingten Gehorsam der Tausende, die seines Winkes gewärtig waren, der wird nun plötzlich in menschenleerer Einöde, den glühenden Sonnenstrahlen und den kalten Nachtfrösten (23), dem Hunger und Durste preisgegeben, in qualvollen Schmerzen, am hochragenden Felsen angeschmiedet, machtlos, bewegungslos. Solch ein hochmütiger Geist fühlt sich zunächst tief beleidigt und gekränkt, dass die Gottheit mit ihm (!) so hat verfahren können, hat verfahren dürfen (Ovid met. VI 268 (von der Niobe) mirantem potuisse, irascentemque quod ausi hoc essent superi, quod tantum iuris haberent). Aus solchem Gefühl der Kränkung geht er dann in Zorn über infolge der übermässigen Selbstliebe, welche die Triebfeder fast aller Leidenschaften ist und so taucht in ihm der Gedanke

auf, dass für eine solche Unbill die Gottheit eine kaum zu berechnende Sühne werde geben müssen (177); je mehr er sich aber in diese Idee vertieft, desto mehr malt die Eigenliebe sich das Bild der eigenen Vortrefflichkeit aus im Gegensatze zu dem unbedeutenden Werte der Gottheit und um so mehr steigert sich das Gefühl der Unzufriedenheit mit der eigenen Lage und beginnt an Rache zu denken, wenn er einmal wieder die ihm zukommende Machtstellung erlangt haben wird, denn ein höherer Schicksalswille werde ihm, dem Tiefgekränkten, Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Je unbedeutender und ungerechter so in seinen Augen die Gottheit wird, desto mehr verachtet er dieselbe (938 „mich kümmert Zeus so viel wie nichts") und im sicheren Gefühl seiner Unsterblichkeit verweigert er ihr den Gehorsam, dessen Hauptmotiv bei den Menschen, dem Mächtigeren gegenüber, die Todesfurcht ist. Je klarer sich aber der hochmütige Geist seiner Unsterblichkeit bewusst wird, wächst in seinen eigenen Augen auch seine eigene Macht und Grösse in der Idee, dass die Gottheit ihm nichts anhaben kann (995 „mich kann er doch nicht beugen", 1153 „er kann mein Sein nicht vernichten"), dass er also mächtiger sei, als die Gottheit, ja, dass diese sich fürchte vor ihm und daher ihn so unbarmherzig quäle und fest verwahre und von den Sklaven ihres Willens überwachen lasse, um ihn durch Schmeicheleien, Versprechungen, Martern, Qualen zu überreden, ihr das Geheimnis seiner Macht zu verraten (989 „es giebt keine Marter, keine List, wodurch mich Zeus bestimmen kann, dies auszusprechen"). Dadurch kommt er in einen förmlichen Abscheu und Verachtung vor der Gottheit, betrachtet sich als ein numen supremum und nun ist weder auf gütlichem noch auf strengem Wege irgend etwas zu erreichen, denn einem Zornigen darf man nicht mit Gegenzorn begegnen, sondern nur mit einem sanftmütigen Ernste, denn der Zorn wird wieder Zorn erwecken, um ihn dann durch seine vermeintliche Übermacht zu töten. Findet aber der Zorn nichts, daran er sich vergreifen könnte, so kehrt er dann auf sich selbst zurück und zerfleischet sich selbst, und solche Zornesglut muss man sich in sich selbst verzehren lassen. In Zeiten der Ruhe ist er im Innern seiner Seele freilich auch seiner entsetzlichen Ohnmacht neben der unendlichen ewigen Macht der Gottheit vollkommen klar bewusst, aber eben darum weil er das nur zu sehr in aller Tiefe fühlt, sieht er es als einen Triumph seines Stolzes an, ihr trotzen zu können, um so mehr als er erkennt, dass ihr trotz aller ihrer Macht kein Mittel übrig bleibt, seinen Sinn zu beugen,

über seinen Willen zu siegen, ausser durch seine völlige Vernichtung. Das aber würde die Gottheit niemals als einen Sieg über ihn betrachten können, denn ein geistiger Lebenssieg beruht nie auf einer vielleicht möglichen Vernichtung des endlos schwächeren Gegners, sondern darin, dass dieser dahin gebracht wird, freiwillig die höhere Weisheit und die grosse Machtfülle der Gottheit anzuerkennen. Vorläufig aber verweigert er ihr diese Anerkennung und beharrt darauf, ihren Willen nicht zu thun, um ihr zu zeigen, dass es ausser ihrem Willen noch einen anderen giebt, welchen alle Allmacht der Gottheit nimmer beugen soll, so lange sie ihn bestehen lässt: es ist ja unendlich leicht, sich der Gottheit zu unterwerfen und dann mit deren Kraft mächtig und in deren Lichte selig zu sein, aber die ewige Allmacht der Gottheit kennen und deren Zorn verachten, trotz des Gefühls der eigenen Ohnmacht auf alle Seligkeit freiwillig zu verzichten, in der grössten Qual ihr zu trotzen, das hält er grösser, als alle Grössen, die ihm sonst denkbar sind. In diesem Ungehorsam ersieht er den grössten Triumph seiner Ohnmacht gegen ihre Allmacht, weil er trotz seiner Ohnmacht stets der freiwillige Sieger über die Allmacht und Weisheit und Zorn der Gottheit verbleibt, die ihn doch nicht beugen kann. Ein Hephaestos, ein Okeanos, ein Hermes zu sein ist keine Schwierigkeit, es ist leicht, von der Gnade der Gottheit zu leben, ihre Geschenke demütig entgegen zu nehmen, in ihrer Weisheit klug zu sein, durch ihre Macht Grosses zu vollbringen, aber ein Prometheus zu sein, mächtiger und weiser, als diese alle, wohl zu wissen, welche Kraft, welche Erkenntnis, welche Seligkeit er erlangen könnte, wenn er sich unterwürfe, klar voraus zu sehen, welche stets steigende Qual das Zorngericht des ewig waltenden Zeus ihm auferlegen kann und dennoch aller dieser zu erwartenden Macht, Seligkeit und Qual den unerschütterlichsten Trotz zu bieten, diese ohnmächtige Willensgrösse hält er für endlos grösser, als die Grösse der Göttlichkeit des Zeus und dieser hochmütige Wahn macht es ihm leicht, alle Marter freiwillig zu ertragen.

Mit weiser Berechnung lässt Äschylos den Zeus nicht selbst auftreten, sondern nur solche, welche vermitteln, raten, helfen wollen; was ficht die ewige Gottheit diese eitlen Prahlereien, diese thörichten Lästerungen an! Darüber ist sie erhaben, aber auch erhaben über eine Anwandlung sentimentalen Mitleids, etwa die Strafe zu früh abzukürzen, ehe sie ihre Wirkung gethan hat, denn die Qualen sollen dem Prometheus zur Erlösung dienen; jede seelische Umwand-

lung zum Bessern ist mit Schmerzen verbunden, so lange bis das ganze Wesen in eine höhere Ordnung übergegangen ist; dieser notwendige Schmerz veranlasst die Lästerungen; wird aber erst die Besserung weiter fortschreiten, dann werden die Schmerzen sich verringern, die Lästerungen dann auch von selbst aufhören und in Reue übergehen, welches die Brücke zur Demut und zum Gehorsam ist.

Deshalb ist auch die äussere Form der Strafe des Prometheus in gewissem Sinne ein Bild des inneren Zustandes des Hochmütigen, in dessen Seele diese eine Hauptleidenschaft beherrschend auftritt, alle anderen Triebe, Fähigkeiten und Kräfte in ihren Bann zieht und gleichsam aufzehrt; der Geist bleibt in ihr gefangen und wie in eisige Bande eingeschnürt; das bewirkt in der Seele eine grosse Armut und Verödung, da ihr gar keine Gelegenheit gegeben wird, sich zu bethätigen und zu äussern. Diese Abödung ist aber durchaus nötig, um Prometheus Zeit zu lassen, sich von der Thorheit seines Wahns zu überzeugen; endlich wird er doch einmal einsehen, dass niemals der Zeitpunkt eintreten wird, in welchem die Gottheit von ihrer Höhe herabsinkt, dass niemals seine Ideen von Rache und Wiedervergeltung sich verwirklichen und deshalb redet Äschylos absichtlich von einer μυριετῆς χρόνος und der Schol. ad 94 erwähnt: ἐν γὰρ τῷ πυρφόρῳ τρεῖς μυριάδας φησὶ δεδέσθαι ἀυτὸν (χρή), d. h., dass dem Prometheus schon am Ende des ersten Stückes angedroht sei, dass ihm eine Fesselung von 30000 Jahren bevorstehe. Nun dauert die Haft allerdings nur 13 Menschenalter, also etwa 400 Jahre, aber dem in der Einsamkeit des Tartaros Schmachtenden dehnt sich eine noch so kurze Zeit zur Ewigkeit; und je grösser ihm der Zeitraum erscheint, desto besser für ihn; er soll sich elend fühlen, Hunger und Durst leiden, von der entsetzlichsten Langeweile gefoltert werden, in der Minuten zu Tagen, Tage zu Jahrhunderten werden, weil gar nichts vorhanden ist, woran er den Verlauf der Zeit abzumessen im stande ist, damit er endlich einsehe, dass er selbst diesen jammervollen Zustand verschuldet hat, dass all sein Trotzen und Wüten rein nutzlos ist, dass niemand sich um ihn bekümmert, und nun endlich die Sehnsucht in ihm erwache, aus diesem qualvollsten Gefühle seines Nichts befreit zu werden; auch der grösste Frevler kommt zur Besinnung in der Länge der Zeit; der Gottheit aber steht eine unbegrenzte Zeit zur Verfügung und sie kann ruhig abwarten, bis jenem die Zeit zu lang wird.

Ferner aber ist auch der Gedanke nicht abzuweisen, dass Äschylos den Prometheus als Vertreter der Menschheit im allgemeinen

aufstellt; ehe diese sich aber aus der tiefen Versunkenheit in Schuld und Sünde zur Erkenntnis, Reue und Busse durchringt, dazu bedarf es allerdings vieler Jahrzehntausende; denn auch dies Drama will zur Lösung des ewigen Sphinxrätsels beitragen: „Was ist der Mensch?" und dies Rätsel vermag nur der zu lösen, der an sich selbst die Weisheit der „himmlischen Mächte" erfahren hat: „Ihr führt ins Leben uns hinein, ihr lasst den Armen schuldig werden, dann überlasst ihr ihn der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Erden!" Wer das Rätsel nicht löst, fällt der „Erwürgerin" zum Opfer, wer aber, wie Oedipus, seine Schuld sühnt durch Erkenntnis, Reue und Busse, der erlöst nicht nur sich selbst vom Bösen, sondern auch die Menschheit, und dann muss die „Verschlingerin" sich selbst ins Meer der Vernichtung stürzen; daher heisst er auch der „Wissende" (οἶδα sscr. vid, wie Odin, Wodan).

Während der langen Zeit der Haft des Prometheus in der Tiefe des Tartaros sind auch andere Vorbedingungen seiner Befreiung erfüllt. Hermes hatte ihm verkündet: 1026 „Kein Ende dieser Qual darfst du erwarten, ehe nicht ein Gott für dich als Stellvertreter (διάδοχος) erscheint, freiwillig in den finstern Hades und in den tiefen Tartaros zu steigen." Chiron, ebenfalls ein Titan, ein Sohn des Kronos, der durch Herakles' Pfeil verwundet, durch das Nessosgift von furchtbaren Qualen gefoltert wird, hat seiner Unsterblichkeit entsagt zu Gunsten des Prometheus. Chiron ist ein Kentaur, eine Mischgestalt, wie Jo, halb Mensch halb Ross und steht in einem merkwürdigen Gegensatze zu den übrigen Kentauren, deren Ältester und Anführer er ist; diese sind wilde Bergdämonen, die, wie tosende Wildbäche, in rasendem Laufe dahinstürmen, aber θῆρες, ungeschlachte Bestien, lüstern nach Weibern und Wein, nach Hader und Zwist, voll toller Begierden und Kampflust. Chiron dagegen wird als der Weiseste und Gerechteste aller Menschen gepriesen, wohlwollend und hilfreich gegen alle Kranken und Elenden, Freund der Götter und der Gottessöhne, Lehrer des Apoll in der Musik, des Asklepios in der Heilkunde, des Jason, Peleus, Achilles in Frömmigkeit, Gerechtigkeit und edlen Künsten. Die Griechen stellten in solchen Mischgestalten den Übergang vom Tierischen zum Menschlichen dar, das Pferd aber galt ihnen, wie allen arischen Völkern, als das edelste aller Tiere, in welchem schon ein Hauch göttlichen Geistes lebt, daher wir weissagende und redende Pferde so gut bei den Indern und Persern, wie bei Homer und den Germanen finden. Die Kentaurengestalt bezeichnet daher das Emporringen des göttlichen

Geistes im Menschen aus den tierischen Begierden und Gelüsten; in den übrigen Kentauren (den indischen gandharven) überwiegt noch die dämonische Gewalt der Materie, während in Chiron der Sieg des Geistes über das Tierische errungen ist und das beweist er namentlich dadurch, dass er sein Leben, ja, seine Unsterblichkeit aufopfert, um durch diesen Beweis der Freundes- und Gottesliebe den giftigen Hass des Prometheus gegen alle Titanen und Götter, die ihn so schmählich im Stich gelassen, in Reue und Dankbarkeit umzuwandeln und eine so grossartig angelegte Natur zum Nutzen der Welt und der Menschen wiederzugewinnen.

So stellt die Kunst ihn dar im Kampfe mit einer riesigen Schlange, welche seinen Leib mit ihren Windungen so fest umschnürt hat, dass ihm fast der Atem vergeht und seine Kraft zu erlahmen droht; schon hat sie ihn an den äussersten Rand des Felsenabhangs gedrängt, so dass sein Fall in die Tiefe unvermeidlich erscheint; aber gerade in der äussersten Not sammelt er alle seine Kräfte zu einer höchsten Anstrengung und presst mit eisernem Griff den Hals der Schlange zusammen, dass sie ohnmächtig ihre Schlingen lockert und alle Macht zu schaden verliert, und nun strömt aus ihrem geöffneten Rachen statt des tödlichen Geifers das klare Lebenswasser empor, das den ermatteten Kämpfer erfrischend überströmt und seinen Sieg über das Böse mit der Gabe des ewigen Lebens belohnt.

Auch Zeus hat sich in der Zwischenzeit mehr und mehr in seiner Stellung als Herr der Welt befestigt und den Fluch des Kronos in Segen umgewandelt. Schwer genug hatte ihn der Fluch bedrückt, denn war es auch nur eine wohlverdiente Strafe, dass den Kronos ein gleiches Schicksal traf, wie dasjenige, welches er seinem Vater bereitet hatte, und war Zeus auch nur das strafende Werkzeug in der Hand der Erinys gewesen, so lastet doch eines Vaters Fluch unentrinnbar auf dem Haupte des Sohnes, bis er gesühnt ist, ebenso wie auf Orestes der Fluch der Mutter, obgleich er doch nur auf des Gottes Geheiss den Mord seines Vaters an ihr gerächt hatte. Deshalb hatte Zeus auf den Rat des Uranos und der Gaea seine erste Gemahlin Metis („Klugheit, Einsicht, Weisheit“) ganz in sich aufgenommen und sie dadurch vollständig mit seinem Wesen vereinigt (Hes. th. 886), so dass er fortan als μητίετα Ζεύς in jedem einzelnen Falle nur den weisesten Entschluss zu fassen im stande war und zugleich der Gefahr entging, durch einen Sohn von ihr entthront zu werden; aber als die Frucht dieser geistigen Vereinigung

war Athene, die Göttin der Weisheit, als sein ureigenster Gedanke, sein Lieblingskind, gewappnet seinem Haupte entstiegen (wie die Walküre, die geharnischte Jungfrau, aus der Verbindung Wotans mit der Urwala Erda).

Dann war, wahrscheinlich durch Okeanos (Prôm. 325, 338), die Aussöhnung des Zeus mit Kronos zu stande gekommen, so dass dieser selber seinen Fluch zurücknahm und mit seinem ganzen Geschlecht sich der Herrschaft des Zeus freiwillig unterwarf, worauf er samt allen Titanen und Titaniden aus der Haft des Tartaros entlassen wurde, welche fortan auf den Inseln der Seligen jenseits des Okeanos wieder, wie zuvor, ein freudenvolles Dasein in ewiger Jugend und heiterem Lichte genossen.

Durch die Vereinigung mit der Themis, seiner zweiten Gemahlin, ward dann Zeus Vater der drei Horen, der „Gesetzlichkeit", des „Rechts" und des „Friedens" (Hes. th. 901) und der drei Moiren, „welche den Menschen gemäss ihrer Thaten verleihen das Gute sowohl wie das Böse" (Hes. th. 904).

So konnte nun Prometheus, nachdem er zur Einsicht gekommen war, wieder zur Oberfläche der Erde emporgehoben werden, um von der höchsten Spitze des Kaukasos aus, im äussersten Osten der Welt angefesselt das hellere Licht der Erkenntnis zu geniessen und sich umzuschauen und zu erfahren, was inzwischen auf Erden und im Himmel geschehen war (1020) „nach langer langer Zeit erscheinst du wieder am Sonnenlicht; dann wird der blutige Adler, des Zeus beschwingter Bote, deinen Leib mit Gier zerfleischen; er wird jeden Tag ein ungebetener Tischgast dir erscheinen, um deine schwarze Leber zu verzehren."

Prometheus' Strafe ist noch nicht beendet, weil seine Läuterung noch nicht vollendet ist, aber auch diese Qual ist weise Barmherzigkeit der Gottheit; die Leber ist für die Griechen der Sitz der Leidenschaft, die schwarze Farbe ein Zeichen der Bösartigkeit derselben, und wenn der Adler, der nur des Zeus Willen verkündet und ausführt, sie verzehrt, so bedeutet dies, dass Zeus selbst die tobende Leidenschaft in seinem Herzen zu ersticken, den glühenden Zorn zu besänftigen sucht und so lange die Leber noch wieder nachwachsen, der Grimm von neuem aufkochen wird, so oft wird er ihn wieder davon befreien, bis endlich der Rachedurst erlischt und nun der Sohn des Zeus erscheinen kann, um ihn auch von der Reuequal zu erlösen. Wie Adler und Leber, so hat auch manches andere noch sinnbildliche Bedeutung: Die Hochmütigen selbst gleichen kahlen

Bergspitzen, die kühn und trotzig zum Himmel emporstreben (wie Othos und Ephialtes); je mehr sie sich aber von der fruchtbaren Erde entfernen, desto isolierter, spitzer, eisiger werden sie, alle Gefühlswärme ist von ihnen gewichen, alles Nutzens für ihre Nebenmenschen sind sie bar, und ihre eingebildete Grösse und Erhabenheit umgiebt sie wie trübe Nebelmassen, so dass sie von der wirklichen Erde ebenso wenig gewahr werden, wie von dem Lichte der Sonne. Ihnen kann nicht anders geholfen werden, als dass sie durch Blitze zertrümmert, von ihrer vermeintlichen Höhe herabgeworfen, von den Stürmen ihrer Leidenschaften und Begierden zerfressen und zernagt und unter ihrer eigenen Masse zerschmettert werden (Ovid met. I. 157 obruta mole sua), bis sie endlich von dem Regen ihrer Reue und Busse erweicht und aufgelöst, durch die Wärme der Sonne der Gnade wieder zu fruchtbaren Erdboden werden können.

Dorthin, zum hohen Kaukasos, ziehen nun die erlösten Titanen von den Inseln der Seligen, um ihren Mitbruder zu begrüssen und ihm Kunde zu bringen von dem, was inzwischen in der Welt geschehen ist; sie erzählen ihm von der Milde des Zeus, der sie aus 1000jähriger Haft im Tartaros erlöst hat, und dass der Fluch des Kronos in Segen umgewandelt sei; dort erscheint Themis, seine Mutter, jetzt die Gemahlin des Zeus und berichtet dem Fragenden, was für Folgen das Geschenk des Feuers für die Menschen gehabt habe: Zeus hat ihnen das Feuer nicht wieder genommen und die Menschen haben durch die Hilfe des Feuers eine hohe Kultur gewonnen, Handwerk und Gewerbe und Kunst sind in Blüte, durch Ackerbau und Bergbau, durch Handel und Schiffahrt sind die Menschen reich geworden: aber auch die bösen Folgen sind nicht ausgeblieben: nur wenige haben Wissen und Können, Reichtum und Macht in ihrer Hand vereinigt, die grosse Menge ist arm und unwissend, geknechtet und vertiert; durch Üppigkeit und Schwelgerei sind Krankheiten, Jammer und Elend, aus Habsucht und Neid sind Streit und Zwist, Prozesse und Kriege entstanden, Hochmut und Herrschsucht knechten die Armen und Schwachen, Trotz und Frevelmut erfüllen die Mächtigeren, Gottesfurcht und Frömmigkeit sind geschwunden und Aberglauben und Gottlosigkeit an deren Stelle getreten; dadurch würden nun auch wieder die Strafgerichte des Himmels herabgezogen, Erdbeben und Sturmesfluten, Misswachs und Pest vernichteten Tausende, kurz, alles sei schlimmer, als je zuvor. Deshalb habe auch Zeus von neuem beschlossen, die Menschheit zu sich emporzuziehen und selbst zu ihnen hinabzusteigen und so zeugte er mit der Maja den „Hermes“, Διὸς ἄγγελος

als „Vermittler zwischen der Welt des Lichts und der Welt der Finsternis“, mit der Semele, seiner neunten Gemahlin, den „Dionysos“ ἐλεύθερος, „den Führer durch den Tod“ und mit der zehnten (zehn bedeutet: die Vollendung), der Alkmene, seinen jüngsten Sohn „Herakles“ σωτήρ, „den Erlöser der Menschheit von allem Bösen“. Hesiod zählt diese drei als die letzten Söhne des Zeus (th. 944) und wie immer der jüngste Sohn bestimmt ist, der Vollkommenste seiner Brüder und der Nachfolger des Vaters zu sein, wie Kronos und Zeus, so ist auch Herakles der Lieblingssohn des Zeus und daher auch wie keiner von der Hera gehasst und verfolgt.

Prometheus ist von allem, was er vernommen hat, aufs Äusserte überrascht und niedergeschmettert; alles ist so ganz anders gekommen, als er es geglaubt hatte: Zeus ist nicht der zornige Tyrann, wie er ihn sich gedacht: sein Feuerraub war keine Wohlthat für die Menschen: der Fluch des Kronos ist gesühnt: ein Titane hat sich seiner erbarmt und hat seine Strafe auf sich genommen: da erklärt er sich für besiegt und ist nun auch bereit, sein sorgsam gehütetes Geheimnis preiszugeben, um seinerseits Zeus seine freiwillige Unterwerfung zu beweisen und ihn vom drohenden Untergange zu retten und beauftragt sie, den Zeus zu warnen: er möge die Thetis nicht heiraten, da ihr vom Schicksal bestimmt sei, einen Sohn zu gebären, der mächtiger sei, als sein Vater. Da erfährt er zu seiner Beschämung, dass auch diese Mitteilung zu spät kommt: er war es ja nicht allein, der dies Geheimnis kannte, alle seine Weisheit stammte ja von seiner Mutter Themis, welche inzwischen die Gemahlin des Zeus geworden war und ihn natürlich längst gewarnt hatte, und gerade jetzt sollte Thetis einem Sterblichen, dem Peleus, vermählt werden.

So waren alle Bedingungen seiner Lösung erfüllt nach den eigenen Worten des Prometheus, wenn auch anders, als er es sich gedacht hatte: 187 „gleichwohl wird er einst sich milde beweisen; dann wird sich legen sein grimmiger Zorn und er kommt zum Bund und zur Freundschaft zu mir, dem „Willigen“, willig entgegen.“ Nun kann Herakles erscheinen als Retter in der Not, der den Adler erlegt und die Fesseln zerschlägt und nun beweist sich Prometheus auch dem Herakles dankbar, indem er ihm den letzten Rest seiner Erdenwanderung durch das westliche Thor des Atlas bis zu den Inseln der Hesperiden beschreibt, wo er die goldenen Äpfel der ewigen „Jugend“ (Hebe) pflücken wird, um dann nach seiner Läuterung durch Feuer auf dem Öta in den Himmel einzugehen.

Ja, auch das tritt ein, was am wenigsten zu erwarten war, was Prometheus früher im trotzigen Übermute forderte, was jetzt aber Zeus freiwillig seinem Stiefsohne gewährt: 176 „erst muss er mich lösen aus grausamer Haft und Busse mir selbst erstatten für diese Beschimpfung!“ denn Zeus veranlasst durch Athene, dass ihm ein Kult in Athen eingerichtet wird, wo er fortan als Wohlthäter der Menschheit, als ʽο πυρφόρος ϑεὸς Τιτὰν Προμηϑεύς gefeiert und durch jährliche feierliche Fackelläufe geehrt werden wird, Wettläufe der Epheben, bei denen es galt, von dem in der Akademie befindlichen Altar des Prometheus bis zur Stadt mit brennender Fackel zu laufen, ohne dass diese erlosch; wer das Feuer als erster ans Ziel brachte, war Sieger. Nun galt Prometheus nicht bloss als πυρφόρος, sondern auch als φωςφόρος Lucifer, nicht bloss als Spender des *irdischen* Feuers, sondern als Verbreiter des „Lichts der Erkenntnis und wahrer Gottesverehrung“. Prometheus trug aber fortan als Sinnbild seiner freiwilligen Demütigung einen Kranz von Weidenzweigen auf seinem Haupte und einen eisernen Ring an seinem Finger und befahl auch den Menschen, dass sie sich als Dankeszeichen für das Geschenk des Feuers mit solchen Weidenkränzen schmücken sollten, wie sie Sklaven zu tragen pflegen, um dadurch zu bekennen, dass sie sich freiwillig dem Willen des Zeus unterwürfen.

So endigte das Stück mit der Verherrlichung des Zeus, wie es in den „Schutzflehenden“ heisst: 36 Zwar die Gedanken des Zeus erspähst du nimmer, schattenumdunkelt ziehen seines Herzens Wege, niemand erkennt sie! Doch wenn im Haupte des Zeus ein Ding vollendet, trifft es ans Ziel und fällt nicht matt zu Boden. Strahlend im Licht zeigt er es den Menschen, selbst im Dunkel des Zufalls.

Nicht besser aber vermögen wir den Inhalt der Prometheustrilogie in Kurzem wiederzugeben, als mit den Worten unseres Altmeisters Goethe, welcher in der „Pandora“ die Eos, die Lichtverkünderin eines neuen Weltentages, als Warnung dem Prometheus sagen lässt: „Was zu *wünschen* ist, ihr unten fühlt es! was zu *geben* ist, die wissen's droben! Gross beginnet ihr Titanen! aber leiten zu dem ewig Guten, ewig Schönen ist der *Götter* Werk, die lasst gewähren!“

4. Loge.

Wir Deutsche haben uns von jeher so tief in die reichen Geistesschätze der hellenischen Sagenzeit hineinversenkt, dass wir

fast ganz darüber vergessen haben, dass auch wir noch kostbare Perlen und Edelsteine uralter Götter- und Heldenmären besitzen, die wir noch lange nicht genügend zu schätzen gelernt haben. Allerdings sind sie meist vor Alter so vergilbt, so blind, so unscheinbar geworden, die goldenen Fäden, an denen sie zu köstlichen Geschmeiden aufgereiht waren, sind zerrissen und verloren gegangen, dass wir uns erst allmählich seit den Gebrüdern Grimm darauf besinnen, dass es eigentlich unsere nächste Pflicht sein sollte, unsere eigene Götterwelt näher kennen zu lernen und unserer „Urgrossmutter" abgerissene, geheimnisvolle Runen zu enträtseln.

Es ist ein unbestrittenes Verdienst Richard Wagners, einen grossen Teil dieser Götter- und Heldensage neu gedichtet und seinem Volke wieder zugänglich gemacht zu haben und je mehr man sich in die Tiefe seiner Dichtung versenkt, um so dankbarer muss man anerkennen, dass in seiner Seele die alten Mären in ursprünglicher Reinheit und verklärt von geistigem Lichte aufgetaucht sind und dass er es verstanden hat, den reichen Inhalt durch den Zauber der Musik in der Seele seiner Zuhörer in ahnungsvollen Gefühlen aufdämmern zu lassen. Wie sehr es aber Wagner gelungen ist, das tiefere geistige Wesen der germanischen Götterwelt zu erfassen, ist kaum an einer anderen Gestalt so klar nachzuweisen, wie an Loge, wenn wir ihn mit dem Loki der Edda vergleichen; wir werden dann zu dem Resultate gelangen, dass dessen Charakter und Handlungsweise der des Prometheus sehr ähnlich ist. Wie uns die Prometheussage bis an die Uranfänge alles Seins und Werdens und die Entstehung des Menschengeschlechts zurückführt, so finden wir auch Loge schon bei der Erschaffung der Welt thätig.

In Wagners „Götterdämmerung"*) singen die Nornen in dunklen Sprüchen den Verlauf des Weltendramas: VI. 178. „An der Weltesche wob ich einst, da gross dem Stamm entgrünte weihlicher Äste Wald; im kühlen Schatten rauschte ein Quell, Weisheit raunend rann sein Gewell; da sang ich heiligen Sinn." (Wie in der Edda unter der Wurzel der Weltesche Yggdrasil an Mimirs Brunnen „Urd" den Weisheitstrank hütet. völuspa 5). Die Norne denkt der Urzeit, als in

*) Ich citiere nach Wagners Gesammelten Schriften und Dichtungen. Lpzg. Fritzsche. 2. Auflage 1888: Rheingold V. p. 199—268. Walküre VI. p. 1—84. Siegfried VI. p. 85—176. Götterdämmerung VI. p. 177—256; die ältere Edda deutsch nach W. Jordan-Frankf. 1889. Die jüngere Edda nach K. Simrock 3. Aufl. Stuttg. 1864.

der Tiefe der Urflut der Funke des göttlichen Lichtes noch schlief, bis dann ein Lichtstrahl aus dem „Auge des Himmels" zu ihm drang, so dass der Schlummernde erwachte, „sein Auge" sich öffnete und nun Licht, Liebe und Leben von diesem Mittelpunkte aus durch die Urgewässer sich verbreitete und die Welt aus der Finsternis ans Tageslicht trat und alle Wesen zum Leben und zur Liebe rief; so singen jubelnd die Töchter des Urvater Rhein: V. 209 „Lugt, die „Weckerin" lacht in den Grund! durch den grünen Schwall grüsst sie den wonnigen Schläfer! jetzt küsst sie „sein Auge", dass er es öffne! schaut! es lächelt im lichten Scheine; durch die Fluten hin fliesst sein strahlender Stern!"

Nun lebten in allen Höhen und in allen Tiefen wunschlos und selig in Liebe und Lust Wesen aller Art. Hochoben im lichten Äther (VI. 103) „wohnten auf wolkigen Höhen die Götter, Licht-Alberich waltete der Schar", ebenso wie nach der Edda ein solches Reich der Lichtalfen, die „schöner sind als die Sonne von Angesicht" noch oberhalb Walhalls zu denken ist (gylfaginning 17); durch die Lüfte brausten die Sturmestöchter, die kühnen Wunschmädchen; in den klaren Wasserfluten schwammen die heiteren, ewig lachenden Nixen, des Rheines Töchter; „auf der Erde Rücken (VI. 103) wuchtete der Riesen Geschlecht, Fasolt und Fafner waren ihre Fürsten", wie die hrimthursen der Edda Personifikationen der gewaltigen Naturkräfte, welche die Erdoberfläche im Laufe der Jahrtausende veränderten und fruchtbar machten; „in der Erde Tiefen tagten die Nibelungen unter ihrem Herrscher Schwarz-Alberich" VI. 102; auch zu ihnen drang der Sonne Strahl, selbst dort verbreitete er Licht und Liebe, verdichtet zu leuchtendem Golde, an dessen lichtem Glanze alle Wesen sich freuten, Zwerge, Nixen und Götter: V. 238 „Sorglose Schmiede schufen wir Schmuck unseren Weibern, wonnig Geschmeid, niedlichen Niblungentand; wir lachten lustig der Mühe". V. 227 „Ein Tand ist's in des Wassers Tiefe, lachenden Kindern zur Lust". völuspa 7 „Idafeld wurde der Asen Wohnsitz, würfelnd im Hofe waren sie heiter; niemals ging ihr Gold auf die Neige".

Aber diese paradiesische Unschuld sollte nicht immer währen. Loge erschien in der Welt und dadurch „das Böse"; spähenden Blicks durchstreifte er die ganze weite Welt und neidisch musste er gestehen: V. 225 „So weit Leben und Weben in Wasser, Erde und Luft, wo Kraft nur sich rührt und Keime sich regen, lassen will nichts von Liebe und Weib." Diese Seligkeit neidete Loge und

so machte er sich daran „Liebe“ und „Weib“ unter den Zwang der Materie zu knechten und zu verderben. Als die Elementarkraft des Erdfeuers hatte er seinen eigentlichen Wohnsitz in dem Mittelpunkte der Materie und so begann durch seine Einwirkung das materielle Entstehen der irdischen Welt, und nun hauchte er seinen vergiftenden Feueratem in die Seele aller lebenden Wesen: der Zwerge, der Götter, der Riesen, und erweckte die verderblichen Begierden und Leidenschaften, Neid und Hass, Selbstsucht und Eigenliebe, vor allen aber Habsucht und Herrschsucht in ihren Herzen. Als Hauptmittel bediente er sich des „Goldes“, dem er dämonische Kraft und magischen Wert verlieh, um dadurch zu allem Bösen anzureizen (Ov. met. I 140: irritamentum malorum). Nun lernten sie das „rote“ Gold im Feuer schmelzen, es zu Wertgegenständen verarbeiten, zu Münzen prägen, es zu sammeln und aufzuhäufen, und so wurde es Mittel zur Knechtung der Schwachen, Anlass zu Zwist und Streit, List und Trug, zu Kampf und Blutvergiessen, Schuld und Vernichtung. VI. 180 „Nicht hell erachte ich das heilig Alte, da Loge einst entbrannte in lichter Brunst“. völuspa 20 „Die erste Schlacht in der Welt ward geschlagen, als man stärkte im Feuer die Fee des Goldes, in der Halle des Hohen sie heizte zum Schmelzen.“ 22 „da versammelten sich auf ragenden Sitzen die Sippe der Götter, beratend zu sinnen, ob sie rächen sollten die ruchlose Sünde oder alle zusammen Sühngeld nehmen“. Leider nahmen sie alle lieber das verfluchte Gold und vergifteten sich selbst damit.

So hatte Loge zunächst in der Erde Tiefen sich den Zwergen zugesellt, hatte sie im Schmelzen und Schmieden unterrichtet, ihnen aber auch die Begier nach Mehrung des Schatzes eingeflösst; in Alberich hatte er brennendes Verlangen nach dem Besitze einer der Rheintöchter erregt; als diese sich lachend und voll Hohn und Spott seiner Brunst entzogen, verfluchte er die Liebe und raubte das Rheingold, um durch dessen Besitz sich zum Herrscher der Welt zu machen; V. 210 „der Welt Erbe gewänne zu eigen, wer aus dem Rheingold schüfe den „Ring“, der masslose Macht ihm verlieh!“ „doch nur wer der Minne Macht versagt, nur wer der Liebe Lust verjagt, nur der erzielt sich den Zauber, zum Reif zu zwingen das Gold!“

Durch den Besitz des Goldes und durch die Zauberkraft des Herrscherringes ward Alberich der gefürchtete Tyrann der Nibelungen, die nun im Zwange der Knechtschaft unermessliche Schätze aus den Metalladern zusammen schleppen und zu wertvollen Schmuck schmieden mussten, um seine Habsucht und Herrschsucht zu be-

friedigen V. 238; aber nur zu bald erkannte Alberich, wie tückisch Loges Rat gewesen war, welch gefährlicher Freund, welch treuloser Gefährte er sei; so trieb er ihn von sich.

Da gesellte sich Loge den Göttern zu, um ihnen nach seiner Weise zu ihrem Verderben zu raten und zu helfen. In Wotans Gegenwart rühmt sich Loge Alberich gegenüber seiner Verdienste: V. 242 „Im kalten Loch da kauernd du lagst, wer gab dir Licht und wärmende Lohe, wenn Loge dir nicht gelacht? was hülfe dir dein Schmieden, heizte ich die Schmiede dir nicht? dir bin ich Vetter und war dir Freund“. Alberich: „Den Lichtalben lacht jetzt Loge, der listige Schelm: bist du Falscher ihr Freund, wie mir Freund du einst warst, von ihnen fürchte ich dann nichts“. Loge: „So denke ich, kannst du mir trauen!“ Alberich: „Deiner Untreue traue ich, nicht deiner Treue.“

Auch Wotan hatte sich einst seliger Lust an Liebe und Weib erfreut: V. 216 sagt er zu Fricka: um dich zum Weib zu gewinnen, „mein eines Auge“ setzte ich werbend daran.

Nun aber erregt Loge auch in Wotans Seele den unbezwinglichen Drang nach Macht und Besitz; nicht länger genügt dem Gotte das selige Geniessen, er will die Elementarkräfte unter seinen Willen zwingen, um durch sie sich eine „Welt“ zu schaffen. VI. 37 „Als junger Liebe Lust mir erblich, verlangte nach Macht mein Mut: von jäher Wünsche Wüten gejagt, gewann ich mir die Welt,“ VI. 178 „Ein kühner Gott trat zum Trunk an den Quell; „seiner Augen eines“ zahlte er als ewigen Zoll: von der Welt-Esche brach da Wotan einen Ast: eines Speeres Schaft entschnitt der Starke dem Stamm“. VI. 104 „mit seiner Spitze sperrt Wotan die Welt; heiliger Verträge Treue-Runen schnitt er in den Schaft ein. Den Haft der Welt hebt in der Hand, wer den Speer führt; ihm neigte sich der Niblungen Heer, der Riesen Gezücht zähmte sein Rat, ewig gehorchen sie alle des Speeres starkem Herrn“.

Gleich Traumbildern wogten die Schöpfungsgedanken durch Wotans Seele und als sein Wille das Werde! aussprach, da brach der Morgen des neuen Weltentages an und in hellem Sonnenglanze erschaute „sein Auge“ staunend seine eigene Schöpfung: V. 214 „Vollendet das ewige Werk! auf Berges Gipfel die Götter-Burg, prunkvoll prahlt der prangende Bau! Wie im Traum ich ihn trug, wie „mein Wille“ ihn wies, stark und schön steht er zur Schau, hehrer herrlicher Bau!“

Nun aber ist es vorbei mit der Unschuld und Seligkeit der „Liebe“ und der ewigen „Jugend“ der Götter, denn durch die Verbindung

mit der Materie haben sie sich selbst an Raum und Zeit gebunden. Loge hat Wotan zu überreden gewusst, den Riesen, den Erbauern Walhalls, als Lohn für ihr Werk, Freia, Frickas liebliche Schwester, die holde Göttin der Liebe und der ewigen Jugend durch feierlich beschworenen Vertrag zuzusichern.

Mancherlei Gründe veranlassten Loge zu so tückischem Rate. Zunächst will er sich rächen an Freia selbst und den übrigen Göttern; er sehnt sich fort aus deren Gesellschaft, weil er sich längst mit ihnen durch seinen Hochmut verfeindet hat; immer wollte er der Kluge sein und oft schon hatte sein Rat sie in schlimme Händel verwickelt, aus denen sie sich nur durch neue Hinterlist oder rohe Gewalt befreien konnten; vergebens warnte Fricka: V. 217 „dass am liebsten du immer dem Listigen trauest! manch Schlimmes schuf er uns schon, doch stets bestrickt er dich wieder"! worauf Wotan entgegnet: „Wo freier Mut frommt allein, frage ich nach keinem! doch des Feindes Neid zum Nutz sich fügen, lehrt nur Schlauheit und List, wie Loge verschlagen sie übt". Wotan hat sich gern seines Rates bedient, um „die Riesenkräfte der Materie" zu seinen Diensten zu zwingen und durch bindende Verträge an sich zu fesseln; deshalb ist er es auch, der allein ihn in Schutz nimmt: V. 223 „Von allen Göttern dein einziger Freund nahm ich dich auf in der übel Trauenden Tross." wie auch in der Edda Loki sich des gleichen rühmen kann (aegisdrecka 9). Aber die übrigen Götter haben es ihn immer empfinden lassen, dass er nur ein Elementargeist ist, nicht einer Ihresgleichen; deshalb klagt auch Loge: V. 232 „An mir ja kargte Freia von je knausernd die köstliche Frucht, denn halb so echt nur bin ich, wie, Herrliche, ihr". So hat er auch jetzt durch den Rat, Freia den Riesen auszuliefern, nur der Götter Verderben beabsichtigt; denn V. 220 „goldene Äpfel wachsen in ihrem Garten, sie allein weiss der Äpfel zu pflegen; der Frucht Genuss frommt ihren Sippen zu ewig nie alternder Jugend; siech und bleich doch sinkt ihre Blüte, alt und schwach sinken sie hin, müssen Freia sie missen".

Am meisten neidet Loge dem Göttervater seine Gewalt, da er selbst durch die Macht seines Herrscherspeers seinem Willen unterthan geworden ist, und so sucht er durch seinen tückischen Rat: die Verträge mit den Riesen zu brechen, den Gott zu verderben und sich zu befreien. VI. 180 „Durch des Speeres Zauber zähmte ihn Wotan; Räte raunte er dem Gott: an des Schaftes Runen, frei sich zu raten, nagte zehrend sein Zahn". Loge weiss, dass Wotan sich

mit allen übrigen Asen verfeinden wird, wenn er um seiner Herrschaft willen die Jugendspenderin verschenkt, V. 216 „um der Macht und Herrschaft müssigen Tand verspielst du im lästernden Spott Liebe und Weibes Wert". So ist Wotan vor die schwere Wahl gestellt, entweder seinem Schwur getreu, Freia den Riesen auszuliefern und dadurch das Leben der Götter aufs Spiel zu setzen, oder eidbrüchig zu werden und dadurch sein eigenes Wesen und seine Herrschermacht aufzuheben, die auf der Gesetzmässigkeit seines Handelns beruht. Fasolt selbst ruft ihm das zu; V. 249 „Lichtsohn du, leichtgefügter, höre und hüte dich: Verträgen halte Treue! Was du bist, bist du nur durch Verträge: bedungen ist, wohl bedacht, deine Macht!" So wird auch hier das „Weib" mit dem ganzen Reiz der Verführung von Jugend und Schönheit zum Mittelpunkt des Begehrens und Streitens; so sagt auch Loki: sigurdhaquidha II. 8: „Ärgeres Unheil ahn' ich in Zukunft, Weibes wegen Streit um dies Strafgold".

Von allen Seiten um Rat angegangen, berichtet der Listige, wie schmerzlich die Rheintöchter um den Raub des Rheingoldes klagen, woraus Alberich den Ring geschmiedet habe, der ihm den Goldschatz und damit die Macht der Welt verschafft hat. Durch diese Schilderung erregt er brennende Begier nach dem Schatze und dem Ringe bei allen: Wotan möchte dadurch seine Herrschsucht befriedigen und seine Macht über die Welt befestigen: die eifersüchtige Fricka die Liebe und Treue ihres Gemahls sich sichern: die übrigen Götter, die in ihrer Existenz bedroht sind, Freia zurückkaufen: die habgierigen Riesen aber Besitzer der unermesslichen Schätze werden. So wird nun zunächst Wotan zu Raub und Diebstahl verleitet, er fährt mit Loge nach Nibelheim hinab, fesselt den Alberich, zwingt ihn zur Herausgabe des Goldschatzes und lässt ihm den Ring entreissen. Dadurch lädt er unsühnbare Schuld auf sich, trotzdem ihn Alberich warnt; V. 253 „Hüte dich, herrischer Gott! frevelte ich, so frevelte ich frei an mir selbst! doch an allem, was war, ist und wird, frevelst, Ewiger, du, entreissest du frech mir den Ring!"

Loge weiss, dass sein Zweck auch so erreicht wird und dass der Ring aufs neue alle miteinander verfeinden wird; zugleich hat er sich an Alberich gerächt, der ihn schnöde von sich wies. Dieser legt nun einen furchtbaren Fluch auf den Ring; V. 234 „Gab sein Gold mir Macht ohne Mass, nun zeuge sein Zauber Tod dem, der ihn trägt! kein Froher soll seiner sich freuen: wer ihn besitzt, den

sehre Sorge und wer ihn nicht hat, nage der Neid! ohne Wucher hüte ihn sein Herr, doch den Würger ziehe er ihm zu! dem Tode verfallen, fessele den Feigen die Furcht, des Ringes Herr, als des Ringes Knecht!"

Von Herrschsucht ganz verblendet, würde Wotan ihn trotz des Fluches behalten haben, wenn nicht Erda, die Urwala, ihn gewarnt hätte; so erlangen die Riesen für Freias Rückgabe den Goldschatz, den Tarnhelm und den Ring; bei der Teilung der Beute aber geraten sie in Streit, Fafner erschlägt den Fasolt, verwandelt sich durch die Kraft des Tarnhelms*) in einen gewaltigen Schlangenwurm und lagert sich in geiziger Gier auf dem Schatze, damit kein anderer sich dessen bemächtige.

Als endlich Freia den Göttern wiedergegeben und der Fluch des Goldes und des Ringes von ihnen genommen ist, reinigt „Donner" die schwüle Atmosphäre des Neides und Zornes, der Treulosigkeit und Gehässigkeit durch einen kräftigen Blitz- und Donnerschlag und über die Regenbogenbrücke ziehen die Götter in Walhall ein; nur in Wotans Herzen nistet die trübe Sorge, ob Walhalls Pracht lange werde bestehen können, da sie durch Lug und Trug und Verrat begründet sei, und zwar alles durch Loges Schuld.

So heisst es auch in der Edda, völuspa 24 „da versammelte sich auf ragenden Sitzen die Sippe der Götter, beratend zu sinnen, wer mit Trug das Luftreich getrübt und geliefert an die Brut der Riesen die Braut des Odin." 25 „Den Thôrr ergriff der grimmigste Zorn, denn selten säumt er, solches vernehmend. Da schwanden zu Trug die Schwüre, Verträge, die man heilig bisher zu halten verheissen."

Den abziehenden Göttern blickt Loge spöttisch nach: V. 267 „Ihrem Ende eilen sie zu, die so stark im Bestehen sich wähnen. Fast schäme ich mich mit ihnen zu schaffen; zur leckenden Lohe

---

*) Die Edda kennt diese Tarnkappe unter dem Namen Ägirs- oder Ögirshelm, der Grauen und Entsetzen erregt durch die Kraft der Verwandlung in allerlei Trug- und Schreckensgestalten. Der Meeresgott Ägir teilt diese Verwandlungsfähigkeit mit allen griechischen Meergottheiten wie Nereus, Proteus, Thetis u. a. m. sigurdhaquidha II: „Fafner lag in Wurmesgestalt auf Gnitaheide; er besass den Ögirshelm, vor dem sich alles Lebendige entsetzte". fafnismal. 16 Fafner: „So lange ich als Wächter lag auf dem Horte und allen trotzte in Ägirs Trughelm, wähnte auch ich, mir gewachsen sei keiner, denn es mangelte hier an mutigen Männern". 17 Siegfried: „Der Helm des Ägir behütet keinen vor des Entschlossenen grimmigem Schlage. 9. „Dir wuchs dein Grimm, dein grausames Wüten, denn trotziger macht den Träger der Trughelm".

mich wieder zu wandeln, spüre ich lockende Lust: sie aufzuzehren, die einst mich gezähmt, statt mit den Blinden blöd zu vergehen und wären es göttlichste Götter — nicht dumm dünkte mich das! bedenken will ich's: wer weiss, was ich thue!" Loge hat seine Absicht erreicht, die Saat des Verderbens ist gesäet, der Fluch der Herrschsucht wird sich früher oder später sicher erfüllen; ungehört verhallt die Klage der Rheintöchter um den Verlust des reinen Goldes, das nun vergiftet ward: V. 269 „Traulich und treu ist es nur in der Tiefe; falsch und feig ist, was dort oben sich freut."

Zur schärferen Charakteristik Loges müssen wir einige Züge aus der Edda hinzufügen, in welcher er ebenfalls eine Hauptrolle spielt, weil er die treibende Kraft des Bösen ist, welches schliesslich die „Götterdämmerung" veranlasst. Dies drohende Unheil schwebt unseren Vorvätern stets vor Augen und unablässig grübeln sie: wer hat das verschuldet? konnte das nicht doch noch abgewandt werden? Deshalb berichtet die Edda fast nie solche Thaten der Asen, welche Heil, Segen, Glück der Welt, den Göttern, den Menschen brachten, sondern nur Beispiele von Lug und Betrug und Frevel; von den meisten Asen erfahren wir kaum die Namen, von Tyr und Baldr nur ihre Verwundung und schmähliches Ende, allein von Odin, von Thôrr, von Loki d. h. von „Verrat", „Gewaltthat" und „List" hören wir immer von neuem: dass Odin von Riesen und Zwergen durch List und Gewalt, durch leere Versprechungen und gebrochene Verträge Weisheit und Zaubermittel zu erlangen sucht, um die unausweichliche Vernichtung der Welt und der Götter noch möglicherweise eine Zeit lang aufzuhalten: dass Thôrr trotz aller bindenden Friedensverträge und trotz der Heiligkeit des Asylrechts mit seinem miölnir, dem „Zermalmer", die Häupter der Riesen zerschmettert, die aber immer wieder nachwachsen, wie die Köpfe der lernäischen Hydra: während Loki durch seinen tückischen Rat die Asen zu immer neuem Verrat zu verleiten und tiefer ins Verderben zu stürzen sich mit Erfolg bemüht.

Von ihm sagt deshalb die jüngere Edda: gylfaginning 33 „Noch zählt man einen zu den Asen, den einige den Verlästerer der Götter, den Anstifter alles Betrugs und die Schande der Götter und Menschen nennen; er ist schmuck und schön von Gestalt, aber böse von Gemüt und sehr unbeständig; er übertrifft alle anderen in Schlauheit und jeder Art von Betrug; er brachte die Asen in manche Verlegenheit, doch half er ihnen oft auch durch seine Klugheit wieder heraus. 42 Als auf seinen Rat die Asen dem Riesen, der Walhall

bauen wollte, Freia und Sonne und Mond versprochen hatten, konnte er sein Leben vor ihrer Rache nur dadurch retten, dass er als Stute den Hengst des Riesen verführte. „Da geriet der Baumeister in Riesenzorn, die Asen aber vergassen alle Verträge und Thôrr zerschmetterte ihm das Haupt.“

In der thrymsquidha fliegt Loki in Freyas Federhemd in der Riesen Land, um auszukundschaften, wo Thôrrs Hammer versteckt ist, begleitet dann als Zofe den als Braut verkleideten Thôrr, entschuldigt mit listigen Ausreden dessen tölpelhafte rohe Sitten, bis der Hammer gebracht wird, um den Ehebund mit dem Riesen zu weihen. 31 „Wie lachte vor Wonne der Wetterleuchter, als er heissen Herzens den Hammer erkannte! erst traf er tödlich Thrym den Thursen und erschlug dann das ganze Riesengeschlecht.“

Nach der skalda 35 verwettet Loki sein Haupt mit dem Zwerge Brock, dass dessen Bruder Sindri nicht drei ebenso gute Kleinode verfertigen könne. Brocks Kunstwerke waren: 1) Lifs goldne Haare, die wie menschliche weiter wuchsen, 2) skidbladnir, Freyrs Fahrzeug, das fahren konnte, wohin man wollte und das sich beliebig klein zusammenfalten liess, 3) Odins Spiess gungnir, der nie sein Ziel verfehlte. Dagegen verfertigte nun Sindri: 1) Freyrs Eber gullinbursti mit goldenen Borsten, der durch Luft und Wasser ritt, 2) den Goldring draupnir, von dem in jeder neunten Nacht acht ebenso schwere abtropften, 3) Thôrrs Hammer miölnir, der, in noch so weite Ferne geschleudert, stets in die Hand seines Herrn zurückkehrte. Die Asen konnten nicht anders, als die letzten drei Kleinode für mindestens ebenso gut zu erklären, als die ersten drei. Da wollte der Zwerg Lokis Haupt abhauen, aber dieser rettete sich durch die listige Ausrede, er dürfe wohl sein Haupt abhauen, aber nicht seinen Hals; so hätten sie nicht gewettet.

Ebenso konnte nach bragaroedhur 56 Loki, als der Riese Thiassi als Adler ihn in seinen Klauen davonführte, sein Leben nur dadurch retten, dass er ihm Idun auslieferte. Idun war die jüngste Tochter des kunstreichsten aller Zwerge, Iswaldi, und dem Bragi, dem Gotte der Dichtkunst, vermählt worden, um für die Asen die goldenen Äpfel zu gewinnen, die ihnen ewige Jugend sicherten. Als die Asen Lokis Verrat erfuhren und ihn mit dem Tode bedrohten, entführte er wieder in Freyas Falkengewand Idun dem Reiche der Riesen, und als Thiassi als Riesenadler ihn verfolgte, ward dieser innerhalb Asgards heiliger Freistatt von Thôrr erschlagen.

Dass auch nach der Edda Loki mit allen Asen sich verfeindet hatte, beweist die aegisdrecka: Die Asen sind zum Trinkgelage in Ägirs Halle versammelt, nur Loki ist nicht geladen; deshalb grade kommt er, wie er zum Diener Eldir sagt: „3 Eintrete ich auch in Ägirs Halle, zuschauen will ich, Zank und Gezeter ins Asengelage und ätzende Lauge in den Met zu mischen!" Dann tritt er ein: „6 Ich komme durstig in diese Halle, denn langen Luftweg legte ich zurück. Euch Asen bitte ich um nur einen Becher ungemischten Mets. Was schweiget ihr still? was stockt ihr verstört, als wäret ihr stumm? Sitz und Sessel in eurer Gesellschaft gewähret oder weiset mich wieder von dannen." Bragi: „Sitz und Sessel in ihrer Gesellschaft genehmigen Asen dir nun und nimmer, dieweil sie wissen, wem sie Bewirtung gewähren dürfen." Loki: „Erinnere dich, Odin, wie wir in der Urzeit zu bleibendem Bunde Blut einst mischten; du gelobtest, allein dich niemals zu laben, böte man das Bier nicht uns beiden zugleich an." Odin: „Erhebe dich, Widar, dem Wolfsvater weiche! lass ihn sitzen im Saal, sonst verleidet uns Loki mit Leumundsreden Ágirs Gelag."

Aus diesen einleitenden Strophen geht hervor: 1) dass Loki nicht schon vorher einen Diener erschlagen haben kann, wie die spätere Prosaeinleitung fälschlich behauptet, und deshalb von den Asen in den nahen Wald gejagt sei; Totschlag ist Lokis Art nicht, er thut nicht das Böse, er rät nur dazu, und wenn er sich friedlos gemacht hätte, würden die Asen ihm das vorgeworfen und gewiss nicht wieder aufgenommen haben; auch sagt er selbst, dass er weither durch die Luft geflogen sei; 2) Loki muss schon oft durch solch giftige Stachelreden die Gelage der Götter gestört haben, so dass sie ihn ein für allemal von ihrer Gemeinschaft fernhielten; 3) Loki muss in der Urzeit Odin so wesentliche Dienste geleistet haben, dass der Göttervater sich veranlasst fühlte, mit ihm Blutbrüderschaft zu trinken.

Trotz seiner Aufnahme schmäht Loki alle anwesenden Asen der Reihe nach, wirft ihnen Vergehungen der schlimmsten Art vor, ohne dass sie ihn Lügen strafen können; weder durch Versprechungen (12), noch durch Drohungen (19) lässt er sich abschrecken und schliesslich rühmt er sich seiner eigenen Schandthaten: 28 er habe den Rat zu Baldrs Verderben gegeben, er habe die Frauen der Götter Niörd, Tyr, Thôrr verführt 32, 39, 54, und als er von Thôrr mit seinem Hammer bedroht wird, schliesst er: 64 „Vor den Asensöhnen und ihrem Gesindel liess ich laut hier meines Herzens Gelüst aus. Doch

dir zu weichen, dünkt mir nur dienlich, denn du würdest unfraglich den Frieden hier brechen.“ (Loki hat es also nicht gethan.) 65 „Ein Gastmahl, Ägir, gabst du, doch niemals wirst du wieder Gäste bewirten. Alles was hier innen dein Eigentum ist, umlecken verzehrend lodernde Flammen, um dir auch den Rücken alsbald zu rösten.“

Augenscheinlich rächt er sich dadurch, dass er als lodernde Lohe Ägirs Haus in Brand steckt.

Ein ähnliches Schmählied ist das harbardhsliodh: unter dem Namen Harbardh und der Bezeichnung eines Viehhirten birgt sich Loki (nicht Odin, wie man meist glaubt); Thôrr ruft vom andern Ufer eines Stroms Loki an, ihn in einem Kahn überzusetzen, weil er ihn für einen Bootsknecht hält und so entspinnt sich ein immer heftiger werdendes Zankduett zwischen beiden; auch hier rühmt sich Loki seiner Buhlschaften und Übelthaten, seiner List und seines Witzes 17, prahlt 23 „ich wanderte in Wälschland von Walstatt zu Walstatt, die Führer entzweiend, nie Zwiste schlichtend“ und verkündet schliesslich dem Thôrr Unheil: Zu Hause werde er seine Mutter tot und sein Weib entehrt finden.

Aus allen diesen Sagen und Erzählungen geht hervor, dass Loge als Vertreter des verderblichen Feuerelements zugleich den Geist der Verführung zum Bösen personifiziert; wie Mephostophiles, so heisst er bekanntlich im ältesten Faustbuch, (μὴ Φώστῳ φιλής) durch seinen Rat und seine Hilfe den Faust zu verderben sucht, so ist auch Loge der Geist, der stets verneint, der sich der Schöpfungskraft als die Kraft der Vernichtung entgegenstellt: „so ist denn alles, was man Sünde, Zerstörung, kurz, das Böse nennt, sein eigentliches Element.“

Loge hat die Götter verlassen und sich zu den Menschen begeben, um auch dort sein verderbliches Wirken fortzusetzen; auch bei ihnen entfacht er Herrschsucht und Goldgier; immer tiefere Schachte treiben die Menschen ins Innere der Erde zu dem Sitz des Erdfeuers und eröffnen so dem Erzfeinde freiere Bahn nach oben, in immer grösserer Flut strömt das verfluchte Gold an die Oberfläche und die wenigen, welche als Nachkommen Alberichs durch des Ringes Kraft sich zu Herren des Goldes machen, knechten die übrigen Menschen, machen die Welt mehr und mehr sich und ihren materiellen Gelüsten dienstbar und tilgen durch ihre unheilige Glut jede Regung edlerer Liebe, bis endlich Alberichs Fluch sich erfüllt, die allgemeine Brunst Menschen und Erde ergreift und Loge in lodernder Lohe die Weltesche verzehrt.

Wotan war aufs tiefste durch der Urwala Prophezeiung beunruhigt: V. 263 „Alles, was ist, endet! Ein düsterer Tag dämmert den Göttern!“ ruhelos durchstreift er als „Wanderer“ die Welt, überall auf der Erde und in ihren Tiefen, bei Riesen und Zwergen sucht er Kunde und Weisheit, „setzt sein Haupt der Wissens-Wette zum Pfand“ VI. 101, ruft selbst Erda, die Urwala, aus der Tiefe ihres wissenden Schlafes zu träumendem Erwachen VI. 38, und erfährt mit Entsetzen, wie sehr Alberichs Fluch und Loges Wirken die Welt schon vergiftet hat: in der Erde Tiefen sind die Nibelungen von Neid, Eifersucht, Habgier erfüllt, leiden Höllenpein in dem ewig vergeblichen Bemühen, sich gegenseitig die Schätze der Tiefe zu entreissen; auf der Erde leben die Menschen in dumpfer Verzweiflung, da all ihr Sehnen nach Freiheit, nach Selbständigkeit, nach individueller Entwicklung und Bethätigung ihrer Neigungen und Fähigkeiten gehemmt und geknebelt ist durch die ehernen Schranken und Gesetze der Sitte und des Rechts, des Herkommens und der Ehe, der Familie und Sippe, des Staates und der Priesterschaft; VI. 39 „Männer, denen den Mut wir gewehrt, die durch trüber Verträge trügende Bande zu blindem Gehorsam wir uns gebunden.“ Selbst die Walküren sind doch nur blinde Werkzeuge seines Willens, ohne Leidenschaft und ohne Liebe, ohne eigenen Wunsch und Willen, und er selbst, Wotan, der Walter der Welt, fühlt immer mehr seinen freien Willen durch die Fesseln der Materie gebunden, merkt, dass auch er durch die Verbindung mit ihr von deren trügendem Scheine umgarnt worden ist. V. 37 „Unwissend trugvoll übte ich Untreue, band durch Verträge, was Unheil barg.“ VI. 40 der durch Verträge ich Herr, den Verträgen bin ich nun Knecht.“ VI. 42 „Ich berührte Alberichs Ring, gierig hielt ich das Gold! Der Fluch, den ich floh, nicht flieht er nun mich.“

Dadurch dass er durch die Kraft seines Willens die Elementarkräfte unter den Bann der Naturgesetze fesselte, hat er zugleich sich selbst unter den Zwang dieser Gesetze geknechtet; nun kann er nicht mehr frei schaffen nach den Gelüsten des Augenblicks, sondern muss der Entwicklung aller materiellen Kräfte ihren gesetzlichen Lauf lassen, sei es zum Guten oder zum Bösen; als sich aber der Gott dieser Unfreiheit bewusst wird, in welche er durch den tückischen Rat Loges geraten ist, als er erkennt, dass sein Werk unaufhaltsam der Vernichtung entgegengeht, da ruft er in furchtbarer Verzweiflung aus: VI. 36 „In eigener Fessel fing ich mich; ich unfreiester aller! O heilige Schmach! O schmählicher Harm! Götternot! Götter-

not! Endloser Grimm! Ewiger Gram! Der Traurigste bin ich von allen!"

Da aber fasst er nun den kühnen Entschluss, seinem Herrscherwahne zu entsagen, selbst das Ende zu beschleunigen: VI. 42 „Fahre denn hin, herrische Pracht, göttlichen Prunkes prahlende Schmach! zusammenbreche, was ich gebaut! aufgebe ich mein Werk! eins nur will ich noch: das Ende! das Ende!"

Aber nicht nutzlos soll das Bestehende vernichtet werden, die Menschheit soll sich selbst befreien aus den Fesseln der Materie, soll sich lösen von den Folgen des Fluchs durch den eigenen Willen, durch Selbstentsagung in äusserster Not. Deshalb lässt er durch seine Walküren kühne Helden aufreizen, die alle engenden Fesseln, welche ihnen Sitte und Gesetz anlegen, zersprengen, die allem, was bei den gewöhnlichen Menschen als recht und heilig gilt, trotzen, die aber auch in der schrankenlosen Entfesselung aller ihrer angeborenenNeigungen und Gefühle die Kraft finden, selbstlos auf Macht und Besitz zu verzichten und das irdische Leben als wertlosen Tand fortzuwerfen, um nur ihrem eigenen Wesen und ihrer Neigung und Liebe treu zu bleiben bis zum letzten Atemzuge. Das sind Helden, wie er sie brauchen kann, um der Nibelungen nächtliche Scharen zu besiegen.

Auch persönlich wirkt Wotan mit; unter dem Namen Wälse zeugt er das Geschwisterpaar Siegmund und Sieglinde, in deren Herzen er die Keime wilder Leidenschaft, des Göttertrotzes und der Menschenfeindschaft, aber auch hingebender Liebe und aufopfernder Treue und vor allem die eigene Sehnsucht nach Freiheit und Selbstständigkeit legt und grosszieht; solche Heldennaturen aber, in welche die Gottheit selbst einen Hauch ihres eigenen Geistes senkt, sind der Welt verhasst, sie werden von der Welt verfolgt „mit ihren tausend Augen" (havamal 82) (wie Jo durch Argos); wie sie die Menschen verachten, so werden sie von diesen aus ihrer Gemeinschaft ausgestossen: Sieglinde schmachtet, geknechtet durch das Herrenrecht, in liebloser schmachvoller Ehe als hochgeehrte Hausfrau am Herde Hundings; Siegmund irrt friedlos und freundlos, verfolgt und besiegt in der Welt umher; aber wie die Liebe zum Leben alle Fesseln des Todes bricht, wie der junge Lenz die eisernen Bande des Winters zersprengt, so brechen Siegmund und Sieglinde siegreich alle Hindernisse, welche Sitte und Gesetz ihnen entgegenstellen; verwandt durch die Gefühle der Freiheitssehnsucht und des Liebeverlangens finden sie in ihrer Vereinigung das höchste Glück. VI. 18

„Du bist der Lenz, nach dem ich verlangte, in frostigen Winters Frist; zu seiner Schwester schwang er sich her: die „Liebe“ lockte den „Lenz“; in unserm Busen barg sie sich tief; nun lacht sie selig dem Licht.“

Aber die Welt gönnt ihnen nicht lange dies selige Geniessen, denn noch hat sie Gewalt über sie; die Hüter der weltlichen Ordnung erfassen die Verächter der Gesetze, töten Siegmund und jagen Sieglinde (wie Jo) in Elend und Not durch die Welt: VI. 69 „Fort denn eile nach Osten gewandt! mutigen Trotzes ertrage alle Mühen, Hunger und Durst, Dorn und Gestein! lache, ob Not und Leiden dich nagt! denn eines wisse und wahre es immer: den hehrsten Helden der Welt hegst du, Weib, im schirmenden Schoss!

Wotan hat sich getäuscht, noch sind seine Kinder in ihrem Handeln nicht frei, können noch nicht aus eigener Kraft über die Welt siegen, noch sind sie nur „Berufene“, aber noch nicht „Auserwählte“; er war es doch selbst, der Gott, der ihnen den Trotz und die Leidenschaft in der Seele erregte! er selbst schuf ihnen die Not und Verfolgung und führte sie zusammen, und deshalb konnte auch nur er ihnen die Kraft verleihen, im Kampfe zu siegen, oder konnte sie ihnen versagen; aber für sich selbst sind sie machtlos. Das ist die Bedeutung des „Schwertes“, das Wotan für Siegmund in den Stamm der Esche stösst, welches niemand herauszuziehen und zu benutzen vermag, als nur der, welchen der Gott dazu bestimmt und dem er die Kraft verliehen hat. Mit dem Schwerte erwehrt der Mann sich des Feindes: das ist sein freier Wille, der allein ihm die Kraft verleiht, durch eigene Erkenntnis und in bewusster Absicht das Böse zu besiegen; so lange der Mensch noch von einem fremden Willen beherrscht und geleitet wird, verfällt er machtlos dem Schicksal, dem Gesetze, der Welt; daher erzwingt auch Fricka, die Hüterin des Gesetzes und der Sitte, Siegmunds Tod, denn er hat noch kein eigen geschmiedetes Schwert und das Trugschwert Wotans zersplittert an den Gesetzesrunen seines Speers.

Aber nicht vergebens hat dieses Paar gelebt; in der Untreue gegen Gottes- und Menschengesetze hat es Treue gehalten dem inneren Gebote der Liebe und der Sehnsucht nach Freiheit, Treue bis in den Tod, da sie das Leben, die Menschen, die Welt verachteten, um nur miteinander leben oder sterben zu können. Das erregt das Mitgefühl in dem Herzen Brünhildes, die nach Wotans Befehl Siegmunds Gegner zum Siege verhelfen soll, und dies „Mitleid“ wird (wie bei Parsifal) die Ursache einer völligen Umwandlung ihres

ganzen inneren Seins und Wesens: die Walküre, die gefühllos nie Erbarmen kannte, fühlt den brennenden Wunsch, beide vor dem Tode zu retten: sie, die in herber jungfräulicher Reinheit die Liebe nie kannte, fühlt ihr Herz von süsser Liebe erfüllt zu Siegfried, dem künftigen Spross dieses Liebesbundes: sie, die bisher willenlos die Befehle Walvaters ausführte, wird von einem eigenen, freien, unwiderstehlichen Willen getrieben, dem Schicksalsspruch zu trotzen, für den Helden ihrer freien Wahl zu streiten und treu ihrer eigenen Liebe treulos zu werden ihrem bisherigen Amte. Dadurch ist ein ganz neues Leben in ihr erwacht, dadurch hat sie aber auch mit ihrem bisherigen Sein völlig gebrochen, und mit tiefer Wehmut muss Wotan von ihr sich trennen, die sein Augapfel war, seines Wunsches Maid, sein Lieblingskind, „sein ewig Teil (VI. 79): VI. 73 „von göttlicher Schar bist du geschieden, ausgestossen aus der Ewigen Stamm, gebrochen ist unser Bund, aus meinem Angesicht bist du verbannt“. Freiwillig hat sie sich von dem Gotte gelöst; ihrer eigenen Gottheit und ihres Amtes hat sie entsagt, ihre göttliche Kraft und Weisheit verloren; aus dem lichten Tag des klaren göttlichen Wissens sinkt sie herab in das Dunkel irdischen Trugs, aus seligem schlummerlosen Geniessen in tiefen bewusstlosen Schlaf, von der Weltesche an den Fuss der irdischen Tanne (wie Idun, die Bewahrerin der Äpfel der ewigen Jugend hrafnagaldr 6).

Diese eine Schuld verursacht den tiefen Fall; denn eine einzige That des Ungehorsams genügt, wie bei Prometheus, mag sie sich noch so sehr durch die edelsten Motive entschuldigen lassen, und wie Prometheus, der unsterbliche Titane, wegen seines Ungehorsams gegen Zeus' Gebot, auf der Spitze des Felsgebirgs angeschmiedet, machtlos in die schweigende Tiefe des Tartaros hinabgeschleudert wird, so liegt auch Brünnhilde, das unsterbliche Gotteskind, ausgestossen aus der Gemeinschaft der seligen Götter, zur Strafe für ihren frevelnden Trotz auf der Spitze des Felsen in machtlosen Schlaf gefesselt für unendliche Zeit, bis der siegende Held erscheinen wird, der in der Not des Lebens selbst sich das Schwert schmiedet, mit dem er den furchtbaren Drachen der Selbstsucht erschlägt, den machtvollen Speer des Weltgesetzes zerschmettert und die engende Brünne der Materie löst, der die verzehrende Flamme der Lüge und des Neides durchbricht, die Schlafende erweckt und dem Lichte, dem Leben und der Liebe wiedergiebt. Es sind dies Sinnbilder der Vereinigung des unsterblichen Geistes mit der Seele des Menschen. Der Geist stammt aus den Höhen des Himmels und lebt dort im ewigen Lichte

der göttlichen „Weisheit“; diese Weisheit genügt ihm aber nicht, sondern er verlangt nach „Liebe“; diese kann er nur finden in einer menschlichen Seele, die solch geistiges Verlangen zu ahnen und zu würdigen vermag und sich nun sehnt nach einer Vereinigung mit ihm, die sich deshalb von allem Materiellen zu reinigen sucht, weil nur in einer geläuterten Seele der Geist sich auszubreiten vermag.

In jedes Menschen Wesen schlummert ein doppeltes Prinzip: ein übersprudelndes, forderndes, trotzendes Begehren, wie Prometheus und Faust es besitzen, das männliche Prinzip, welches herrschen will über die Naturkräfte und über die Menschen, das gebieten will über die Geisterwelt, das im Gefühl seiner Kraft sich trotzig aufbäumt selbst gegen Gott, das sich nicht demütigen zu dürfen wähnt und stände selbst der Lohn der Seligkeit darauf. Jedem Menschen ist aber auch eine Sehnsucht nach dem Ewigen und Göttlichen eingeboren, die in immer steigendem Masse das Göttliche in sich herabzuziehen sucht, die in weiblicher Demut an Gott sich anschmiegt und ihr Inneres der göttlichen Erleuchtung öffnet. Das ist das „Ewig-Weibliche“ im Menschen, welches den Keim der göttlichen Liebe in sich hegt und pflegt, den göttlichen Geist in sich belebt und stärkt, bis er das Irdische besiegt und tötet.

So finden wir Siegfried allein und verlassen mitten im wilden Walde, sehnsüchtig verlangend nach „Freiheit“ und „Liebe“, von grimmem Hass gegen den Nibelungen erfüllt, der ihn „in des Zwanges Not“ festhält, damit der Held für ihn den Goldschatz erringe, den Fafner als Wurm hütet. Als aber Siegfried von ihm fordert, dass er ihm das Schwert schmiede, durch das er allein den Drachen zu töten vermag, gesteht Mime, dass er dazu nicht in stande sei; alles was er, der kunstreichste Zwerg, der geschickteste Schmied mit Sorge und Mühe verfertigte, genügte nicht der gewaltigen Kraft Siegfrieds. Endlich teilt ihm Mime mit, dass er noch die Stücke des Schwertes bewahre, das Wotan selbst einst schuf. Sogleich weiss Siegfried, dass daraus allein das echte Siegesschwert geschmiedet werden könne; aber wie wäre Mime dazu im Stande? VI. 99 „wie füge ich die Stücke des tückischen Stahls? keines Ofens Glut glüht mir die echten, keines Zwergen Hammer zwingt mir die harten: des Niblungen Neid, Not und Schweiss nietet mir Notung nicht“.

So muss Siegfried sich selbst daran machen und ihm gelingt's, d. h. solch ein unbezähmbar fester Wille, welcher Selbstsucht, Niedertracht und Lüge zu besiegen vermag, kann nur in der Not des Lebens in stetem Kampfe gegen alles Böse und Schlechte gestählt

werden; die Seele aber, welche sich nach Befreiung von der Materie und nach Vereinigung mit ihrem Geiste sehnt, fühlt sich mitten im Gewühle der Welt einsam und allein; wer aber, wie Siegfried, in stetem Zusammenleben mit Mime, dem Bilde alles Niederen und Gemeinen, der Bosheit und Habgier der Welt und der Erbärmlichkeit der Menschen, seine Seele stets rein und keusch erhält, so dass der Zauber der Natur, das geheimnisvolle Waldesweben, das Wehen des Geistes in der Welt sich seinem Herzen offenbart, den drängt es in die klareren Lüfte empor zu steigen, den weist die Stimme des Waldvogels „in seinem eigenen Innern“ den Weg zu den sonnigen Höhen, wo er die schlafende Braut zu erwecken vermag, die ihm mit Liebessehnsucht entgegenkommt: VI. 206 „Auf! ihm entgegen! in meines Gottes Arm!“

Aber nicht ohne heissen Kampf ist dies hohe Ziel zu erreichen. Auf Brünnhildes Bitte hat Wotan den Felsen, auf den sie gebannt ist, von einer feurigen Glut umlodern lassen; VI. 83 „ein bräutliches Feuer soll dir nun brennen, flammende Glut umglühe den Fels! mit zehrendem Schrecken scheuche es den Zagen! denn einer nur freie die Braut, der freier ist, als ich, der Gott!“

Die Bedeutung dieses Feuers wird erst klar gemacht dadurch, das es mit Loges Persönlichkeit und Wesen identifiziert wird; Wotan zwingt durch die Gewaltrunen seines Speeres den Elementargeist des Feuers selbst, den Fels zu umflammen. VI. 84 „Loge, höre! lausche hieher! Wie zuerst ich dich fand als feurige Glut, wie du einst mir dann schwandest als schweifende Lohe! wie ich dich band, banne ich dich heut! Herauf, wabernde Lohe, umlodere mir feurig den Fels! Wer meines Speeres Spitze fürchtet, durchschreite das Feuer nie!“

Der dräuende „Ägirshelm Fafners“, welcher den Ring und das Gold hütet, hat denselben Zweck und eine ähnliche Bedeutung, wie „Loges Feuerflammen“ und der „Machtspeer Wotans“, welche den Zugang zu dem Gotteskinde versperren. Alle Feigen schrecken ewig davor zurück, nur wer das Fürchten nie gelernt, gelangt unverletzt zu dem wohlverwahrten Schatze.

Nach kenningar 25 wird das „Gold“ auch als „Ägirs Feuer“ bezeichnet. Das Gold nimmt die mannigfachsten Verwandlungen an, bei dem einen wird es zu wertvollem Schmuckgerät und kostbaren Kleinodien, bei anderen zu Handelswaren und Kaufmannsgütern, zu Geld und Gut, für den dritten erkauft es Macht und Ansehen, Rang und Ehren, Sklavendienst und Frauengunst; vor dem Besitzer des Goldes

aber beugen sich die Kniee und die Seelen aller niedrig und knechtisch Gesinnten und sein Zorn bedroht schrecklich alle Feigen und Furchtsamen. Nur derjenige, welcher Reichtum und Besitz verachtet, wer furchtlos den Mächtigen der Erde entgegentritt, bleibt unabhängig und frei; ihn vergiftet nicht die Schlange der Goldgier und Herrschsucht, die masslos stets ins Ungeheure wächst, dessen Seele bleibt rein vom Fluche des Goldes und der Macht und so kann der Geist in ihr sich ausbreiten und sie mit seiner Kraft und seinen Gaben erfüllen.

Die „feurige Lohe Loges“ bedeutet, gemäss seinem Wesen, Lug und Trug der Welt, die Macht und Fähigkeit, durch List und Verschmitzheit zu blenden, durch alle möglichen Künste und Erfindungen, durch Kenntnisse und Gelehrsamkeit, durch Wissen und Schönheit die Bedeutung der eigenen Person hervorzuheben und ihr Geltung zu verschaffen: es ist in einem Worte die „Selbstsucht“, die stets nur das eigene Selbst zu fördern sucht auf Kosten anderer; das ist der nagende Wurm, der nie stirbt, und das verzehrende Feuer, das nie verlöscht, das den Menschen in Hass und Zorn auflodern lässt gegen alle, die sich ihm nicht unterwerfen wollen, in Übermut und Stolz gegen die Armen und Wehrlosen: das Feuer, das, den Mächtigeren gegenüber, im Innern in Neid und Ingrimm frisst, das geschäftig überall umherflackert, um sich wichtig und unentbehrlich zu machen, endlich aber doch die Seele ausdörrt und verödet.

Diese Selbstsucht brennt mehr oder weniger im Herzen eines jeden Menschen, als sein Erbteil, weil er der Materie entstammt, aber keiner kann zur Seligkeit der göttlichen Liebe hindurchdringen, wenn er nicht zuvor diesen Wurm selbst zermalmt und dies Feuer erstickt hat; dann wird ihm die zehrende Glut zum Reinigungsfeuer, welches seine Seele von allem Irdischen läutert, und zur seligen Wonneglut. Den Guten in der Welt muss alles zum besten dienen, ihnen wird auch das Böse zum Prüfstein und Wetzstein des Guten.

Das ist, dem Sinne nach, dasselbe Bild, wie wenn von Herakles erzählt wird, dass die verzehrende Qual des vergifteten Nessushemdes seinen Körper gepeinigt, aber die läuternde Glut des Scheiterhaufens auf dem Öta seine Seele von allem Irdischen gereinigt habe, worauf er auf den seligen Höhen des Olymps mit der Hebe, der ewigen Jugend, vereinigt sei; und wieder ist es dasselbe Bild, wenn in Goethes Faust der pater ecstaticus zwischen der Tiefe und der Höhe des Läuterungsberges auf- und abschwebt, welcher die erlösende Gottesliebe schon in sich aufgenommen hat und nun in überirdischer

Ekstase fühlt, wie diese himmlische Wonne gleich einem verzehrenden Brande in ihm lodert, wie dieses glühende Vereinigungsband der Liebe seine Brust mit siedendem Schmerze erfüllt, wie diese überschäumende Gotteslust alles Nichtige und Sündhafte in ihm wie mit Blitzen, Pfeilen, Keulen und Lanzen vernichtet, bis der klare Himmelsschein des milden Lichtes in ewiger Dauer das Herz mit Wonne erfüllt. „Ewiger Wonnebrand, glühendes Liebeband, siedender Schmerz der Brust, schäumende Gottes-Lust. Pfeile, durchdringet mich, Lanzen, bezwinget mich, Keulen, zerschmettert mich, Blitze, durchwettert mich! dass ja das Nichtige alles verflüchtige, glänze der Dauerstern, ewiger Liebe Kern!“

Auch die beiden „Geharnischten“ in der „Zauberflöte“ singen dasselbe: „Der, welcher wandert diese Strasse voll Beschwerden, wird rein durch Feuer, Wasser, Luft und Erden; wenn er des Todes Schrecken überwinden kann, schwingt er sich von der Erde himmelan!“

Der „Feige“ schreckt vor dem Feuer zurück, der „Berufene“ wird von der übermächtigen Glut verzehrt, nur der „Auserwählte“ gelangt geläutert ans Ziel. Wer wie Elsa, wie Meister Heinrich durch die Gewalt der Liebessehnsucht wohl die Kraft des Geistes herbeizuziehen vermag, aber nicht die Macht besitzt, sie fest zu halten und mit seinem inviduellen Wesen zu vereinigen, dem entzieht sie sich in weite weite Ferne oder er vergeht in ihr wie ein Tropfen im Meer; aber auch die Auserwählten, wie Jo, Faust, Parsifal, Prometheus stehen anfangs abweisend, fremd, trotzig der Erscheinung des Übermächtigen gegenüber und müssen oft erst nach tausendfachen Irrwanderungen und Mühsalen sich zu der geistigen Höhe durcharbeiten, wo sie das Überirdische und Übermenschliche zu verstehen und zu würdigen vermögen. Hat der Geist aber erst einmal die Seele durchdrungen, so ist sie auch nicht mehr den hemmenden Gesetzen materiellen Geschehens unterworfen, und so ist in Siegfried die eigene Geisteskraft zum Siegschwerte geworden, welches den weltlichen Machtspeer Wotans mit leichter Mühe zerschmettert und freudig weicht der alte Gott der freien Liebeskraft des Geistes und auf den Ruinen Walhalls baut sich eine neue Welt auf.

So senkt sich der Geist zu ewiger Vereinigung hinab in die Seele: freiwillig verlässt er seinen lichten Aufenthalt und schliesst sich in die beengenden Schranken eines Körpers; weil dieser aber aus Materie besteht, so wird auch der Geist in die materielle Sphäre der Veränderung und der Zerstörung hinabgezogen und erleidet eine Verdüsterung seines lichten Wesens, ein zeitweises Vergessen seiner

göttlichen Weisheit, denn die Materie ist der Schleier der Isis, der Spiegel der Maia, durch welchen das wahre Sein der Dinge sich in einen täuschenden Schein verwandelt, so dass der Mensch in Trug und Verwirrung, und dadurch in Not und Trübsal gerät, bis der Geist seine Seele von dieser materiellen Trübung gereinigt hat und diese nun klar erkennt, worin sie fehlte, und in Reue und Busse diese unvermeidlichen Flecken und Makel ihres irdischen Daseins gebüsst hat. Das ist der Inhalt von Siegfrieds „Schuld und Tod"; sein Geist bleibt wahr und treu und frei, trotzdem durch den Zaubertrank Gutrunes für einige Zeit lang sein Wissen getrübt, sein Licht geblendet wird; seine Seele verfällt durch des „Weibes" Schönheit und Liebesverlangen in Trug und Schuld; so verfällt er dem rächenden Speere Hagens; aber wenn sein und Brünnhildes Körper durch die Glut des Scheiterhaufens geläutert worden sind, werden sie auf ewig vereint.

Diese Läuterung und Erlösung von materieller Befleckung und irdischer Schuld ist typisch für den gleichen Vorgang der ganzen Welt; deshalb sagt Brünnhilde VI. 253 „Das Feuer, das mich verbrennt, reinige den „Ring" vom Fluch. Fliegt heim, ihr Raben! raunt es eurem Herrn, was hier am Rhein ihr gehört! An Brünnhildes Felsen fahret vorbei: weiset Loge, der dort noch lodert, nach Walhall, denn der Götter Ende dämmert nun auf; so werfe ich den Brand in Walhalls prangende Burg!"

Dadurch dass Wotan einen Ast aus der Weltesche brach, um daraus seinen Herrscherspeer zu schneiden, hat er den zerstörenden Keimen der Fäulnis und des Wurmfrasses den Zugang eröffnet zum Mark des „Lebensbaumes" und ihn der Vernichtung geweiht: VI. 178 „In langer Zeiten Lauf zehrte die Wunde den Wald; falb fielen die Blätter, dürr darbte der Baum, traurig versiegte der (Weisheits-) Quelle Trank, trüben Sinns ward (der Norne) Gesang".

Nun hat Wotan die Einherier die Weltesche fällen und die Holzscheite rund um Walhall aufschichten lassen und sobald er die sehnlichst erwartete Kunde von Siegfrieds und Brünnhildes Erlösung vernimmt, zwingt er den Feuergeist Loge, Walhall zu umlodern d. h. die Welt zu verzehren und damit sich selbst und seine eigene Existenz zu vernichten. Wie durch Wotans Herrschsucht die Lüge und der Trug der Materie ins Leben gerufen wurde, so geht auch durch die Selbstaufopferung des Gottes mit der Welt zugleich auch „das Böse" auf ewig zu Grunde, VI. 181 „Weisst du, was aus Loge wird? Des zerschlagenen Speeres stechende Splitter taucht einst Wotan

dem Brünstigen tief in die Brust; zehrender Brand zündet da auf! den wirft der Gott in der Welt-Esche zu Hauf geschichtete Scheite".

So schliesst Wagners Weltendrama mit der (nicht komponierten) Schlussstrophe Brünnhildes: „Wisst ihr, wohin ich fahre? Aus Wunschheim ziehe ich fort, Wahnheim fliehe ich auf immer! des ewigen Werdens offene Thore schliesse ich hinter mir zu: nach dem wunsch- und wahnlos heiligsten Wahlland, der Weltwanderung Ziel, von Wiedergeburt erlöst, zieht nun die Wissende hin. Alles Ewigen seliges Ende, wisst ihr, wie ich's gewann? Trauernder Liebe tiefstes Leiden schloss die Augen mir auf: enden sah ich die Welt".

Die Strafe Loges: Brünnhildes Felsen zu umlodern, ist ein treffendes Bild des inneren Ingrimms des Bösen, wenn er gewahrt, dass alle seine Bemühungen schliesslich nur dazu dienen, die Bösen zu vernichten und den Guten zum Siege zu verhelfen; es ist das Höllenfeuer des Neides und der Eifersucht, des wütenden Zorns und Grimms, das schliesslich sich selbst verzehrt. Anschaulicher schildert es die Edda, wie die Asen es endlich müde wurden, den Loki unter sich zu dulden, und beschlossen, ihn aller seiner Tücken und des vielfachen Schadens wegen, den er ihnen zugefügt, zu bestrafen; trotz aller Listen und Verwandlungskünste fingen sie ihn, banden ihn mit den Gedärmen seines eigenen Sohnes, legten ihn über die scharfen Kanten dreier Felsplatten, die qualvoll in sein Fleisch einschnitten (nach aegisdrecka 49 „im kalten Norden", nach völuspa 34 „im Warmbrunnwalde") und hängten über sein Antlitz eine Schlange, die ihr Gift darauf träufelte, so dass er sich dann in so furchtbaren Krämpfen wand, dass die Erde erzitterte. „Das nennen die Menschen dann Erdbeben." So wie er die Götter stets mit giftiger Rede schmähte und durch verderblichen Rat alle Wesen vergiftete, so sollte er nun sein eigenes Gift hinabschlucken, und wie er mit schneidendem Hohn die Asen verwundete und durch seine Bosheit die Gesetzesbanden der Welt zerschnitt, so sollte er nun die schneidenden Schmerzen an seinem eigenen Leibe dulden.

Aber auch seine Qualen dauern nicht ewig: naht das Ende der Welt, so endet auch seine Strafe, aber auch seine zerstörende Thätigkeit, die am Schlusse noch einmal in ihrer ganzen vernichtenden Elementargewalt erscheint. Die „Götterdämmerung" ist hereingebrochen, der Götter Kraft und Weisheit ist geschwunden, die Wasser der Tiefe versiegen, das Erdfeuer bricht hervor: hrafnagaldr. 5 „nirgends standfest sind Strand noch Strahlen, unablässig stürmt verlodernde Luft; im lauteren Brunnen Mimirs verbrodelt,

was weise den Mann macht“; völuspa 45 „Der böse Loki ist ledig der Bande; 47. auf dem Kiele kommt über See von Süden Muspels Geleit (die Gluten des Feuers) und Loki steuert (als der Elementargeist des Feuers); beim Wolf ist des Wütrichs ganze Verwandtschaft; vor der Schar, ihr verbunden, geht Byleists Bruder.“ Lokis Schreckenskinder sind die Midgardschlange und der Fenriswolf (wie Lykos und Chimaireus als Söhne des Prometheus bezeichnet werden) und sein Bruder ist Byleistr („Zerstörer der Wohnungen“), der versengende Sturmwind; der Fenriswolf verschlingt den Walvater Odin, wird dann aber von dem Asen Widar erschlagen; Thôrr zerschmettert mit seinem Hammer die Midgardschlange, wird aber zugleich von ihrem giftigen Feueratem getötet; Heimdall, der warnende Wächter der Götter, das Sinnbild der Stimme des Gewissens, kämpft mit Loki selbst, beide erlegen einander im Zweikampfe: ist das Böse vernichtet, bedarf es des Warners nicht mehr. So fallen die Götter, aber auch ihre Gegner, Flammen verzehren Walhalls prangende Burg und die Welt-Esche sinkt in Asche zusammen. völuspa 53 „Die Lohe umwütet den Lebensbewahrer (aldrnari „Lebensnährer“ Yggdrasil); bis zum Himmel leckt die lodernde Glut.“

Aber aus den Ruinen der alten Welt entblüht wieder neues Leben, ein neues Geschlecht von Asen verwaltet die Welt in Unschuld und Heiterkeit: völuspa 56 „da werden sich wieder die wundersamen goldenen Würfel im Grase finden, die im Zeitenbeginne die Götter besassen,“ und eine neue schönere Erde taucht aus den Fluten hervor, ein Paradies mit ewigem Frühling ohne Mühe und Not. 57. „Der Acker trägt unbesäet Getreide; verbannt ist Böses.“

Nur dem Genie ist es gegeben, den wirren Knäuel Jahrhunderte langer Überlieferungen zu lösen und die farbigen Fäden wieder zu einem anschaulichen Kunstwerk zu verweben: so ist es Äschylos und Wagner gelungen, die zerstreuten Erzählungen lokaler Volkssagen zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen und die widersprechenden Züge der Persönlichkeiten des Prometheus und des Loge zu einem lebendigen Gesamtbild gewaltiger Charaktere zu gestalten, die durch sie fortan feststehende Typen in den Augen ihres Volkes geworden sind, beide einander so ähnlich in ihrem Grundwesen, in ihrer seelischen Entwickelung, in ihrem Wirken in der Welt und unter den Menschen, und doch verschieden in ihrer äusseren Er-

scheinung, ihrer Rede- und Handlungsweise, die sich natürlich nach der Stufe der Kulturentwickelung ihres Volkes richtet.

Prometheus und Loge sind Personifikationen des „Feuers“, welches den Naturvölkern als das intelligenteste und freieste, aber auch als das gefährlichste und treuloseste aller Elementarkräfte erschienen ist, da es seiner lebhaften, unbeständigen, flackernden Natur nach meist trügerisch und verderblich wirkt. Allerdings erweisen sich beide Feuergeister als freiheitsliebend und kühn, sie wirken schöpferisch und belebend, sind aber auch trotzig und widerwillig, schwer in gesetzlichen Schranken und in dauerndem Gehorsam zu erhalten, immer geneigt, listig zu entwischen; nirgends können sie es lange aushalten, ruhelos und immer unzufrieden ziehen sie von den Zwergen und Titanen zu den Göttern und von diesen wieder zu den Menschen, und verstecken sich zeitwillig oder halten eine Zeitlang scheinbar Ruhe und Frieden, um dann auf einmal zerstörend und vernichtend wieder hervorzubrechen. Wie vermittelst ihrer Elementarkraft durch den Willen des höchsten Gottes die Welt geschaffen wird, so sind sie auch hilfreich und mitthätig bei der Erschaffung des Menschen, indem das Feuer dem Menschen die Lebenswärme spendet.*)

Nicht bloss das Leben verdanken die Menschen den beiden, sondern die ganze Kulturentwicklung. Prometheus wie Loge bringen ihnen das Feuer, lehren, es zu unterhalten und neu zu erzeugen, machen das Herdfeuer zum festen Mittelpunkt einer dauernden Heimstätte und werden dadurch Begründer der Ehe und Familie, von Staat und Gesetz, sind Lehrmeister in allen Arten des Handwerks, der Gewerbe und Künste und verhelfen dadurch den Menschen zu Reichtum, Wohlleben und Macht, erregen aber auch zugleich alle Begierden der Genusssucht und Gewinnsucht, und je mehr die Menschen

*) Wie Prometheus den Menschen aus Lehm bildet, während Athene ihn dann mit höherer Einsicht beseelt, so heisst es von Loge in der Edda: völuspa 16 „bis drei holdgesinnte und herrschende Asen ein Häuschen fanden und aussen den „Esch“ und die „Ulma“ trafen; 17. nicht hatten sie Odem, noch hatten sie Einsicht, nicht Blut noch Regung noch blühende Röte. Odem gab Odin, Einsicht Hoenir, Lodur (= Loge) Blut und blühende Farbe.“ Ebenso erwähnt Hesiod op. 145, dass „dies Geschlecht der Menschen aus Eschen geschaffen wurde“, doch denkt er dabei wohl mehr an das Material, aus dem die „Kriegslanzen“ gemacht wurden. Dass Odin, Hoenir und Loge nebeneinander genannt werden, wie bei den Griechen Zeus, Poseidon und Prometheus (oder Hephaestos) deutet auch auf die drei Hauptbestandteile des Menschen: Geist, Seele, Materie.

durch ihre Kenntnisse und Fähigkeiten sich der Naturkräfte zu bedienen vermögen, um sich zu Herren der Erde und ihrer Schätze zu machen, desto mehr lassen sie ihre Seele in feiger Todesfurcht durch die Mächtigen knechten und werden zu Sklaven ihrer Leidenschaften; so wird ihnen die Gabe des Feuers Gift, wodurch beide Elementargeister ihr eigenes Werk wieder zu vernichten streben. Anfangs fühlen sich beide als Elementarkräfte allen Wesen befreundet und verwandt, namentlich den Elementargeistern in Wasser und Luft, in Erde und Feuer, wie Prometheus den Titanen, Kabiren, Okeaninen u. s. w., so Loge den Nibelungen, Rheintöchtern, Riesen; später möchten sie sich gern zu den waltenden Götter erheben; dazu reicht aber ihre geistige Befähigung nicht aus. Als uralte Elementargeister gehören sie dem ältesten Göttergeschlechte an, sie existierten schon lange vor dem Erscheinen der jüngeren Götter, waren mächtig und einflussreich, und weil sie selbst unsterblich sind und sich auf ihre List und Klugheit ebensoviel zu gute thun, wie auf ihren uralten Adel, so halten sie sich in jeder Beziehung für viel vorzüglicher und sehen hochmütig auf die späteren Ankömmlinge herab, welche, wie sie glauben, durch mancherlei geheimnisvolle Schicksalssprüche und durch bindende Verträge in ihrer freien Entschliessung gehemmt und in ihrer Existenz bedroht sind. Allerdings müssen sie widerstrebend deren höhere Macht und Gewalt anerkennen, die jenen nun einmal durch ein höheres Walten verliehen ist, aber, wie sie hoffen, nur für kurze Zeit; deshalb sehen sie sich gezwungen, sich ihnen zu unterwerfen und ihnen ihre Dienste anzubieten, möchten aber gern glauben machen, dass sie sich ihnen freiwillig und als Gleichberechtigte angeschlossen hätten, um ihnen mit Rat und That hilfreich zur Seite zu stehen, und klagen deshalb laut und heftig über schmachvolle Undankbarkeit, dass diese Freundschaftsdienste von den Göttern durchaus nicht nach ihrem wahren Werte geschätzt und belohnt würden. Namentlich der höchste Gott hat sich ihrer Hilfe bedienen müssen, um mittels des Feuerelements die Welt zu schaffen und die Erde für die Menschen bewohnbar zu machen, und Prometheus und Loge pochen nun auf diese enge Verbindung, fühlen sich stolz als vertraute Freunde des Vaters der Götter und dadurch berechtigt, eine gewisse Herrschaft über die übrigen Götter auszuüben. Diese aber missachten sie als ihnen nicht ebenbürtig und weisen sie wegen ihrer Anmassung und ihres Hochmuts von sich und so rächen sie sich an ihnen durch Hohn und Spott; sie sind das böse Gewissen derselben, die ihnen alle ihre Fehler, Schwächen

und Irrtümer, die auch ihrer Entwickelung ankleben, vorwerfen und zu neuen Vergehen anreizen; auf alle Weise suchen sie ihnen zu schaden, namentlich durch tückische Ratschläge, die auf den ersten Anschein vortrefflich sind, weil sie eine augenblickliche Notlage beseitigen, später aber viel grösseres Unheil und Verderben anrichten; sie haben sich widerwillig dem ehernen Zwange der Notwendigkeit beugen müssen, fühlen aber bald diese unzerreissbaren Fesseln der Naturgesetze als eine unerträgliche Schmach und zwar derart, dass sie sich dagegen empören und ihre ganze List und Schlauheit anwenden, um die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen und sei es auf Kosten alles Geschaffenen, „denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand“; sie wissen, dass am Ende der Zeiten die Welt durch Feuer untergehen wird, dass es also Schicksalswille ist, dass die Welt durch sie vernichtet werden wird, und glauben nun irrigerweise, dass sie dann fessellos nach eigener Willkür werden schalten und walten können, während sie doch ohne Materie nicht zu existieren vermögen; deshalb wollen sie das Ende beschleunigen und vor allen die Götter ins Verderben bringen.

So sind sie aller Welt treuloseste Freunde, gefährlichste Bundesgenossen; je länger sie verweilen, desto offenbarer wird ihre arge Tücke, ihre boshafte Absicht zu schaden und zu vernichten, bis endlich den Göttern die Geduld reisst; diese bestrafen sie qualvoll gemäss ihrer Vergehen; für unendliche Zeit schmachten sie in eisiger Oede an Felsen geschmiedet bis zum Eintritt einer besseren Zeit der Erneuerung und Erlösung der Welt und des Menschengeschlechts.

Trotz der grossen Aehnlichkeit ihres Wesens ist ein wesentlicher Unterschied zwischen Prometheus und Loge, wie zwischen den beiden Göttervätern. W o t a n personifiziert die „Weltseele“, welche an den Stoff gebunden ist, diesen schöpferisch zu gestalten und umzuwandeln die Macht hat, ohne ihn verlassen zu können, da sie ohne ihn und ausser ihm nicht zu existieren vermag (wie der Adam Kadmon der Kabbala): deshalb erscheint auch Wotan erst mit der Schöpfung Walhalls und verschwindet mit deren Vernichtung. Z e u s dagegen erscheint bei Hesiod und Äschylos erhaben über allem irdischen Geschehen und Vergehen; er schafft und vernichtet die Geschlechter der Menschen, wie der Töpfer, welcher aus dem Thon ein Gefäss formt und es wieder verwirft, wenn es ihm misslungen erscheint; er selbst vertritt das ewige Gesetz der Ordnung, nicht bloss des materiellen Geschehens (Gaia), sondern auch der sittlichen Entwickelung der Menschheit (Themis), er leitet die Geschicke der ein-

zelnen Menschen (Moirai) und der Menschengeschlechter (Horai) nach einem einheitlichen Plane (Metis), dessen Endziel nur er allein kennt, zu welchem aber auch nur er die richtigen Wege weiss und einschlägt, um alle, auch die widerstrebendsten Elemente und Übermenschen zu ihrem Besten und der Welt Nutzen seinen hohen unerforschlichen Zwecken dienstbar zu machen.

So personifiziert Loge mehr nur „das Böse", das seiner Natur nach gar nicht anders als böse sein kann und deshalb in materiellem und sittlichem Sinne zerstörend wirken muss; aber eine höhere Hand weiss immer die böse Absicht in Gutes zu verwandeln, weil das Unreine, Unvollkommenere vernichtet werden muss, damit Besseres, Edleres an dessen Stelle treten kann; so wird „das Böse" zum „Versucher", der den Menschen zum Bösen und zum Abfall von Gott reizen muss, damit dieser frei und selbstständig wähle zwischen Gut und Böse und sich entweder freiwillig zum Knechte des Bösen erniedrige oder als kühner Kämpfer für das Wahre und Gute das Böse überwinde, nicht bloss für sich selbst, sondern für die ganze Menschheit.

Prometheus dagegen ist der Mensch, der beides sehr wohl kennt, das Gute und das Böse, aber aus Eigenliebe und aus Herrschsucht selbst Gott sein will, das Gesetz der ewigen Ordnung missachtet und absichtlich das Böse thut (266 „freiwillig, mit Erkenntnis, übertrat ich") und zwar in immer gesteigertem Masse, weil er entweder auf die Schwäche oder die Langmut der Gottheit rechnet, bis er endlich das ihm gesetzte Mass des Frevels überschritten hat und nun die strafende Allgewalt der Gottheit fühlen muss und zwar so lange, bis er seine eigene Ohnmacht und die Weisheit und Allmacht der Gottheit einsieht und anerkennt und sich dem höheren Gebote des Guten und Wahren freiwillig unterwirft, dann aber auch dieses mit der ganzen Kraft seiner grossartig angelegten Natur zu befördern sucht.

5. „Schatzhäuser". Feuerbohrer.

Wie wir eine grosse Ähnlichkeit zwischen Prometheus und Loge finden, so sind auch noch sonst viele Einzelheiten in diesem Drama des Äschylos, welche uns in die älteste Vorzeit des Hellenentums hineinführen, in eine Periode ihrer Geschichte, in welcher sie noch viele Berührungspunkte mit ihren nordischen Stammesvettern hatten, und von deren hohen Kulturentwickelung wir erst neuerdings durch die Ausgrabungen Schliemanns genauere Kunde erhalten haben.

In den „Schutzflehenden" sagt der König des Landes, welcher den Danaos mit seinen fünfzig Töchtern gastlich aufnimmt: 256

„Ich bin Palaichthons Spross, des erdgeborenen; Pelasgos heisse ich, Führer dieses Landes; nach mir, dem Herrn, nennt sich mit gutem Grund das Volk, das diesen Boden baut, Pelasger, und alles Land vom heiligen Strymonflusse nach Sonnenuntergang beherrsche ich. In meinen Marken liegt Perrhaebia, des Pindos Abhang bei Paeonia, Dodonas Berge; und die Grenze bildet das heilige Meer. Dies Land ist mein Gebiet. Der Name aber dieses Landes lautet von Alters Apia nach seinem Heiland. Apis, Apollons Sohn, ein Seherarzt, kam jenseits von Naupaktos' Küste her u. s. w."

Äschylos unterscheidet hier drei verschiedene Zeitalter, das erste der Titanen, wie der Japetiden, deren Reich nach Prom. 406 ff. vom fernen Kaukasos im Osten im Lande der „Arier" und vom Maeotissee und dem sagenreichen Kolchis über das heilige Asien und das Land der Skythen bis nach Thessalien und Boeotien sich ausdehnte; als die Titanen mit Zeus sich ausgesöhnt hatten, brachten ihre Nachkommen den neuen Kult des Sonnengottes Apollo ins Land vom Meere her und verbreiteten dadurch Licht und Segen.

Als zweites Zeitalter nennt er das der Pelasger als der Ureinwohner dieses Landes und als drittes dasjenige der fremden Kolonisten aus dem Süden: Danaos, Ägyptos, Kadmos u. a. m.

In gleicher Weise unterscheiden die heutigen Geschichtsforscher drei wesentlich von einander verschiedene Kulturepochen in Griechenland, indem sie sich namentlich auf die Schliemannschen Funde in Mykenai und Jlion und auf Ausgrabungen auf den Inseln des ägäischen Meeres stützen:

1. Die erste ist die Zeit der Perseiden, deren Name von dem Lichtgotte Perses (Πέρσης, Περσεύς, Περσαῖος, uralte Bezeichnungen für „himmlisches" Licht und Sonne) abgeleitet wird, dem Sohne des Titanen Kreios (der „Mächtige") und der Eurybia, einer Tochter des Pontos, was auf eine ausgedehnte Meeresherrschaft deutet (Hes. th. 377, 409); auch die Perser rühmten sich, dass ihre Könige von Perseus abstammten. Es sind Einwanderer aus fernem Osten, die von Klein-Asien über die Inseln unter anderem auch bis nach Argos vorgedrungen sind und dort die Burgen von Tiryns und Mykenai mit ihren gewaltigen kyklopischen Ringmauern erbauten;

2. von ihnen zu unterscheiden sind die Pelopiden, ein zweiter Strom von Eroberern, die ebenfalls aus Asien stammen und durch ausserordentlichen Reichtum und Macht berühmt waren; sie bemächtigten sich dieser festen Plätze in Argos und gestalteten namentlich Mykenai zu einer grossartigen Offensivposition und machten

sie zum Sitz des Oberkönigs der Achäer, dessen Hauptvertreter Agamemnon schon in die Zeit des trojanischen Kriegs hineinreicht, und zur Hauptstadt eines mächtigen Reichs, das sich auch über die Pelopsinsel, die Peloponnesos, erstreckte;

3. viel später drangen von Norden her die Dorer ein, welche auf einer viel niedrigeren Kulturstufe standen und durch ihre rohe unverdorbene Kraft dem mächtigen Reiche, dessen Herrscher schliesslich in Üppigkeit verweichlicht waren, ein Ende machten und die ältere Bevölkerung zu Hörigen herabdrückten, infolgedessen die alten Künste der Weberei, der Metallbearbeitung, des Steinbaus u. s. w. wieder verloren gingen (vgl. von Rohden in Baumeisters Denkmälern II. 983).

Mit dem Namen „Perseiden“ werden also die ältesten Einwohner Griechenlands arischer Abkunft bezeichnet, welche von Nordosten her eingewandert waren und eine bereits hochentwickelte Kultur mitbrachten und dann Jahrhunderte lang auf den Inseln und den Küstenländern des ägäischen Meeres von Thessalien bis nach Rhodos und Cypern eine unbeschränkte Meeresherrschaft ausgeübt haben. Zu ihnen gehören auch die Minyer, jener reiche und blühende Stamm ritterlicher und kühner Seefahrer, die wir in Thessalien, Boeotien und Lemnos u. s. w. ansässig finden, dieselben, welche auch die Argonautenfahrt unternehmen, bei der sie bis an die fernen Gestade des schwarzen Meeres gelangen, nur dass auch bei ihnen die Sage den ursprünglichen Zug nach dem Westen in eine Sehnsucht nach Osten, nämlich nach der Heimat, umdeuten. In der ältesten Zeit scheint nämlich Kolchis ein Hauptsitz dieses mächtigen Kulturvolks gewesen zu sein; noch in historischer Zeit zog sich eine uralte Handelsstrasse südlich vom Kaukasos bis an die Mündung des Araxes am Kaspischen Meer, welche jenseits bis nach Indien weiterführte. Einen zweiten Mittelpunkt finden wir in dem grossen Inselstaate des östlichen Mittelmeers unter der Oberhoheit von Kreta, als dessen Begründer der Sonnenheld und Meerkönig Minos genannt wird, dessen Gemahlin Pasiphae eine Tochter des Helios und der Perseis ist, und dessen Seeherrschaft sich bis auf die Küstenländer Griechenlands, z. B. auch von Attika, erstreckte.

Die religiöse Verehrung der Perseiden galt vor allem dem lichten „Himmelsgotte“ (dyu patar, dyaush-pitâ, Ζεῦ πατήρ, Juppiter, Tiu-vatar, Lichtvater vgl. Max Müller, Ursprung der Religion. 1880 p. 249) und prägte sich besonders in dem Kult der Sonne und des heiligen Feuers aus.

In den assyrischen und aderbeidjanischen Gegenden quellen noch jetzt an vielen Orten Steinöl- und Naphthabrunnen, deren brennende Gase schon frühzeitig durch das Unerklärliche ihrer Erscheinung die Vorstellung einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung veranlassten. Solch ein altberühmter Platz ist Baku am kaspischen Meer, welchen die Griechen unter dem Namen der „sabaeischen Altäre“ kannten, und der von den Zoroastriern recht eigentlich als eine heilige Stätte betrachtet wurde, wo das Feuer, der „Sohn des Ahuramazda“ sich offenbarte (vgl. Justi, Geschichte des alten Persiens 1879. p. 78). Das erste Feuer soll nach den persischen Geschichtsschreibern in Rai (Ragai) gebrannt haben, eine der ältesten Niederlassungen der Arier auf dem Gebiete der medischen Skythen, südlich vom Kaspischen Meere. Von hier aus breitete sich der Kult des heiligen Feuers sowohl nach Persien und Indien, wie über Klein-Asien und Thrakien nach Griechenland aus. Wohin die arischen Volksstämme wanderten, führten sie das heilige Feuer auf offenen Tragaltären oder in gehöhlten Narthexstengeln mit sich: die 3 bis 4 Meter hohen Blütenstengel der Ferula communis sind mit dichtem, weissem Marke gefüllt, welches leicht Feuer fängt und es lange glimmend erhält; in ihnen konnte auch in Sturm und Regen auf weiteren Wanderungen das Feuer wohlbewahrt mitgenommen werden (ebenso wie Prometheus in solch einem Narthexstengel als φωςφόρος den Menschen das Feuer gebracht haben soll) und überall, wo sie sich dauernd niederliessen, erbauten sie Feuertempel, welche in Iran ateschgah heissen, wo in einem Turme Kach das heilige Feuer von Priestern unterhalten wurde. Weil das Feuer im Sonnenschein seinen Glanz verliert, so musste es in einem durchaus finsteren Raume brennen, in dessen Innere kein Sonnenstrahl zu dringen vermochte; daher lag bei den Parsi die runde Kapelle, in der das heilige Feuer brannte, derart, dass sie erst durch mehrere Vorräume erreicht wurde, um so das etwa durch die Thüren einfallende Tageslicht gänzlich auszuschliessen. In der Mitte des Tempels stand auf einem flachen quadratischen Stein ein Metallgefäss, ganz mit Asche gefüllt, und darauf brannte das Feuer, dessen Unterhaltung zwei Priestern anvertraut war; ihre Hände waren mit Handschuhen bekleidet, ihr Mund mit einem Tuche verhängt, weil jede Berührung mit der Hand, jeder Hauch des Mundes das heilige Feuer verunreinigt haben würde; mit einer Feuerzange legten sie wohlriechendes und ganz trockenes Holz hinzu und fachten das Feuer mit einem Blasebalge an. Diese „Feuerkapellen“ wurden zu wahren Schatzkammern, weil von allen

Seiten Weihgeschenke dorthin gestiftet wurden, namentlich pflegten die persischen Könige nach ihren Siegen einen Teil der Kriegsbeute und reiche Geschenke zu spenden, welche dort in den Gemächern aufgehäuft wurden (vgl. Justi S. 73, 76).

Als solche „Kapellen für das heilige Feuer“ haben wir vermutlich auch die unterirdischen Gebäude anzusehen, welche man schon in hellenischer Zeit für die „Schatzhäuser“ der Atriden und Minyer hielt und heute als „Grabkammern“ bezeichnet. Das bekannteste ist das unterirdische „Schatzhaus des Atreus“, zu dem ein 6 Meter breiter und 35 Meter langer Gang δρόμος führt, der auf beiden Seiten aufgemauert ist; die Fassade des Kuppelbaus, welche eine Fläche von ca. 70 □m bildet, ist mit verschwenderischer Pracht bekleidet und aus riesigen, ohne Bindemittel auf einander getürmten Steinblöcken aufgeführt; die Eingangsthür wurde durch gewaltige Thorflügel verschlossen. Der bienenkorbartig gewölbte Raum von fast 15 m Durchmesser am Boden und fast ebenso hoch, ist umschlossen von 33 Quaderschichten, welche in immer engeren Kreisen bis zur Schlussplatte emporsteigen; eine dem Haupteingange ähnliche kleinere Thür führt in eine viereckige niedrige Nebenkammer. Die Wände sind mit Metallplatten bekleidet gewesen. Ähnliche Kuppelbauten sind später noch mehrere aufgefunden worden, 6 in Mykenai, 1 in Argos, 1 bei Menidi in Attika, 1 bei Orchomenos in Boeotien, 2 in Jolkos in Thessalien, 1 an der Ostküste in Sicilien, vgl. v. Rohden. l. c. p. 995 ff. Die Ansicht, dass es Schatzhäuser seien, hat man in neuester Zeit aufgegeben, weil kein Grund vorhanden war, weshalb man dafür die runde Form, namentlich die schwierige Konstruktion der Kuppelbedachung gewählt und weshalb man sie fensterlos und unterirdisch angelegt hätte; die uns erhaltenen ϑησαυροί z. B. in Olympia hatten oblonge Tempelform (vgl. Baumeister p. 1104. B). In Ermangelung einer besseren Erklärung hat man sie für riesige „Grabkammern“, nach Art der Pyramiden, gehalten; aber kaum zu irgend einer Zeit würde man so hohe und so geräumige „Gewölbe“ zur Beisetzung von Leichen erbaut, das Innere noch dazu mit Metallplatten versehen und das Portal so prunkvoll verziert haben. Dagegen streitet nicht, dass man in späteren Jahrhunderten, als man deren frühere Bestimmung nicht mehr kannte und sie doch benutzen wollte, Leichen in ihnen „begraben“ hat.

War es aber bei den Perseiden üblich, im Mittelpunkte jeder Stadt und jedes Reiches eine Feuerkapelle zur Bewahrung des heiligen Feuers zu erbauen, so musste sie um so grösser und prächtiger ausgestattet

sein, je mächtiger und reicher die Herrscher des Reiches waren. Dass sie aber unter der Erde angelegt wurden, geschah erstens, um den, ohne Mörtel, lose aufeinander liegenden, und nach innen überkragenden Steinringen durch einen äusseren gleichmässigen Druck einen festen Halt zu geben, zweitens, um das Eindringen jedes Lichtstrahls auf die einfachste Weise zu verhindern. Der innere Raum musste aber so geräumig sein, auch die Flamme des heiligen Feuers möglichst rein und frei von Rauch erhalten werden, um den Aufenthalt des dienenden Priesters zu ermöglichen; für den Abzug der Verbrennungsgase und Zuströmung reiner Luft wird schon gesorgt sein. Der Nebenraum diente zur Aufbewahrung der Geräte; rings an den Wänden werden die Geschenke der Herrscher und Grossen des Reichs aufgestellt und aufgehängt gewesen sein, welche, nach der Ausstattung der Schachtgräber in Mykenai zu urteilen, zahlreich, kostbar und kunstvoll genug gewesen sein werden, um den Namen der „Schatzhäuser der Atriden" in der Erinnerung des Volkes zu rechtfertigen.

Später wurden solche „Rundtempel für den Feuerdienst" in der Nähe der Rathäuser oder in unmittelbarer Verbindung mit diesen angelegt und der Ἑστία geweiht, daher auch Mykenai als die älteste Feuerkultstätte, die ihren Ursprung auf Perseus selbst zurückführte, κυκλωπίδες ἑστίαι genannt wurde. In kleineren Städten baute man kleinere Feuerkapellen, die aber alle die charakteristische Form eines Rundbaues mit kuppelförmiger Bedachung beibehielten und später θόλοι genannt wurden, so in dem Gebäude bei dem buleuterion zu Athen, in welchem die Prytanen täglich ihr Opfer darzubringen pflegten; eine gleiche tholos wird das buleuterion in Olympia gehabt haben; Pausanias (V. 14, 4) bezeugt ausdrücklich, dass τὸ τῆς Ἑστίας ἱερόν getrennt, aber dicht neben dem buleuterion gelegen habe, dass ein Altar der Hestia in dem Prytaneion stand und dass der gebräuchliche allmonatliche Umgang des Opfers von einem Götteraltar zum andern mit einer Spende am Altar der Hestia, als dem ältesten und heiligsten, begann vgl. Baumeister p. 1067. Als man später in Olympia ein doppeltes buleuterion anlegte, teilte man die tholos und brachte je eine Hälfte in die beiden Westapsis, welche nach Osten geöffnet waren. Ein ähnliches kreisrundes Gebäude befand sich auf der agora zu Sparta, nicht weit von der Skias (Pausan. III 12, 11). Weil man ursprünglich in diesen Feuerkapellen natürlich kein Götterbildnis hatte, so duldete man in alter Zeit auch keine Statue in den Tempeln der Hestia, erst in späteren Jahrhunderten werden

neben einer Statue der Hestia zugleich diejenigen anderer Gottheiten erwähnt, wie in Sparta die des Zeus und der Olympischen Aphrodite.*)

Auch die römischen Vestatempel, und zwar nur diese, sind Rundtempel mit kuppelförmigem Dache, wie überhaupt nirgends von allen arischen Völkern mit solcher Zähigkeit an dem Kulte des heiligen Feuers festgehalten ist, wie bei den Römern, diesem in religiöser Beziehung hyperkonservativen Volke; nirgends finden wir so bis in die grössten Kleinigkeiten genaue Vorschriften, wie für den Vestakult und deren Priesterinnen und für die Feuerpriester, die flamines, und sehen so deutlich, wie das uralte Priestertum der flamines allmählich dem der etruskischen pontifices, den technisch erfahreneren und wissenschaftlich geschulten Brückenbauern sich unterordnen musste und doch blieb der seltsame Gegensatz, dass der uralte flamen dialis das grösste religiöse Ansehen genoss, während thatsächlich der pontifex maximus die Leitung des ganzen Sakralwesens in Rom hatte.

Es ist ein uralter Glaube, dass das Feuer auf dem Hausherde durch die Berührung mit der Hand des Menschen, durch die profane Verwendung zum Kochen u. s. w. allmählich verunreinigt werde; daher musste nach den iranischen Religionsvorschriften jedes Herdfeuer einer Familie an jedem dritten Tage zum Mutterherde der Stadt und dieses nach dem Centralheiligtum gebracht werden, um dort durch die Berührung mit dem heiligeren Feuer gereinigt zu werden; war es aber gar durch die Nähe eines Toten verunreinigt worden, dann musste es ausgelöscht werden, um durch reines Feuer ersetzt zu werden. Einmal im Jahre wurden alle Feuer gelöscht und unter grossen Feierlichkeiten vom Centralheiligtum neues geholt. Damit hängt der Gebrauch des Fackelwettlaufs zusammen; gleichzeitig versammelten sich Jünglinge aus den verschiedensten Dorfschaften am Mutterherde und zwar aus jedem Dorfe mehrere, die ihre Fackeln dort anzündeten und sie nun eiligen Laufs in ihre Heimat brachten; wer zuerst ankam, hatte das Vorrecht, den Holzstoss entzünden zu dürfen, der auf dem Marktplatze errichtet war und an dem jeder Bürger und Familienvater sein Herdfeuer entzündete.**)

---

*) Erst in ganz später Zeit erbaute man vereinzelt solche Rundgebäude auch zu anderen Zwecken, als zum Dienste der Hestia; so wurde im Haine Altis zu Olympia ein solches οἴκημα περιφερές vom Könige Philipp von Makedonien nach der Schlacht bei Chaeroneia errichtet. Baumeister 1064.

**) In einigen Gegenden scheinen solche Fackelrennen auch zu Pferde stattgefunden zu haben; so sitzt auf den Münzen von Pherae Artemis mit einer

Erlosch einmal das eigene Feuer, so konnte man leicht vom Nachbar oder vom Stadtherde neues holen, dort aber musste natürlich Sorge dafür getragen werden, dass das heilige Centralfeuer stets unterhalten wurde, daher die fürchterlich strengen Strafen gegen die Feuerpriester, welche einmal durch Frevel es entheiligten oder gar verlöschen liessen, denn noch in gar nicht so weit zurückliegender Zeit verstand man noch nicht, das Feuer durch Bohrung neu zu entzünden. Freilich mochte selten eine Katastrophe eintreten, durch welche sämmtliche Feuer eines Staates erloschen wären. An eine solche aber erinnert ein alter Kultgebrauch auf Lemnos, wo alljährlich einmal eine Reinigung der ganzen Insel veranstaltet wurde: dann wurden alle Feuer gelöscht, neun Tage lang entbehrte man das Feuer, bis das heilige Schiff von Delos kam, das von dem Apolloheiligtum neues, reines, heiliges Feuer brachte. Dieser Gebrauch wurde auf die Zeit der Argonauten zurückgeführt, wo die Frauen sämmtliche Männer getötet hatten. Infolge dieses Frevels hatten sich die Kabiren, die geheimnisvollen grossen Gottheiten, von der Insel geflüchtet. Als aber die minyeischen Helden nahten und mit den vereinsamten Frauen ein neues Geschlecht zeugten und die Insel entsühnten, da erschienen auch die Kabiren wieder und spendeten den Helden von ihrem süssen Weine bis zum Übermass.

Diese Sage ist in vieler Beziehung interessant; sie weist auf die obenerwähnte Überflutung sämmtlicher Inseln des ägäischen Meeres hin; damals war auch auf Lemnos fast die ganze Bevölkerung zu Grunde gegangen, nur wenige Frauen hatten sich auf die Höhen der Berge gerettet, aber wie sollten sie ihr Leben fristen, da ihre Männer getötet, Äcker und Gärten überschwemmt, Häuser und Tempel zertrümmert, überall die Feuer ausgelöscht waren? Da waren es die Kabiren, ϑεοὶ μεγάλοι (die Ghebern, arab. Kafir, pl. Kafirim = die „Grossen") d. h. die Priester des alt-persischen Feuerdienstes, die ihnen zu Schiff zu Hilfe kamen und ihnen, sowie den Einwohnern von Kos, Samothrake u. s. w. das heilige Feuer brachten. Mit welchem Jubel mögen die armen Verlassenen nach monatelanger Entbehrung ihre Retter als Gottgesandte empfangen und angebetet haben! Oder aber Prometheus war es gewesen, der ihnen das Feuer brachte, das er im Ferulstab aus dem Moschylos auf Lemnos geholt hatte,

Fackel auf einem rennenden Pferde, welche gewöhnlich mit Hekate identifiziert wird. Schol. ad Theocr. 2, 12: καὶ νῦν Ἄρτεμις καλεῖται καὶ Φυλακὴ καὶ Δαδοῦχος καὶ Φωςφόρος καὶ Χθονία.

der eigentlich kein Vulkan war, sondern ein durch Gasausdünstungen genährtes Erdfeuer, das weithin sichtbar auf der Höhe eines Berges brannte, d. h. mit anderen Worten: ein Priester, welcher aus dem Kult des Erdfeuergottes das Geheimnis kannte, wagte es, den heiligen unnahbaren Berg zu betreten und als Gottesgabe den Samen des Feuers im Narthexstabe den Notleidenden zu bringen.

Oder Prometheus war derjenige, welcher ihnen das paramantha, den „Feuerbohrer“, brachte, d. h. das Geheimnis lehrte, in Zeiten der Not selbst das Feuer zu entzünden; dies Geheimnis aber kam aus Indien, wo man in gleicher Weise, wie das Feuer, so auch den Somatrunk, den feurigen „Götterwein“, durch Pressen und Drücken zu bereiten verstand und so waren die Dionysosbegleiter die Bringer des Sorgenbrechers und zugleich Spender des Feuers; deshalb war auch die ferula dem Bakchos heilig und die Bakchantinnen schwangen den Thyrsos, welcher ein mit Weinranken und Epheu umwundener Ferulstab war, weshalb sie auch Narthekophoren heissen; um aber daran zu erinnern, dass sie eigentlich φωςφόροι waren, setzten sie auf den Thyrsos einen vergoldeten Pinienzapfen, das vielgebrauchte Sinnbild des flammenden Altarfeuers.

Dass der Name Prometheus mit dem Sanskritwort pramantha zusammenhängt, wie es ausführlich Kuhn (Herabkunft des Feuers u. s. w.) nachzuweisen versucht hat, ist wohl kaum zu leugnen; pra-mantha wird abgeleitet von mathnâmi oder manthâmi, welches sowohl „schütteln, reiben“, als auch „rauben“ bedeutet und so wird auch aus dem „Feuerreiber“ der „Feuerräuber“; pramantha bezeichnet den Drehstab, welcher in die Höhlung eines anderen Holzes gesetzt, durch Reibung Feuer erzeugt.*)

*) Nach Pott (Philol. Suppl. II. p. 286) wird aber das sanskr. th im Griechischen immer durch τ ersetzt und daher ist der Beiname des Titanen anfangs vielleicht auch wirklich Prometes oder Prometeus gewesen, von Metis „Klugheit, weise Überlegung, Gabe, Rat zu erteilen“, von μητιάω „bei sich beschliessen, im Sinne haben, erdenken, anstiften“. προ heisst in Zusammensetzungen 1) vor anderen, mehr als andere, wie προτιμάομαι vor anderen ehren, προκρίνομαι, προβαίνομαι, προέχειν, προφέρειν übertreffen, sich auszeichnen; 2) im voraus, früher, wie προαφικνέομαι früher gegangen sein, daher vorher ankommen, προγιγνώσκω im voraus bedenken, προγνούς vorbedacht, προλαμβάνω einen Vorsprung gewinnen; 3) sehr, als Steigerung einer Eigenschaft, πρόκακος sehr schlimm, πρόπονος ausserordentlich mühevoll, πρότιμος hochgeschätzt, προφανής ganz deutlich, πρόφρων vorsätzlich; so dass also προμήτης denjenigen bezeichnen würde: 1) der einen besseren Rat zu geben vermag, 2) der im voraus überlegt, also der böse Hintergedanken hat, hinterlistig, 3) der ausserordentlich klug, sehr listig ist. Daher wird Prometeus mit dem μητιετὰ Ζεύς in Gegensatz

Abgesehen von seinem Namen aber steht Prometheus als πυρφόρος im engsten Zusammenhang mit pramantha, dem „Feuerbohrer“ und es ist echt griechisch, ein konkretes Symbol zu personifizieren, die Segnungen des Feuerzeugs auf eine Person zu übertragen und einen unverständlichen Namen sich zu verdeutlichen.

Für alle arischen Völker ist der Gegensatz von „Licht“ und „Finsternis“ immer der Mittelpunkt aller Religion gewesen; das Licht ist die Quelle alles leiblichen Wohles und alles sittlich Guten, die Finsternis Ursprung und Aufenthalt alles Bösen und Verderblichen; daher die innige Verehrung des Sonnengottes als des Spenders alles Lichtes und Lebens und der wohlthätigen Wärme, welche dem Menschen die Thätigkeit ermöglicht, und die Erde und die Tiere befruchtet: daher das Grauen vor der Nacht, in der wilde Tiere, Räuber und Gespenster die Menschen schrecken: daher der allgemeine Kult des Feuers, des reinsten Abbilds des Himmelsgottes, weil es der Nacht den Schrecken benimmt, Wärme verbreitet und Licht spendet (so auch in der Edda havamal 68 „nächst dem Sonnenschein ist dem Sohne der Erde das Förderlichste vor allem das Feuer“); daher wird die Flamme auf dem Herde der Mittelpunkt des Hauses; ihr erstes Aufflammen bezeichnet die Gründung eines neuen Haushalts, ihr Verlöschen das Verlassen der Wohnstätte, wonach die bösen Geister der Verödung wieder Besitz ergreifen und den fruchtbaren Acker in wüstes Land verwandeln. So ist nach

gestellt Hes. th. 534 οὕνεκ’ ἐρίζετο βουλὰς ὑπερμενέϊ Κρονίωνι, ebenso wie Hes. op. 51 als er das Feuer stiehlt Διὸς πάρα μητιόεντος. Damit hangen auch seine Beinamen zusammen: αἰολόμητις Hes. th. 510 von αἰόλος schnell, gewandt, vieldeutig, schillernd; ἀγκυλομήτης Hes. th. 546 listig, eig. krummer Wege kundig, das gewöhnliche Beiwort des Kronos, was also dasselbe bedeutet, wie wenn Hesiod ihn nennt: ποικιλόβουλος Hes. th. 521 oder Äschylos (Prom. 308) ποίκιλος listig, viel gewandt, verschlagen, vieldeutig, oder: πολύϊδρις Hes. th. 616 sinnreich, listig, verschmitzt, oder wenn der zürnende Zeus weitläufiger sagt: Hes. th. 559: Ἰαπετιονίδη, πάντων πέρι μήδεα εἰδώς. „Japetos’ Sprosse, vor allen in mancherlei Listen bewandert“; und Hes. th. 546: „ihm entgegnete wieder Prometheus listigen Geistes, lächelte sanft, doch ohne die trügliche Kunst zu vergessen“; daher redet ihn auch Hephaestos bei Äschylos mit absichtlicher Schärfe an: 18 τῆς ὀρθοβούλου Θέμιδος αἰπυμῆτα παῖ und stellt dessen Klugheit, die allzusehr und über das Mass hinausstrebt, der wahren Weisheit seiner Mutter entgegen, die stets auf graden Wegen das richtige Ziel erreicht.

Erst als man später diese scharfe Betonung seiner List und Klugheit und den Gegensatz gegen die Weltordnung des Zeus vergass und man ihn als denjenigen verehrte, der dadurch seine „Fürsorge“ für die Menschen bewies, dass er ihnen durch das Feuer eine höhere Kultur schenkte, stand es fest, dass man ihn nur Προμηθεύς nennen durfte, den „Vorsorgenden“.

den Veden agni (ignis) ein unsterblicher Gott, der, von den Höhen herabgelangt „seinen Wohnsitz bei den Sterblichen aufschlägt“, als lieber Gast auf ihren Herden und Altären weilt und an jedem Opfermahl Anteil hat. Nach dem Mythos aber ist es Mâtariçvan, ein Sonnenheros, der Sohn des Vogelfürsten und Schlangenfeindes Garuda, welcher den Götter- und Menschenfeind, den „sich windenden“ (vrtra) und „zischenden“ (çushna) Schlangendämon ahi besiegte; dieser hatte sowohl das Feuer agni wie das Wasser als Lebenstrank soma dem Himmel „entführt“ und in seiner Wetterwolkenburg zurückgehalten; aber Mâtariçvan brachte im Triumphe beides als Siegesbeute auf die Erde zurück und schenkte sie den Bhrigu, den „Glutzündern“ (flamines) als deren Sprössling Agni bei den Menschen erscheint; so heisst es in den Veden (1, 93, 6) „den einen trug vom Himmel Mâtariçvan, vom Felsberg zerrt den anderen her der Adler (wie im Märchen von Psyche); ihr, Agni-Soma, durch Gebet gedeihend, ihr habt dem Opfer weiten Raum geschaffen.“ (vgl. Lefmann, Geschichte Indiens p. 76).

Agnis Geburtsort ist der Schoss der âpas in den Wolkenwassern, von wo er als leuchtender Wetterstrahl und mit strömendem Regen niederfährt und wie der Blitz nach alter Ansicht durch die Reibung zweier Wolkenmassen entsteht, so kann auch das Feuer mittelst Reibung zweier Hölzer arani, gleich wie durch eine irdische Wiedergeburt, hervorgerufen werden. Um „den Sohn der Kraft“ zu erzeugen, muss härteres Oberholz auf einer weicheren Unterlage mit Macht in Drehung versetzt werden; so nimmt man in Indien zum Drehstab Holz vom açvattha (ficus religiosa) zur Unterlage Holz vom çamî (mimosa sumi), als demjenigen Baum, welcher vorzugsweise „den agni im Schosse trägt“. Genügt in heissen Ländern bei vollkommen trockner Luft und dürrem Holz schon ein einfaches Quirlen zwischen den flachen Händen, so musste in nördlicheren kälteren Gegenden und in feuchten Klimaten schon eine stärkere und länger dauernde Reibung angewendet werden dadurch, dass man einen starken Druck ausübte und den Drehstab durch eine Bogensehne in raschere Drehung versetzte oder dass man einen stärkeren Pfahl zwischen festgefügten Balken vermittelst eines Rades und unter grosser Kraftanwendung hin und her drehte. So ward der Baum zur Wohnung einer gütigen Gottheit und namentlich im späteren Buddhatum der „Feigenbaum“ zum Sitz der Erkenntnis und höchster Erleuchtung, die Schlange aber zum Dämon des Bösen und der Versuchung, welcher das Feuer und das Wasser des Lebens zu verstecken und

den Menschen vorzuenthalten sucht; das Rad, namentlich wenn es den Buddhabaum oder den Pfahl krönt, ist das Symbol der Wiedergeburt. Diese Erzeugung des Feuers durch Drehen und Drücken des harten Holzstabes in der Vertiefung einer weicheren Unterlage, bis die Feuerfunken heraussprühten, wurde schon in ältester Zeit als Bild der Zeugung eines Menschen gebraucht und so ist auch Prometheus, wie Loge, zum Menschenbildner geworden; so konnte auch der russige, hinkende Schmied Hephaestos als Gott des Feuers zum Gemahl der holdlächelnden Aphrodite werden, Servius ad Aen. 8, 389: namque ideo Vulcanus fingitur maritus Veneris, quod Venereum officium non nisi calore consistit, erst durch das Feuer der Liebe werden die beiden spröden Gegenpole, Mann und Weib, miteinander vereinigt und zu einem Ganzen verschmolzen, so dass eine Neuschöpfung daraus hervorgehen kann.

Wie im kalten Norden solch heiliges Feuer neu erzeugt wurde, und mit welcher Zähigkeit Jahrtausende hindurch an den einmal herkömmlichen Gewohnheiten festgehalten wird, wie sogar die Form der „Feuerkapelle“ sich bis in die neueste Zeit erhalten hat, veranschaulicht ein Bericht von James Logan, the scottish Gaël or celtic manners, as preserved among the Highlanders 1831 p. 2, 64 (in Grimm, deutsche Myth. 1844 I p. 575): „Wenn man glaubt, dass das Vieh behext ist, werden bestimmte Personen, welche es verstehen, ausgeschickt, das Notfeuer zu entzünden (to raise the need-fire). An irgend einem kleinen Flusse, See oder Insel wird ein kreisrundes Gebäude (circular booth) aus Steinen oder Rasen errichtet, auf demselben wird ein Dach- oder Sparrenwerk (couple or rafter) aus einem Birkenbaum gezimmert und dann das Dach dicht zugedeckt (covered over). Im Mittelpunkt wird ein senkrechter Pfahl aufgestellt, der oben am Dache durch einen hölzernen Pflock oder Stift befestigt wird, während das untere Ende in einem länglichen Falze oder Hohlkehle auf den Boden gestellt wird; dann wird ein zweiter Pfahl horizontal zwischen den aufrechten Pfosten und dem Hauptbalken des Daches gelegt, in welche beiden die zugespitzten Enden eingefügt werden. Dieser horizontale Balken heisst der Bohrer (auger), ist mit vier kurzen Handgriffen oder Spaken versehen, durch die er gedreht werden kann. Dann fangen so viele Leute, als man sammeln kann, zu arbeiten an, nachdem sie zuvor jede Art von Metall abgelegt haben, und zwei zur Zeit drehen den Bohrer mittelst der Hebel (levels), während von anderen Keile unter den aufrechtstehenden Pfosten getrieben werden, um ihn gegen den „Bohrer“

zu drängen, welcher durch die Reibung bald in Brand gerät. An diesem wird dann sogleich das Notfeuer entzündet; während alle anderen Feuer sogleich ausgelöscht werden, werden die in Wohnhäusern und Werkstätten neu entzündeten für heilig gehalten und man lässt nun das behexte Vieh der Reihe nach daran riechen".

Grade wie in urältester Zeit, so wurden in allen germanischen Gauen am Tage der Sommersonnenwende mit dem letzten Strahl der sinkenden Sonne, wenn Baldr gestorben war, alle Feuer gelöscht, das Sonnwendfeuer durch Reibung entzündet und die Feuerbrände in alle Häuser und Gehöfte in der Nähe und Ferne getragen havamal 57 „die Fackel entfacht sich an anderer Fackel, das Feuer am Feuer". Wenn aber im Winter die Tage kürzer und kürzer geworden waren, dann warteten unsere Vorväter mit ängstlicher Sorge, ob nicht endlich die Sonne zum Stehen kommen werde und wie jubelten sie auf, sobald die ersten Zeichen deutlich wurden, dass der Tag im Wachsen sei, denn nun erst wussten sie sicher, dass der Winter enden und ein neuer Frühling anbrechen würde; dann feierten sie das Julfest, töteten den „Jul-Eber", das Symbol des verderblichen Winterdunkels, hieben ihm das Haupt ab, und siedeten es in dem gewaltigen Braukessel und verspeisten ihn als Festbraten, zerkleinerten den treulich bewahrten Julblock des vergangenen Jahres und schoben das dicke Ende der Jultanne ins Feuer; sobald der gewaltige Block angebrannt war, wurde er gelöscht und für das nächste Jahr verwahrt als das beste Mittel gegen alle Krankheit, Spuk und Zauberei, besonders aber böse Dämonen von Menschen, Vieh und Wohnung fernzuhalten.

Dieser Julblock erinnert an jenes brennende Holzscheit, an welches das Leben Meleagers geknüpft war, des kühnen Jägers, welcher den kalydonischen Eber in Arkadien erlegte: auf den Rat der Moiren verlöschte seine Mutter Althaea das Scheit und verwahrte es sorgfältig in einer Lade; als sie aber später hörte, dass Meleager ihre Brüder erschlagen habe, steckte sie aus Zorn das Scheit ins Feuer und machte so dem Leben ihres Sohnes vorzeitig ein Ende. Ähnliches wird von Nornagest berichtet (vgl. Dahn, Walhall p. 159).

6. Sonnenstier. Medusenhaupt. Mimir.

Mit prophetischer Sehergabe zeichnet Prometheus der Jo ihre Wanderung von Norden durch Osten nach Süden und dem Herakles von Norden durch Westen nach dem Hesperideneilande vor; wunder-

same Fabelwesen, weitentlegene Länder werden dabei erwähnt, wie sie sonst fast nur noch auf Perseus, gefahrvollem Zuge vorkommen, dessen Hauptzweck die Erwerbung des „Medusenhauptes“ war. Was jene seltsamen Wundererscheinungen zu bedeuten hatten und wo sie zu suchen seien, wufsten die späteren Hellenen nicht mehr und auch für uns fällt auf jene frühen Sagen der Perseidenzeit nur wenig Licht aus der Vergleichung mit altgermanischen Mythen. Auch dass Zeus der Jo auf den Wiesen von Lerna als „brünstiger Stier“ nahte, beruht auf einem uralten Bilde unserer arischen Vorväter. Wenn nach der langen finsteren Todesnacht des Winters endlich der Frühling wieder angebrochen war, die Sonne vom blauen Himmel herabstrahlte und in donnernden Gewittern der befruchtende Regen in die offenen Saatfurchen niederströmte, dann stellten sich ihre Weisen dies Verhältnis der Sonne zur Erde in einem Bilde vor, das ihnen der Anblick ihrer Viehherden vorzugsweise im Frühjahr bot; sie verglichen die Sonne mit einem „lichtweissen Stier“, der die schöne Erdkuh aufsucht und befruchtet. Zahlreich sind in den Veden die Gebete zu dem „Himmelsstier“, von dessen Gebrüll im Gewittersturm die ehernen Wölbungen des Himmels wiederhallen und auch jetzt, nach 6000 Jahren, ist in Indien nichts so heilig, wie die Kuh. Dies Bild des segenspendenden Stiers finden wir bei allen arischen Völkern von Indien durch den ganzen Norden bis zu unserm Thôrr (thior, litauisch tauras, lat. taurus), dessen Blitzhammer die Frostriesen zerschmettert und die Felder und die Ehen fruchtbar macht; mit seinen Stierhörnern schmücken die Krieger ihre Helme, wie die Priester ihre Altäre mit den Schädeln der ihm geopferten Stiere; immer ist es bei den nordischen Volkskönigen Ehrensache gewesen, dem Opferstier mit einem Hiebe ihres „Sichelschwertes“ das Haupt abzuschlagen, wie solches auch von Thôrr erzählt wird z. B. hymisquidha 14 „zur Stelle bereits da waren drei Stiere; sie schlugen jedem schlachtend den Kopf ab“. 18. „Unverweilt in den Wald begab sich der Wackere; da fand er einen Farren von schwarzer Farbe; der Thursenvertilger riss dem Tiere das hoch mit zwei Hörnern betürmte Haupt ab“. Ein eherner Stier ist das Symbol des Donnergottes, der mit seinem Blitzstrahl Meineid rächt; bei ihm opfern und schwören sie, wie bei einem solchen Bronzestier 102 die siegreichen Germanen den freigelassenen Römern sicheren Abzug zuschwören; dieser geriet nach dem Sieg bei Vercellae in die Hand der Römer. Viele solcher bronzenen Stierhäupter finden wir in germanischen Gräbern, so z. B. im Grabe

Childerichs, des Frankenkönigs († 481) zu St. Brixius in Doornick. Die Franken betrachteten den sagenhaften Stammvater ihres Königshauses Merowech als den Sohn des Himmelsstiers, der aus dem Wasser stieg und sich der Gemahlin des Chlodio (des „Brüllers") bemächtigte. Solch bronzene „Stierhäupter" mit dem goldenen Sonnenbilde auf der Stirn sind auch in den Mykenischen Gräbern gefunden.

Am klarsten tritt das Bild uns entgegen in der Sage von Zeus, der in Stiergestalt vom lichtvollen Osten her durch das Meer zum dunklen Westen schwimmt, um sich in Kreta, dem fruchtbaren Eilande, in einer dunklen Höhle mit der Europa zu vermählen (Hesych: εὐρωπόν = σκοτεινόν; Εὐρώπη = χώρα τῆς δύσεως ἢ σκοτεινή), die ihm dort die drei herrlichen Söhne Minos, Rhadamanthys und Sarpedon gebiert, die unter der Obhut des kretischen Königs Asterion aufwachsen; oder wie in Kreta der „Zeus Asterios" als Herr der Sonne verehrt wird, dessen Sinnbild der schimmernd weisse Stier ist, welcher aus dem Meere, als Geschenk des Poseidon, auftaucht und ans Land schwimmt. Daher ist Minos, der uralte Herrscher von Kreta, der irdische Vertreter des Himmelsgottes, der Gemahl der Pasiphae, welche ursprünglich unter dem Bilde einer schimmernd weissen Kuh verehrt wurde, was später den athenischen Komikern erwünschten Stoff zu den seltsamsten Verwechslungen und Obscönitäten bot. Wie von Minos berichtet wurde, dass er alle neun Jahre in eine Höhle gegangen sei, um von seinem Vater Zeus Gesetze zu erhalten, so wurde auch in dem unterirdischen Labyrinth „Zeus Asterios unter dem Bilde eines ehernen Stiers verehrt", der „Stier des Minos" (Minotauros) und wenn berichtet wird, dass Herakles von dem kretischen Sonnenstier nach Mykenai getragen sei, so ist damit angedeutet, dass der Sonnenkult, wie er von Osten nach Kreta übertragen war, so auch von hier aus über das übrige Griechenland zur Zeit der Perseiden verbreitet worden sei; daher erscheint auf vielen Münzen der Stier mit einem Menschenhaupte oder das „Stierhaupt" allein als Wappen der Stadt, und Lukian (de dea Syria 7) berichtet von solch einem Haupte, das alljährlich aus Ägypten zu Byblus ans Gestade geschwommen sei, wo Mysterien dem Osiris gefeiert wurden, wie ja der Stierdienst in Ägypten uralt ist, ebenso dass das Bild des Gottes in dem Haupttempel in Hierapolis von Stieren gezogen werde (c. 31).

Dachte man sich die aus dem Meere von Osten her auftauchende „Sonnenscheibe" als das weissschimmernde Haupt des Sonnenstieres oder im hohen Norden die im Nebel blutig rot erscheinende

Sonne als das Haupt eines roten Stiers, so erklärt sich die grosse Verbreitung und allgemeine Verehrung des „Stierhauptes“ bei den arischen Völkern.

In ähnlicher Weise ist die Wirkung der aus dem Meer auftauchenden „Sonnenscheibe“ auf das „Medusenhaupt“ übertragen worden, das Perseus der Gorgone mit dem „Sichelschwerte“ vom Rumpfe hieb. In nordischen Sagen wird wiederholt erzählt, dass die lichtscheuen Nachtgespenster gelähmt werden oder zu Stein erstarren, sobald der erste Strahl der im Osten auftauchenden Sonnenscheibe sie trifft; so sagt das alvismal 17 „das Tagesgestirn heisse „Sonne“ bei den Menschensöhnen, aber „leidige Lähmerin“ bei den lichtscheuen Zwergen. Dem Zwergen Allwiss war für die Hergabe seiner Zauberkleinodien von den Asen durch feierlichen Vertrag Thôrrs Tochter zur Frau versprochen worden; als er nun die Braut holen will, verweigert der Vater sie ihm, der aber wegen des Vertrags den Zwerg nicht töten darf, im Fragewettkampf aber ihn nicht besiegen kann; deshalb hält er ihn so lange mit Fragen hin, bis der Morgen anbricht; da ruft er triumphierend: 36 „doch nun vernimm, dass du arg genarrt bist und masslos prahlend dich selbst geprellt hast, Unterweltswicht, oberhalb der Erde ertappt dich betäubend das Licht des Tages; in den Saal hier sendet die Strahlen die Sonne“. Ähnlich ergeht es der hrimgerd (helgaquidha I. 29) „Reifhexe, richte nach Osten die Augen! Dich täuschte tödlich hinunter ins Nachtreich die Rede Helgis. Du säumtest, bis entseelend die Sonne dich anstrahlt und verlierst dein Leben, verlockt vom Atli. Belacht als zum Hafen leitende Landmark stehst du versteinert hinfort am Gestade“ (vgl. Jordan p. 163. 494).

Unsere Vorväter hatten im hohen Norden furchtbar unter der Strenge des eisigen Winters zu leiden und jedes Jahr schien er ihnen länger, drückender, unerträglicher; deshalb grübelten sie darüber nach, durch welche unheimlich böse Macht die Sonne, die Spenderin alles Lichtes, alles Lebens und aller Wärme in jedem Herbste gezwungen würde, in immer niedrigeren, immer kürzeren Kreisbögen am Himmel entlang zu ziehen, um endlich in der Tiefe des Meeres oder im düsteren Tannenwalde oder hinter den riesigen Bergen für längere Zeit gänzlich zu verschwinden? und in immer neuen Bildern suchten sie das Geheimnis zu ergründen: Musste etwa die Sonne, freiwillig oder gezwungen, sich ausruhen? verfiel sie einem Zauberschlafe? wurde sie überwältigt von der Macht des Todes? wer war der Böse, der sie in die labyrinthischen Irrgänge

des Zauberwaldes hineinlockte, um sie in seiner Höhle gefangen zu halten? was ward aus dem Sonnenlichte? verdichteten es tückische Wassergeister in der Tiefe des Meeres zu leuchtendem Bernstein? oder schmiedeten kunstreiche Zwerge in unterirdischen Felsenklüften goldene Zaubergeschmeide daraus? und wiederum: wer war der Held, der sie siegreich aus der Todesstarre des Winters erlöste? der mit seinem blitzenden Goldschwert den Berg spaltete, den Drachen der Finsternis tötete, die Braut hinter dem Dornenhag aus hundertjährigem Schlafe weckte? den nicht die lodernde Flammenglut um den Eispalast schreckte? dem das Zauberknäuel den Weg aus dem Labyrinthe wies, dass er die segenspendende Sonne der Welt und den Menschen zurückbringen konnte? und: war das nun dieselbe Sonne? schwach und alt und krank war sie gegen das Ende des alten Jahrs verschwunden, jetzt aber kam sie jung, frisch, in strahlender Kraft und Schönheit zurück! das musste eine neue, verjüngte Sonne sein, eine Jungfrau, die als holde Braut des Sonnenhelden, Glück und Segen verbreitend erschien! und nun blickte der milde Himmelsgott wieder mit „seinem strahlenden Auge“ zur Erde nieder, „das er so lange in der Tiefe verborgen hatte“.

Woher nur kam es, dass der Himmelsgott nur dies eine Auge besass? (Hes. op. 267 Διὸς ὀφθαλμός. Aristoph. nub. 285 ὄμμα αἰθέρος). Und so sangen die Seher und Priester von dem „einäugigen“ Odin und der Verpfändung seines zweiten Auges, das er in den klaren Brunnen Mimirs, in das Weltmeer, versenkte, um dorther die Gabe der Weisheit zu gewinnen, dass aber dies Sonnenauge als „Mimirs Haupt“ wieder aus dem Meere auftauchen werde, wenn dereinst der Frühling des neuen Götterjahres anbräche.

Alle diese Gedankenbilder wurden im Laufe der Zeit immer mehr erweitert und zu Sagen, Legenden und Geschichten ausgesponnen, die erst von Göttern, dann von Heroen und endlich von kühnen Menschen erzählt wurden und im Volke als Märchen sich verbreiteten, ohne dass man später noch von dem Entstehungsgedanken oder ihrer anfänglichen Bedeutung etwas wusste. Viele dieser germanischen Bilder, Gebräuche und Erzählungen drangen auch zu anderen Völkern und wurden von ihnen missdeutet oder in ihre Sagen verflochten, und so fabelten z. B. die Griechen, statt von dem Volke des einäugigen Götterkönigs, von einem Volke einäugiger Menschen, den Arimaspen, welche in der Tiefe der Berge den wachsamen Greifen das Gold zu rauben suchten oder von den einäugigen Kyklopen, welche inmitten der Berge Zauberkleinode schmiedeten: den Blitzstrahl des Zeus, wandelnde

Dreifüsse, lebendige Goldstatuen u. s. w. und erzählten von einem Helden Odysseus, welcher dem Polyphemos, dem „Brüller“, dem Sohne des Poseidon, sein einziges Auge mit einem gehärteten Pfahle, wie mit einem Feuerbohrer, ausbrannte.

Auch die Griechen suchten eine Erklärung, wie denn Apollo-Helios, der am Abend ins Meer des Westens hinabtauchte, am Morgen wieder von Osten her erscheinen konnte. Alle vorgeschichtlichen Europäer dachten sich die Erde als Scheibe, vom Meer rings umgürtet, wie von einer Riesenschlange, überdeckt vom Himmelsgewölbe, welches in der Edda von der Welt-Esche Yggdrasil getragen wird und bei den Griechen von zwei gewaltigen Bergessäulen, im Osten dem Kaukasus, dessen leuchtender Schneegipfel (der Kasbeck) ebenso schon aus weiter Ferne sichtbar ist, wie im Westen der Atlas. Verschwand abends der Sonnengott hinter den Säulen des Herakles, so schien diejenige Erklärung die einfachste zu sein, dass er während der Nacht schlafend auf der Okeanosströmung durch Norden nach Osten fahre, oder auf kürzerem Wege auf dem Eridanos, den man etwa an die Stelle unserer Nordsee und Ostsee verlegte, von deren Existenz schon die Perseiden durch den Bernsteinhandel wussten; im nördlichen Eridanos ertrank der Sonnensohn Phaethon und an dessen Ufer vergossen seine Schwestern, die Elektriden, Thränen, die zu Bernstein wurden, wie Artemis über den im Eridanos getöteten Orion goldene Thränen weint, wie Freia über den Tod ihres Gemahls Odhur (gylfaginning 35). Dort wohnen die Hyperboraeer, in deren Lande, wie die Griechen staunend vernahmen, Wochen, ja Monate lang die Sonne nicht unterging, denen Apollo also auch die Nächte erleuchtete. Wie die Aethiopen trotz ihrer schwarzen Haut für besonders gut und fromm gehalten wurden, weil sie ewig im Lichte wohnten, wo der immer gedeckte Sonnentisch sich fand, zu deren Festhekatomben gern die Götter kamen, so mussten auch die Hyperboraeer ein gottbegnadetes und namentlich von Apollo geliebtes Volk sein, bei denen er gern monatelang verweilte. Daher feierte man im Herbst in Delos, Milet, Delphi, Metapont u. s. w. das Fest des in seine „Heimat“ zurückreisenden Apollo, von wo er alljährlich im Frühling wieder erschien auf einem Nachen oder Wagen, welcher von Schwänen, den „singenden Vögeln des Lichts“, durch Luft oder Wasser gezogen wurde, „damit in Delphi und Delos der Dreifuss neu ertöne.“ Dort am Eridanos wohnen die Nymphen oder Najaden, welche den Helm des Aides, die Flügelschuhe und die κίβισις besitzen, die sie dem Perseus schenken, dort lehren sie auch Herakles den

Nereus, den allwissenden Meergreis, finden, welchen der Held trotz seiner Verwandlungskünste zwingt, ihm den Weg nach Erytheia und zu den Hesperiden zu offenbaren; dort am Eridanos wohnen die Graeen und Gorgonen; und wie der Okeanos, an dessen Quellen und Strömungen man alle diese Wunder versetzte, rings die Erde umflutet, so verlegte man alle diese Wesen bald in den lichten Norden, bald nach dem sonnendurchglühten Süden, bald in die Gegenden des Sonnenauf- oder unterganges, je nach dem Bedürfnis einer speziellen Sage oder dem geographischen Wissen des Dichters; so ist es der Idee nach einerlei, ob Jason auf der prophetischen Argo übers Meer nach Osten fährt, um den Drachen zu töten und das goldne Vliess zu holen, oder ob Herakles im Sonnenbecher nach Westen fährt, um die Schlange zu töten, welche den Baum des Lebens hütet.

Da Apollo in der Nacht seines Sonnenwagens sich nicht bedienen kann, so benutzt er entweder ein geflügeltes Schiff oder den sog. Sonnenbecher, der bald als Becher δέπας, bald als Schale φιάλη, bald als „Kessel" λέβης erscheint, wie gleich ihm viele andere Sonnengötter oder Zeussöhne auf ähnlichen geflügelten d. h. von göttlichen Kräften erfüllten und gelenkten Fahrzeugen durch Luft und Wasser aus Nacht und Tod zum Licht und Leben geleitet werden, so auf Windrossen Perseus und Bellerophon, auf Schiffen Jason und Odysseus, in einem Kasten Thoas und Hypsipyle, Perseus und Danae, Deukalion und Pyrrha, auf einer schwimmenden Insel Leto mit Apollo und Artemis, denen ähnliche Beispiele aus den nordischen Mythen hinzugefügt werden könnten, so Baldrs Schiff hringhorn, Freyrs Schift skidbladnir, Bergelmirs Boot (Wiege λίκνος), der Walküren Sturmrosse, Friggas und Freyas Federhemde u. a. m.

Auffallend ist, dass als solches Fahrzeug des Apollo auch der „delphische Dreifuss" benutzt wird, mit dem ebenfalls alle jene nordischen Fabelwesen in Verbindung gebracht werden. „Die altertümliche Form des Dreifusses ist als heiliges Gefäss der Veränderung nicht unterworfen. Ursprünglich für den Gebrauch in der Küche bestimmt als „Braukessel" ἐμπυριβήτης enthält der λέβης in seinem oberen Teile einen beweglichen Einsatz ἠχεῖον, lat. cortina, darüber einen Deckel ὄλμος, auf welchem die orakelgebende Pythia (nach dem Vorbilde des Gottes) sass", vgl. Baumeister, Denkmäler p. 103. Auf den ältesten Abbildungen bis auf Olymp. 80 hat er zwei Henkel ὦτα und zwar meist ungewöhnlich gross, wie bei Baumeister Abb. 512. Eine Nachbildung eines solchen Dreifusses (Baumeister Abb. 510) ist auf uns gekommen, dessen Kessel von drei Stützen auf Löwenklauen

getragen wird, oben mit Stierschädeln verziert; um die Mittelsäule schlingt sich eine Schlange; der Kesselbauch ist mit Gorgonenhäuptern geschmückt; um den Rand zieht sich ein Fries von zwei Greifen mit einem Feuerbecken und Delphinen mit einer Muschel. So erscheint Apollo auf dem geflügelten Dreifuss sitzend und über das Meer getragen auf einer Hydria des gregorianischen Museums im Vatican (Baumeister Abb. 108). Um diesen Dreifuss, auf dessen Besitz die Gabe der Weissagung beruht, stritten einst Apollo und Herakles, ein Vorgang, der zu Delphi in einer grösseren Statuengruppe ausgeführt war und dem in der ältesten Zeit grosse Bedeutung beigelegt wurde, wie zahlreiche Vasenbilder beweisen, während die späteren Schriftsteller wenig davon zu berichten wissen, weil man keine genügende Erklärung dafür zu finden vermochte.

Dieser „Braukessel“ spielt in den Erzählungen der Edda eine grosse Rolle; er enthält nämlich den Trank, welcher höchste Weisheit und prophetische Begeisterung verleiht, den aber nur die Riesen besitzen und sorglich hüten, daher Odin keine List unbenutzt lässt, keinen Verrat scheut, Leib und Leben daran wagt, um ihn zu rauben.

Wie Herakles oft gegen gewaltige Riesen zu kämpfen hat, den geflügelten Sturmriesen Geryoneus, den 60 Ellen langen Erdriesen Antaeos, den Frostriesen Alkyoneus, so führt auch Odin unter dem Namen Bölwerk als Knecht viele Thaten aus, welche anderen Tod und Verderben bringen würden, unter anderen den Raub des Odrerir „Wecker des Geistes“, an den uns das havamal 105—111 erinnert. Die Edda berichtet fast alle ihre Sagen nur skizzenhaft, giebt nur Andeutungen derselben, weil sie die genauere Kenntnis des Zusammenhangs und der Einzelheiten als selbstverständlich voraussetzt, weshalb wir, um zum vollen Verständnis zu gelangen, erst die einzelnen Mosaikstückchen zu vollständigen Bildern zusammensetzen und etwaige Lücken ergänzen müssen.

Der Odrerir ist ein gewaltiger Kessel, mit dem Weisheitstrunke gefüllt, der bald als ein alter, vortrefflichster Met, bald als köstlicher Wein bezeichnet wird; er befindet sich im Besitze Suttungs, eines uralten Riesen, der allein mit seinen Gesippen, den Frostriesen, in der Tiefe der Berge daraus trinkt, wohin aus der Oberwelt kein Zugang führt. Odin verwandelt sich in eine feurige Schlange „bricht sich mit bohrendem Munde Bahn durch den felsigen Boden“ und tritt ein in die Halle des Riesen, der dort mit seinen Gesippen beim Gelage sitzt, und wirbt keck um Gunlad, die schöne Tochter Suttungs. Dadurch setzt er sein Leben aufs Spiel, aber ihm geht es, wie dem

Zwerge Alwis bei seiner Bewerbung um Thôrrs Tochter: um ihn los zu werden, sagt der Vater, der seine Tochter ihm nicht geben will (alvismal 8): „Allkluger Gast, vergönnt sein soll es, dir die Maid zu vermählen, wenn du zu melden alles weisst von der Weltenordnung, wonach ich nun dich zu fragen geneigt bin.“ „Durch gewichtige Worte“ redet Odin in dem Redewettkampf sein Haupt frei; die Tochter wird ihm zugesagt, ein feierlicher Vertrag geschlossen, in dem Odin als Pfand seinen goldenen Armring draupnir verspricht. Nun kann er als Gast „im Goldstuhle“ am Gelage teilnehmen und von dem Wundermet geniessen; er lässt sich in einen Trunkwettkampf mit den Riesen ein, aber des starken Getränks nicht gewohnt, wird er berauscht. hav. 13. „Den Berauschten besessen hält Reiger „Vergessen“; er stiehlt ganz allmählig des Menschen Verstand; von des Vogels Federn in Fesseln gefächelt war auch ich einst als Gast im Hause der Gunlad.“ Daher wäre er von den Riesen erschlagen worden, wenn ihn nicht Gunlad in ihrer Kammer verborgen, ihm ihre Gunst und Liebe geschenkt und Odrerir mitgegeben hätte, nachdem er ihr zugeschworen, sie als seine Gemahlin nach Asgard abzuholen. Als Odin den Trank nach Asgard gebracht (nach der jüngeren Edda*) als Adler (bragarödur 58), gedenkt er nicht mehr seines Versprechens „und vergisst treulos die trauernde Gunlad.“ Vergebens beschweren sich die zürnenden Riesen am folgenden Tage „in der Halle des Höchsten“ über den Bruch des Vertrages. Seitdem trinkt Odin nur von diesem Weisheitswein und verschmäht jede andere Speise, als eines Gottes unwürdig. grimnismal 19.

Eine andere Sage berichtet in der hymisquidha, wie Thôrr sich des Braukessels des übergewaltigen Frostriesen Hymir bemächtigt: „34. Sifs starker Gatte stülpte sich den Kessel über den Kopf; bis an die Hacken reichten die „Henkel“.

Dies erinnert an Herakles, wie er bei Pholos aus dem Riesenfasse zecht, welches Gemeingut aller Kentauren ist, eine der ältesten Sagen, wie schon ihre Darstellung am Throne des amyklaeischen Apollo beweist.

So mag es eine uralte Sage gegeben haben von Herakles, dem Gotte der Bauern und Winzer, dem griechischen Nachbild des ger-

---

*) Die Erklärungen der jüngeren Edda haben meist wenig Wert, noch viel weniger die der späteren Skalden, weil auch sie schon die ältere Edda nicht mehr verstanden und daher ihre eigene Phantasie walten liessen; leider haben aber gerade diese Nachdichtungen allgemeine Verbreitung bis auf unsere Zeit gefunden.

manischen Thôrr, dass er, um zum Atlas zu kommen, den eisigen Eridanos durchwaten musste und bei dieser Gelegenheit den Braukessel mitsamt seinem Inhalt, dem Weisheitstranke, und dem Dreifusse fortgetragen habe. Höchst wahrscheinlich hat er aber nicht mit dem Apollo sich darum gestritten, wie später fälschlich die Sache aufgefasst wurde, sondern hat es im Auftrage und zu Gunsten des Apollo gethan, mit dem er stets in engster Freundschaft verbunden erscheint; überall tritt er als Verbreiter des apollinischen Lichtkults auf und befreit als Σωτήρ und Ἀλεξίκακος durch seine Thaten Menschen und Götter, so auch den Prometheus, als allgemeiner Erretter und Heiland.

Um Weisheit zu erlangen, setzt Odin wiederholt sein Haupt zum Pfande, immer zum Verderben seiner Gegner, der urweisen Riesen, deren Biederkeit und Schlichtheit er meist durch List und Schlauheit und Trug, „wie Loge verschlagen sie übt“, zu übertölpeln weiss. So reist er auch zu Vaftthrudner, dem gewaltigsten aller Riesen, um „zu wetten um uralte Weisheit mit dem Alles-wissenden;“ sobald er an der Thür des Saales erscheint, heisst es: „Hinaus kommst du nimmer, bewährst du dich nicht, als gewitzter, denn ich;“ nachdem Odin aber alle Fragen von der Schwelle aus richtig beantwortet, sagt der Riese: „Weise bist du, Wanderer! auf die Bank her sei gebeten! Lass vom Ruhsitz uns reden, doch als Kampfpreis lass unsere Köpfe uns wagen als Einsatz des Wettstreits um das Weistum“. Nun beginnt Odin zu fragen und der alte Riese beweist seine Weisheit dadurch, dass er von allem Bescheid weiss, sogar von dem, was Odin am meisten bekümmert, was dereinst nach der Götterdämmerung kommen werde, bis zuletzt der Ase fragt: „Was hat Odin ins Ohr vor Hebung zum Holzstoss seinem Sohne (Baldr) gesagt?“ An dieser Frage, welche natürlich nur Odin beantworten kann, erkennt der Riese zu spät seinen Gegner und sein Todesurteil, denn, was das vaftthrudnismal als selbstverständlich und als bekannt nicht besonders erwähnt, Odin schlägt ihm sein Haupt ab.

Diese beiden Erzählungen: von der Erwerbung des Odrerir und der Besiegung des Vafthrudhner bahnen uns auch das Verständnis zu der Gewinnung von „Mimirs Haupt“, wovon wir keine ausführliche Sage haben, daher wir sie aus spärlichen Andeutungen der Edda ergänzen müssen, freilich in anderer Weise, als die jüngere Edda es thut.

Wie bei den Hellenen Okeanos, so scheint bei unseren arischen Vorvätern Mimir der Name des Urquells aller materiellen Fülle und

aller geistigen Gaben, alles Reichtums und aller Begeisterung gewesen zu sein; ebenso wie die hellenischen Flussgötter als Stiere oder als Riesen mit Stierhörnern gedacht werden, und wie das Horn des Acheloos zum Horn des Überflusses wird, so strömen auch aus dem „Horne Mimirs“ die Gaben der Weisheit und des Goldes; wie der Titane Okeanos als Urvater aller Ströme zum Gotte ward, so ist auch Mimir der einzige von den Riesen, der Unsterblichkeit besitzt, und wie in der Urzeit alles Leben aus seinem Urborne entströmte, so entstammen auch nach der Götterdämmerung aus ihm die neuen Menschen: vafthrudhnismal 45 Odin: „Wer wird leben von Leuten, wenn vorüber der berühmte Schreckenswinter schritt?“ „Lif und Lifthrasir („Leben und Lebenslust“) halten sich verborgen in Hoddmimirs (des „Hortwahrers“) Hain; ihre Kost ist der Tau des (neuen) Morgens; die künftigen Menschen keimen aus ihnen.“

Auch zu ihm, dem „Urquell aller Weisheit“, dringt Odin, um im Redewettkampf Weisheit zu erlangen, aber vor ihm erbleicht sein Wissen, wie der Mond vor der Sonne, und um sein Haupt zu lösen, lässt er ihm Heimdalls Horn als Pfand. Mimir birgt es unter dem heiligen Himmelsbaume und trinkt täglich Met daraus.

Zum zweiten Male wagt sich Odin zu ihm, und zum zweiten Male besiegt, muss er ihm „sein Auge“ lassen als Pfand und Löse für sein Haupt. völuspa 26 „Ich weiss Heimdalls Horn verborgen unter dem heiligen Himmelsbaume. Ich schaue, wie schäumend ein Strom entstrudelt Walvaters Pfande.“ 27 „Alles, Odin, auch wo du dein Auge verborgen hast, ist mir offenbar. Im lauteren Horne Mimirs verbargst du's und Met trinkt Mimir jeden Morgen aus Walvaters Pfande.“ grymnismal 31. Von der Welt-Esche Yggdrasil wenden sich drei Wurzeln nach drei Weltseiten; unter der ersten liegt Hels Behausung, unter der anderen der Reifriesen Reich, an der dritten der Sitz der gesitteten Menschen. Unter dieser zweiten Wurzel quillt Mimirs Brunnen; dort hütet Urd den Göttertrank; hrafnagaldr 2 „Bescheid hatte Urd zu bewachen die Schale mit dem Weisheitsweine.“

Odin hat durch das zweimalige Misslingen seines Versuches erkannt, dass der Hüter der Urweisheit nicht durch Asenwissen in ehrlichem Kampfe zu besiegen sei; so versucht er es mit List, vielleicht auf den Rat und mit Hilfe Lokis; unter falschem Namen Swidur (Schwäler) und Swidrir (Loderer) dringt er zu ihm, überwindet ihn durch feurige Lohe, tötet dessen Sohn Midwitnir und schlägt dem Mimir sein „unsterbliches Haupt“ ab. grimnismal 49

„Swidur und Swidrir ward ich betitelt beim Mimir der Tiefen (Söckmimir), als den alten Thursen ich listig täuschte und seinen Sohn ihm, den sagenberühmten Mittlandswolf (Midwitnir) ganz allein erlegte."

Wie er, gleich dem Perseus, als Sieger mit dem abgeschlagenen Haupte des Riesen wieder auf der Höhe des Berges erscheint, schildert ihn das sigrdrîfumâl 14 „er stand auf dem Felsen, das Schwert in der Faust, auf dem Kopfe den Helm (wohl Ägirs täuschenden Verwandlungshelm), als „Mimirs Haupt" das erste Wort der Weisheit aussprach und verständigen Sinn in Stäben sagte". Dadurch kam Odin wieder in den Besitz seines Auges, gewann den Goldring draupnir, auch das Horn, welches er als Pfand verspielt hatte, das er nun Heimdall zurückgab, und konnte von nun an stets aus dem Weisheitsborne trinken. sigrdrîfumâl 13 „Odin errang sich's, die Runen zu ritzen, als er getrunken vom Safte, der ihm träufte aus dem Haupte des Wesenskünders (heid-dropnir „Zutröpfler des Wesens der Dinge"), aus dem Horne des Hortgewährers (hod-dropnir „Zutröpfler des Horts des Goldes")." Seitdem sitzt Odin selbst im Saale Mimirs, an der Urquelle der Weisheit, nun erst ist er selbst der Allweise und sinnt grübelnd über das, was werden wird.

Den Asen gegenüber spielen die „Wanen" eine eigentümliche Rolle, sie scheinen direkt mit den Perseiden zusammenzuhangen; während von den Asen fast nur Verrat, Tücke, Gewaltthaten berichtet werden, hören wir von den Wanen nur Gutes; sie kommen von Osten, besiegen die Asen in offener Feldschlacht, erstürmen ihre ragende Burg, schliessen dann aber mit ihnen Frieden, den sie durch Austausch von Geiseln besiegeln und ziehen sich dann wieder in ihr Reich im Osten zurück; sie beflecken sich nicht mit der Schuld der Asen und entgehen so der Vernichtung des Asenreichs; infolge des Friedensvertrags blieb bei den Asen als Geisel Niördr, der weise Wane, als dessen Mutter oder Schwester die ursprüngliche Erdmutter Nerthus gilt. völuspa 23. vafthrudhnismal 38 „Erzähle mir ferner, wie unter den Asen bei anderer Abkunft Niördr eintrat, der heiliger Gehege hunderter waltet." 39. Vafth.: Ihn zeugten in Wanheim weise Walter und gaben als Geisel ihn hin zu den Göttern; doch heim wird er ziehen am Ende der Zeiten zu den weisen Wanen. grimnismal 16 „Zu Noatun hat sich Niördr errichtet sein ragendes Haus, da herrscht er vom Hochsitz ohne Makel und Missgunst als Männergebieter."

Dass die Wanen weit her wanderten über die Fluten des Meers, von segelgeschwellten Schiffen getragen, beweisen manche ihnen

eigentümliche Redewendungen, wie sie das alvismal aufzählt; so heisst bei ihnen die Erde „Wanderweg“, der Himmel „Weber der Winde“, die Wolken „das Schiff der Winde“, das Luftreich „Bett des Windes“, das Meer „die Wogenbewegung“, das Feuer „Gewaber“, Met „Kraftgewähr“ u. a. m. gylfaginning 23 sagt vom Niördr: „seine Frau heisst Skadi, die Tochter des Riesen Thiassi. Skadi wollte wohnen, wo ihr Vater gewohnt hatte, auf den Felsen in Thrymheim, aber Niördr wollte sich bei der See aufhalten, da verglichen sie sich dahin, dass sie neun Nächte in Thrymheim und dann andere neun in Noatun sein wollten. Wenn dann Niördr zur See heimkehrte, sang er: „Leid sind mir die Berge, nicht lange war ich dort, nur neun Nächte; der Wölfe Heulen deuchte mir widrig gegen der Schwäne Singen.“

Noch mehr erinnert an Apollo und Artemis das Geschwisterpaar Freyr und Freya, die ebenfalls eine merkwürdige Ausnahmestellung unter den Asen einnehmen. Freyr, der in Alfheim wohnt, dem klaren Reich der Licht-Alfen, oberhalb Walhalls, ist Besitzer erstaunlich vieler Wundergaben: des Schiffes skidbladnir, der elf goldnen Äpfel, des Goldrings draupnir, des Rosses, das allein den Zauberglutzirkel zu überfliegen vermag, der des Riesen Gymir Wohnung umlodert, des Schwertes, das von selber sich schwingt, wenn es ein Furchtloser führt, des Ebers gullinbursti, auch slidrugtanni genannt, „der durch Luft und Wasser rennt Tag und Nacht schneller als irgend ein Pfeil“, lauter Gaben, wie sie dem Sonnengotte oder den Sonnenhelden, namentlich dem Perseus gebühren. Vgl. grimnismal 5. 42. kenningar 5. gylfaginning 17. skalda 35. skirniför 6. 9. Freyr heisst der „Oberste“ der Asengenossen, das beglückende Glanzkind, der leuchtende Ase, der Grösste der Asen aegisdrecka 35, völuspa 50. skirnisför 35; er allein von den Asen hat, ausser Odin, das Recht, auf den Hochsitz, den Umschauthron, sich zu setzen. Loki weiss ihm in der aegisdrecka 42 nichts anderes vorzuwerfen, als seine übergrosse Liebe zu Gerda, welche zu heiraten nach skirnisför 6 alle Asen und Alfen ihm verboten hatten. „Du erkauftest mit Gold Gymirs Tochter, gabst verschwendend dein Schwert zu schwingen dem Skirnir! womit, wenn die Mächte von Muspelheim nahen und nach Mittgart schweben über den Schwarzwald — mit welcher Waffe dann wirst du dich wehren?“ Ihn verteidigt Tyr: 37 „Freyr ist der beste der hehren Gebieter im Burghof der Asen; keine Maid, keine Mutter betrübt er zu Thränen, er löst aus den Fesseln alle Gefangenen.“

Freyrs lichter Glanz erlischt erst als Surturs Feuermassen sich über Mittgart ergiessen.

Freya, seine Schwester, die später auch als seine Frau erscheint, teilt mit ihm sein lichtes Wesen und die meisten seiner Wundergaben; auch sie reitet auf den goldstrahlenden Eber (hyndlu-liodh 7), wenn sie sich nicht ihres Federhemds bedient (thrymsquidha 3), sie hütet die goldnen Äpfel, wie Idun, sie besitzt ein kostbares Halsband brisingamen (thrymsquidha 12. gylfaginning 35), wie Harmonia; noch unerklärt ist, warum die Hälfte der gefallenen Krieger ihr zu teil werden, die sie in ihrem Saal sess-rumnir, dem „Sitzräumigen“, und folkwang, dem „Volksanger“, versammelt, wie sie auch als „Odins Braut“ bezeichnet wird; Jordans Erklärung (S. 77), dass sie als Göttin des Luftreichs von jedem im Kampfe Gefallenen die Hälfte nehme, indem die Körper durch die Verbrennung sich in Luft auflösen, während Odin die Seelen nach Walhall zu sich nehme, ist wohl nur ein geistreiches Spielen mit Worten. Vermutlich war sie ursprünglich die erste und einzige Walküre, daher Odins Wunschmaid, und teilte daher mit ihm das Amt der Auslese der gefallenen Helden. grimnismal 14 „Im neunten Himmelssitz Volksmark ist Freya befugt mit Sitzen zu versorgen. Von den Toten der Kämpfe erkiest sie sich täglich die eine Hälfte, die andere Odin.“

In mancher Beziehung erinnert an Apollo mit den neun Musen auch Heimdall, welcher in der thrymsquidha 15 „der hellste der Asen“ genannt wird, der weiser war, als die Wanen alle; er weiss manchmal Rat, wo die anderen Asen verzweifeln; so giebt er die List an, Thôrrs Hammer wieder zu holen und deshalb wird er auch mit Bragi und Loki zu der Wala Jorun gesandt hrafnagaldr 9; von ihm sagt das hyndluliodh 33 „Geboren ward einer in Urtagen, zu Wunderthaten begabt, göttlicher Herkunft. Neune gebaren den Geschossberühmten (ram maukin), neun Riesenmädchen am Rande der Erde. Der Knabe war gebildet aus Kraft der Erde, kalter Meerwoge und Sühneblut.“ In der rigsmal erzählen alte Mären, dass Heimdall unter dem Namen Rig seine Fahrt nach der Meeresküste richtete und dort der Erzeuger der drei Stände wurde, der thräle, der hörigen Knechte, der gemeinfreien Karle, des Bauerngeschlechts, und der jarle, des Adels, daher die völuspa mit seinem Namen ihr Lied beginnt: 1. „Leihet dem Liede lautlose Andacht, hohe und niedere Heimdallssprossen!“ Als Besitzer von „Mimirs Horn“, benutzt er es zum doppelten Zweck, um darauf zu blasen als Warner der Götter und um daraus zu trinken den Met der Weisheit. grimnismal

13 „In Himmelsburg (himin-biörg) ist Heimdall wohnhaft. Als Wächter der Götter trinkt er vergnügt in traulichem Gemache den trefflichsten Met.“ vgl. völuspa 26. 44. hrafnagaldr 9. 15.

Unverständlich sagt der Erklärer in der jüngeren Edda Kenningar C. 8 „Heimdalls „Haupt“ heisst das Schwert, denn es wird gesagt, er sei mit eines Mannes Haupt durchbohrt worden. Von ihm handelt das (verlorene) Heimdalllied und das Schwert heisst fortan manns miötudr (Messer, Schöpfer), denn das Schwert ist des Mannes miötudr (Durchbohrer).“ Man möchte an einen missverstandenen Zusammenhang mit Perseus glauben; als der mit seinem „Sichelschwerte“ der Medusa das Haupt abschlug, sprang der gewaltige Chrysaor, das blitzende Goldschwert, heraus und er selbst schwang sich mit Gedankenschnelle (ὥστε νόημ’ ’εποτᾶτο Hesiod sc. 222) auf dem Pegasus in den Äther (ὁ πετόμενος ἱερὸν ἀνὰ Διὸς αἰθέρα γοργόφονος Eur. ap. Plat. Sympos. 9, 15, 2). Man erinnere sich der Stelle sigrdrîfumâl 14 „er stand auf dem Felsen, das Schwert in der Faust, auf dem Kopfe den Helm, als Mimirs Haupt das erste Wort der Weisheit sprach,“ und denke an Sigurd als Sieger über Fafner mit seinem blitzenden Schwerte Gram in der Hand, mit dem Ägirshelm auf dem Haupte, wie er dem tückischen Regin das Haupt abschlägt und dann auf seinem windschnellen Rosse Grani durch die Luft davon reitet.

Wenn wir Perseus auf dem Flügelrosse dahinstürmen sehen mit geschwungenem Schwerte, geflügeltem Helm, an der Seite das Haupt der erschlagenen Gorgone, wie z. B. auf einer altertümlichen Terrakotta aus Melos (Baumeister Abb. 1438), glauben wir ein Bild der Walküre vor uns zu haben, der wilden Schlachtjungfrau, die auf ihrem windschnellen Streitross nach Walhall sich aufschwingt, vor sich die Leiche eines erschlagenen Kriegers, dessen Haupt zur Seite niederhängt.

Unerklärt ist bisher noch die κίβισις des Perseus: (Hes. sc. 224) ἀμφὶ δὲ μιν κίβισις θέε, θαῦμα ἰδέσθαι, ἀργυρέη· θύσανοι δὲ κατηωρεῦντο φαεινοί, χρύσειοι. Die Späteren wussten ihre Bedeutung nicht mehr und so finden wir sie auf den Abbildungen bald als Tasche, bald als Gefäss dargestellt, das er an der Seite hängen hat, um das Gorgonenhaupt darin aufzubewahren, bald als einen Sack, mit dem er sich umhüllt. Ihre Schilderung erinnert an Jl. II. 446 „Zugleich ging Pallas Athene, haltend die Ägis voll Pracht, unalternd stets und unsterblich; hundert zierliche Quäste, aus lauterem Golde geflochten, hingen daran.“

V. 736. siehe, sie warf um die „Schulter“ die Aegis, prangend mit Quästen, fürchterlich, rund umher mit drohendem Schrecken umkränzet, drauf ist Streit, drauf Stärke und drauf die starre Verfolgung, drauf das „gorgonische Haupt“, des entsetzlichen Ungeheuers, schreckensvoll und entsetzlich!“

Vergleicht man damit die Schilderung Hesiods: „aber den „Rücken“ bedeckte das Haupt des entsetzlichen Untiers Gorgo ganz, rings lief die κίβισις, ein Wunder dem Auge, silbern, an welchem sodann hellschimmernde Quasten herunterhingen aus Gold!“ so erkennt man, dass schon Perseus die vollständige Aegis trägt, ursprünglich gewiss ein gewaltiges Tierfell, an dem die Kopfhaut noch fest sass, die als „Schreckenshelm“ (Ägirshelm, Tarnkappe) über den Kopf gezogen wurde und den Träger in ein scheussliches Ungeheuer verwandelte, nach dem beendeten Kampfe aber, wie eine Kapuze auf den Rücken zurückgeworfen wurde, so dass dort das Tierhaupt niederhing; so trägt Meleager das Fell des erlegten kalydonischen Ebers, so Herakles sein zottiges Löwenfell, so Siegfried die unverwundbare Drachenhaut. Wahrscheinlich rührt die Sage von dem Medusenhaupte auf der Aegis von solch einem „Eberkopfe“ auf einem Eberfell her.

Wenn man nämlich die ältesten Darstellungen und Beschreibungen der Gorgonen vergleicht: sie haben tierische Ohren, eine plattgedrückte Nase, einen grinsenden Mund, aus welchem grosse Schweinshauer herausragen (ὀδόντας μεγάλους ὡς συῶν), zwischen denen die Zunge weit herunterhängt (cf Preller II 64), so erkennt man, dass der Berichterstatter das Haupt des Jul-Ebers auf einer Schüssel sah mit Schweinsohren, den gewaltigen Hauern, zwischen denen die blutige Zunge weit heraushing, der stumpfen Schweinsschnauze; und dass er bei dem Anblick vor Schreck versteinert war, wer mag's ihm verargen!

Ebenso unzweifelhaft ist es, dass die drei Graeen, die Schwestern der Gorgonen (Äsch. Prom. 798) δηναιαὶ κόραι, die uralten greisen Jungfrauen, mit nur einem Auge und nur einem Zahne, ursprünglich die germanischen Nornen sind, die in dunkler Höhle wohnen, wohin kein Strahl der Sonne und des Mondes dringt, welche den Brunnen Mimirs hüten, aus denen ihnen „das Auge Odins“ entgegenleuchtet d. h. deren inneres Auge erleuchtet wird durch den Trank des Weisheitsquells und zwar der Reihe nach, je nachdem eine nach der anderen Dinge aus der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft berichtet; und wie der Zahn der Zeit das Geflecht des Seils zernagt, das sie knüpfen, so ist es in der Sage so häufig der Zahn

eines Ebers, welcher den Helden den Tod bereitet, wie dem Siegfried, dem Hackelberend (Dahn, Walhall p. 146), so dem Adonis und dem Orion.

Die vorstehende Vergleichung der Prometheussage mit ähnlichen Bestandteilen der nordischen Sagenwelt hat einen Beitrag und eine Anregung bieten wollen auf einem Felde unserer Altertumsforschung, welches bisher noch sehr vernachlässigt worden ist, denn es lässt sich die schon wiederholt geäusserte Ansicht doch nicht ganz zurückweisen, dass manche der griechischen Mythen, namentlich aus der ältesten Kulturepoche der Perseiden, ursprünglich dem nordischen Sagenschatze entstamme oder auf einen gemeinsamen alt-arischen Ursprung zurückzuführen sei. Dass sich wenige Forscher gern auf dies Gebiet der vergleichenden Mythologie begeben, ist ja erklärlich genug, da hier, gleich wie in unserm germanischen Nebellande, der Boden recht unsicher und gefährlich ist; denn schriftliche Überlieferungen werden gewiss ebenso wenig zu den Griechen gekommen sein, wie Skalden oder Priester; diejenigen aber der griechischen Kaufleute, welche im hohen Norden am lodernden Herdfeuer von den Kämpfen der Asen mit den Riesen und den Heldenthaten germanischer Krieger sich hatten erzählen lassen oder sich wohl gar an den heiligen Gebräuchen der Götterfeste beteiligt hatten, wussten daheim gewiss oft nur missverstandene Bruchstücke und seltsame Abenteuer zu berichten, welche von der regen Phantasie des griechichen Volkes allerdings begierig erfasst, aber in ihre Denkweise und Heldenmären ungedichtet wurden, lastet doch auch noch für uns ein trügerischer und verwirrender Nebel auf unseren ältesten Überlieferungen und es bedarf eines kecken Wagemuts und noch vieler eingehenden Forschungen, bis einmal das klare Sonnenlicht der Erkenntnis diese Dunstschicht durchbrochen und zerteilt haben wird und wir uns der Geistesschätze bemächtigen können, welche unsere Altvordern in langen Winternächten gedichtet und ihren Nachkommen aufbewahrt haben.



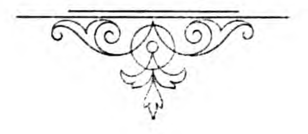
Zwölf Reden Ciceros

disponiert

von

Prof. Dr. E. Ziegeler.

Ciceronische Reden sind in den letzten Jahren oft disponiert worden; aber die Ergebnisse dieser Studien weichen in manchen Punkten auffallend von einander ab. Es dürfte daher ein neuer Versuch nicht überflüssig erscheinen. Von den vorgelegten Proben stammt Nr. II von meinem verstorbenen Kollegen P. Klaucke (zuerst gedruckt in den deutschen Aufsätzen und Dispositionen S. 49); da aber seine Arbeit wenig beachtet worden ist, so habe ich es für zweckmässig gehalten, sie in ausgeführter Gestalt noch einmal mitzuteilen.





I.

Für Sex. Roscius aus Ameria.

Einleitung (§ 1—14).

A. Der Redner. Gründe seines Auftretens (§ 1—5 esset).

1. Negativ (§ 2 — velim).

a. Nicht, weil er besonders kühn,

b. noch, weil er besonders pflichteifrig ist.

2. Positiv (§ 2 quae — 5 esset).

a. Weil es für ihn minder gefährlich ist (§ 2 quae — 3).

α. Da er unbekannt ist, ist ein kühneres Wort weniger Missdeutungen ausgesetzt.

β. Da er jung ist, wird man ein solches leichter ignorieren oder verzeihen.

b. Weil er besonders dringend aufgefordert ist (§ 4).

B. Die Richter. Da es sich darum handelt, einen unrechtmässigen Erwerb des allmächtigen Chrysogonus zu legalisieren (§ 5—8), so haben die Richter allen Grund zur sorgfältigen Prüfung dieses bedeutenden Präcedenzfalles (§ 9—14).

Hauptteil. Die Sache (§ 15—142).

I. Narratio (§ 15—29 tradiderunt).

A. Verhältnisse vor der Ermordung des älteren Roscius (§ 15 — 17).

B. Die Ermordung (§ 18).

C. Vorgänge nach der Ermordung (§ 19—29 tradiderunt).

1. Die Meldung in Ameria (§ 19).

2. Das Komplott (§ 20).

3. Die Verschleuderung der Güter und die Austreibung des Sohnes (§ 21—23).

4. Die Massregeln seiner Freunde (§ 24—27).

a. Vergebliche Gesandtschaft an Sulla (§ 24—26).

b. Thatkräftige Hülfe Cäcilias (§ 27).

5. Die Anklage (§ 28).

Zusammenfassung und Abschluss dieses Teiles (§ 29—34).

A. Die Lage des Angeklagten (§ 29—32).
   1. Sie ist freilich schwierig genug (§ 30).
   2. Dennoch will ihn der Redner nach Kräften verteidigen (§ 31—32).

B. Das Verfahren der Ankläger, erläutert durch einen ähnlichen Fall (§ 33—34).

II. Argumentatio (§ 35—142).

A. Sex. Roscius ist nicht der Thäter (Widerlegung der Anklage des Erucius, § 37—82).

AA. Das Warum? der That (§ 37—73 admittere). Das schreckliche Verbrechen des Vatermordes kann ein Sohn überhaupt nur begehen:

1. Entweder aus Habsucht, um das väterliche Vermögen in die Hände zu bekommen (§ 39). Das trifft bei dem Angeklagten nicht zu.
   a. Er ist kein missratener Sohn,
   b. kein abgefeimter Schurke,
   c. kein von Leidenschaften erfüllter Mensch, denn
      α. er führte weder ein üppiges Leben noch machte er Schulden,
      β. vielmehr blieb er durch die Einfachheit des Landlebens vor allen Verführungen bewahrt.
2. Oder aus Rachsucht, um den Hass gegen den eigenen Vater zu befriedigen (§ 40—55 oportere). Auch dieser Beweggrund trifft bei dem Angeklagten nicht zu.
   a. Es war kein nachweisbarer Grund zu einem schlechten Einvernehmen zwischen Vater und Sohn vorhanden (§ 40—41).
   b. Aber nicht einmal die Thatsache des schlechten Einvernehmens ist nachgewiesen (§ 42—55 oportere). Der Ankläger hat dafür ein doppeltes angeführt:
      α. „Der Vater hatte den Sohn aufs Land verwiesen“ (§ 42—51).
         1. Was spricht gegen die Annahme einer Verweisung? (§ 43—45 omnium.)

a. Der Angeklagte war mit der Beaufsichtigung sämtlicher Güter beauftragt (§ 43).
b. Er hatte sogar die Nutzniessung einiger Güter (§ 44).
2. Wie erklärt sich der ständige Aufenthalt des Angeklagten auf dem Lande auch ohne die Annahme einer Verweisung? (§ 45 at — 51).
a. Aus dem Wunsche des Vaters, einen tüchtigen Landwirt aus seinem Sohne zu machen (§ 45 at — 48 dedisse).
b. Aus dem Wunsche des Sohnes, ein tüchtiger Landwirt zu werden (§ 48 ac — 49), was durchaus altrömischen Überlieferungen entspricht (§ 50—51).

β. „Der Vater hatte den Sohn enterbt.“ Diese Behauptung ist gleichfalls grundlos (§ 52—55 oportere), denn der Ankläger hat weder nachgewiesen,
1. wodurch eine Enterbung veranlasst (§ 53),
2. noch dass sie thatsächlich vom Vater beabsichtigt war (§ 54—55).

Schluss dieses Teiles. Nur blinde Habsucht kann den Ankläger zu so unbegründeten Behauptungen veranlasst haben. Dies giebt dem Redner Veranlassung zu der folgenden Abschweifung.

Digressio (§ 55 accusatores — 73 admittere).
A. Über Ankläger (§ 55—61 futurum).
1. Im allgemeinen (§ 55—57).
a. Ankläger müssen dasein.
b. Aber sie verdienen nachdrückliche Brandmarkung, wenn sie Unschuldige gefährden.
2. Im besonderen Erucius (§ 58—61 futurum).
a. Der Beweggrund seines Auftretens (§ 58).
α. Nicht die Überzeugung von der Schuld des Roscius,
β. sondern das Geld und das Zureden des Chrysogonus.
b. Die Art seines Auftretens (§ 59—61).
α. Anfangs höchst lässig.
β. Nach Nennung des Chrysogonus höchst bestürzt.
B. Über die Anklage (§ 61 de parricidio — 73 admittere).
1. Wann erfolgt nur eine Verurteilung wegen Vatermordes? (§ 62—63). Erläuterung durch ein Beispiel (§ 64—65).
2. Worin besteht die Strafe? (§ 66—73 admittere).

a. Strafe des Gewissens (§ 66—67).
b. Strafe des Gesetzes (§ 69—73).
α. Verwerfliches Verfahren der athenischen (§ 69—70 videretur),
β. löbliches Verfahren der römischen Gesetzgebung (§ 70 quanto — 72 conquiescant).
Schluss der digressio. Wiederaufnahme der refutatio: § 72 tanti — 73 admittere.

BB. Das Wie? der That bleibt völlig rätselhaft (§ 73 esto — 82).
1. Der Angeklagte selbst kann den Mord nicht begangen haben, denn er war nicht in Rom (§ 74 Anf.).
2. Er hat ihn aber auch nicht durch Helfershelfer vollziehen lassen (§ 74—81).
a. Wer könnte nach Ciceros Meinung in Frage kommen? (§ 74—79.)
α. Freie (§ 74—76).
1. Leute aus Ameria; aber dafür fehlt selbst der Schatten eines Beweises.
2. Leute in Rom.
a. Auch dieses hat der Ankläger nicht nachgewiesen.
b. Es stände auch mit dem Charakter des Roscius, wie der Ankläger ihn schildert, in Widerspruch.
β. Sklaven (§ 77—78). Dagegen spricht folgendes:
1. Roscius hat sie freiwillig zum peinlichen Verhöre angeboten.
2. Die jetzigen Besitzer der Sklaven haben die Befragung aus guten Gründen hintertrieben.
b. Wer kommt nach Erucius' Meinung in Frage? Mordgesellen während der Proskriptionszeit (ohne nähere Angabe). Aber dann fällt der Verdacht mehr auf die Käufer der Güter als auf den abwesenden Sohn (§ 79—81).

Schluss. Erucius wäre also widerlegt; denn das sinnlose Gerede von Unterschlagung u. s. w. bedarf keiner Widerlegung (§ 82).

B. Wer ist schuldig? (§ 83—142).

AA. In erster Linie die beiden Roscier (§ 83—123). Denn

1. die Ermordung brachte ihnen Nutzen (§ 84—88).
Digressio (§ 89—91). Zweiter Ausfall gegen Ankläger.

2. Die näheren Umstände der That sind für sie sehr belastend (§ 92—123).

a. Die That selbst (§ 92—94).

α. Magnus war in Rom.

β. Magnus ist ein Güterkäufer.

γ. Magnus hat nahe Beziehungen zu Meuchelmördern.

b. Die Vorgänge nach der That (§ 95—123).

α. Die Botschaft Glaucias an Capito (§ 96—99).
Digressio (§ 100—104.) Heftiger Ausfall gegen die Frechheit der Roscier, die trotz ihrer dunklen Vergangenheit als Ankläger und Zeugen auftreten.

β. Das Hereinziehen des Chrysogonus (§ 105—108).

1. Die Roscier haben Chrysogonus auf das Geschehene aufmerksam gemacht (§ 105—107).

2. Sie haben sich von ihm in der auffallendsten Weise belohnen lassen (§ 108).

γ. Die Rolle, welche insbesondere Capito bei der Gesandtschaft an Sulla gespielt hat (§ 109—118).

1. Er war weder ein gewissenhafter mandatarius (§ 111—115),

2. noch ein gewissenhafter socius (§ 116—118).

δ. Die Weigerung, die Sklaven auszuliefern (§ 119—121).

Abschluss und Übergang. Alles dieses erhebt den Verdacht zur Gewissheit, dass die Roscier den Mord geplant und ausgeführt haben. Anderer Art ist die Teilnahme des Chrysogonus (§ 122—123).

BB. Chrysogonus (§ 124—142).

Einleitung. Eigentümliche Lage, in der sich der Redner ihm gegenüber befindet (§ 124).

1. Chrysogonus als Teilnehmer des Komplotts (125—132 Erucius).

a. Die Thatsache. Chrysogonus hat Güter gekauft, die nach den Gesetzen nicht verkauft werden durften (§ 125—126). Denn

α. Roscius war nicht geächtet.
β. Roscius war nicht in den feindlichen Reihen gefallen.

b. Die Beurteilung der Thatsache (§ 127—132).
α. Sie belastet Chrysogonus schwer (§ 127—130 venierint).
1. Er hat Sulla durch falsche Vorspiegelungen getäuscht.
2. Er hat vielleicht sogar Unterschlagungen getrieben.
β. Sulla dagegen ist über jeden Vorwurf erhaben (§ 130 quae — § 132 Erucius).

2. Chrysogonus' ganze Stellung im Staate (§ 132 aptam — 142).
a. Andere Freigelassene sind doch wenigstens bescheiden in ihren Ansprüchen (§ 132 aptam — possunt).
b. Chrysogonus bildet einen Gegensatz zu ihnen (§ 133—142).
α. Welcher Art ist sein Leben? (§ 133—135).
1. Haus und Dienerschaft.
2. Persönliches Auftreten.
β. Was ist davon zu halten? (§ 136—142).
1. Ein Protest gegen sein Gebaren bedeutet nicht etwa eine Verurteilung der bestehenden staatlichen Ordnung,
2. sondern ist nur die berechtigte Zurückweisung seiner persönlichen Anmassung.

Schluss (§ 143—154).
A. Chrysogonus und seine Genossen betreiben die Verurteilung des Unschuldigen (143—147 expulisti).
B. Aber Roscius wird ihnen nicht unterliegen (§ 147 quasi—154).
1. Er hat angesehene Freunde gefunden (§ 147 quasi —149).
2. Auch die Richter werden den Unschuldigen nicht verurteilen (§ 150—154).
a. Sie würden damit den Anstoss zu einer neuen, noch viel schrecklicheren Ächtung geben (150—153).
b. Sie würden die ohnehin weit genug vorgeschrittene Verrohung fördern (§ 154).

II.

Über den Oberbefehl des Cn. Pompejus.

Einleitung (§ 1—3).

A. Der Redner (§ 1—2).

1. Seine bisherige Thätigkeit.

a. Welcher Art war sie?

α. Negativ. Mit Rücksicht auf seine Jugend hat sich der Redner bisher von politischen Reden ferngehalten.

β. Positiv. Er hat sich dagegen ganz der gerichtlichen Praxis gewidmet und besonders Verteidigungsreden gehalten.

b. Wie ist sie vom Volke aufgenommen worden? Es hat sie durch seine ehrenvolle Ernennung zum Prätor durchaus anerkannt.

2. Sein jetziges Auftreten.

a. Was befähigt ihn dazu? Auctoritas und facultas.

b. Was veranlasst ihn dazu? Der Wunsch, sich dem Volke dankbar zu zeigen.

B. Die Sache (§ 3).

1. Welcher Art ist sie? Es handelt sich um die ruhmgekrönte Person des Pompejus.

2. Welche Behandlung erfordert sie? Der Redner wird mehr auf Masshalten als auf Fülle der Darstellung bedacht sein müssen.

Hauptteil (§ 4—68).

I. Darlegung der augenblicklichen politischen Lage (narratio, § 4—5).

II. Erörterung (Beweisführung im weiteren Sinne, § 6—68).

A. Positiver Teil. Zur Beendigung des gefährlichen Mithridatischen Krieges wird ein geeigneter Oberfeldherr gesucht (argumentatio, § 6—50).

1. Die Sache (= der Krieg mit Mithridates, § 6—26).

a. Ihre Beschaffenheit (Qualität, § 6—19). Es handelt sich um

α. ideelle Güter. Denn des römischen Volkes Ehre ist angetastet (§ 6—13).

1. Direkt (§ 6—12 posse). Der Redner vergleicht
   a. das Verhalten des Mithridates.
      α. Der frühere Krieg: römische Bürger sind ermordet; das Gesandtschaftsrecht ist verletzt.
      β. Der jetzige Krieg: Mithridates hat die Vernichtung des römischen Reiches geplant.
   b. Das Verhalten Roms. Mithridates ist bisher nicht gebührend gezüchtigt.
      α. Weder in den früheren Kämpfen (Gründe?).
      β. Noch in dem jetzigen Kriege.
2. Mittelbar ist die Ehre Roms auch dadurch angetastet, dass die Existenz seiner Bundesgenossen auf dem Spiele steht (§ 12 quid — 13).

β. Materielle Güter (§ 14—19).
   1. Staatliche: die einträglichsten Reichssteuern (§ 14—16).
   2. Private (§ 17—19).
      aa. In Kleinasien (§ 17—18).
         αα. Die der Ritter.
         ββ. Die anderer Bürger.
      bb. In Rom, denn es besteht eine enge Wechselwirkung zwischen Geld- und Kreditwesen in Asien und in Rom (§ 19).

b. Ihre Grösse (Quantität, § 20—26).
   α. Scheinbar ist der Krieg nicht mehr erheblich, da Lucullus Grosses gethan hat (§ 20—21).
   β. In Wirklichkeit steht die Sache schlimm, wie die jüngsten Ereignisse beweisen (§ 22—26).

Übergang. Da bedarf es umsichtiger Wahl eines Mannes. Viele bedeutende Feldherren sind nicht vorhanden; Pompejus ist der einzige (§ 27).

2. Die Person. Pompejus besitzt alle für einen solchen Krieg erforderlichen Eigenschaften (§ 28 — 50).
   a. Diejenigen, welche dem Feldherrn in seiner kriegerischen Thätigkeit nötig sind (§ 28—42).
      α. Theoretische. In harter Schule hat sich Pompejus Kenntnis des Kriegswesens erworben (§ 28).
      β. Praktische (die virtus imperatoria im weiteren Sinne, § 29—42).

1. Die virtus imperatoria, sofern sie sich im Kampfe zeigt (§ 29—35).
2. Die für die sonstige Thätigkeit eines Feldherrn wichtigen virtutes imperatoriae (§ 36—42).
αα. Innocentia und temperantia (§ 36—41).
ββ. Facilitas, consilium, dicendi gravitas, fides, humanitas (§ 42).

b. Diejenigen Eigenschaften, die jeder besitzen muss, der etwas Grosses ausführen will (§ 43—48).
a. Auctoritas (§ 43—46).
b. Felicitas (§ 47—48).

Schluss von A und B: Demnach ist Pompejus der einzige geeignete Feldherr (dazu kommt noch ein faktischer glücklicher Umstand: er steht mit seinem Heere in der Nähe des Kriegsschauplatzes: § 49—50).

B. Negativer Teil. Widerlegung von Einwürfen (refutatio, § 51—68).
1. Durch Gründe (§ 51—68 gaudeant).
a. Durch solche, die die Gegner selbst vorgebracht haben (§ 52—63 auctoritate).
α. Hortensius widerlegt durch die Zustände und seine Ansicht vor und nach dem Seeräuberkriege (§ 52—56).
(Exkurs über Gabinius als Legat des Pompejus: § 57 — 58).
β. Catulus (§ 59—63 auctoritate).
1. „Pompejus ist auch nur ein Mensch.“ Ebendeshalb muss das Vaterland ihn verwerten, so lange es möglich ist (§ 59).
2. „Es ist verfassungswidrig“. Dagegen spricht
αα. die frühere Politik des Senates (§ 60);
ββ. die von Catulus gebilligte Politik des Senates dem Pompejus gegenüber (§ 61 — 63 auctoritate).

b. Gründe, die der Redner hinzufügt. Die Gegner verletzen jede billige Rücksicht (§ 63 quare — 68 gaudeant).
α. Man darf nicht rücksichtslos gegen die Wünsche des Volkes sein, das dem Senate immer so entgegengekommen ist (§ 63—64 fateantur).

β. Man darf nicht rücksichtslos gegen die Wünsche der Asiaten sein, denen nur mit diesem Manne gedient ist (§ 64 atque — 68 gaudeant).

2. Durch Gegenüberstellung anderer Autoritäten (§ 68 quodsi — videamur).

Schluss (§ 69—71).

A. Manilius wird die Sache durchsetzen
1. wegen seiner eigenen Energie;
2. wegen des Beistandes des Volkes.

B. Cicero
1. will der Sache alle seine Kräfte widmen;
2. handelt dabei aus uneigennützigen Beweggründen.

III.
Erste Rede gegen Catilina.

Einleitung (§ 1—6 custodient). Von leidenschaftlicher Erregung übermannt, ergeht sich der Redner in Anklagen gegen Catilina und in scheinbar berechtigten Selbstvorwürfen.[1])

1. Catilinas Verhalten (§ 1—2 vitemus). Ist ein durchaus freches.
   a. Die gegen seine zu Tage liegenden Umsturzpläne getroffenen Massregeln machen gar keinen Eindruck auf ihn.
   b. Er wagt es sogar, in den Senat zu kommen.
2. Des Konsuls Verhalten (§ 2 ad mortem — 6 custodient).
   a. Welcher Art ist es? Anscheinend steht es in Widerspruch mit den Überlieferungen der alten Zeit.
      α. Diese ging ebenso nachdrücklich (§ 3) wie rasch (§ 4 — remorata est) gegen Revolutionäre vor.
      β. Der Konsul dagegen erscheint unthätig und gleichgültig,
         αα. trotz der ihm verliehenen ausserordentlichen Machtvollkommenheit;
         ββ. trotz der immer wachsenden Gefahr (§ 4 at — 5 dicat).

---

[1]) Da der Redner in der grössten Aufregung ist, so kommt er nicht sogleich dazu, jeden einzelnen Punkt erschöpfend auszuführen, sondern berührt in C. I und II alle sein Inneres bewegenden Gedanken kurz, um erst mit C. III zur ausführlichen Behandlung jedes einzelnen überzugehen. So kommt es, dass sich in der Einleitung fast alle Gedanken des Hauptteils der Rede angedeutet finden, wie in einer Ouverture die sämtlichen Melodien der ihr nachfolgenden Oper.

b. Weshalb handelt er so? Weil er erst den Augenblick abwarten will, wo die Rechtmässigkeit der von ihm beabsichtigten Massregel auch von Übelwollenden nicht mehr angezweifelt werden kann (§ 5 verum — 6 custodient).

Hauptteil (§ 6 etenim — 31).

I. (Argumentatio.) Catilina thäte im eigenen Interesse am besten, Rom zu verlassen. (§ 6 etenim — 27 nominaretur).[1]

A. Direktes Interesse (§ 6 etenim — 21).

1. Ein längeres Bleiben ist für Catilina zwecklos, weil seine Pläne aufgedeckt sind.

a. Die älteren Vorgänge (§ 7 — 8 sentiam).

α. Die Schilderhebung des Manlius.

β. Der doppelte Anschlag Catilinas.

b. Die jüngsten Vorgänge (§ 8 recognosce — 10 praedixeram).

α. Die nächtliche Beratung.

β. Der Mordanschlag am frühen Morgen.

(Schluss dieses Teiles: Aufforderung an Catilina, unter diesen Umständen Rom zu verlassen und mit seinen Anhängern den offenen Kampf gegen das Vaterland zu beginnen: § 10 quae — 12.)

2. Ein längeres Bleiben kann für Catilina nur unangenehm und peinlich sein, da seine Persönlichkeit in weiten Kreisen den tiefsten Abscheu erregt (§ 13—21).

a. Weshalb verabscheut man ihn? (§ 13—16 defigere).

α. Man kennt seine persönlichen Verhältnisse: Verführer, Mörder seiner Anverwandten, Bankerotteur (§ 13—14 senties).

β. Man kennt seine Anschläge gegen die höchsten Beamten des Staates (§ 14 ad illa — 16 defigere).

b. Worin zeigt sich, dass man ihn verabscheut? (§ 16 nunc — 21.)

α. In dem, was bereits geschehen ist (§ 16 nunc — 20 mandare).

αα. Als er in den Senat trat (§ 16 nunc — 19 possit).

---

[1]) Da die freiwillige Entfernung Catilinas dem Konsul besonders am Herzen liegt, so kehrt die Aufforderung fortzugehen im ganzen ersten Teile in immer neuen Variationen wieder. Das ist rhetorisch höchst wirksam, verdunkelt aber die logische Ordnung der Gedanken, ohne sie freilich völlig zu zerstören.

ββ. Als er sich zur „freien Haft“ anbot (§ 19 quid — 20 mandare).

β. In dem, was jetzt geschieht. Obgleich der Konsul ihn, ohne gesetzlich dazu befugt zu sein, aus der Stadt weist, so ist doch niemand willens, sich seiner anzunehmen (§ 20 refer — 21).

B. Indirektes Interesse, d. h. um dadurch Cicero, seinem Feinde, zu schaden. Denn das Verfahren des Konsuls kann diesem möglicherweise ernste Unannehmlichkeiten zuziehen, weil man darin herrische Gewaltthätigkeit sehen wird (§ 22 — 24).[1])

(Schluss dieses Teiles: Ausdruck zuversichtlicher Erwartung, dass Catilina unter diesen Umständen dahin gehen wird, wohin er schon längst gehört (§ 25—27 nominaretur).

II. (Refutatio.) Ein Einwurf (§ 27 nunc — 31).

A. Wie lautet er? (§ 27 nunc — 29 conflagraturum). „Der Konsul thäte besser, Catilina gleich hinrichten zu lassen,

1. weil dieser ein so gefährlicher Mensch ist;
2. weil etwaige Bedenken des Konsuls nichtig sind.
   a. Das Bedenken, gegen Herkommen und Gesetz zu handeln.
   b. Die Besorgnis, sich den Hass der Nachwelt zuzuziehen.“

B. Weshalb ist er unbegründet? (§ 29 his — 31.)

1. (Negativ.) Nicht die vorhin erwähnten Gründe haben den Konsul gehindert, Catilina hinrichten zu lassen (§ 29 ego — putarem).
2. (Positiv.) Sondern die Überzeugung, dass diese Massregel unzweckmässig sein würde (§ 30—31).
   a. Sie würde die Erkenntnis der Verschwörung verhindern. Nur wenn Catilina Rom verlässt und sich offen an die Spitze eines bewaffneten Haufens stellt, kann auch für Kurzsichtige der Beweis erbracht werden, dass eine gefährliche Verschwörung vorhanden ist.
   b. Sie würde die Unterdrückung der Verschwörung verhindern. Mit Catilinas Tode wäre nichts gewonnen; nur wenn alle seine Anhänger mit ihm die Stadt verlassen, darf man hoffen, einen entscheidenden Schlag gegen alle Vaterlandsfeinde führen zu können.

---

[1]) Natürlich weiss Cicero recht wohl, dass Catilina nicht in freiwillige Verbannung gehen wird; deshalb folgt gleich wieder die Aufforderung, zu Manlius zu gehen.

Schluss (§ 32—33).

1. Aufforderung an alle Revolutionäre, sich offen von den Patrioten zu sondern.
2. Ausdruck der Hoffnung, dass sie bei der Ausführung ihres ruchlosen Vorhabens den Untergang finden werden.

IV.

Zweite Rede gegen Catilina.

Einleitung. Ausdruck der Freude darüber, dass Catilina die Stadt geräumt und damit selber seine Sache verloren gegeben hat (§ 1—2).

Hauptteil (§ 3—27).

I. Hinweis auf das, was geschehen ist. Cicero rechtfertigt sich gegen einen doppelten Vorwurf (§ 3—16).

A. Der erste Vorwurf (§ 3—11).

1. Wie lautet er? „Cicero hätte Catilina ergreifen und hinrichten lassen sollen.“ (§ 3.)
2. Wie denkt Cicero darüber?

a. Freilich hätte Catilina den Tod verdient (§ 3).

b. Aber doch ist durch seine Entfernung mehr erreicht als durch seine Hinrichtung (§ 4—11).

α. Erst jetzt ist eine wirksame Bekämpfung der Verschwörung möglich (§ 4—6 futuram).

αα. Weil jetzt auch die Blinden einsehen müssen, dass schlimme Dinge im Werke waren (§ 4 — videretis).

ββ. Weil wir jetzt in der Lage sind, ihn und seine Anhänger zu vernichten (§ 4 quem — 6 futuram).

1. Mit leichter Mühe sein elendes Heer, das den Truppen der Regierung nicht gewachsen ist.
2. Schwieriger allerdings ist der Kampf gegen seine offenen und geheimen Anhänger in Rom.

β. Erst jetzt ist dem ebenso grossen wie verhängnisvollen Einflusse Catilinas auf gewisse Elemente ein Ende gemacht (§ 6 quod — 11).

αα. Auf wen erstreckte sich sein Einfluss?

ββ. Welche Wirkungen hat derselbe im einzelnen gehabt?

B. Der zweite Vorwurf (§ 12—16).

1. Wie lautet er? „Cicero hat höchst eigenmächtig einen römischen Bürger gezwungen, in die Verbannung zu gehen.“
2. Wie urteilt Cicero darüber?
   a. Er weist ihn zurück.
      α. Der Vorwurf ist ungerechtfertigt (Darlegung des Thatbestandes).
      β. Der Vorwurf ist ein Ausdruck grosser Undankbarkeit gegen den verdienten Konsul.
   b. Er verdächtigt diejenigen, welche ihn laut werden lassen, als Mitwisser der Pläne Catilinas.

II. Hinweis auf das, was weiter geschehen wird (§ 17—27).

A. Der Kampf gegen die Catilinarier draussen. Wenn es zum Kampfe kommt, so werden wir siegen. Das zeigt ein Vergleich der beiderseitigen Kräfte (§ 17—26).

1. Die Catilinarier. Sie bestehen aus lauter zweifelhaften Elementen (17—23).
   a. Teils aus Verschuldeten.
      α. Grundbesitzern.
      β. Ehrgeizigen.
      γ. Sullanischen Veteranen.
      δ. Allerlei Insolventen aus Stadt und Land.
   b. Teils aus Verbrechern und Lumpen.
2. Die staatserhaltenden Elemente (§ 24—25). Sie sind jenen überlegen.
   a. An kriegerischer Tüchtigkeit.
   b. An sittlichen Eigenschaften.

(Schluss von A.: Demnach könnt ihr dem Ausgange des Kampfes mutig entgegensehen: § 26).

B. Der Kampf gegen die Catilinarier drinnen (§ 27).

1. Wollen sie Rom gleichfalls verlassen, so mögen sie das thun.
2. Wenn sie dagegen fortfahren mit ihren Umsturzplänen, so wird sie die volle Schärfe des Gesetzes treffen.

Schluss (§ 28—29).

1) Cicero verspricht seinen Mitbürgern, nachdrücklich, aber ohne unnötige Grausamkeit handeln zu wollen.
2) Er weist sie auf den nicht zu bezweifelnden Beistand der Gottheit hin.

V.

Dritte Rede gegen Catilina.

Einleitung (§ 1—3 possitis).

1. Rom ist gerettet.
2. Mir, als dem Retter, gebührt der schuldige Dank.

Hauptteil (§ 3 principio — 29 videantur).

I. Was ist geschehen? (§ 3—15).
  A. Durch Cicero (§ 3—13 viderentur).
    1. Die Verschworenen ergriffen.
    2. Die Verschworenen überführt.
  B. Durch den Senat (§ 13 indiciis — 15).
    1. Das Verdienst anerkannt.
    2. Die Schuldigen bestraft.

II. Mit welchen Empfindungen hat das römische Volk das Geschehene aufzunehmen? (§ 16—29 videantur).
  A. Mit dem Gefühle der Sicherheit (§ 16—17).
  B. Mit dem Gefühle der Dankbarkeit (§ 18—29 videantur).
    1. In erster Linie muss es dankbar gegen die Götter sein (§ 18—22).
    2. Aber auch gegen Cicero (§ 23—29 videantur).
      a. Weshalb? Weil er ohne Blutvergiessen die Gefahr abgewandt hat (§ 23—25).
      b. Welchen Dank begehrt er? (§ 26—29 videantur).
        α. Andenken.
        β. Schutz.

Schluss. Aufforderung zu wachen und zu beten.

VI.

Vierte Rede gegen Catilina.

Einleitung (§ 1—3).

1. Hinblick auf das Geschehene. Ich fühle mich durch den Gedanken reich belohnt, der Retter des Vaterlandes geworden zu sein.
2. Hinblick auf die Zukunft.
  a. Ich stehe unter dem Schutze der Gottheit.
  b. Ich fürchte den Tod nicht, trotz des Gedankens an die Meinigen.

Hauptteil (§ 4—19).

I. Was ist geschehen? (§ 4—6).

A. Die Gefangenen haben einen staatsgefährlichen Anschlag gemacht und ihn eingestanden.

B. Der Senat hat durch seine bisherige Haltung genügend gezeigt, wie er die Sache beurteilt.

(Übergang. Das formelle Urteil ist noch nicht gefällt. Möge die Entscheidung wenigstens nicht länger als heute auf sich warten lassen!)

II. Was soll geschehen? (§ 7—19). Zwei Anträge liegen vor.

A. Beleuchtung der beiden Anträge (§ 7—8).

1. Gemeinsames. Beide wollen Strenge angewandt wissen.

2. Verschiedenheiten.

a. Silanus ist für die Todesstrafe.

α. Weil angemessen.

β. Weil auch sonst angewandt.

b. Cäsar.

α. Hauptantrag: lebenslängliche Gefangenschaft, denn ihm erscheint der Tod nicht als eigentliche Strafe.

β. Zusatzbestimmungen.

αα. Verteilung in Landstädte. Ist entweder unbillig oder schwierig.

ββ. Strenge Bewachung.
γγ. Verbot des Antrags auf Linderung der Strafe.
δδ. Einziehung der Güter.
} Verschärft die ohnehin strenge Strafe noch erheblich.

B. Widerlegung von Bedenken (§ 9—19).

1. Bedenken, welche man gegen den Antrag des Silanus erheben könnte (§ 9—14).

a. „Er wird dem Konsul später Unannehmlichkeit wegen der Übertretung des Sempronischen Gesetzes bereiten“ (§ 9—10). Grundlose Befürchtung! Denn von jeher sind Hochverräter nicht mehr als römische Bürger behandelt worden.

Ausfall gegen Cäsar, der dies zugiebt und trotzdem gegen die Todesstrafe ist.

b. „Er zieht uns den Vorwurf blutiger Grausamkeit zu“ (§ 11—13). Falsch! Denn die sogenannte Grausamkeit hat sich von jeher als notwendiger Schutz des Vaterlandes erwiesen.

2. Bedenken, welches man gegen beide Anträge erheben könnte (§ 14—17).
   1. Wie lautet es? „Der Konsul wird nicht im stande sein, die etwaigen Beschlüsse des Senates zur Ausführung zu bringen.“
   2. Nachweis des Gegenteils.
      a. Der Konsul hat alle erdenklichen Vorsichtsmassregeln getroffen.
      b. Die besseren Elemente des Volkes unterstützen ihn durch ihre Haltung.
         α. Freie.
            αα. Freigeborene.
            ββ. Freigelassene.
         β. Sklaven.

Schluss des Hauptteiles. Aufforderung an den Senat, unter den vorliegenden entscheidenden Umständen seine Pflicht zu thun (§ 18—19).

Schluss der Rede (§ 20—24).

A. Persönliches (§ 20—23).
   1. Der Redner fühlt sich trotz der grossen Anzahl der Gegner in gehobener Stimmung.
      a. Der Tod erscheint ihm als kein Unglück.
      b. Sein Ruhm ist grösser, als der andrer verdienter Männer.
   2. Die Gefahren.
      a. Er wird sie mit Hilfe der Gottheit abwehren.
      b. Sollte er ihnen aber doch erliegen, so weiss er wenigstens seinen Sohn gerettet.

B. Sachliches (§ 24). Setzt die Abstimmung fort! ich werde für die Ausführung sorgen.

VII.
Für Murena.

I. Einleitung (§ 1—10). Der Redner sucht sich das Wohlwollen der Richter zu sichern.

A. Bezüglich des Angeklagten (§ 1—2 tueatur).
   1. Am Wahltage hat Cicero den Murena dem Wohlwollen der Götter empfohlen.

2. Am heutigen Tage empfiehlt er ihn ausserdem dem Wohlwollen der Richter.

B. Bezüglich seiner, des Redners, selbst. (§ 2 et — 10). Wer die Übernahme der Verteidigungsrede tadelt, ist im Unrecht. Das thut

1. Cato (§ 3—6).

a. Catos allgemeiner Vorwurf (§ 3—5 vocare).

α. Wie lautet er? „Ein Konsul darf nicht als Verteidiger vor Gericht auftreten."

β. Wodurch wird er widerlegt?

αα. Die Verteidigung des consul designatus ist für den abgehenden Konsul eine persönliche Pflicht, denn dieser steht jenem am nächsten (Veranschaulichung durch zwei andere Vorgänge).

ββ. Sie ist aber in diesem Falle auch eine staatliche Pflicht; denn es liegt im öffentlichen Interesse, dass jedenfalls am 1. Jan. zwei Konsuln im Amte sind.

b. Gegen Cicero im besonderen (persönlich) gerichtete Vorwürfe (§ 5 nam — 6).

α. Der erste (§ 5).

αα. Wie lautet er? „Als Antragsteller einer lex de ambitu darf Cicero nicht denjenigen verteidigen, der eben dieses Gesetz verletzt hat."

ββ. Wodurch wird er widerlegt? „Es liegt in diesem Falle gar keine Gesetzesübertretung vor."

β. Der zweite (§ 6).

αα. Wie lautet er? „Cicero handelt inkonsequent, wenn er streng gegen Catilina, aber milde gegen Murenas Vergehen ist."

ββ. Wodurch wird er widerlegt? „Ich kehre damit nur zu meiner angeborenen Milde zurück."

2. Sulpicius (§ 7—10).

α. Wie lautet sein Vorwurf? „Ciceros Verhalten ist durchaus unfreundschaftlich."

β. Widerlegung.

αα. Direkt (§ 7—9 possit).

1. Cicero hat seine Freundespflicht gegen Murena genügend dadurch erfüllt, dass er seine Bewerbung kräftig unterstützt hat.

2. Cicero hätte im Gegenteil durch die Ablehnung der Verteidigung eine Pflicht verletzt.

a. Gegen Murena, dem er gleichfalls befreundet ist.
b. Gegen das römische Volk, das von Cicero eine solche Thätigkeit als Dank für erwiesene Ehren erwartet.

ββ. Indirekt (§ 9 atque — 10).
1. Hätte Sulpicius recht, so dürfte dieser konsequenterweise auch seinen juristischen Beistand nicht zum Schaden seiner Freunde leisten.
2. Hätte Cicero sich geweigert, so hätte der angeklagte consul designatus überhaupt keinen Verteidiger unter den berühmteren Rednern gefunden.

II. Hauptteil (§ 11—83 negotium). Widerlegung der Behauptung der Ankläger, dass Murena nicht verdiene, das Konsulat zu bekleiden.

A. Wegen seines Verhaltens vor der Bewerbung (§ 11—53).

1. Der erste Vorwurf bezieht sich auf seine Lebensführung an sich (11—14).
   a. Der ganz allgemein gehaltene Hinweis darauf, dass Murena in Asien gedient habe, ist um so weniger geeignet, ihn zu verdächtigen, als er sich dort unter seinem Vater ausgezeichnet hat.
   b. Der besondere Vorwurf, Murena sei ein saltator, beweist so lange nichts, als nicht noch andere Laster an ihm nachgewiesen werden.
2. Der zweite Vorwurf (§ 15—42).
   a. Wie lautet er? „Verglichen mit Sulpicius ist Murena ein unwürdiger Bewerber um das Konsulat.“
   b. Wie widerlegt ihn der Redner?
      α. Murena steht seinem Mitbewerber nicht nach.
         αα. Bezüglich der Herkunft. (§ 15 contempsisti — 17). Das zeigt der Redner
            1. durch einen allgemeinen Gedanken. Da der frühere Gegensatz zwischen Patriziern und Plebejern ganz der Geschichte angehört, so ist kein Grund, Murena wegen seiner plebejischen Herkunft einen Vorwurf zu machen.
            2. Durch den Hinweis auf bestimmte Persönlichkeiten.
               a. Auf andere.
                  α. Murena und Sulpicius.
                  β. Pompejus und M. Ämilius Scaurus.

b. Auf sich selbst (§ 17). Überall hat plebejische Herkunft tüchtige Leistungen nicht beeinträchtigt.

ββ. Murena steht seinem Mitbewerber nicht nach bezüglich der bisherigen Leistungen im öffentlichen Leben (§ 18—42).

1. Die Quästur beider Männer (§ 18).
   a. Der (rein zufällige) Umstand, dass Sulpicius eher als Quästor bezeichnet wurde, gestattet nicht die Folgerung, dass Murena weniger würdig gewesen sei, jenes Amt zu bekleiden.
   b. Im übrigen haben beide während ihrer Quästur keine Gelegenheit gehabt, sich hervorzuthun.
2. Die Zeit zwischen Quästur und Prätur (§ 19—34).
   a. Wie haben beide sie ausgefüllt? (§ 19—20).
      α. Sulpicius als Sachwalter in Rom.
      β. Murena als Unterfeldherr Lukulls gegen Mithridates.
   b. Wie ist ihre beiderseitige Thätigkeit zu beurteilen? (§ 21—34).
      a. Nach Ciceros Meinung. (§ 21—22).
         α. An sich ist Cicero geneigt, beide Thätigkeiten, die des Sachwalters und die des Soldaten, als gleich ehrenvoll und gleich wichtig zu bezeichnen.
         β. Aber das Verhalten der Gegenpartei (vgl. unten!) zwingt ihm das Geständnis ab, dass die letztere Thätigkeit die wichtigere und ehrenvollere ist.
      b. Nach der Meinung der Gegner.
         α. Sulpicius (§ 23—30).
            αα. Er verteidigt die entgegengesetzte Meinung, nämlich dass keine Thätigkeit mehr als die des Sachwalters den Weg zum Konsulate bahne.
            ββ. Cicero bestreitet dieses.
               1. Nur die Thätigkeit des Kriegers und die des praktischen Staats-

mannes (= Redners) erwerben wirkliches Ansehen und sind von hervorragender Bedeutung.

2. Dagegen ist die Thätigkeit des praktischen Juristen (Sachwalters) häufig eine kleinliche und pedantische.

Beweis durch Beispiele.

β. Cato. Er hat den Mithridatischen Krieg, an dem Murena teilgenommen, ohne Grund als Weiberkrieg bezeichnet (§ 31—34).

αα. Frühere im Osten geführte Kriege beweisen, dass diese Kämpfe nicht verächtlich waren (§ 31—32 putaretur).

1. Kriege in Europa (Macedonien und Griechenland).
2. Der Krieg in Asien gegen Antiochus.

ββ. Insbesondere aber war Mithridates in allen drei Kriegen ein gefährlicher Gegner Roms (32 atqui — 34).

3. Die Prätur beider Männer (§ 35—42).

a. Auch sie gestattet nicht den Rückschluss, dass Murena ein weniger würdiger Bewerber ums Konsulat gewesen sei.

α. Zwar ist Sulpicius vor ihm als Prätor bezeichnet worden.

β. Indes erklärt sich diese Thatsache leicht.

αα. Allgemeiner Grund. Es giebt nichts Unberechenbareres als die Laune des Volkes (§ 35 quod — 36).

ββ. Besondere Gründe (§ 37 — decesserant).

1. Bei der Abstimmung fehlten Murenas frühere Kriegsgefährten, die sicher für ihn gestimmt hätten.
2. Er hatte vorher keine Spiele gegeben.

b. Sie liefert dagegen eine Erklärung dafür, weshalb Murena im Gegensatz zu Sulpicius bei der Bewerbung ums Konsulat so viel Glück hatte (§ 37 horum — 42).

α. Diesmal schadete ihm nicht der vorher erwähnte doppelte Umstand (§ 37 horum —40).

αα. Seine früheren Kriegsgefährten waren diesmal anwesend (§ 37 horum — 38 valuisse).

ββ. Er gab dem Volke glänzende Spiele; nicht so Sulpicius (§ 38 sed — 40).

β. Dazu kamen fördernd zwei neue Umstände (§ 41—42).

αα. Er hatte als praetor urbanus Gelegenheit, sich beliebt zu machen; nicht so Sulpicius, der Vorsitzende der quaestio de peculatu (§ 41—42 meminit).

ββ. Er erklärte sich bereit, nach Verwaltung der Prätur eine Provinz zu übernehmen; Sulpicius lehnte es ab (§ 42 postremo — intellegant).

Der zuletzt gezogene Vergleich zwischen den beiden Kandidaten giebt Cicero Veranlassung zu einem Exkurs (§ 43—53), in welchem er darlegt, wodurch Sulpicius sich ausserdem noch bei der Bewerbung um das Konsulat geschadet habe.*) Er schadete sich

A. durch den Versuch, während der Bewerbung zugleich die Anklage gegen Sulpicius vorzubereiten (§ 43 petere — 46 consumpseris).

1. Dadurch entfremdete er sich die Sympathien der Bürger im allgemeinen, insbesondere aber die seiner Freunde.
2. Dadurch zersplitterte er seine Kraft; denn Bewerbung und Klage kann man nicht gleichzeitig erledigen.

B. Durch das Streben, zwei Gesetze durchzubringen, deren Annahme ihm manche Gegner schaffen musste (§ 46 legem — 48 obsaepiebant).

1. Die lex de ambitu.
2. Die lex Manilia.

---

*) Überflüssig ist auch diese digressio nicht. Denn indem der Redner nachweist, wodurch Sulpicius selbst seinen Misserfolg herbeigeführt hat, zeigt er zugleich, dass Murenas Sieg sich auch ohne die von Sulpicius behauptete Bestechung erklärt, und arbeitet dadurch geschickt dem folgenden Teile seiner Rede vor.

C. Durch die Befürchtung der Leute, Sulpicius möchte nicht die geeignete Persönlichkeit einem Catilina gegenüber sein (§ 48 atque — 53).

B. Wegen seines Verhaltens während der Bewerbung (A auf Seite 117). Drei Ankläger werfen ihm Amtserschleichung vor (§ 54—83 negotium).

1. Einleitung zu diesem Teile. Schwierige Lage der Männer, welche sich aus patriotischen Beweggründen in die Öffentlichkeit wagen (§ 54—57).
   a. Aller insgesamt.
   b. Insbesondere des Angeklagten.
2. Hauptteil (§ 58—83 negotium).
   a. Die von Postumus und dem jüngeren Sulpicius erhobenen Beschuldigungen fehlen.
   b. Die von Cato erhobenen Beschuldigungen (§ 58—83 negotium).
      α. Einleitung zu diesem Teile. Cicero bittet die Richter, dem altrömischen Grundsatze treu zu bleiben, wonach die autoritative Persönlichkeit eines Anklägers nicht zu Ungunsten des Angeklagten in die Wagschale fallen darf (§ 58—60 oportere).
      β. Hauptteil. Catos Beschuldigungen (§ 60 ego — 83 negotium).
         1. Was veranlasst Cato dazu, sie zu erheben? Seine streng rechtliche Gesinnung ist durch den Rigorismus der stoischen Schule so verschärft worden, dass er überspannte sittliche Forderungen erhebt (§ 60 ego — 66).
         2. Was ist von ihnen zu halten? (§ 67—83).
            a. Sie sind unbegründet (67—77).
               α. Die ganz allgemein gehaltene Beschuldigung de ambitu bedarf keiner Widerlegung (§ 67—68 concedam).
               β. Die speziellen Vorwürfe (obviam prodire, sectari, locum ad spectaculum dare, ad prandium vocare) sind an sich unverfänglich und entsprechen der herkömmlichen Wahlpraxis, auch Catos (§ 68 multi — 77).
            b. Sie zeugen von politischer Kurzsichtigkeit. Denn Murena verurteilen hiesse, die Geschäfte der Catilinarier besorgen (§ 78—83).

α. Wir hätten nur einen Konsul (§ 78—80).
β. Cato würde sich eines wertvollen Mitkämpfers gegen die Catilinarier berauben (§ 81—83).

Schluss (§ 83 quamquam — 90). Demnach mögen die Richter Murena freisprechen
1. um des öffentlichen Interesses willen (§ 83 quamquam — 85);
2. um des Angeklagten selber willen (§ 86—90).

VIII.
Für Sulla.

Einleitung (§ 1—2).
A. Der Angeklagte (§ 1).
1. Zwar bedauert Cicero, dass Sulla durch die Anklage in neue Ungelegenheiten kommt.
2. Andererseits ist sie ihm aber willkommen, weil sie ihm Gelegenheit bietet, seine natürliche Milde an den Tag zu legen.
B. Der Ankläger (§ 2).
1. Sein Verfahren.
a. Art und Weise desselben. Torquatus hat auch den Verteidiger mit angegriffen.
b. Beweggrund. Er hofft, damit dem Angeklagten zu schaden.
2. Seine Abwehr.
a. Art derselben. Cicero beabsichtigt, in ausführlicher Darlegung sein Verhalten zu rechtfertigen.
b. Beweggründe.
α. Nicht im eigenen Interesse,
β. sondern im Interesse seines Klienten.

Hauptteil.
I. Widerlegung der von Torquatus erhobenen Vorwürfe, durch die er Cicero die Verteidigung zu erschweren sucht (§ 3—35).
A. „Cicero durfte Sulla aus einem doppelten Grunde nicht verteidigen“ (§ 3—20).
1. Der erste Grund (§ 3—13).
a. Wie lautet er? „Sulla ist an der Catilinarischen Verschwörung beteiligt gewesen, die gerade Cicero am eifrigsten bekämpft hat.“

b. Widerlegung (§ 3—13).

α. Es ist kein Grund, Ciceros Eintreten für Sulla anders zu beurteilen als das seiner übrigen Verteidiger, denen doch Torquatus daraus keinen Vorwurf macht (§ 3—7 afuisse).

1. Sämtliche Verteidiger sind für andere wegen der Verschwörung Angeklagte nicht aufgetreten.
2. Wenn sie nun für Sulla auftreten, so bezeugen sie damit, dass bei ihm die Sache anders liegt.

β. Torquatus will Cicero gleichsam zwingen, seine gegen die Catilinarier geübte Strenge auch jetzt zu zeigen. Er verkennt aber ein Doppeltes (§ 7 nisi — 13):

1. Damals war die äusserste Strenge geboten.
2. Jetzt aber hat Cicero Grund genug, zu seiner natürlichen Milde zurückzukehren und Sulla zu verteidigen,
   a. nicht freilich wegen der angeblichen ersten Verschwörung: dafür ist Hortensius der richtige Mann,
   b. wohl aber wegen der angeblichen zweiten Verschwörung, die er genauer kennt.

2. Der zweite Grund (§ 14 multa — 20).

a. Wie lautet er? „Cicero durfte Sulla insbesondere deshalb nicht verteidigen, weil er es abgelehnt hat, einen Autronius in gleicher Sache zu verteidigen.“

b. Widerlegung.

α. Die Thatsachen. Sulla hat sich ganz anders benommen als Autronius.

1. Vor der Verurteilung.
2. Nach der Verurteilung.
   a. Äusseres Gebaren.
   b. Allgemein bekannte Teilnahme des Autronius an der Verschwörung.
      α. Er hatte vertrauten Umgang mit den Verschwörern.
      β. Er unterstützte sie.

β. Folgerungen aus diesen Thatsachen.

1. Autronius' Verteidigung musste Cicero trotz aller Bitten im öffentlichen Interesse ablehnen.
2. Sullas Verteidigung konnte er unbedenklich übernehmen.

B. „Cicero, der Arpinate, masst sich einen unberechtigten Einfluss an“ (§ 21—35).

1. Das falsche Bild, das Torquatus damit von Cicero entwirft (§ 21—25 derideare).
   a. „Cicero masst sich einen unzulässigen Einfluss (regnum) an.“
      α. „Gegen wen du zeugst, der wird verurteilt.“ Aber es kommt auf die Wahrheit des Zeugnisses an.
      β. „Ohne dein Dazwischentreten wäre Sulla infolge meiner Anklage längst in die Verbannung gegangen“. Hier ist es gerade Torquatus, der einen unberechtigten Einfluss ausübt.
   b. „Dieser Einfluss ist um so unberechtigter, als Cicero ein peregrinus rex ist“ (§ 22 at — 25).
      α. Scherzhafte Widerlegung. Der Vorwurf ist deshalb unbegründet, weil in Rom peregrini mehr als einmal reges waren.
      β. Ernsthafte Widerlegung.
         1. Sachliche. Viele treffliche Männer sind aus Municipien hervorgegangen.
         2. Persönliche. Torquatus thäte besser, nicht von peregrinus zu sprechen,
            a. weil er dadurch seine fernere politische Laufbahn gefährden könnte;
            b. weil er selber mütterlicherseits aus einem Municipium stammt.
2. Das richtige Bild, das Cicero selber von sich entwirft (§ 25 nisi — 35).
   a. Für sich betrachtet (§ 25 nisi — 29).
      α. Er selbst versteht unter regie vivere vor allem die Selbstbeherrschung.
      β. Wenn er sich daneben durch unablässige Thätigkeit im öffentlichen Interesse einen gewissen Einfluss erworben hat, so hat er denselben durch die Feindschaft vieler erkauft.
   b. Verglichen mit Torquatus (§ 30—35).
      α. Dieser hat in seiner Anklagerede eine zweideutige Stellung zu der Catilinarischen Verschwörung eingenommen, um es mit den unteren Volksklassen nicht zu verderben. Dies ist

αα. thöricht,

ββ. unpatriotisch.

β. Cicero dagegen erklärt mit der grössten Offenheit,

αα. dass er die Verschwörung hintertrieben hat,

ββ. dass ihm Torquatus und dessen Vater dabei hilfreiche Hand geleistet haben.

Schluss dieses Teiles. Dass der Redner so viel von sich selbst spricht, hat lediglich Torquatus schuld (35 sed — flagitavisset).

II. Sulla ist unschuldig (§ 36—87).

A. Refutatio. Widerlegung der Belastungsmomente (§ 36—68).

1. Aus der Zeit während der Verschwörung (§ 36—62 videatur).

a. Das Zeugnis anderer ist für ihn keineswegs belastend (§ 36—55).

α. Das der Allobrogen (§ 36—45).

1. Sie haben ihn nicht mit unter den Verschwörern genannt (§ 36—39.

2. Auch ist das über ihre Aussagen aufgenommene Protokoll nicht etwa, wie Torquatus behauptet, nachträglich zu Sullas Gunsten geändert worden (§ 40—45).

Exkurs. Cicero warnt Torquatus, ihn durch derartige Verdächtigungen zu rücksichtslosem Vorgehen zu reizen: § 46—50.

β. Das Zeugnis des älteren Cornelius, der durch seinen Sohn gegen Sulla aussagt. Dagegen weist Cicero nach,

1. dass Sulla sich nicht an dem Mordanschlage des Catilina und des Autronius gegen die Konsuln beteiligt hat (§ 51—52 reperiuntur);

2. dass er bei der entscheidenden Zusammenkunft der Verschwörer nicht zugegen gewesen ist (§ 52 sed — 53);

. 3. dass er keine Gladiatorenbanden für die Verschwörungen geworben hat (§ 54—55).

b. Sullas eigenes Verhalten. Es ist nicht wahr, dass er den Versuch gemacht habe, Auswärtige für die Verschwörung zu gewinnen (§ 56—68).

α. Weder die Spanier. Die angeblich von Sulla betriebene Sendung des Sittius ist durchaus nicht belastend für Sulla (§ 56—59).

1. Sachliche Gründe (§ 56—57).
   a. Die Reise des Sittius hatte eine ganz andere Veranlassung.
   b. Der von Torquatus dafür angegebene Grund ist deshalb nicht stichhaltig,
      α. weil die Schulden des Sittius durch den freiwilligen Verkauf seiner Güter reguliert waren,
      β. weil Sulla unmöglich in diesem entscheidenden Augenblicke seinen Freund weggeschickt hätte.
2. Persönlicher Grund. Wer Sittius kennt, weiss, dass er kein Verschwörer sein kann (§ 58—59).

β. Noch auch die Bewohner von Pompeji (§ 60—62 videatur).
1. Behauptung. „Sulla hat in Pompeji zwischen Alt- und Neubürgern Streit angestiftet, um die unterdrückte Partei für die Verschwörung zu gewinnen."
2. Widerlegung.
   a. Jener Streit war schon älteren Datums.
   b. Sulla hat ihn geschlichtet und zwar
      α. im Einvernehmen mit den anderen patroni,
      β. zur Zufriedenheit beider Parteien.

2. Aus der Zeit nach der Verschwörung (§ 62 at — 68).
   a. Die Thätigkeit des Cäcilius, eines Halbbruders des Angeklagten (§ 62 at — 66).
      α. Behauptung. „Sulla erscheint dadurch in einem bedenklichen Lichte, dass Cäcilius auf seine Veranlassung Gewaltmassregeln geplant hat, um einen für Sulla günstigen Gesetzesantrag durchzubringen."
      β. Widerlegung.
         1. Zwar hat Cäcilius jenes Gesetz eingebracht.
         2. Aber das beweist noch nicht, dass er im Bunde mit Sulla Umsturzpläne vorhatte.
            a. Seine Bestrebungen, von brüderlicher Liebe eingegeben, bezweckten nur eine Milderung des harten Gesetzes.
            b. Sein Verhalten ist durchaus ohne Tadel.
               α. Er zog den Antrag rechtzeitig zurück.
               β. Er bekämpfte aufs eifrigste die Catilinarier.

b. Die Benutzung eines Briefes Ciceros an Pompejus gegen Sulla (§ 67—68).

α. Behauptung. Aus einer brieflichen Äusserung Ciceros glaubt Torquatus schliessen zu dürfen, dass jener auf die Beteiligung Sullas an der Verschwörung hingedeutet habe.

β. Widerlegung.

1. Wäre die Behauptung richtig, so würde damit Sulla eine Rolle zugewiesen, die er neben den andern Verschwörern unmöglich gespielt haben könnte.
2. Wäre sie richtig, so hätte Sulla zu gleicher Zeit für sich und für Catilina nach der höchsten Gewalt gestrebt, was sich widerspricht.

B. Comprobatio. Dass Sulla unschuldig ist, ergiebt sich aus seinem Leben (§ 69—87).

1. Wie stellt sich sein Leben in Wirklichkeit dar? (§ 69—77).

a. Vergleich (§ 69—74 multavit).

α. Verhalten anerkannter Verschwörer (§ 70—71).

1. Im allgemeinen.
2. Einzelner (Lentulus, Cethegus, Autronius).

β. Verhalten Sullas (§ 72—74 multavit).

1. Zur Zeit der Gewaltherrschaft L. Sullas.
2. Zur Zeit seiner Verurteilung.

b. Folgerung. Sulla hat mit jenen nichts zu schaffen (§ 74 in hoc — 77).

2. Wie stellt sich sein Leben nach den Aussagen anderer dar? (§ 78—87).

a. Aussagen von Sklaven (§ 78—79).

α. Diese oft erzwungenen Aussagen sind mit Vorsicht aufzunehmen.

β. Dagegen ist von Wert die genaue Prüfung des Lebens.

b. Aussagen vornehmer Männer, Ciceros (weiter unten ausgeführt!) und anderer (§ 80—87).

1. Aussagen der anderen. Freilich sind hier gewisse Verdächtigungen des Torquatus zu widerlegen. (§ 80—82).

a. Die erste Verdächtigung (§ 81).

α. Wie lautet sie? „Jene Männer haben früher auch einen Catilina durch ihre Aussagen entlastet.“

β. Wodurch widerlegt sie sich?
1. Jene Männer handelten als Freunde an Catilina, als von einer Verschwörung noch nicht die Rede war.
2. Sogar des Torquatus Vater hat damals Catilina noch verteidigt.

b. Die zweite Verdächtigung (§ 82).
α. Wie lautet sie? „Jene vornehmen Männer verdienen den Vorwurf der mangelnden Konsequenz, weil sie andere Angeklagte nicht verteidigt haben.“
β. Widerlegung.
1. Sie trugen mit Recht Bedenken, Anarchisten zu unterstützen.
2. Im übrigen wird der ihnen gemachte Vorwurf der Inkonsequenz durch ihr Verhalten im J. 63 als nichtig erwiesen.

2. Das Eintreten Ciceros für den Angeklagten (§ 83—87).
a. Nachweis, dass Cicero nicht für Sulla eingetreten wäre, wenn er ihn für schuldig gehalten hätte (§ 83).
α. Sein Verhalten würde von unrühmlicher Inkonsequenz zeugen.
β. Es wäre unbegreiflich, wie er die natürliche Abneigung gegen einen Todfeind überwunden haben sollte.

b. Widerlegung eines Einwandes (§ 84—87).
α. Wie lautet er? „Es ist eine unerträgliche Anmassung, wenn Cicero durch sein persönliches Eintreten jeden Angeklagten retten zu können glaubt.“
β. Wodurch widerlegt er sich? Im eigenen Interesse tritt Cicero sehr bescheiden auf und versichert nur,
1. dass er Sulla nicht verteidigen würde, wenn er an seine Teilnahme an der Verschwörung glaubte;
2. dass ihm aber über eine solche Teilnahme nichts zu Ohren gekommen sei.

Schluss. (§ 88—93).

1. Schilderung der bedauernswerten Lage des Angeklagten (§ 88—91).
2. Bitte an die Richter, gerecht und milde zu entscheiden (§ 92—93).

IX.
Für den Dichter Archias.

Einleitung. Der Redner (§ 1—3).

A. Weshalb gerade er Archias verteidigt.

B. Weshalb er sich einer ungewöhnlichen Form bedient.

(Schluss dieses Teiles: propositio und partitio, 4 in.).

Hauptteil. Die Sache (§ 4 nam — 30).

I. Erzählung der Thatsachen (§ 4 nam — 7).

A. Archias ist ein berühmter Dichter. (§ 4 nam—6 simulabant).

1. Ausserhalb Roms bekannt.
2. In Rom.

B. Archias ist römischer Bürger (§ 6 interim — 7).

1. Er war Bürger von Heraklea.
2. Auf Grund dieser Thatsache hat er sich dann später zur Aufnahme in die römischen Bürgerlisten gemeldet.

II. Nachweis, dass A. ohne Grund angeklagt ist. (§ 8—30).

A. Rechtliche Gründe (§ 8—11).

AA. Er hat alle gesetzlichen Bedingungen erfüllt.

1. Ausserhalb Roms. Dass er Bürger von Heraklea gewesen ist, wird bewiesen
   a. durch die Aussage Lukulls,
   b. durch die Aussage der Leute aus Heraklea, deren Glaubwürdigkeit auch ohne die nicht mehr zu beschaffenden Schriftstücke feststeht.
2. In Rom.
   a. Dass er in Italien wohnte, als das Gesetz erlassen wurde, geht daraus hervor, dass er sich schon lange vorher dauernd in Rom niedergelassen hatte.
   b. Dass er sich rechtzeitig gemeldet hat, geht aus der sorgfältig geführten Liste des Metellus hervor.

BB. Archias hat gewisse Rechte römischer Bürger ausgeübt (§ 11).

1. Freilich hat er sich nicht in die Zensuslisten eintragen lassen, aber dieser auffällige Umstand ist leicht zu erklären.

a. Die zwei letzten Male war er nicht in Rom.
b. Das erste Mal hat überhaupt keine Zählung stattgefunden.

2. Wohl aber hat er andere Vorrechte römischer Bürger genossen.
a. Erbrecht.
α. Er hat ein gültiges Testament gemacht.
β. Er hat Erbschaften angetreten.
b. Staatliche Gratifikationen.

B. Gründe der Billigkeit. Wäre Archias noch kein römischer Bürger, so verdiente er es zu werden (§ 12—30).

AA. Wir ehren in ihm den Vertreter von Kunst und Wissenschaft im allgemeinen (§ 12—19 contendunt).

1. Vornehmlich der höher Gebildete hat Grund, ihn anzuerkennen; denn er verdankt ihm manches.
a. Beweis (§ 12—14).
α. Die wissenschaftliche und künstlerische Beschäftigung bietet eine willkommene Erholung.
β. Sie fördert ihn.
αα. In intellektueller Beziehung (neue Anregungen!).
ββ. In moralischer Beziehung, indem sie immer wieder zu kräftigem Wirken im öffentlichen Interesse spornt.
b. Widerlegung eines Einwandes (§ 15—16).
α. Freilich ist die natürliche Anlage die Hauptsache.
β. Aber erst die Verbindung derselben mit nachträglicher Ausbildung führt zur Vollendung.

2. Auch minder Gebildete werden nicht umhin können, die in A. hervortretende dichterische Begabung freudig anzuerkennen (§ 17—19 contendunt).

BB. Wir ehren in ihm den Sänger römischer Grossthaten (§ 19 ergo — 30).

1. Nachweis der Thatsache (§ 19 ergo — 22).
a. Scheinbar hat er freilich nur die Thaten einzelner Feldherren dargestellt.
b. Aber in Wirklichkeit hat er damit zugleich das ganze römische Volk verherrlicht.

2. Nachweis der Wichtigkeit jener Thatsache (§ 23—30). Bei der Allgemeinheit des Ehrgeizes werden tüchtige Männer nur dann bereit sein, dem Vaterlande unverdrossen zu dienen, wenn sie auf dauernde Anerkennung rechnen können.
   a. Nachweis an anderen.
   b. Nachweis an dem Redner selbst.

Schluss (§ 31—32).
1. Bitte, die Anklage abzulehnen.
2. Bitte, die ungewöhnliche Form der Rede zu entschuldigen.

X.
Für Milo.

Einleitung (§ 1—6).

I. Das Verhältnis des Redners zu dem Prozesse (§ 1—3).
  A. Auf den ersten Blick könnte der Redner in Bestürzung geraten.
    1. Weil die gewohnte Umgebung fehlt.
    2. Weil statt derselben auf Befehl des Pompejus überall Bewaffnete aufgestellt sind.
  B. Bei einiger Überlegung überzeugt er sich von der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen.
    1. Wegen der vertrauenerweckenden Persönlichkeit des Pompejus.
    2. Wegen der Beschaffenheit der Volksmenge.
      a. Die Mehrzahl ist dem Redner und seinem Klienten wohlgesinnt.
      b. Nur ein Bruchteil zeigt eine feindselige Haltung.
  (Übergang zu II. Die Haltung der Anhänger des Clodius wird auch die Richter günstig für Milo stimmen).

II. Das Verhältnis der Richter zu dem Prozesse (§ 4—6).
  A. Eine Verurteilung würde eine Verurteilung der Ordnungspartei in ihren verdienten Vertretern bedeuten.
  B. Eine Freisprechung würde eine Rechtfertigung patriotischer Bestrebungen bedeuten.

(Schluss von II. Unter diesen Umständen sieht der Redner der Entscheidung der Richter mit Ruhe entgegen).

Aufstellung des Themas (§ 6).

A. Negativ.

1. Der Redner will nicht nachweisen, dass Milo um seiner sonstigen Verdienste willen Verzeihung für ein begangenes Verbrechen verdiene,
2. noch dass das begangene Verbrechen wegen seines löblichen Zweckes Verzeihung verdiene.

B. Positiv. Er will vielmehr nachweisen, dass Milo überhaupt kein Verbrechen begangen hat.

Hauptteil. Milo darf nicht verurteilt werden (§ 7—91).

I. Weil er unschuldig ist (§ 7—71).

A. Indirekter Beweis (§ 7—22). Die bisher gemachten Versuche seiner Gegner, ihn als schuldig hinzustellen, sind missglückt. Man hat aber seine Schuld herzuleiten versucht

1. Aus einem allgemeinen Grundsatze (§ 7—11).
   a. Wie lautet er? „Wer die Tötung eines Menschen eingesteht, giebt damit selber seine Schuld zu.“
   b. Wodurch widerlegt er sich? Durch die Thatsache, dass es Fälle giebt, wo die Tötung eines Menschen erlaubt ist.
      α. Historischer Beweis (§ 7—8).
         αα. Aus der römischen Geschichte.
         ββ. Aus der griechischen Sagengeschichte.
      β. Juristischer Beweis (§ 9—11).
         αα. Die Tötung eines Diebes ist unter gewissen Umständen gestattet.
         ββ. Die Tötung im Falle der Notwehr ist gestattet.
            1. Nach dem Naturrechte.
            2. Nach dem positiven Gesetze.
2. Aus dem Präjudiz (der Vorentscheidung: § 12—22)
   a. des Senates (§ 12—14).
      α. Wie lautet dasselbe? Der Senat hat erklärt, Clodius' Ermordung sei eine den Staat gefährdende That.
      β. Wie ist über diese Erklärung zu urteilen?
         αα. Nicht im Sinne der Gegner, als ob damit eine Verurteilung Milos ausgesprochen wäre. Denn
            1. der Senat hat seiner Befriedigung über Clodius' Tod offenen Ausdruck gegeben;
            2. der Senat hat keine aussergewöhnliche Prozessverhandlung gegen Milo beschlossen.

ββ. Sondern die Haltung des Senates (und damit Ciceros eigene Haltung) findet ihre Erklärung darin, dass jede öffentliche Gewaltthat in Freistaaten eine politische Seite hat.

b. Des Pompejus (§ 15—22).

α. Worin besteht dasselbe angeblich? In dem von ihm veranlassten Ausnahmegesetz.

β. Wie ist über diese Thatsache zu urteilen?

αα. Nicht im Sinne der Gegner.

1. Pompejus hat sich hierdurch weder gegen Milo ausgesprochen (denn er hat die Rechtsfrage offen gelassen),
2. noch für Clodius (denn seine Tötung ist wahrlich kein schlimmeres Ereignis als die Ermordung anderer Männer).

ββ. Sondern ganz besondere Verhältnisse haben ihn bestimmt, Ausnahmemassregeln zu treffen.

1. Er wollte den Schein vermeiden, als ob seine Aussöhnung mit Clodius nicht ernsthaft gewesen sei.
2. Er entschloss sich um so leichter zu jenen Ausnahmemassregeln, als er wusste, dass trotz derselben das Urteil gerecht ausfallen werde. Dazu bestimmte ihn
   a. die Persönlichkeit der Richter,
   b. die des Vorsitzenden.

(Zusammenfassung und Übergang zum zweiten Teile: § 23).

B. Direkter Beweis. Milo ist deshalb unschuldig, weil nicht er dem Clodius, sondern Clodius ihm nach dem Leben getrachtet hat (§ 24—66).

1. Erzählung der Thatsachen. (§ 24—29).
   a. Die Ereignisse vor dem 20. Januar.
   b. Die Ereignisse am 20. Januar.
   (Rekapitulation und Übergang § 30—31).
2. Beweis (§ 32—66). Dass Clodius, nicht Milo, der Schuldige ist, beweisen
   a. Allgemeine Gründe (§ 32—43).
      α. Clodius, nicht Milo, hatte Nutzen von der That (§ 32—35.)

αα. Nachweis, dass Clodius die Tötung Milos genützt hätte (§ 32—33 inusturus.)

1. Sie hätte ihn während seiner Prätur von einem lästigen Konsul befreit.
2. Sie hätte Männer zu Konsuln gemacht, die ihm zur Ausführung seiner Pläne gerade recht waren.

Ausfall gegen Sex. Clodius (§ 33 exhibe — debeo).

a. Zwar ist dieser ein Spiessgeselle des Getöteten.
b. Aber durch eine Ironie des Schicksals ist gerade er es gewesen, der seinen Herrn und Meister gestraft hat.

ββ. Nachweis, dass Milo an Clodius' Tötung kein Interesse hatte (§ 34—35).

1. Hinsichtlich der Erlangung des Konsulats (§ 34).
   a. Die Ermordung des Clodius hätte ihm nichts genützt, denn er wäre auch ohnehin Konsul geworden.
      α. Wegen seiner einflussreichen Fürsprecher.
      β. Wegen der allgemeinen Furcht vor Clodius.
   b. Sie hat ihm sogar geschadet; denn nun hat er alle Aussichten verloren.
2. Hinsichtlich der Befriedigung eines leidenschaftlichen Hasses. Die damit angedeutete Behauptung beruht auf einem Verkennen der Thatsachen (§ 35).
   a. Wohl hasste Clodius den Milo leidenschaftlich.
      α. Weil Milo den Cicero schützte.
      β. Weil Milo dem Clodius überall entgegentrat.
   b. Milo dagegen
      α. hasste Clodius nicht mehr als jeden schlechten Bürger;
      β. musste in Clodius sogar den Förderer seines Ruhmes sehen.

β. Clodius, nicht Milo, war der That fähig (§ 36—43).

αα. Clodius hat seinen zur Gewaltthat neigenden Sinn bewiesen (§ 36—37)

1. vor allem bei der Verbannung Ciceros;
2. aber auch später bei vielen Gelegenheiten.

ββ. Milo ist die That nicht zuzutrauen (§ 38—43 veniebat).

1. Aus sittlichen Gründen. Obgleich er oft genug Gelegenheit gehabt hätte, so hat er sie doch nicht benutzt, weil er Blutvergiessen hasste.
2. Aus Klugheitsgründen.
   a. Er hätte ihn früher unter viel vorteilhafteren Umständen (Ort, Zeit, persönliche Gefahr) töten können.
   b. Insbesondere hätte er sich dann nicht, wie jetzt, um das Konsulat gebracht (§ 41 quem — 43 liceret).

(Übergang. Für Clodius dagegen, den ruchlosen Menschen, war gerade jetzt der Tod Milos höchst erwünscht: § 43 quam — liceret).

b. Die besonderen, mit der That verknüpften Umstände beweisen gleichfalls, dass Clodius, nicht Milo, der Schuldige ist (§ 44—66).

aa. Die That für sich betrachtet.

α. Die Zeit des Mordes (§ 44—51).

αα. Clodius. Er war entschlossen, die That an dem Tage auszuführen (§ 44—45 reliquisset). Das beweisen zwei Umstände.

1. Er hatte vorher erklärt, dass Milo in den nächsten drei Tagen sterben solle.
2. Er versäumte eine Volksversammlung, die er unter anderen Umständen sicher nicht versäumt hätte.

ββ. Milo. Er hatte keineswegs die Absicht, Clodius an dem erwähnten Tage aufzulauern (§ 45 ergo — 51).

1. Milo hatte keine Ahnung davon, dass er Clodius am 20. Januar treffen würde (§ 45 quid — 49 venisset).

a. Refutatio. Dass er sich nach Clodius' Verbleiben erkundigt habe, ist eine unbewiesene Behauptung parteiischer Zeugen.

b. Comprobatio. Die Aussage des C. Causinius belastet nicht Milo, sondern Clodius.

α. Wie lautet sie? „Lediglich die plötzlich eintreffende Nachricht von dem Tode des Baumeisters Cyrus hat Clodius veranlasst, an dem gedachten Tage nach Rom zurückzukehren.“

β. Wie ist sie zu beurteilen? (§ 47 — 49 venisset).

aa. Wenn sie wahr wäre, so würde doch daraus folgen, dass Milo die Reise des Clodius nicht in den Kreis seiner Berechnungen ziehen konnte.

Exkurs: § 47 deinde — cogitasse.

bb. Sie ist aber nicht wahr; somit erscheint Clodius als der Nachsteller. Jenes aber ergiebt sich aus folgender Überlegung:

αα. Clodius hatte den Cyrus am Tage zuvor morgens 9 Uhr im Sterben verlassen, kann daher unmöglich erst am folgenden Nachmittag die Todesnachricht empfangen haben.

ββ. Selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, so hätte er doch keinen Grund zur eiligen Heimkehr gehabt (§ 49 — venisset).

2. Milo würde, wenn er den Mord geplant hätte, eine andere Zeit zur Ausführung gewählt haben (§ 49 atque — 51).

a. Er hätte entweder die Nacht abgewartet und Clodius in der Nähe der Hauptstadt aufgelauert.
α. Wegen der schützenden Dunkelheit.
β. Wegen des schützenden Ortes. Denn der Verdacht der That wäre dann gefallen
αα. entweder auf Banditen,
ββ. oder auf andere, früher von Clodius geschädigte Personen.
b. Oder er hätte die Zeit gewählt, wo Clodius zwischen Aricia und seiner Villa war.
Rekapitulation (§ 52).
β. Der Ort des Mordes. Er belastet nicht Milo, sondern Clodius (§ 53—54).
1. Er war für Clodius möglichst günstig.
a. Er lag vor seiner Villa.
b. Er war so gelegen, dass Clodius höher stand als Milo.
2. Clodius war unter einem Vorwande bemüht, bis zum Eintreffen Milos hier zu verbleiben.
γ. Der Zug der beiden Gegner. Auch dieser belastet nicht Milo, sondern Clodius (§ 55 — diceres).
1. Clodius, der sonst immer in weibischem Aufzuge erschien, befand sich an diesem Tage an der Spitze einer kampfbereiten Schar.
2. Milos Begleitung zeigt, dass er auf alles andere als einen Kampf vorbereitet war.
bb. Der Ausgang des Kampfes beweist nichts gegen Milo (§ 55 cur — 56).
α. Allgemeiner Grund. Oftmals ist der Ausgang eines Kampfes ein ganz anderer, als man erwarten sollte.
β. Besondere Gründe.
αα. Milo war nicht ganz unvorbereitet.
ββ. Clodius war ein schlechter Anführer.
cc. Die Ereignisse nach dem Morde beweisen nichts gegen Milo (§ 57—66).
α. Die Sklavenaussagen (§ 57—60).

αα. Milo hat seine Sklaven freigelassen,
1. nicht weil er ihre Aussagen fürchtete. Denn
a. die Thatfrage bejaht Milo auch ohne Folterung der Sklaven;
b. die Schuldfrage könnte durch Folterung doch nicht beantwortet werden;
2. sondern aus zwei anderen Gründen (§ 58).
a. Um sie für ihre wackere Haltung zu belohnen.
b. Um seine Beschützer vor einer etwaigen Folterung zu bewahren.

ββ. Die Aussagen von Clodius' Sklaven beweisen nichts, da sie gegen Milo ausfallen mussten (§ 59—60).

β. Die Haltung Milos nach geschehener That (§ 61—66).
αα. Er bewies ein gutes Gewissen (§ 61),
1. indem er alsbald nach Rom zurückkehrte,
2. indem er sich den staatlichen Gewalten zur Untersuchung stellte.

ββ. Er that nichts von dem, was man von ihm erwartete oder gar befürchtete (§ 62—66).
1. Weder ging er in eine freiwillige Verbannung (Ansicht der imperiti),
2. noch dachte er an Gewaltmassregeln (Ansicht der inimici).
a. Weder gleich nach der That,
b. noch später, als die abenteuerlichsten Gerüchte über ihn ausgesprengt waren, nämlich
α. Waffenanhäufungen.
β. Mordanschlag auf Pompejus.
γ. Angriffe auf das Haus des C. Cäsar.
δ. Waffen in einer Senatsversammlung.

Exkurs. Die Haltung des Pompejus: § 67—71.
A. Welcher Art sind die von ihm getroffenen Massregeln?
B. Wie sind sie zu beurteilen?
1. Auf den ersten Blick scheinen sie gegen Milo gerichtet zu sein.
2. Bei einiger Überlegung ergiebt sich, dass sie anders aufzufassen sind.

a. Sie sind nicht gegen Milo getroffen (§ 68—70).
α. Pompejus hat keinen Grund zur Feindseligkeit gegen Milo.
αα. Weil dieser schon früher Pompejus unterstützt hat.
ββ. Weil dieser auch später vielleicht Pompejus von grossem Nutzen sein kann (§ 69).
β. Pompejus hatte genug andere Mittel, Milo zu verderben, wenn er wollte (§ 70).
b. Die Massregeln sind lediglich zum Schutze der Richter getroffen (§ 71).

II. Milo darf nicht verurteilt werden, weil, selbst wenn er schuldig wäre, d. h. die That vorsätzlich gethan hätte, diese eine nachsichtige Beurteilung verdient (§ 72—91).
A. Wer sich durch die Tötung eines gefährlichen Bürgers um das Vaterland verdient gemacht hat, darf nicht dafür bestraft werden (§ 72—80 patiemini).
1. Nachweis der Thatsache (§ 72—79).
a. Dass Clodius ein gefährlicher Bürger war, beweisen seine Thaten (§ 72—76).
α. Seine begangenen Schandthaten (§ 72—75).
αα. Im öffentlichen Leben (§ 72 sed eum — § 73 extingueret).
1. Religiöse.
2. Staatliche.
ββ. Im Privatleben (§ 74—75).
β. Seine beabsichtigten Schandthaten (§ 76).
b. Dass Clodius ein gefährlicher Bürger war, beweist die in Rom vorherrschende Stimmung (§ 77—79).
α. Die Freude aller Bürger in Hinblick auf Gegenwart und Zukunft.
β. Der Schrecken bei dem Gedanken, dass Clodius wieder aufleben könnte.
2. Beurteilung der Thatsache (§ 80 — patiemini).
a. In Griechenland pflegt man Männer wie Milo hoch zu ehren.
b. In Rom kann man sie unmöglich strafen wollen.

Rückblick auf I: § 80 confiteretur — 83 niteretur).
A. Wenn Milo den Clodius absichtlich getötet hätte, so würde er nicht Bedenken tragen, es einzugestehen.
1. Es ist rühmlicher, eine solche That für das Vaterland als in der Notwehr auszuführen.

2. Dies ist um so mehr der Fall, als mit einer solchen That Gefahren verbunden sind.

B. Dass er sich die günstige Gelegenheit, Ruhm durch eine solche That zu ernten, entgehen lässt, ist der beste Beweis dafür, dass er Clodius unvorsätzlich tötete.

B. Wer als Werkzeug der Gottheit so gehandelt hat, darf dafür nicht bestraft werden (§ 83 sed — 91).

1. Allgemeiner Beweis. Es giebt ein göttliches Walten (§ 83 nec — 84 possimus).
   α. Zwar kann es nicht aus sinnlicher Wahrnehmung,
   β. wohl aber aus der vaterländischen Geschichte erkannt werden.
2. Besonderer Beweis. Das Walten der Götter ist auch in diesem Falle erkennbar (§ 84 ea vis — 91).
   a. Die Götter haben eingegriffen (§ 84 ea vis — 86). Das geht hervor
      α. Aus der That selbst (§ 84 ea vis — 86 reservatus).
         αα. Allgemeiner Grund. Ohne diese Annahme bleibt es unerklärlich, wie Clodius einen Milo angreifen konnte (§ 84 ea vis — sempiternam).
         ββ. Besonderer Grund. Der Ort der That ist bedeutsam. Sie hat stattgefunden
            1. am Fusse des durch Clodius entweihten Albanerberges (§ 85),
            2. in der Nähe der durch Clodius herausgeforderten Bona dea (86 — reservatus).
      β. Aus dem, was nach der That geschah. Die Gottheit missgönnte Clodius ein ehrenvolles Begräbnis (§ 86 nec vero — damnata).
   b. Die Götter mussten eingreifen (§ 87 — 91).
      α. Clodius hatte schon Jahre lang durch sein Gebaren die Langmut der Gottheit auf die äusserste Probe gestellt (§ 87 — 88 urgebat).
      β. Clodius würde noch mehr gewagt haben. Das ergiebt sich
         αα. aus der Thatsache, dass er sicher war, keinen Widerstand zu finden (§ 88 hic — 89);
         ββ. aus der Thatsache, dass er selbst im Tode noch so viel Unheil anstiften konnte (§ 90—91).

Schluss (§ 92—105).

I. Die Seelenstimmung des Angeklagten und seines Verteidigers (§ 92—100).

A. Des Angeklagten (§ 92—98).

1. Zwar sucht er nicht durch laute Klagen eure Teilnahme zu erwecken (§ 92).
2. Aber er ist doch in einer Gemütsverfassung, die eure Anerkennung verdient (§ 93—98).

a. Im Hinblick auf die Zukunft (§ 93).

α. Er ist von dem Wunsche erfüllt, dass es dem Vaterlande gut gehen möge.

β. Er ist bereit, es nötigenfalls zu meiden.

b. Im Hinblick auf die Vergangenheit. Sein gefasster Schmerz ob des Geschehenen (§ 94).

α. Einerseits Trauer darüber, dass er

αα. weder auf die befreundeten Elemente im Staate bauen darf,

ββ. noch auf seine früheren Verdienste.

β. Andererseits aber doch stolze Fassung (§ 95—98). Denn

αα. er denkt an das, was er für das Vaterland thun durfte (§ 95 — singularibus);

ββ. er freut sich darüber,

1. dass ihn Senat und Volk in hervorragendem Masse ausgezeichnet haben;
2. dass es ihm vergönnt gewesen ist, für das Vaterland eine ruhmreiche That zu thun (§ 95 senatus — 98).

B. des Redners (§ 99—100).

1. Sein Schmerz ist gross (§ 99.)
2. Aber es tröstet ihn das Bewusstsein, nach besten Kräften Milo unterstützt zu haben (§ 100).

II. Die sich daraus ergebende Handlungsweise der Richter. Unmöglich können sie eine Verurteilung aussprechen (§ 101—105).

A. Mit Rücksicht auf den Redner (§ 102—103 sum).

B. Mit Rücksicht auf den Angeklagten (§ 103 utinam — 105).

XI.
Für Ligarius.

Einleitung (§ 1—2 reprehendatis).
1. Verhältnis zum Richter (Cäsar).
   a. Der Richter weiss, was er eigentlich nicht wissen sollte.
   b. Daher muss der Verteidiger einen anderen Weg einschlagen, als er eigentlich wollte.
2. Verhältnis zu dem Ankläger (Tubero).
   a. Einerseits ist das offene Geständnis des Ligarius durchaus für Tubero erwünscht,
   b. anderseits aber auch unerwünscht, da er dasselbe begangen hat.

Hauptteil. Die Sache. (§ 2 Quintus — 38 plurimos.)
I. Der Thatbestand (narratio: § 2—5)
  A. Was ist geschehen? (§ 2—4 conquievit).
    1. Ligarius vor dem Bürgerkriege.
      a. Mit Considius.
      b. Allein.
    2. Ligarius während des Krieges.
      a. Allein.
      b. Unter Varus.
  B. Wie ist das Geschehene zu beurteilen? (§ 4 adhuc — 5). Ligarius trifft nicht der Vorwurf der Feindseligkeit gegen Cäsar.
    1. Weder vor dem Bürgerkriege, denn er war vom Senate gesandt,
    2. noch während des Bürgerkrieges, denn er wurde gegen seine Neigung in Afrika zurückgehalten.
II. Die Verteidigung. (§ 6—38).
  A. Durch Gründe. (§ 6—29 suis).
    1. Wenn Ligarius Strafbares begangen hätte, so dürfte er doch unmöglich verurteilt werden (§ 6—16).
      a. Mit Rücksicht auf den Verteidiger.
      b. Mit Rücksicht auf den Ankläger.
        α. Dieser ist frei ausgegangen.
        β. Trotzdem ist er unklug oder grausam genug, die Bestrafung des Ligarius zu verlangen.
    2. Aber er hat nichts Strafbares begangen (§ 17—29 suis).
      a. Im allgemeinen.

α. Niemand hat seine Handlungsweise bisher als Verbrechen bezeichnet.

β. Es wären dann auch alle anderen Gegner Cäsars Verbrecher, was doch sicher nicht der Fall ist.

b. Insbesondere im Vergleiche mit Tuberos Handlungsweise. Dieser ist ein viel hartnäckigerer Gegner Cäsars gewesen; das beweist

α. seine Reise nach Afrika,

β. seine Reise zu Pompejus.

B. Durch Bitten (§ 29 itaque — 38).

1. Mit Berufung auf Cäsars milde Denkart, die auch der Redner erfahren hat (§ 29—31).

2. Mit Berufung auf andere, denen Cäsar durch eine Begnadigung einen Gefallen thut (§ 32—38 plurimos).

a. Seinen Freunden und Verwandten, besonders seinen, Cäsar sehr ergebenen Brüdern.

b. Dem Volke.

Schluss (§ 38).

1. Du kannst und willst möglichst viele begnadigen.

2. Du wirst auch Ligarius begnadigen.

XII.

Für König Dejotarus.

Einleitung. Der Redner befindet sich der vorliegenden Sache gegenüber in einer nicht geringen Erregung (§ 1—7 meam). Ihre Ursachen rühren her

A. Teils von Personen (§ 1—4).

1. Vornehmlich von denjenigen, die den Prozess veranlasst haben (§ 1—3).

a. Der Angeklagte (§ 1 primum — 2 defendere).

α. Er ist ein König.

β. Er ist derselbe Mann, dessen Verdienste um das römische Reich der Redner in Übereinstimmung mit dem ganzen Senate anerkannt hat.

b. Die Ankläger (§ 2 accedit — 3).

α. Der eine ist ein herzloser Enkel des greisen Königs.

β. Der andere ist ein Sklave desselben.

2. In geringerem Grade von der Person des Richters (§ 4).
   a. Der Richter ist zwar zugleich derjenige, gegen den das Verbrechen begangen sein soll, was für den Angeklagten nicht eben günstig ist.
   b. Indes beruhigt den Redner wieder der Gedanke an Cäsars edlen Charakter.

B. Teils von dem ungewohnten Orte, wo die Verhandlung stattfindet (§ 5—7 meam).
   1. Eine Verhandlung auf dem Forum wäre dem Redner willkommen (§ 6).
      a. Wegen der Zuhörer.
      b. Wegen der Umgebung.
   2. Die Verhandlung in Cäsars Hause lässt keinen Schwung aufkommen, und der Redner muss deshalb auf Cäsars Nachsicht rechnen (§ 7 — meam).

Hauptteil. Dejotarus verdient keine Verurteilung (§ 7 sed — 34).

I. Weder wegen früherer Vorkommnisse (§ 7 sed — 14).

A. Scheinbar liegt die Sache für die Ankläger insofern günstig, als diese auf eine frühere Verstimmung Cäsars gegen Dejotarus wegen seiner politischen Haltung rechnen (§ 8 iratum — insideret).

B. Aber sie irren sich: Cäsar ist nicht voreingenommen (§ 8 quam — 14).
   1. Aus persönlichen Gründen, d. h. aus solchen, die von Cäsars Charakter hergenommen sind (§ 9).
   2. Aus sachlichen Gründen. Des Dejotarus Haltung ist verzeihlich (§ 10—14). Dies geht hervor
      a. aus Cäsars mildem Verfahren gegen ihn (§ 10 itaque — reliquisti);
      b. aus der eingehenden Schilderung seines Verhaltens (§ 10 neque enim — 14).
         α. Aus welchen Beweggründen hat er gehandelt? (§ 10 is rex — 11 tuam).
            1. Teils aus Pflichtgefühl.
            2. Teils aus Unkenntnis der Verhältnisse.
         β. Was hat er gethan? (§ 11 quae — 14).
            1. Er hat zwar am Kriege gegen Cäsar teilgenommen, aber erst auf ausdrücklichen Befehl des Pompejus, dem er sich nicht entziehen konnte,

a. wegen der einzigartigen Stellung des Pompejus,
b. wegen seiner persönlichen Beziehungen zu ihm (§ 11 quae — 13 societatem).

2. Nach der Schlacht bei Pharsalus ist seine Haltung weit davon entfernt gewesen, länger feindselig zu sein (§ 13 itaque — 14).
a. Er hat die Feindseligkeiten eingestellt.
b. Er hat Cäsar bei vielen Gelegenheiten so unterstützt, dass dieser seine Verdienste bereitwillig anerkannt hat.

II. Cäsar wird sich nicht durch das jüngste Verhalten des Dejotarus bestimmen lassen, ihn zu verurteilen (§ 15—34).

A. Widerlegung der Beschuldigung, dass Dejotarus einen Mordanschlag auf Cäsar gemacht habe (§ 15—22 dicis).

1. Innere Gründe (§ 15—16).
a. Gründe der Sittlichkeit.
α. Dejotarus besitzt keine derjenigen Eigenschaften, welche zu einer solchen Unthat befähigen.
β. Dagegen besitzt er Eigenschaften, welche den Gedanken an eine solche Unthat verbieten.
b. Gründe der Klugheit. Er hätte seine ganze Existenz aufs Spiel gesetzt, wenn er etwas Derartiges gewagt hätte. [1])

2. Äussere Gründe (§ 17—22 dicis).
a. Schon die Art des angeblichen Mordanschlags klingt unglaublich (§ 17—18).
α. Handelte es sich um eine Vergiftung, so könnte man eher an die Möglichkeit glauben.
β. Dagegen klingt ein Überfall durch Bewaffnete ganz unglaublich.
b. Vollends unglaublich klingen die einzelnen Umstände, die der Ankläger anführt (§ 19—22 dicis).
α. Die Gründe, welche den angeblichen Mordanschlag verhinderten, sind sehr fadenscheinig (§ 19—21 amplius).
1. Wenn Cäsar nicht vor dem Mahle getötet werden konnte, so hätte dies doch ganz gut nachher geschehen können.

---

[1]) Dieser Teil ist aus rhetorischen Gründen zwischen a α und a β geschoben.

2. Wenn Cäsar nicht am ersten Tage getötet werden konnte, so hätte dies doch ganz gut am zweiten geschehen können.

β. Die angeblichen Mitwisser der That sind sehr verdächtig (§ 21 horum — 22 dicis).

1. Wenn wirklich Phidippus Mitwisser der That gewesen wäre, so hätte ihn Dejotarus nicht nach Rom ziehen lassen.

2. Wenn wirklich die Brüder des Phidippus Mitwisser waren, so hätte Dejotarus den letzteren gleichfalls nicht nach Rom ziehen lassen, sondern ihn wie seine Brüder ins Gefängnis geworfen.

B. Widerlegung der anderen Beschuldigungen (§ 22 reliqua — 34).

1. „Dejotarus hat auch jüngst wieder feindselige Handlungen gegen Cäsar begangen“ (§ 22 reliqua — 24 arbitrarer).

a. Der erste Vorwurf, er habe gegen Cäsar gerüstet, erledigt sich durch die Thatsache, dass Dejotarus damals gar kein Heer aufbringen konnte (§ 22).

b. Der zweite Vorwurf (§ 23).

α. Wie lautet er? „Dejotarus wollte Cäcilius Metellus Mannschaften gegen Cäsar schicken, und als sie nicht marschieren wollten, liess er sie gefangen setzen“.

β. Widerlegung. Die Beschuldigung ist zurückzuweisen,

1. weil es unwahrscheinlich klingt,

a. dass Dejotarus keine anderen Mannschaften hätte senden können;

b. dass die abgesandten ungehorsam gewesen;

c. dass die Ungehorsamen nicht getötet sind;

2. weil es unwahrscheinlich klingt, dass Dejotarus, der genaue Kenner römischer Verhältnisse, einem Metellus Hülfe geschickt habe.

c. Der dritte Vorwurf, Dejotarus habe Cäsar schlechte Reiter als Kontingent geschickt, ist ganz gegenstandslos (§ 24 — arbitrarer).

2. „Dejotarus hat feindselige Gesinnungen gegen Cäsar an den Tag gelegt“ (§ 24 alieno — 27).

a. Allgemeine Widerlegung. Dejotarus hat das Gegenteil bewiesen durch thatkräftige Unterstützung Cäsars

α. während des alexandrinischen,

β. während des afrikanischen Krieges (§ 24 alieno — 25 subministrare).

b. Widerlegung einzelner Vorwürfe (§ 25 at — 27).

α. Des Dejotarus Haltung während des afrikanischen Krieges betreffend (§ 25 at — 27).

1. Die angebliche Äusserung bei der Nachricht vom Tode des Domitius steht in Widerspruch
   a. mit dem humanen Wesen des Königs,
   b. mit der angeblichen Thatsache, dass er ein Freund des Domitius und ein Feind Cäsars gewesen (§ 25).
2. Die angebliche Thatsache, dass Dejotarus auf die ungünstigen Nachrichten von Afrika hin berauscht vor Freude getanzt habe, wird durch seine allen bekannte Mässigkeit widerlegt (§ 26—27).

Digressio. Heftiger Ausfall gegen den Ankläger Castor (§ 28—32 inquinares).

A. Wegen eines einzelnen ungehörigen Vorwurfes.

B. Wegen der ganzen Anklage. Sie lässt Castor in einem schlechten Lichte erscheinen.

1. Im allgemeinen. Sie ist ein Ausdruck grosser Undankbarkeit gegen einen Wohlthäter.[1])
2. Insbesondere deshalb,
   α. weil Castor selber einst für Pompejus gekämpft hat;
   β. weil er einen Sklaven des Dejotarus zur Anklage gegen seinen Herrn angestiftet hat.

β. Des Dejotarus Haltung während Cäsars Herrschaft betreffend (§ 33—34).

1. „Dejotarus hat sich von seinem Agenten Blesamius ungünstige Mitteilungen über Cäsar aus Rom kommen lassen:
   a. Cäsar sei ein Tyrann.
   b. Cäsar habe durch Aufstellung seiner Statue Anstoss erregt.
   c. Cäsar werde von den Bürgern ohne Beifallsäusserungen empfangen.“
2. Diese angeblichen Mitteilungen sind sinnlos und können daher unmöglich gemacht sein. Denn
   a. Cäsar hat seinen Sieg durchaus nicht wie ein Tyrann benutzt.

[1]) Zwischengestellt.

b. Cäsar hat weder durch die Aufstellung seiner Statue noch durch den gewählten Ort Anstoss erregt.

c. Cäsar giebt nichts auf die herkömmlichen Beifallsäusserungen.

Schluss (§ 35—43).

A. Dejotarus sieht dem Urteile Cäsars mit um so grösserer Gelassenheit entgegen, als er sich nicht bewusst ist, gegen Cäsar missgestimmt zu sein (§ 35—38).

1. Durch die Verkleinerung seines Reiches hat er sich nicht zum Hasse gegen Cäsar treiben lassen.
   a. Er hat das meiste behalten, insbesondere den Königstitel.
   b. Er tröstet sich leicht mit dem Gedanken an die Auszeichnungen, die ihm früher geworden sind.
2. Er hat einen wohlwollenden Brief Cäsars in Händen.

B. Cäsar wird Dejotarus nicht verurteilen (§ 39—43).

1. Weil dies neue Beunruhigung bei vielen eben begnadigten Männern erwecken würde (§ 39).
2. Aus Rücksicht auf Dejotarus (§ 40—43).
   a. Er ist ein König.
   b. Er ist unschuldig, was seine Abgesandten bezeugen können.



Spornbildung bei Alectorolophus major

(mit 2 Textfiguren)

von

Franz Buchenau.

In den letzten Tagen des Monats Mai 1898 sandte Herr Lehrer H. Schütte zu Elsfleth a. d. Weser, ein eifriger und scharfblickender Naturbeobachter, mir ein bei Elsfleth gesammeltes blühendes Exemplar von Alectorolophus major. Dasselbe besass sechs geöffnete Blüten. Fünf derselben waren ganz normal*), die sechste dagegen (eine Blüte des zweituntersten Paares) besass einen pfriemlichen, schwachgebogenen, fast 3 mm langen Sporn, welcher aus der Mittellinie der Kronröhre nahe unter der Unterlippe entsprang; er war, wie meistens die Kronsporne, fast senkrecht nach unten gerichtet. Der Sporn erinnerte ganz auffallend an die Sporne mancher Linaria-Arten.

Ein derartiger Sporn bei einer normaler Weise spornlosen Gattung der Scrophulariaceen muss natürlich mit Rücksicht auf die gespornten Gattungen dieser Familie ein ganz besonderes Interesse erregen. Er scheint aber bis jetzt in der Gattung Alectorolophus noch niemals beobachtet worden zu sein, wenigstens zählt Penzig in seinem grossen Sammelwerke (Pflanzen-Teratologie, 1894, II, p. 217) nichts Derartiges auf, obwohl er mancherlei andere Anomalien erwähnt (z. B.: Pelorien, Synanthien, Adesmie der Corolle, Verwachsung der Stamina mit der Kronröhre, Multiplikation oder Reduktion der Blütenteile, Verlaubung der Kelchblätter, Verwachsung von je zwei Staubblättern, Bildung von Eichen auf den Blütenphyllomen).

Der Sporn (Fig. 1) hatte die Form einer kurzen, kräftigen, etwas gekrümmten Stecknadel: er war hohl, wie bei Linaria und Tropaeolum, seine Farbe blass gelb wie die benachbarte Partie der Kronröhre, seine Länge, wie bereits bemerkt, fast 3 mm.

Die anatomische Untersuchung ergab einiges Beachtenswerte. Schneidet man die Krone von Alectorolophus major der Länge nach in der oberen Mittellinie auf und breitet sie aus, so kann man (eventuel nach Anwendung aufhellender Mittel) den Verlauf der

*) Auch die Kronen der beiden folgenden, dem Aufblühen nahen Knospen waren normal gebaut, also spornlos.

Gefässbündel leicht verfolgen. Die Krone hat 19 Gefässbündel, welche in ziemlich parallelem Verlaufe in der Kronröhre aufsteigen (Fig. 2). Das mittelste (kräftige) Bündel (Nr. 1) und zwei schwächere (2, 3) versorgen den Mittellappen der Unterlippe: dann folgen zwei kräftige Bündel (4, 5), welche in die unteren Staubblätter eintreten. Neben ihnen liegen wieder je drei schwache Bündel (6, 7, 8 — 9, 10, 11), diejenigen der Seitenlappen der Unterlippe. Wieder folgt jederseits ein starkes Bündel (12—13), dasjenige eines oberen Staubblattes. Endlich liegen noch auf jeder Seite drei zarte Bündel (14, 15, 16 — 17, 18, 19), welche die beiden Hälften der Oberlippe versorgen. In der Mittellinie der Oberlippe liegt kein Gefässbündel. — In der Kronröhre steigen (wie bereits bemerkt) diese Gefässbündel nahezu parallel und völlig von einander getrennt auf; sie verzweigen sich und anastomosieren erst in der Fläche der Oberlippe und der Unterlippe.

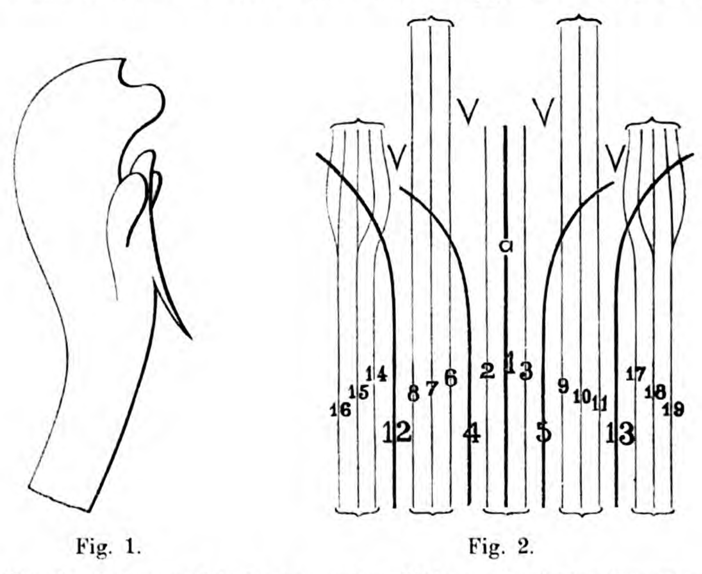


Fig. 1. Fig. 2.

Fig. 1. Seitenansicht der gespornten Blüte in dreifacher Vergrösserung.

Fig. 2. Halbschematische Darstellung des Verlaufes der Gefässbündel in der Röhre einer normalen Blüte nach Aufschlitzung derselben in der Rückenlängslinie und Ausbreitung. 1, 2, 3 Gefässbündel des Mittellappens, 6, 7, 8 und 9, 10, 11 der beiden Seitenlappen der Unterlippe; 4, 5 die der unteren, 12, 13 der oberen Staubblätter; 14, 15, 16 — 17, 18, 19 die der beiden Hälften der Oberlippe. Die kräftigeren Gefässbündel sind durch stärkere Linien und grössere Ziffern bezeichnet. — Die vier pfeilförmigen Figuren deuten die Einschnitte zwischen den Kronzipfeln an, die nach aussen gebogenen Linien in der Verlängerung von 4, 5, 12 und 13 die Staubfäden. a ist die Stelle, wo in der gespornten Blüte der Sporn entspringt.

—

Die gespornte Blüte zeigt nun insofern eine Abweichung, als das median-untere Gefässbündel (1) durch zwei noch immer ziemlich kräftige Stränge ersetzt ist. Sie steigen parallel und unverästelt bis über die Höhe der Insertion der unteren Staubblätter auf. Der Eingang in den Sporn liegt zwischen ihnen (also genau in der Mediane der Unterlippe). Am unteren Rande dieses Einganges giebt jedes Gefässbündel einen Zweig ab. Diese beiden Zweige verlaufen unten in den beiden Seitenflächen des Spornes nach dessen Spitze hin. In der oberen Wölbung des Spornes verläuft ein Gefässbündel, welches sich in drei Zweige teilt, die aus dem Sporne in den Mittellappen der Unterlippe eintreten. Hier in der Fläche des Mittellappens anastomosieren diese drei Zweige miteinander und mit den beiden Hauptsträngen (1), welche neben dem Sporne her (nach Abgabe der erwähnten Äste) weiter aufgestiegen sind. —

Es kann wohl keinem Zweifel unterworfen sein, dass eine kausale Beziehung zwischen der Spaltung oder Verdoppelung des Gefässbündels 1 und der Entstehung des Spornes vorhanden war. Dabei kann wohl nach Zeit und Wichtigkeit für die Organisation nur die Verdoppelung des Gefässbündels das Primäre gewesen sein. Die Spornbildung beginnt ja bei allen im normalen Bau gespornten Blüten erst sehr spät. In unserem Falle muss an der Bildungsstätte des Spornes irgend ein (uns allerdings unbekannter) Reiz aufgetreten sein, welcher die Wucherung der Wandung nach aussen bewirkte und zugleich die Gefässbündel zur Abgabe von Zweigen anregte, während sonst die Gefässbündel in dieser Höhe der Kronröhre fast alle noch unverzweigt sind.

Wie ich bereits oben erwähnte, wurde bei Alectorolophus noch niemals ein solcher Sporn beobachtet, dagegen liegen allerdings ähnliche Beobachtungen für die Gattungen Calceolaria, Digitalis, Antirrhinum und namentlich Linaria vor. Was ich darüber (geleitet von Penzig's Werk als trefflichem Führer) in der botanischen Litteratur ermitteln konnte, ist folgendes:

1. Calceolaria. — Masters, vegetable Teratology, 1869, p. 316: „Ceratomanie" i. e. Bildung mehrerer Sporne sei in manchen Jahren häufig auf den Kronen von Calceolaria floribunda. — Der Holzschnitt stellt vier ungleich lange und ungleich gerichtete Sporne auf der Unterlippe einer Blüte dar; sie sind ziemlich regelmässig nebeneinander auf der Unterlippe inseriert; vier andere spitze Winkel auf der Unterlippe bedeuten entweder gleichfalls Sporne oder Hautfalten.

2. Digitalis. — Schon der ehrwürdige J. T. Koelreuter beobachtete bei seinen Bastarden gespornte Blüten. Er sagt in seiner Arbeit: Digitales aliae hybridae, in: Acta Acad. Petrop. pro a° 1778; 1781, II, p. 261—274, auf pag. 272: Dig. lutea♀ × obscura♂

Nota. Flores nonnulli caulis primarii corniculo quasi nectarifero uno alterove recto ac oblique retrorsum spectante, e medio fere floris latere oriundo, instructi, singulari naturae lusu. . . . . .

Ähnliches sah Dr. W. O. Focke. Er sagt in seinem Buche: Pflanzenmischlinge, 1881, p. 317: „Missbildungen kommen an einzelnen Blüten nicht selten vor; mehrfach habe ich an der Bauchfläche der Kronen spornartige Aussackungen gesehen" und erwähnt in der längeren Mitteilung: Über einige künstlich erzeugte Pflanzen-Mischlinge, in Österr. bot. Zeitschr., 1882, XXXII, p. 9—13, auf p. 12 unter anderen Abnormitäten v. Dig. lutea × purpurea „spornartige Auszackungen der Krone".

Es ist klar, dass ihm hier der Druckfehlerteufel durch Unterschiebung von Auszackungen für Aussackungen einen Streich gespielt hat. Diesen beiden Schriftstellern hat übrigens das Eingehen auf die Morphologie des Spornes fern gelegen. — Auch J. v. Peyritsch, über Pelorienbildungen, in Sitzungsber. d. math. naturw. Kl. der K. Akademie der Wissenschaften in Wien, 1872, LXVI, p. 147, 148, erwähnt diese Bildungsabweichung in anderm Gedankengange: „Der Zusammenhang der Gattungen, die einen ähnlichen Entwickelungsgang im Laufe der aufeinanderfolgenden Generationen ahnen lässt, wird offenbar bei Berücksichtigung mancher unbedeutend erscheinender Anomalien; so beobachtete ich an Digitalis lutea einzelne Blüten, die einen kurzen Sporn ähnlich dem von Linaria trugen und an Linaria vulgaris wieder einzelne Blüten ohne Sporn, wodurch letztere den Blüten von Anarrhinum und Antirrhinum ähnlich wurden.

Aug. le Jolis beschreibt eine gespornte Blüte von Digitalis purpurea (Mém. Soc. Sc. Natur. Cherbourg, 1863, XI, p. 338 und wieder 1882, XXIV, p. 320) und bildet sie an letztgenannter Stelle (Taf. VI, Fig. 5) ab. Die Blüte muss nach der Abbildung ganz analog unserer Alectorolophus-Blüte gewesen sein. Die Beschreibung sagt sehr wenig über den Sporn. Die Blüte war die zweitunterste einer Traube; der Sporn war etwa 2 cm lang und entsprang in der Mittellinie der Kronröhre weit über deren Mitte. Die Abbildung wurde erst nach dem seit Jahren trocken im Herbarium liegenden Objekte angefertigt, welches, wie le Jolis sagt, durch das Austrocknen sehr verändert sein muss.

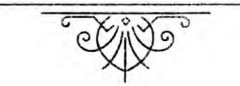
Von Antirrhinum majus habe ich selbst (Abh. Nat. Ver. Bremen, 1877, VI, p. 333—335) eine ausgezeichnete Pelorie beschrieben, welche am Grunde der Kronröhre vier runde Aussackungen (Sporne) statt der einen, normalen, hatte. In anderen Fällen treten aber spitze Sporne auf, welche denen unseres Alectorolophus oder der meisten Linaria-Arten ganz ähnlich sehen. Eine Aufzählung zahlreicher Fälle von gespornten Corollen, aber ohne tieferes Eingehen auf die Morphologie derselben findet sich in dem Aufsatze: Monstruosités de l'Antirrhinum majus, observées à Douvrin (Pas de Calais), par M. Delafons, baron de Melicocq, in Ann. d. sciences naturelles, 1841, sér. II., XVI, p. 254—256. Erwähnt werden: Sporne auf der Unter- oder der Oberlippe, einer oder mehrere, gleich oder ungleich ausgebildet, kurz oder lang, zuweilen gespalten, frei oder verwachsen, sehr verschieden gerichtet.

Hübsche Abbildungen und Beschreibungen solcher Sporen von Antirrhinum majus giebt Ed. Chavannes in seiner Monographie des Antirrhinées, 1833, p. 71, 72, Taf. IX. Die cylindrisch-pfriemlichen Sporne entspringen hier dicht unter den Buchten der Krone, in Fig. 1 z. B. je einer (im Ganzen also zwei) unter den Einschnitten der morphologischen Unterlippe (der Oberlippe des Löwenmaules); aber auch an der Oberlippe, sowie an der Grenze zwischen Oberlippe und Unterlippe finden sie sich. In einzelnen Fällen waren sie gespalten oder umgestülpt, wie ich sie von Tropaeolum beschrieben habe.

Für die Gattung Linaria bildet der eine mediane Sporn ein wichtiges Merkmal. Das Auftreten von Nebenspornen ist bei ihr bekanntlich so häufig und so tief mit der Pelorien-Bildung verknüpft, dass darüber eine eigene weitverzweigte Literatur existirt. — Im normalen Sporne von Linaria steigt das mittlere Gefässbündel der Unterlippe in der unteren Mittellinie des Spornes auf und kehrt in der oberen Mittellinie zur Unterlippe zurück. Auch die Flanken des Spornes bezitzen Gefässbündel. In ihrer Zahl und ihrem Verlaufe scheint aber eine ziemlich grosse Mannichfaltigkeit zu herrschen. Bei den Arten mit grossen Spornen (z. B. L. vulgaris, pallida, triornithophora) steigt in jeder Flanke das benachbarte Gefässbündel bis $^2/_3$ oder $^3/_4$ der Länge des Spornes auf, wendet sich dann in einem kurzen Bogen um und kehrt in wenig divergierender Richtung in die Kronröhre zurück; das folgende, seitlich benachbarte Gefässbündel tritt nur noch auf eine kurze Strecke und in U-Form in die Flanke des Spornes ein, während das dann folgende nur noch eine Krümmung nach dem Sporne hin macht. In den Flanken des kurzen

Spornes von Linaria Cymbalaria fand ich aber nur ein Gefässbündel, welches nur etwa bis zur Mitte vordringt und sich dann in einem kurzen Bogen umwendet.

Wie man sieht, ist die morphologische Ausbeute aus der Litteratur nicht sehr gross. — Die Verhältnisse bei Tropaeolum liegen ganz anders als bei den Scrophulariaceen. Der Sporn der Kapuzinerkresse gehört nicht, wie man nach dem Augenschein glauben möchte, dem Kelche an, sondern ist eine Aushöhlung der Blütenachse. Darüber, über sein Fehlen, über mehrfaches Auftreten desselben und den Verlauf der Gefässbündel in ihm vergleiche meine Arbeiten: Bildungsabweichungen der Blüte von Trop. majus (Abh. Nat. Ver. Bremen, 1878, V, p. 599—641, Taf. XIV) und: der Blütenbau von Tropaeolum (daselbst, 1896, XIII, p. 383—407, mit Abbildung).



Die Ulmen im Bremer Walde bei Axstedt

von

Franz Buchenau.

Am 5. und 6. Juni 1875 besuchte ich mit meinem Freunde Dr. W. O. Focke zusammen unter gütiger Führung des Herrn Oberförsters Schultze einige der schönen Bestände der Oberförsterei Axstedt*) an der Bremen-Bremerhavener Eisenbahn. Den wertvollsten Teil dieser Oberförsterei bildet die Försterei Wolthöfen dicht bei der Eisenbahnstation Lübberstedt, welche Försterei seit mehreren Jahrzehnten in fortdauernder Vergrösserung begriffen ist und jetzt (1898) nahezu 500 ha umfasst. Sie umschliesst drei schöne Kerne von alten Waldbeständen: den Bremer Wald, den Rehhagen und die Borchhorst, welche jedenfalls schon seit Jahrhunderten herrschaftlicher Wald waren. Die Perle von ihnen aber ist der Bremer Wald, ein auf schwerem Lehmboden gelegenen Forstort. Hier zeigte unser freundlicher Führer uns zwei sehr alte Ulmen, nach seiner Auffassung die Reste eines früheren Anbaues. Es waren schlanke, hochstämmige Bäume. Wir konnten damals weder Blätter noch Früchte erlangen, aber nach der Beschreibung der letzteren durch Herrn Schultze konnte es sich nur um Ulmus campestris handeln. Dies habe ich denn auch in der „Flora von Bremen“ und der „Flora der nordwestdeutschen Tiefebene“ mitgeteilt.

Nach der Publikation des letztgenannten Buches legte ich mir aber immer wieder die Frage vor, ob denn die Ulmen nicht vielleicht als einheimisch im deutschen Nordwesten anzusehen seien. Das Schicksal der Esche in vielen Revieren des deutschen Nordwestens, welche als Waldbaum mehr und mehr vor den forstmässig gepflegten Baumarten zurücktritt, gemahnt uns in dieser Beziehung zu besonderer Vorsicht. Auch über die vorhandene Ulmen*art* wollte ich gerne volle Sicherheit erlangen. Daher bat ich im Winter 1897/98 Herrn Forstmeister Heinzmann zu Hagen (den jetzigen Vorstand der Ober-

*) Der Sitz dieser Oberförsterei wurde im Jahre 1886 nach Hagen bei Stubben verlegt.

försterei Axstedt) um freundliche Besorgung von Blättern und Früchten der Bäume. Derselbe nahm sich der Angelegenheit mit lebhaftestem Interesse an. Er übersandte mir am 15. April 1898 unentwickelte, dann aber am 9. Mai blütentragende Zweige und lud mich zu einem nochmaligen Besuche des Revieres ein. Er berichtete mir zugleich, dass er zwei Gruppen von je zwei Bäumen (also ausser jener Gruppe von sehr alten Bäumen noch zwei etwas jüngere, gleichfalls im Innern des Bestandes) konstatiert habe. Der erste Blick auf die blütentragenden Zweige zeigte mir, dass wir es hier mit Ulmus effusa Willdenow zu thun haben. Dass hierdurch mein Interesse für die Sache auf das Höchste angeregt wurde, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen.

Mein zweiter Besuch des Revieres fand demnach am 8. Juni d. J. (1898) unter freundlicher Führung der Herren Forstmeister Heinzmann und Förster Haupt (zu Wolthöfen) statt und hatte ein sehr erfreuliches Ergebnis.

Der Bremer Wald bildet eine zusammenhängende, etwa 59 ha grosse Fläche. Nach Ansicht der Forstbeamten ist er ein sehr altes Waldgebiet, welches wohl schon den Bremer Erzbischöfen (die in Hagen einen festen Landsitz hatten und die Jagdgerechtigkeit auf weiten Flächen der Umgegend besassen) als Jagdrevier gedient hat. Er liegt meistens auf schwerem Lehmboden, welcher, nach dem Reichtum der Baumstämme an Schnecken (namentlich Helix lapicida, Helix hispida, Clausilia laminata und Clausilia nigricans) zu schliessen, wohl mindestens in der Tiefe mergelig ist. Den Kern bildet ein sehr feuchter gemischter Laubwald (No. 104 b der Forstkarten = 4,2 ha). Hier wachsen in herzerfrischender Kraft Rotbuchen, Stieleichen, Hainbuchen, Eschen und Erlen durcheinander. Der Boden ist selbst im Hochsommer bedeckt mit einem dichten Teppich von Waldstauden. Dies erklärt sich wohl z. T. aus der Fruchtbarkeit des Bodens, dann aber auch daraus, dass die gemischte Laubdecke des Waldes Licht genug zum Gedeihen der Stauden durchlässt. Hier finden sich auch die Gruppen alter Ulmen. Schon als wir uns über die Förster-Dienstwiese dem Walde näherten, fielen uns zwei mittelhohe Bäume auf, welche durch ihr grauliches Laub von dem freudigen Grün der Eichen und Buchen sehr abstachen. Es waren etwa fünfzigjährige fruchttragende Ulmen. Dadurch sind nun drei Gruppen von je zwei Bäumen im Alter von 50 bis 100 Jahren konstatiert. Zu unserer grossen Freude fanden wir an einer lichteren Stelle auch ein Paar junge Pflanzen. — Die im Innern des Waldes stehenden Bäume

wurden durch benachbarte Buchen und Eichen bereits sehr bedrängt und würden ihnen gewiss ohne weitere Pflege zum Opfer gefallen sein.*) Herr Forstmeister Heinzmann hatte aber bereits im Winter ihre Lichtstellung angeordnet und bezeichnete sofort auch einige Buchen, welche die Randbäume zu sehr bedrängten, zur Fällung in der nächsten Winter-Kampagne. — Früchte waren in den Kronen der Ulmen noch mehrfach vorhanden. Ein gut gezielter Schrotschuss des Herrn Försters Haupt brachte mich in den Besitz von einem fruchttragenden Zweige.

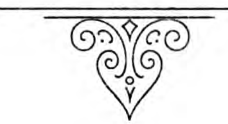
Nach dem hier geschilderten Befunde kann nun wohl nicht mehr die Rede davon sein, dass wir in diesen Ulmen die Reste einer absichtlichen Anpflanzung vor uns hätten. Der Bremer Wald ist jedenfalls ein ursprüngliches Waldgebiet — niemals Ackerflur, Viehtrift oder Wiese gewesen. Der fragliche Bestand wurde von meinen sachverständigen Führern auf ein Alter von 80 bis 100 Jahren geschätzt. Er zeigt keinerlei Spuren davon, dass ihm etwa ein Kahltrieb vorhergegangen wäre. Vermutlich ist vielmehr der Bestand nach Plänter-artigem Aushiebe des Vorbestandes durch sogenannte natürliche Verjüngung nachgewachsen und nur hier und da an den Rändern nach Bedarf durch Pflanzung ergänzt. — Demnach sind die vorhandenen Ulmen, wenigstens die im Innern des Bestandes stehenden, jetzt etwa 100jährigen Stämme wohl sicher die Reste eines früheren grösseren Prozentsatzes. Ihre schwächeren Schwestern sind von den kräftiger wachsenden Buchen, Eichen und Eschen erdrückt worden. Für die Erhaltung dieser letzten Reste (und hoffentlich auch einiges Nachwuchses) wird die Intelligenz unserer Forstbeamten hoffentlich dauernd Sorge tragen.

Die Flatter-Rüster aber ist als ursprünglich einheimisch im deutschen Nordwesten anzusehen!

Hagena und Nöldeke haben in ihren Pflanzenverzeichnissen und Floren für Oldenburg und das Herzogtum Lüneburg die Flatterulme nur als angepflanzt angegeben. Dagegen macht Prahl (Kritische Flora der Provinz Schleswig-Holstein, 1890, p. 192) es im höchsten Grade wahrscheinlich, dass sie auch in manchen Eichenwäldern von Holstein einheimisch ist. — Die Angabe von K. Hagena (Abh. Nat. Ver. Bremen, 1869, II, p. 116): „Ulmus campestris L.; in Wäldern auf der Delmenhorster Geest“ ist sicher unbegründet, oder bezieht

*) Die Ulme verträgt, wie mir die Herren Forstbeamten mitteilten, keinen Druck und wird im geschlossenen Bestande sehr leicht von den kräftiger wachsenden Baumarten erdrückt.

sich vielmehr nur auf angepflanzte Bäume. Ich habe Ulmen als Waldbäume in der mir doch recht genau bekannten Delmenhorster Gegend nie gesehen. Was aber wichtiger ist: auch Herr Forstrat Bunnies zu Delmenhorst, welcher eine Reihe von Jahren hindurch die Oberförsterei Delmenhorst verwaltete, teilt mir mit, dass ihm ein solches Vorkommen ganz unbekannt sei; alle an Waldrändern und in der Nähe von Wohnungen vorkommenden Ulmen seien direkt und absichtlich angepflanzt.



Die Euripideische Tragödie „Helene“

von

Prof. Dr. Edm. Fritze.

Karl Lehrs hat in seinem bekannten Aufsatze „über die Darstellungen der Helena in der Sage und den Schriftwerken der Griechen“ [1]) zwar auch derjenigen Darstellung gedacht, welche Helene in der gleichnamigen Tragödie des Euripides erfährt, ist aber auf die genannte Dichtung selbst nicht näher eingegangen und hat sich damit einer gewissen Ungerechtigkeit gegen Euripides schuldig gemacht; denn während er mit allem Nachdrucke den verdienstlichen Nachweis führt, dass das uns geläufige ungünstige Urteil über Helene nicht aus Homer und auch nicht aus Aischylos oder Sophokles, sondern aus Euripides stamme, und bei diesem Nachweise allerlei Tadel auf Euripides häuft [2]), würdigt er anderseits jene nicht bloss relativ günstigere, sondern auch absolut auf eine poetische Verherrlichung hinauslaufende Beleuchtung der spartanischen Königin nicht in dem ihr und ihrem Schöpfer gebührenden Masse. Aber nicht bloss wegen ihrer Charakteristik der Helene verdient die Euripideische Tragödie, die ihren Namen führt, eine liebevollere Würdigung, sondern um ihrer gesamten Beschaffenheit willen. Freilich gehört es zum Wesen des Euripides und seines dichterischen Charakters, dass man von jeder einzelnen seiner uns erhaltenen Dichtungen mehr als von jedem einzelnen Aischyleischen oder Sophokleischen Werke sagen kann, sie enthalte besondere, eigenartige Züge, von denen auf das gesamte Wesen des Dichters, auf seine künstlerische Individualität, auf seine Stellung innerhalb der litterarischen und der allgemeinen Entwicklung seiner Zeit ein helleres Licht falle; denn gerade diese dichterische Persönlichkeit ist zu ihrem eigenen Nachteile wie Vor-

---

[1]) „Populäre Aufsätze aus dem Altertum“ (2. Auflage. Leipzig, Teubner. 1875) S. 1 bis 32. (Der Aufsatz über Helena stammt ursprünglich aus dem Jahre 1832 und seine Ueberschrift hat noch den Zusatz: „[Mit Beziehung auf Goethes Helena]“.) — [2]) A. a. O. auf S. 24 und 25. Er fällt überhaupt ein hartes Urteil über Euripides und sagt u. a. in einem anderen Aufsatze desselben Bandes („Die Perser des Aeschylus“) auf S. 71: „. . . . bei Euripides, der weder eine grosse noch eine schöne Seele war . . . .“, in dieser Allgemeinheit gewiss mit Unrecht.

teile so reich, so mannigfaltig, so schwer fassbar, dass sie uns im Vergleiche mit der festen Geschlossenheit, in der uns die Gestalten der anderen beiden grossen Tragiker, und mit der Einheitlichkeit des Gesamteindruckes, in der uns ihre Schöpfungen erscheinen, in jedem einzelnen ihrer Werke neue Rätsel aufgiebt, uns sie selbst und ihre Zeit in einem neuen Lichte sehen lässt. Dennoch will es mir scheinen, als ob die „Helene“ sozusagen im Mittelpunkte der dichterischen Eigenart des Euripides stehe und als ob sie namentlich allerlei Erscheinungen in besonderer Stärke aufweise, aus denen sich die noch für uns gültige typische Bedeutung der Euripideischen Dichtungsweise erklären lasse. Darum nehme ich mir, auf die Gefahr hin, mancherlei schon von anderen [3]) Gesagtes zu wiederholen, die Freiheit, die Dichtung einer genaueren Erörterung zu unterziehen.

Zunächst erinnere ich an die wesentlichen Bestandteile des Aufbaues der Handlung. Der Prolog (V. 1 bis 163 [4])) zerfällt in zwei Szenen, deren erste (V. 1 bis 67) ein Monolog der Helene, deren zweite ein Gespräch der Helene und des Teukros ist. Der Schauplatz ist der Platz vor dem Palaste des Königs der Insel Pharos; ausser dem den Hintergrund bildenden Palaste ist das Grabmal des verstorbenen Königs Proteus sichtbar, das wir uns auf der (vom Schauspieler) linken Seite des Proskenions in etwas vorgerückter Lage zu denken haben [5]). Helene steht an dem Grabmale und erzählt, sie sei hier auf Pharos, und zwar in der Gewalt des Theoklymenos, des Sohnes des Proteus; sie stamme aus Sparta und ihr Vater sei Tyndareos oder, wenn die Sage nicht lüge, Zeus, welcher der Leda als Schwan genaht sei [6]); in dem Streite der drei Göttinnen Hera,

---

[3]) Von neueren spezielleren Behandlungen des Stoffes kenne ich die von Theodor Matthias („Zur Stellung der griechischen Frau in der klassischen Zeit“. Programm des Realgymnasiums in Zittau von Ostern 1893), von Julius Neumann („Menelaos und Helena in den Dramen des Euripides“. Programm des Gymnasiums in Zittau von Ostern 1893) und von A. von Premerstein in Wien („Über den Mythos in Euripides' Helene“. Philologus 55 (1896) S. 634 bis 653.). — [4]) Die Zahlen gebe ich nach Naucks Ausgabe (Leipzig, Teubner. 1854); ganz gleich ist die Zählung in Wecklein Ausgabe (Leipzig, Teubner 1898.). — [5]) Die Lage des Palastes und des Grabmals erörtern A. Schönborn („Die Skene der Hellenen“. Leipzig, S. Hirzel. 1858. S. 197 f.) und L. E. Bruno Arnold („De Euripidis re scenica. Pars III. Continens Helenam et Hippolytum.“ Programm des Gymnasiums zu Nordhausen von Ostern 1888. S. 2 bis 4), aber sie gehen von den älteren Vorstellungen über Skene und Orchestra aus und ihre Ausführungen geben deshalb keine recht deutliche Vorstellung; ob wir durch Dörpfelds in Aussicht stehende Veröffentlichung eine solche erhalten werden, bleibt abzuwarten. Insoweit scheint Arnold das Rechte zu treffen, als er, wenn ich

Kypris und Pallas um die Schönheit habe Paris für Kypris entschieden und dafür von dieser sie, die Helene, zum Lohne erhalten [7]); er sei nach Sparta gekommen und habe sie dem Menelaos entführen wollen, doch Hera habe dies vereitelt und dem Paris ein ihr gleich erscheinendes Schattenbild mitgegeben [8]); Zeus habe alsdann um ihr Schattenbild einen Krieg zwischen den Hellenen und den Phrygern erregt, um die Erde von der übergrossen Menschenlast zu befreien und der Welt den stärksten Hellenen zu zeigen [9]); während so ihr Name zum Kampfpreise geworden sei, sei sie selbst auf Veranlassung des Zeus, um für Menelaos bewahrt zu bleiben, durch Hermes nach Pharos entrückt und dem Könige Proteus zur Obhut übergeben worden [10]); eine Wiedervereinigung mit Menelaos sei ihr dabei in Aussicht gestellt worden; jetzt nach dem Tode des Proteus sei sie in grosser Not, da sie nunmehr, wie vorher schon von anderen, von des Proteus Sohne Theoklymenos umworben werde, und sie weile deshalb am Grabmale des verstorbenen Königs, um von ihm Hülfe zu erflehen und sich für ihren Gatten unbefleckt erhalten zu können.

In der zweiten Szene des Prologs (V. 68 bis 163) erscheint Teukros, der Sohn des Telamon und Bruder des Aias; er ist nach seiner Rückkehr von Ilios von seinem Vater vertrieben worden, weil er seinen Bruder hat allein sterben lassen und nicht sein Los geteilt hat, und ist hierher nach Pharos gekommen, um sich von der Seherin Theonoë, der Schwester des Königs Theoklymenos, deren auch Helene bereits in ihrem Monologe gedacht hat, eine Weisung zu erbitten, wie er nach Kypros, wohin ihn ein Orakelspruch des Apollo sendet, gelangen könne; er hat Helene, in der er die Tochter der Leda, die Urheberin seiner, wie aller Hellenen, Leiden, zu erkennen vermeint, zuerst mit Schaudern erblickt, bittet ihr jedoch, da sie

ihn recht verstehe, auf S. 4 sagt, dass man sich wegen des Verhaltens des Teukros und des Menelaos einerseits und des Theoklymenos andererseits das Grabmal auf der (vom Schauspieler) linken Seite des Proskenions zu denken habe; denn die Fremden treten von rechts, der König von links auf. Ob aber das Grabmal in einer Linie mit dem Palaste oder etwas seitwärts vorgerückt anzunehmen sei, darüber wird man schwerlich jemals Gewissheit erhalten. — [6]) u. [7]) Also anders als bei Homer; s. Lehrs a. a. O. S. 9 u. A. von Premerstein a. a. O. S. 638, 646, 648! — [8]) Verwandlung der alten Fabel unter dem Einflusse des Stesichoros; s. Lehrs a. a. O. S. 28 ff. und A. von Premerstein a. a. O. S. 634 ff.! — [9]) Ein Zug, der auf die Kyprien zurückzuführen ist; s. Preller „Griechische Mythologie" (Leipzig, Weidmann, 1854; 1. Auflage) II. S. 288 und A. von Premerstein a. a. O. S. 635 und 648! — [10]) Das Motiv von der besonderen Fürsorge des Proteus hat auch Herodot in seiner Erzählung II, 112 bis 120, und zwar c. 115. S. auch A. von Premerstein a. a. O. S. 636 bis 638, 641 f., 646, 648!

sich ihrerseits nicht zu erkennen giebt, seinen durch die Ähnlichkeit veranlassten Irrtum ab und giebt ihr auf ihre Fragen Auskunft über die Vorgänge, die Helene nicht selbst mit erlebt hat; er erzählt ihr also von dem Untergange von Troia, von der Fortschleppung der Helene durch Menelaos[11]), von dem Verschwinden des Menelaos auf der Rückfahrt, von dem Tode der Leda, den sie sich um der Schmach der Tochter willen selbst gegeben habe, und von dem Tode der Dioskuren, den sie ebenfalls der Schwester wegen gesucht hätten, oder von ihrer durch einen anderen Bericht bezeugten Aufnahme unter die Götter durch eine Versetzung unter die Sterne. Die Szene endet damit, dass Helene den Teukros vor Theoklymenos warnt, der jeden Hellenen töte, und ihm rät, die Insel eiligst zu verlassen; zu seinem Ziele Kypros werde ihm durch die Fahrt selbst der Weg gewiesen werden; Teukros folgt ihrem Rate und entfernt sich.[12])

Die Parodos (V. 164 bis 252) ist kommatisch. Klagen der Helene über ihr Los eröffnen und schliessen sie; dazwischen liegen Wechselgesänge des aus gefangenen hellenischen Jungfrauen bestehenden Chores und der diesen über die von Teukros gebrachten Nachrichten unterrichtenden Helene.

In der ersten Szene des ersten Epeisodions (V. 253 bis 385) wiederholt und vervollständigt Helene ihren Bericht und erneuert ihre Klagen, zu denen hier noch die um das Schicksal der verwaisten Hermione hinzukommt; der Chor rät der Klagenden, Theonoë über die Richtigkeit der ihr zu teil gewordenen Botschaft zu befragen, und unter lyrischen Wechselreden begeben sich, dem Rate des Chores entsprechend, Helene und der sie begleitende Chor in den Palast, so dass der nun in der zweiten Szene (V. 386 bis 436) auftretende Menelaos den Schauplatz vollständig leer findet und seine erste Rede zu einem Monologe wird. Er berichtet, wie er auf der Rückfahrt von Troia nach mannigfachen Irrfahrten und Nöten mit Helene an den Strand dieser ihm unbekannten Insel verschlagen worden sei, Helene unter dem Schutze der ihm gebliebenen Gefährten in einer Schlucht zurückgelassen habe und jetzt im Palaste Hülfe für sich

---

[11]) Dieser Zug der Erzählung des Teukros erinnert, wie Lehrs a. a. O. S. 23 bemerkt, an die sonst bei Euripides übliche Schilderung der Helene und ihrer Schicksale. — [12]) A. von Premerstein sagt a. a. O. S. 650 und 651: „Sicherlich hat Stesichoros von einer Anwesenheit des Teukros in Ägypten, bei welcher er mit Helena zusammengekommen wäre, ebenso wenig gewusst, wie unsere sonstige Überlieferung, und es beruht die Teukros-Episode ganz auf freier Kombination des Euripides.“

und die Seinen zu finden hoffe. Damit, dass er an die Pforte des Palastes klopft und eine Alte aus ihr hervortritt, beginnt die dritte Szene (V. 437 bis 482). Die Alte weist den Schiffbrüchigen, den sie sofort als einen Hellenen erkennt, fort, weil der Herr des Landes keinen Hellenen daselbst dulden wolle; denn Helene weile auf der Insel, und zwar schon seit der Zeit, wo die Achaier nach Troia gezogen seien. Der in der vierten Szene (V. 483 bis 514) wieder allein auf der Bühne befindliche Menelaos ist voll Verwunderung über die Anwesenheit einer zweiten Helene und weiss sich dies Rätsel nicht zu erklären; die von der Alten angekündigten Gefahren fürchtet er nicht und will sich getrost an den Herrn des Landes wenden; er rechnet auf den guten Klang seines wohlbekannten Namens; wenn sich Theoklymenos nicht erweichen lässt, will er zu seinem Wrack zurückkehren; ist jener dagegen freundlich, so will er ihn, so hart ihm das als einem Könige ankommt, um Hülfe bitten. Nachdem er diesen Entschluss ausgesprochen hat, verstummt er, und man muss aus den folgenden Vorgängen schliessen, dass er sich beim Herannahen des Chores aus dessen Gesichtskreise entfernt und in die Nähe des Grabmals zurückgezogen hat.

In einem kurzen Liede, das die fünfte Szene des ersten Epeisodions (V. 515 bis 527) ausmacht, verkündet der zunächst allein aus dem Palaste zurückkommende Chor, dass Theonoë erklärt habe, Menelaos lebe noch, sei aber noch immer nicht zur Heimat zurückgekehrt, sondern irre noch immer auf dem Meere umher. Die sechste Szene (V. 528 bis 540) führt auch Helene zurück; sie vervollständigt den Bericht über die Verkündigung der Theonoë dahin, dass Menelaos, einem Schiffbruch entronnen, hier irgendwo auf Pharos weile. Als sie sich wieder ihrem Asyle, dem Grabmale, zuwenden will, tritt ihr (es beginnt damit die siebente Scene [V. 541 bis 596]) Menelaos entgegen; voll Schrecken über den Anblick des fremden, in wenig vertrauenerweckender Gewandung erscheinenden Mannes hat sie um so mehr Eile, das Grabmal zu erreichen. Menelaos aber hat sie sofort erkannt, und es dauert nicht lange, so erkennt auch sie den Gatten und will, während sich Menelaos, des von ihm nach Pharos mitgebrachten Schattenbildes gedenkend, befremdet zurückhält, in seine Arme eilen; vergeblich setzt ihm auch Helene den wirklichen Sachverhalt auseinander, Menelaos vermag ihr nicht zu glauben. Das Erscheinen eines Boten, der einer der wenigen Begleiter des Menelaos ist und vom Strande kommt, führt in der achten Szene (V. 597 bis 757) die Lösung dieser Schwierigkeit, führt die wirkliche Wiedervereinigung der beiden

Gatten herbei; denn dieser Bote vermag zu melden, dass das Schattenbild unter Aufklärungen über seine Scheinexistenz zum Äther emporgestiegen sei, und damit ist zwar noch nicht für ihn selbst, der zunächst in der hier vorhandenen Helene noch jene andere wiederzusehen glaubt und sich erst später in den wundersamen Zusammenhang hineinfindet, wohl aber für Menelaos und Helene jeder Zweifel, dass sie sich wirklich wiedergefunden haben, beseitigt. In lyrischen Ergüssen geben sie ihrem Jubel über das Wiedersehen und ihrer endlich über allen Trug triumphierenden Liebe bewegten Ausdruck. In ihren Wechselreden und in einem sich daran schliessenden Gespräche mit dem Boten wird der ganze Thatbestand aufgeklärt und der Bote kehrt alsdann mit der von Menelaos erhaltenen Weisung, die Gefährten bei dem Wrack zusammenzuhalten und mit ihnen darauf zu sinnen, wie man Helene aus dem Lande schaffen und sich selbst vor den Barbaren retten könne, zum Strande zurück. In der neunten Szene (V. 758 bis 864) treten nun auch Menelaos und Helene der Frage näher, wie sie sich der ihnen beiden durch Theoklymenos drohenden Gefahr entziehen und ungefährdet in die Heimat gelangen können; darin sind sie einig, dass keine Gewalt sie wieder trennen soll; weder will Helene jemals dem Theoklymenos angehören noch Menelaos ohne sie fliehen; Helene hofft auf den Beistand der Theonoë, insbesondere darauf, dass diese, die natürlich vermöge ihrer Sehergabe von des Menelaos Anwesenheit Kunde habe, dennoch ihrem Bruder nichts davon verraten werde; erweist sich diese Hoffnung als trügerisch, so wollen die beiden Gatten zusammen sterben. Da tritt Theonoë[13]) selbst in der zehnten Szene (V. 865 bis 1029) aus dem Palaste. Sie begrüsst den Menelaos und erklärt auf die dringenden Bitten beider Gatten endlich, ihnen beistehen zu wollen. Freilich ist sie nicht sogleich dazu bereit; Hera sei für die Heimkehr der beiden nach Sparta, weil Hellas die angebliche Vermählung des Paris mit Helene als ein Truggeschenk der Kypris erkennen solle, und diese wolle die Heimkehr vereiteln, damit nicht bekannt werde, wie sie den Sieg in dem Streite um den Schönheitspreis nur durch die Hingabe der Helene an Paris erkauft habe; bei ihr, der Theonoë, stehe nun die Entscheidung, ob sie den Menelaos und damit beide Liebende durch eine Mitteilung an ihren Bruder von der Ankunft des Mene-

[13]) Theonoë und Theoklymenos haben sicherlich erst durch Euripides ihre rechte Verwendung in der Fabel der „Helene" gefunden und sind vielleicht noch nicht einmal bei Stesichoros vorhanden gewesen; s. A. von Premerstein a. a. O. S. 648 bis 650!

laos vernichten oder sie durch ihr Schweigen retten solle; schon spricht sie in einer Aufforderung an ihre Dienerinnen die Absicht aus, den Bruder zu benachrichtigen, da lässt sie sich durch die Bitten der Bedrohten doch bestimmen, davon abzustehen.[14]) Bei ihren an Theonoë gerichteten Bitten legen Helene und Menelaos das grösste Gewicht darauf, dass Theonoë das Versprechen ihres Vaters Proteus an Hermes, Helene vor jeder Vergewaltigung schützen zu wollen, erfüllen müsse, und eben dies ist für Theonoë selbst entscheidend; sie will das Andenken ihres Vaters wahren und in seinem Sinne fromm handeln, deshalb auch ihrem Bruder zu keinem Glücke verhelfen, durch das sie auf ihren eigenen Namen Schmach häufte; mit der Kypris weist sie jede Gemeinschaft zurück. Übrigens überlässt sie jede nähere Sorge für die Ausführung der Rettung den beiden Gatten selber.

Die Beratung über die zu ergreifenden Massregeln zwischen Menelaos und Helene bildet daher den Inhalt der elften und letzten Szene des ersten Epeisodions (V. 1030 bis 1106). Helene ist es, die einen Weg zur Rettung angiebt: Menelaos soll als ein angeblicher, beim Schiffbruche am Leben gebliebener Gefährte des spartanischen Königs zunächst bereits der Helene den Tod ihres Gatten gemeldet haben und nun, am Asyle des Grabmales verweilend, dem Theoklymenos, wenn er von der Jagd, zu der er ausgezogen sei, zurückkehre, die gleiche Botschaft verkünden; Helene will in den Palast gehen, um, jener ihr gewordenen Nachricht entsprechend, Trauerkleider anzulegen, und dann den Theoklymenos bitten, dem im Meere ruhenden Leichname des Menelaos eben dort auf dem Meere eine Bestattungsfeier nach hellenischer Sitte veranstalten zu dürfen; dazu müsse ihnen Theoklymenos ein Schiff geben und auf diesem könnten sie dann entfliehen. Zur Ausführung dieses Anschlages geht Helene in den Palast, Menelaos aber bleibt bei dem Grabmale auf der Bühne.

---

[14]) Die Verse 892, 893 sind von Hartung (s. Wecklein im „Appendix“ seiner Ausgabe!) gestrichen worden, doch kann man sich bei G. Hermanns Erklärung zu V. 908 (= 892 bei Nauck und Wecklein) (in seiner Ausgabe der „Helene“ Leipzig, Weidmann 1837) beruhigen; er sagt dort: „Haec dicit Theonoe, quasi aliquam famularum ad arcessendum Theoclymenum mittere volens. Sed nulla abit, quoniam vident Helenam anxie orantem, ne se perdat Theonoe.“ S. auch C. G. Firnhaber („Euripides Helena“) in der Zeitschrift für Altertumswissenschaft VI (1839) S. 205, 206, der übrigens der alten Lesart („ante Scaligerum, qui veram scripturam restituit“: G. Hermann a. a. O.): „τίς εἶς; ἀδελφῷ τόνδε σημανῶ γ' ἐμῷ;“ folgt! Die jetzige Lesart (auch bei G. Hermann) ist: τίς εἶσ' ἀδελφῷ τόνδε σημανῶν ἐμῷ | παρόνθ', ὅπως ἂν τοὐμὸν ἀσφαλῶς ἔχῃ;

Das erste Stasimon (V. 1107 bis 1164) enthält neben Klagen über das Geschick der Achaier vor Ilios und auf der Rückfahrt grübelnde Erörterungen über das Wesen der Gottheit und wendet sich zuletzt mit Verdammungsworten gegen die Kriegswut.

Im zweiten Epeisodion (V. 1165 bis 1300) betritt Theoklymenos[15]) zum ersten Male die Bühne. Zunächst (erste Szene V. 1165 bis 1185) bemerkt er den seitwärts beim Grabmale stehenden Menelaos gar nicht, verkündet aber im Selbstgespräch, er habe erfahren,[16]) dass sich ein Hellene ins Land geschlichen habe, und werde diesen, wenn er ergriffen werde, töten lassen; ja Helene sei offenbar mit jenem im Einverständnisse und vielleicht schon geflohen, da ihr gewöhnlicher Sitz am Grabmale leer sei. Voll Zorn will er sich zur Verfolgung aufmachen, da tritt ihm Helene aus dem Palaste entgegen und die zweite Szene des Epeisodions (V. 1186 bis 1300), in der sich zu Theoklymenos und Helene bald auch Menelaos gesellt, den Helene hervorzutreten veranlasst, bringt nun die Ausführung des in der elften Szene des ersten Epeisodions von Helene entworfenen Planes: Theoklymenos wird getäuscht und durch das Versprechen Helenes, jetzt, nach dem Tode des Menelaos, seine Gattin werden zu wollen, zur Willfährigkeit gegen ihre Wünsche, für die sie sich auf den hellenischen Brauch beruft, bestimmt; er sagt ein Schiff und alles zur Totenfeier Gehörige zu, will gestatten, dass Helene mit auf das Meer hinausfährt, und will den angeblichen schiffbrüchigen Gefährten des Menelaos, also diesen selbst, im Palaste baden und neu kleiden lassen. Zu diesem Behufe geht er mit den beiden Gatten in den Palast.

Das zweite Stasimon (V. 1301 bis 1368) ist in einer sehr mangelhaften Gestalt überliefert und sein Inhalt steht jedenfalls nur in einer sehr lockeren Beziehung zur Handlung der Tragödie; Helene soll Demeter, die hier mit Rhea als eins gedacht wird,[17]) versöhnen, da diese ihr zürnt, weil sie, auf ihre Schönheit pochend, den Paris zur Liebe entflammt und damit über das der Göttin teure Troia Leid gebracht habe.

Als in der ersten Szene des dritten Epeisodions (V. 1369 bis 1384) Helene und Menelaos wieder auf dem Schauplatze erscheinen, kann jene dem Chore mitteilen, dass Theonoë sie nicht verraten, ja den Menelaos für tot ausgegeben habe und dass sich Menelaos sogar mit

---

[15]) S. auf S. 170 mit Anm. 13! — [16]) Aber er sagt nicht: durch Theonoë; s. auf S. 171 mit Anm. 14! — [17]) Wie auch sonst wohl; s. Preller a. a. O. I. S. 464 und 468!

Waffen, die angeblich für das Totenopfer bestimmt seien, habe versehen können. Indem sie auf den ebenfalls wieder aus dem Palaste hervortretenden Theoklymenos hinweist (zweite Scene V. 1385 bis 1440), bittet sie die Frauen des Chores um Schweigen und verheisst dafür, wenn sie gerettet sei, auch für die Rettung jener sorgen zu wollen. Die Unterredung zwischen Theoklymenos und Helene, bei der Menelaos ein stummer Zeuge ist, dreht sich um die Formalitäten des zu vollziehenden Totenopfers; Theoklymenos will Helene davon zurückhalten, aber diese erklärt ihre Anwesenheit für notwendig; Theoklymenos will selbst an der Fahrt teilnehmen, aber das wird von Helene als seiner unwürdig bezeichnet; die Mannschaft, die Theoklymenos dem Menelaos für die Fahrt mitgiebt, erhält von ihm auf die Bitte der Helene zu wiederholten Malen den ausdrücklichen Befehl, in allem und jedem dem Menelaos zu gehorchen. So ist alles nach Wuusch geordnet und Theoklymenos wendet sich nunmehr der Sorge für die Feier seiner Vermählung mit Helene zu, die sofort nach ihrer Rückkehr von der Fahrt stattfinden soll; auch Menelaos lädt er ein, daran teilzunehmen; nachher möge er nach seinem Gefallen in seine Heimat zurückkehren oder auf Pharos bleiben. In der kurzen Schlussszene des Epeisodions (V. 1441 bis 1450) nach dem Weggange des Theoklymenos bittet Menelaos den Zeus, sein Vorhaben zu segnen, und macht sich alsdann mit Helene zu dessen Ausführung auf.

In dem dritten Stasimon (V. 1451 bis 1511) spricht der Chor Wünsche für das Gelingen des Planes der beiden Gatten aus und fleht die Dioskuren an, ihrer Schwester zu helfen.

Die Exodos bringt in zwei Szenen die Lösung. In der ersten (V. 1512 bis 1641) berichtet ein zweiter Bote, ein Diener des Theoklymenos, welcher zu der dem Menelaos mitgegebenen Mannschaft gehört hat und der dieser bereiteten Gefahr glücklich entronnen ist, seinem Könige von dem Verlaufe der Fahrt: Menelaos habe seine mit ihm gestrandeten Gefährten in das ihm von Theoklymenos gegebene Schiff mit aufgenommen und mit ihrer Hülfe, als er weit genug vom Lande entfernt gewesen sei, die Leute des Theoklymenos teils getötet, teils, wie den Boten selbst, über Bord geworfen; der mitgegebene Stier sei dem Poseidon für die Rettung geopfert; Menelaos und Helene seien auf der Fahrt nach ihrer Heimat begriffen und nicht mehr zurückzuholen. Wutentbrannt will sich Theoklymenos an seiner Schwester für den Verrat rächen, den sie durch die Verheimlichung der Ankunft des Menelaos geübt habe, und zu diesem

Zwecke in den Palast stürzen, da tritt ihm zunächst der Chor hindernd in den Weg und sodann beruhigt ihn in der Schlussszene (V. 1642 bis 1692) das Erscheinen der Dioskuren auf dem Theologeion; einer von ihnen führt das Wort: Theonoë hat ein Unrecht begangen, denn die Götter haben die Rettung der Helene und ihre Rückkehr mit dem Gatten gewollt; Theoklymenos muss sich in den Willen der Götter fügen; Helene wird nach ihrem Tode unter die Götter versetzt werden und die Insel an der attischen Küste (Kranaë), wohin sie Hermes zuerst von Sparta gebracht hat,[18]) in Zukunft ihren Namen führen; Menelaos endlich wird nach seinem Tode auf der Insel der Seligen wohnen. Segensworte des Theoklymenos für Helene und die Schlussanapäste des Chores, die sich auch am Ende der „Alkestis“, der „Andromache“, der „Bakchen“ und (mit einer geringen Abweichung) der „Medeia“ finden, beschliessen die Dichtung.

Der Text, in dem uns die Tragödie überliefert ist, weist sehr viele und zum Teil recht beträchtliche Schäden auf[19]) und bei den meisten von ihnen ist wohl eine sichere Heilung für immer ausgeschlossen; so bedauerlich das ist, so wird doch das Verständnis der Dichtung im grossen und ganzen dadurch wenig beeinträchtigt.[20])

Hinsichtlich der Gliederung des Stoffes weist die „Helene“ Eigentümlichkeiten auf, durch die sie, wie manches andere Drama des Euripides, bekundet, wie die Formen der griechischen Tragödie, die zwar in der kurzen Zeit ihrer Existenz, soweit diese für uns sichtbar geblieben ist, niemals ganz erstarrt sind, aber doch in den letzten Dramen des Aischylos und bei Sophokles eine gewisse Stetigkeit erlangt haben, bei ihrem dritten grossen Meister wieder mehr

---

[18]) Kranaë ist in der Homerischen Überlieferung die Stätte der Vermählung der Helene mit dem Paris; s. Lehrs a. a. O. S. 9 und A. von Premerstein a. a. O. S. 648! — [19]) G. Hermann nennt die Tragödie in der Praefatio zu seiner Ausgabe S. V. „corruptissima“. — [20]) Bei der vorliegenden Darlegung konnte es nicht meine Absicht sein, mich eingehender mit dem Texte der „Helene“ zu beschäftigen; ich bemerke nur im allgemeinen, dass mir die Athetesen, an denen auch der Weckleinsche Text noch recht reich ist, meistens nicht als angebracht erscheinen, weil Trivialitäten oder Weitschweifigkeiten durchaus zum Wesen des Euripideischen Stiles gehören, und gebe diligentiae praestandae causa zu ein paar Stellen Änderungsvorschläge, wie sie mir bei der Lektüre eingefallen sind: V. 93: ἐκ τοῦ; τί γάρ σοι πρᾶγμα συμφορὰν ἔχει; — V. 389: Statt πεισθεὶς ist παρθεὶς oder (mit Stephanus) πρισθεὶς zu lesen. — V. 441: ὦ γραῖα, πάντα ταῦτ' ἔπη (Stephanus ταῦτα πάντ'). — V. 1158: γᾶς ἐκένουν θαλάμους (entsprechend dem V. 1144 der Strophe: ὦ Ἑλένα, θυγάτηρ). — V. 1366—67: ὧδέ νιν αὔγασεν | ὕπερθε σελάνα (Canter εὖτέ νιν ηὔγασεν ὕπερθε σελάνα). — V. 1388: στόματος, ὡς δυνώμεθα (ἵνα δυνώμεθα Prinz).

ins Schwanken kommen und das dramatische Gesetz, das sie geschaffen hat, nicht mehr so konsequent und deutlich zum Ausdruck bringen. Die Verbindung von lyrischen und epischen Bestandteilen, die zu einer neuen Gattung neben dem lyrischen Gebilde und dem Epos heranwuchs, hatte schon bei Aischylos allmählich die Gestalt gewonnen, dass sich die beiden Bestandteile zu zwei besonderen Gruppen, einer dialogischen und einer chorischen, absonderten, von denen jede ihre individuellen Formen erhielt. Während allerdings die „Hiketiden“ und die „Perser“ noch mit einer Parodos beginnen, die Parodos und Prolog zugleich ist, und im „Prometheus“ auf den Prolog eine kommatische Parodos folgt, sind in den vier anderen uns erhaltenen Tragödien des Aischylos die dialogischen und die chorischen Partieen streng gesondert; auf den Prolog folgen jedesmal drei Epeisodien und die Exodos, in denen das lyrische Element nur zuweilen durch kommatische Stücke vertreten ist, und der Chor hat ausser der nach dem Prologe liegenden Parodos seine auf je ein Epeisodion folgenden drei Stasima (nur in den „Eumeniden“ hat er an der Stelle des ersten Stasimons wegen des Wechsels des Schauplatzes eine Epiparodos). Bei Sophokles ist diese strengere Form die Regel; eine Ausnahme davon machen nur die kommatischen Parodoi der „Elektra“, des „Philoktet“ und des „Oidipus auf Kolonos“, das kommatisch gestaltete erste Stasimon der letzteren Tragödie, das ebenso gehaltene dritte Stasimon des „Philoktet“, die das dritte Stasimon vertretende Epiparodos des „Aias“ und der nach dem ersten Epeisodion an Stelle eines Stasimon auftretende, unstrophische hyporchematische Paian der „Trachinierinen“. In den siebzehn Tragödien des Euripides gestalten sich diese Verhältnisse folgendermassen: eine kommatische Parodos haben „Medeia“, „Herakliden“, „Hekabe“, „Troerinnen“, „Elektra“, „Helene“, „taurische Iphigenie“ und „Orestes“; im „Ion“ ist zwischen der Parodos und dem Komnos des ersten Epeisodions keine rechte Scheidung vorhanden; unstrophisch sind ganz oder teilweise das vierte Stasimon des „Hippolytos“, das vierte des „Herakles“, das vierte der „aulidischen Iphigenie“ und das dritte und vierte des „Orestes“; in den „Hiketiden“ haben wir statt der Parodos gleich das erste Stasimon und in der „Helene“ bildet ein kurzes unstrophisches Lied, das eine Art Epiparodos ist, dessen Inhalt es aber zu einem Bestandteile der Handlung macht, die fünfte Scene des ersten Epeisodions. Dennoch entfernt sich Euripides, wenn man die grössere Zahl seiner Schöpfungen in Anschlag bringt, in dieser Beziehung kaum häufiger von der strengeren Form

als Sophokles, wohl aber weicht er bekanntlich in der Gestaltung des Prologes, also eines Teiles der dialogischen Partie des Dramas, insofern stärker von seinen Vorgängern ab, als er, was bei Aischylos allerdings in vier Tragödien, den „Sieben gegen Theben“ und den drei Teilen der „Oresteia“, bei Sophokles aber niemals vorkommt, die Handlung in fünfzehn Tragödien mit einem Monologe und nur in zweien, dem „Herakles“ und der „aulidischen Iphigenie“, mit einer dialogischen Szene beginnen lässt; in dreien von jenen fünfzehn, der „Hekabe“, den „Hiketiden“ und den „Bakchen“, besteht der Prolog überhaupt nur aus einem Monologe; im „Ion“ folgt dem ersten Monologe (des Hermes) ein zweiter (des Ion); in der „Alkestis“, den „Herakliden“, der „taurischen Iphigenie“ und der „Helene“ reiht sich an den Monolog eine zweite, dialogische Szene; in der „Medeia“, dem „Hippolytos“, der „Andromache“, den „Troerinnen“, der „Elektra“ und den „Phoinissen“ folgen dem Monologe zwei Scenen, und zwar in der „Medeia“ zwei dialogische, in dem „Hippolytos“, der „Andromache“, den „Troerinnen“ und der „Elektra“ eine dialogische und ein zweiter (in der „Andromache“ und in der „Elektra“ lyrisch gehaltener) Monolog, in den „Phoinissen“ ein zweiter Monolog und eine dialogische Szene; im „Orestes“ endlich hat der Monolog drei dialogische Szenen im Gefolge. Auch die Exodos hat bei Euripides meistens einen etwas anderen Charakter, als bei seinen Vorgängern; denn während Aischylos niemals (die Göttergestalten im „Prometheus“ und in den „Eumeniden“ sind direkt an der Handlung beteiligte Personen) und Sophokles nur einmal, im „Philoktet“ (die Athena im „Aias“ hat auch ihren direkten Anteil an der Handlung), einen ϑεὸς ἐπὶ μηχανῆς erscheinen lassen, macht Euripides dagegen, von den drei Dichtungen abgesehen, in denen die Götter mitspielen („Alkestis“, „Herakles“ und „Troerinnen“), neunmal (in „Hippolytos“, „Andromache“, „Hiketiden“, „Elektra“, „Ion“, „taurischer Iphigenie“, „Helene“, „Orestes“ und „Bakchen“) von diesem Kunstmittel Gebrauch.

Für die „Helene“ ist also das Ergebnis dieser Musterung das folgende: Der Prolog beginnt mit einem Monologe der Helene und hat dann noch eine dialogische Szene zwischen Helene und Teukros. Die Parodos ist kommatisch; Gesänge der Helene und des Chores lösen einander ab. Nach der ersten Szene des ersten Epeisodions verlässt der Chor den Schauplatz und während der zweiten, dritten und vierten Scene sind nur die Schauspieler, die die Rollen des Menelaos und der Alten geben, anwesend; erst mit dem Beginne der fünften Szene, die nur eine Art von Epiparodos ist, kommt der Chor

aus dem Palaste zurück. In der Exodos treten die Dioskuren, von denen aber nur der eine spricht, als θεοὶ ἐπὶ μηχανῆς auf. Die Rollen kann man sich in der Weise an die Schauspieler verteilt denken, dass dem Protagonisten die der Helene und des einen der Dioskuren[21]), dem Deuteragonisten die des Teukros, des Menelaos und des zweiten Boten und dem Tritagonisten die der Alten, des ersten Boten, der Theonoë und des Theoklymenos zugefallen sind.

Handlung und Charakteristik sind konsequent durchgeführt. Schon in ihrem ersten Monologe beteuert Helene die Liebe zu ihrem Gatten und deutet durch die Erwähnung des Theoklymenos und seines Verlangens nach ihrer Hand den kommenden Konflikt an. In dem Erscheinen des Teukros liegt ein erregendes Moment; Helene erfährt, dass Menelaos tot gesagt werde; ihre Unruhe und ihr Verlangen nach dem Gatten werden dadurch gesteigert; der Bericht über die Leiden der Griechen um Helenes willen, sowie der andere von dem ebenfalls durch Helene veranlassten Abscheiden der Leda und der Dioskuren geben dem Schicksale der schuldlosen und doch von allen für schuldig gehaltenen Frau einen düsteren Hintergrund und ihre ganze geheimnisvolle Existenz auf diesem Eilande hat einen abenteuerlichen, romantischen Zug. G. Hermann äussert sich in der Praefatio zu seiner Ausgabe[22]) ziemlich abfällig über die Einführung des Teukros, indem er bemerkt: „..... adest Teucer, exsul Cypriam Salamina petens, persona non necessaria ac propemodum inutilis, nisi ut ex eo captam esse Troiam Menelaumque non esse Argis nec Spartae Helena cognoscat. Non poterat illa quidem haec ab Theonoa, quamvis gnara, accipere, quod hanc fratri suo non adversari decebat. At poterat somnio moneri. Sed Teucer, ut levi praetextu venit, quaesiturus ex Theonoa itineris designationem, sic re infecta abit, monitus ab Helena interfici Graecos a Theoclymeno." Indessen gesteht er doch selber diesem Auftreten einen bestimmten Zweck zu, dieser Zweck aber konnte durch einen Traum keineswegs mit der gleichen Deutlichkeit und Leibhaftigkeit erreicht werden und gegen eine Einwirkung der Theonoë spricht zwar nicht der von G. Hermann geltend gemachte Grund (denn im weiteren Verlaufe der Handlung scheut sich Theonoë durchaus nicht, ihren Bruder entgegenzutreten), wohl aber der Umstand, dass auch durch den Mund der Theonoë der Bericht nicht jene sinnliche Lebendigkeit erhalten

[21]) Über die Nebenrollen, welche die antiken Schauspieler neben ihrer Hauptrolle zu übernehmen hatten, s. G. Freytag „Die Technik des Dramas" (2. Aufl.; Leipzig, Hirzel. 1872) S. 131 ff.! — [22]) S. XI und XII!

hätte, wie durch den des Augenzeugen Teukros; zudem hat Theonoë auch bald darauf eine ähnliche Aufgabe zu erfüllen. Auch geht Teukros nicht unverrichteter Sache ab; was er von Theonoë hat erfahren wollen, erfährt er von Helene. Richtig bemerkt A. von Premerstein[23]): „Der ganze Auftritt mit Teukros (68 bis 163) erfüllt lediglich einen dramatisch-technischen Zweck." Darüber, dass sich Helene dem Teukros nicht zu erkennen giebt, sagt G. Hermann in dem eben erwähnten Zusammenhange mit Recht: „Illud vero recte fecit Euripides, cum semel Teucrum introduxisset, ut ei se non cognoscendam praeberet Helena. Cognitam enim secum abduxisset Teucer"; denn wenn auch gerade nicht diese Folge hätte einzutreten brauchen, so würde es doch nicht an allerlei für den Zweck der Handlung überflüssigen Weiterungen gefehlt haben; auch wird dadurch, dass sich Teukros so leicht von seiner Meinung, er habe die Helene vor sich, abbringen lässt, der Zuschauer in der Ueberzeugung bestärkt, dass die Hellenen bei der Eroberung Troias wirklich die Helene dort zu finden geglaubt haben, dass das εἴδωλον für sie eine leibhafte Wesenhaftigkeit besessen hat. So wird durch die Einführung der Gestalt des Teukros die ganze Voraussetzung der Fabel trotz ihres romantischen Charakters als wirklich beglaubigt.

Die Parodos ist reich an poetischen Schönheiten; ich mache besonders auf die Verse 179 bis 190 (die erste Gegenstrophe) aufmerksam, die nach Pflugks feiner Bemerkung[24]) an Homers Erzählung von den Mägden der Nausikaa (Odyssee 6, 93 ff.) erinnern.

Dass in der ersten Szene des ersten Epeisodions das, was soeben seinem wesentlichen Inhalte nach in lyrischer Form vorgetragen worden ist, im ruhigen Zwiegespräche wiederholt wird, entspricht durchaus der Gepflogenheit der griechischen Dramatik[25]) und ebenso der andere Umstand, dass diese Szene doch auch die Handlung weiterführt, indem sie mit dem Entschlusse der Helene endigt, die Theonoë über das Schicksal des Menelaos zu befragen[26]). Der

---

[23]) A. a. O. S. 650; vgl. auch hier auf S. 168 mit Anm. 12! Im gleichen günstigen Sinne äussert sich über die Teukros-Episode auch C. M. Wieland in seiner noch heute sehr beachtenswerten Abhandlung „Grundriss und Beurteilung der Helena des Euripides" (im Neuen attischen Museum, 2. Bd., Zürich, Gessner 1806; — der erste Band des Museums vom Jahre 1805 enthält eine Übersetzung der „Helene" von Wieland) S. 16 bis 20. — [24]) In der Ausgabe der „Helene" von Pflugk-Klotz (Gothae et Erfordiae 1859) auf S. 41. — [25]) Man vergleiche u. a. die beiden Szenen des vierten Epeisodions der Sophokleischen „Antigone" (1. V. 806 bis 882 Antigone und Chor (kommatisch); — 2. V. 883 bis 943 Kreon, Antigone und Chor)! — [26]) Wie Wieland (a. a. O. S. 24 ff.) zu der Meinung kommt, Helene lasse den Chor zuerst allein in den Palast gehen, ist unerfindlich.

kommatische Teil dieser Szene schlägt wieder lebhafte Töne an; so besonders in den Versen 348 bis 351 und 353 bis 359[27]. Wenn Euripides nach dieser Szene auch den Chor ganz von der Bühne verschwinden lässt, so folgt er damit dem Beispiele, das Aischylos und Sophokles in den „Eumeniden“ und im „Aias“, freilich nur in Verbindung mit einem Szenenwechsel, gegeben haben; der Dichter lässt dadurch nicht nur den Chor seinen lebhaften Anteil an dem Geschicke der Königin bezeugen, sondern erreicht auch, dass Menelaos sich zuerst dem Zuschauer allein zeigt und nicht vor dem Wiedererscheinen der Helene irgendwelche näheren Aufklärungen über diese und ihr Verweilen an diesem Orte erhalten kann, dadurch also das Interesse des Zuschauers an der ersten Begegnung der beiden Gatten gesteigert wird.

Das Verhalten des Menelaos in den nächsten Szenen und, um das gleich anzuschliessen, in der ganzen Dichtung hat mancherlei Tadel erfahren und besonders hat es der Gestalt zum Nachteil gereicht, dass sie an andere bettlerhafte Könige des Euripides erinnert; nach G. Hermann vermag sie kein Mitleid zu erregen[28], nach Julius Neumann ist Menelaos selbstgefällig, macht sich durch Redeschwulst lächerlich, ist nicht besonders mutig, ist unentschieden[29], nach Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff ist er „ein sentimentaler, wenig gescheiter, aber im entscheidenden Augenblicke entschlussfähiger Mann“[30]. Diese Vorwürfe, von denen übrigens der letzte in ein Lob übergeht und überhaupt eher als ein Beweis für des Euripides „bewusst geübte Fähigkeit der individuellsten Charakterzeichnung“[31] gemeint ist, erscheinen dem als wenig berechtigt, der sich allein an die vorliegende Dichtung hält und ihre Gestalten nach der Art und Weise beurteilt, wie sie die ihnen hier gestellten Aufgaben zu erfüllen wissen; man muss sich eben da, wo man dichterische Ge-

---

[27]) Für unberechtigt halte ich das Urteil, das G. Hermann (Praefatio S. XIV) fällt: „Nam Helenae quidem querimoniae, ubi mortuum esse Menelaum putat, partim tumidiores et doctiores, partim languidiores et frigidiores sunt, ut cum deliberat, quod mortis genus eligat.“ — [28]) S. Praefatio S. XIV! Auf S. XV. sagt G. Hermann weiter: „Menelaus magnificentius quam pro rebus gestis virtutem suam laudans, sed fortis moriendi consilio, in quo tamen nihil admiratione dignum, non praesente periculo.“ Aber die „res gestae“ des Menelaos dürfen wir doch nur nach dem beurteilen, was hier von ihnen gesagt wird, nicht nach dem, was wir sonst von ihnen wissen, und dass Menelaos seinen Entschluss zu sterben „non praesente periculo“ fasse, ist auch nicht richtig. — [29]) S. a. a. O. S. 15! — [30]) S. „Euripides Herakles“ (1. Auflage; Berlin, Weidmann, 1889) I S. 114! — [31]) Ulrich von Wilamowitz ebendaselbst.

stalten beurteilen will, auf das Niveau der Dichtung selbst, der sie angehören, begeben und darf demgemäss an die Personen unseres Dramas nicht die gleichen Anforderungen stellen, wie an solche der grossen heroischen Tragödie; gerade die Vermenschlichung der Heroengestalten gehört zu der Eigenart des Euripides und seine Kunst feiert, wie es Ulrich von Wilamowitz in den vorhin erwähnten Worten anerkennt, auf einem anderen, neuen Gebiete ihre Triumphe. Darum ist die Mischung heroenhafter Züge mit rein menschlichen, „sentimentalen" oder, wenn man will, philiströsen bei diesem Menelaos in seinem ersten Monologe, in seinem Gespräche mit der Alten, in seinem zweiten Monologe etwas, was sich notwendig aus den Voraussetzungen ergiebt, unter denen er überhaupt auftritt; darum darf man auch wohl Mitleid mit ihm empfinden und muss mit Ulrich von Wilamowitz sein späteres Gebaren anerkennen, anstatt es mit G. Hermann geringzuschätzen oder mit Neumann geradezu zu verdammen.

Das Lob, das G. Hermann der Zeitung der Alten in der dritten Szene zollt, wenn er sagt[32]: „anus ianitrix, semiapertis foribus Menelaum repellens, propior comoediae et, quales gaudebat fingere Euripides, probus fidusque servus", ist berechtigt; die Gestalt ist von leise realistischer Färbung (V. 445: ἆ· μὴ προσείλει χεῖρα μηδ' ὤθει βίᾳ und V. 481.2: εὔνους γάρ εἰμ' Ἕλλησιν, οὐχ ὅσον πικροὺς | λόγους ἔδωκα δεσπότην φοβουμένη.)

In der sechsten Szene des ersten Epeisodions bei seiner ersten Begegnung mit Helene erweist sich Menelaos von Anfang an als entschieden und klar, wenn er die feurige Liebe, mit der ihm Helene sofort entgegenkommt, zunächst nicht zu empfinden, nicht zu erwidern vermag; Gattin und Gatte handeln hier ganz den Vorbedingungen gemäss, unter denen sie von entgegengesetzten Standpunkten aus in die neue Situation eintreten; Helene eilt nach den Äusserungen der Theonoë dem ihr als in der Nähe weilend verkündigten und nun vor ihr stehenden Gemahle mit sehnsüchtigem Verlangen entgegen, Menelaos kann trotz der Äusserungen der Alten, die übrigens ganz kurz gehalten sind, weil ihr vor allem daran liegt, den Menelaos zu schleunigster Entfernung zu veranlassen, nicht so rasch den Jahre lang gehegten Vorstellungen entsagen, sich nicht so plötzlich in die neue und auf einer so seltsamen Voraussetzung beruhende Lage hineinfinden. Sehr treffend sagt Wieland von dieser

---

[32]) Praefatio S. XV.

ganzen Szene[33]): „Aber bei ihm“ (Menelaos) „ist dieser selige Augenblick des Wiedererkennens noch nicht gekommen, und Helena selbst, welcher die Ursache seiner Kälte nur zu wohl bekannt ist, kann nichts Anders erwarten. Aber die kleinen Umwege, welche der Dichter sie nehmen lässt, ehe sie ihm das Wort des Rätsels entdeckt, die Fragen, die sie an ihn thut, die lebendigste Gewissheit, dass sie seine Gattin ist, die sie ihm darin zeigt, die seltsame, aber in seiner Lage höchst natürliche Verlegenheit, in welche sie ihn dadurch setzt, — alle diese in einzelnen Versen rasch auf einander folgende Reden und Gegenreden bilden einen Dialog, der, nach meinem Gefühl, ein unübertreffliches Meisterstück und in seiner reinen Einfalt und Natürlichkeit vielleicht das Schönste und in seiner Art Sublimste ist, was Euripides gemacht hat. Besonders meisterhaft scheint mir, dass das Mittel, wodurch Helena einen unfehlbaren Sieg über den hartnäckigen Unglauben ihres Mannes zu erhalten hofft, — die Versicherung, dass sie nie in Troja gewesen und dass die Helena, die er dort gefunden und zurückgebracht zu haben glaube, ein blosses von Juno aus Äther geschaffenes Truggebilde sei, — gerade das ist, was die entschiedenste Wirkung des Gegenteils bei ihm hervorbringt. Nach einem so ganz unglaublichen Vorgeben hat sie vollends allen Kredit bei ihm verloren. Er würdigt ein solches Märchen gar keiner Antwort. Er glaubt bloss zu sehen, dass die Dame ihn zum besten haben wolle; Paris und er selbst hatten zu gute Ursache, jene Helena für etwas mehr als ein blosses Luftgespenst zu halten; kurz, er macht in vollem Ernst Miene, sich von ihr zu entfernen, und, was sie noch am meisten schmerzen muss, ist, dass er selbst in dem Lebewohl, das er ihr auf immer sagt, deutlich genug zeigt, wie lieb ihm die in ihr verkannte Helena ist. „Lebewohl“, sagt er, „sei glücklich, weil du Helenen so ähnlich bist!“ Die wahre Helena sieht sich nun am Ziel aller ihrer Wünsche auf einmal wieder in ihre vorige hoffnungslose Lage zurückgeworfen, und es ist nicht abzusehen, wie der Knoten, worin sie mehr als jemals verwickelt ist, durch irgend ein natürliches Mittel gelöset werden könnte.“

Wir wissen, dass der Bericht des Boten in der achten Szene des ersten Epeisodions diesen Knoten doch wirklich löst, dass nunmehr die Wiedervereinigung der Gatten in der That erfolgt und dass der Dichter beide hierbei die innigsten und rührendsten Töne an-

---

[33]) A. a. O. S. 37 und 38.

schlagen lässt. Nur ungern verzichte ich auf die Wiedergabe dieser wundervollen lyrischen Partie (V. 625 bis 697)[34]) und begnüge mich damit, ein paar Urteile der modernen Kritiker anzuführen. Wieland sagt[35]): „Nichts hingegen kann schöner und rührender sein, als die freudentrunkne lyrische Schwärmerei, worin Helena und Menelaos Gefühle ergiessen, welche auf einem so hohen Grade des Affekts wie von sich selbst zu Gesang werden“, und G. Hermann, nachdem er über die Erkennungsszene im Gegensatze zu Wieland etwas abfällig geurteilt hat[36]): „Sed molles illae amoris inter coniuges testificationes, Helenae potissimum, tam diu viduae, Menelaus enim nihil nisi falsam cum vera Helena commutavit, ea pars fabulae sunt, quae magis quam cetera tragoediae convenit“. Auch Matthias bemerkt[37]): „...... und nun strömen die Wiedervereinten ihren Wonnerausch in einem Liebesduett aus (623 ff.), dem zur vollen Wirkung auf den Modernen nur moderne Musikbegleitung fehlt.“ Besonders bewundernswert scheint mir noch dabei zu sein, dass in allen Äusserungen der weibliche und der männliche Charakter sehr fein aus einander gehalten sind, dass die Leidenschaft der Frau für den Jubel über das Wiederfinden wie für die Klage über das, was sie inzwischen erlebt hat, noch lebhaftere und wärmere Töne findet, als der ruhigere, wenn auch nicht minder bewegte, Sinn des Mannes.

Das folgende Gespräch lässt in den Äusserungen des Boten, der an ihm teilnimmt und in dem wir zwar einen Sklaven, aber einen solchen mit dem freien Sinne eines Edlen, wie er selbst sagt[38]), vor uns haben, den Philosophen Euripides zu Worte kommen. Was der Bote von dem „bunten und schwer zu enträtselnden“ Wesen der Gottheit („ὁ θεὸς ὡς ἔφυ τι ποικίλον | καὶ δυστέκμαρτον“ V. 711 und 712), was er von dem Verhältnisse der edlen Sklaven mit unfreiem Namen, aber mit freier Seele zu ihren Herren, was er von der Unzuverlässigkeit der Weissagungen („γνώμη δ' ἀρίστη μάντις ἥ τ' εὐβουλία“ V. 757) sagt, das alles stimmt zu vielen anderen Aussprüchen des Dichters an anderen Stellen und dokumentiert auch hier den kritischen Sinn des Zeit- und Gesinnungsgenossen der Sophisten. Im übrigen bilden das Gespräch und seine Fortsetzung zwischen Menelaos und Helene allein zum Teil wieder die bekannte Ergänzung zu der voraufgegangenen lyrischen Zwiesprache[39]), nur

[34]) Der Text von Wecklein ist hier durchweg dem früheren vorzuziehen. — [35]) A. a. O. S. 41. — [36]) Praefatio S. XIV. — [37]) A. a. O. S. 18. — [38]) V. 728 bis 731: ἐγὼ μὲν εἴην, καὶ πέφυχ' ὅμως λάτρις, | ἐν τοῖσι γενναίοισιν ἠριθμημένος | δούλοισι, τοὔνομ' οὐκ ἔχων ἐλεύθερον, | τὸν νοῦν δέ. — [39]) S. auf S. 178 mit Anm. 25!

das ist darin neu und von besonderer Wichtigkeit, dass Helene zunächst den Menelaos zur Flucht veranlassen will, um ihn nicht in ihr Verderben hineinzuziehen, und dass die Gatten, als Menelaos dieses Ansinnen zurückgewiesen hat, zwar noch Hülfe von Theonoë erwarten, aber für den schlimmsten Fall, dass ihnen diese versagt werde, mit einander zu sterben bereit sind. Hier erheben sich beide zu der Höhe tragischer Gestalten und hier bekommt die Dichtung einen Zug ins Grosse und Erhabene, der den spöttischen Ton, den gerade hervorragende Gelehrte[40]) ihr oder ihren Gestalten gegenüber anschlagen, als nicht vollständig berechtigt erscheinen lässt. Reichlich enthusiastisch urteilt dagegen Wieland, wenn er sagt[41]): „Wenn die Schauspieler das sind und leisten, was sie sein und leisten sollen, d. i. wenn sie Ausdruck stiller Grösse, Gefühl und Energie ganz in ihrer Macht haben, um so erhabne Naturen aus der griechischen Halbgötterzeit, wie Menelaos und Helena, würdig darzustellen und auszusprechen, so müssen diese wenigen Verse" (835 bis 840) „eine Wirkung auf die Zuschauer thun, wie vielleicht keine andere Stelle in irgend einer Tragödie, die ich kenne".[42])

Wohl aber ist die Haltung der Theonoë in der zehnten Szene des ersten Epeisodions im stande, Bedenken zu erregen. Dass sie den beiden Liebenden ihren Beistand zusagt und sich für ihr Recht, ja ihre Verpflichtung dazu auf den ja auch von Menelaos und Helene angerufenen Proteus beruft, ist etwas, was der Erwartung der Zuschauer und Theonoës eigenem edlen Wesen entspricht, aber ihre Erzählung von dem noch unausgefochtenen Streite zwischen den beiden Göttinnen, dessen Entscheidung von ihr abhänge (V. 878 bis 891), setzt die Macht der Göttinnen in ein eigentümliches Licht und weist ihr selbst, mag sie sich auch ebenfalls einer göttlichen Abstammung rühmen können (ihre Mutter Psamathe ist die Tochter

---

[40]) G. Hermann sagt in der Praefatio S. XIV und XV: „In moribus vero non est, quod magnopere admiremur, quia non magni animorum motus sunt" und Ulrich von Wilamowitz spricht an der schon auf S. 179 Anm. 30 zitierten Stelle noch von der Helene als „einer etwas verblühten Tugendrose". — [41]) A. a. O. S. 45. — [42]) Die Frage, inwieweit die Existenz einer Parodie das Urteil über ernste Dichtwerke zu beeinflussen vermag, wird erst später aufzuwerfen sein; hier mag nur bemerkt werden, dass die in Wilhelm Christs „Geschichte der griechischen Litteratur" (1. Auflage; Nördlingen, Beck 1889) auf S. 200 Anm. 8 erwähnte Annahme Zielinskis („Gliederung der altattischen Komödie" S. 97 ff.), die Verse 80 ff. in Aristophanes' „Rittern" seien eine Parodie von Eurip. „Hel." V. 835 ff. (warum nicht eher von V. 298 ff. oder 353 ff.?), ganz abgesehen von der dadurch geschaffenen chronologischen Ungeheuerlichkeit (die „Helene" wäre dann in das Jahr 425 zu setzen), schon deshalb als irrig erscheint, weil die Aristophanische Stelle gar keinen bestimmten Anhalt dafür gewährt.

des Nereus), eine merkwürdig erhabene Stellung an. Schön aber sind ihre Worte vom Geiste der Verstorbenen (V. 1009 bis 1016), von denen man einige (die Verse 1013 bis 1016) mit Unrecht hat streichen wollen.[43]) Die langen Reden der Helene und des Menelaos tragen zwar im einzelnen durchaus den Stempel des Euripideischen Geistes, entsprechen aber nicht minder im ganzen der allgemeinen Gewohnheit der Tragiker, besonders des Sophokles, den Stil der Gerichts- oder Volksversammlungsrede auch bei der Bühnenrede anzuwenden. So sagt auch G. Hermann[44]): „Habent tamen orationes, quibus Helena et Menelaus Theonoam flectere student, virtutes suas credique potest eas valde placuisse Atheniensibus, qui quantum causis orandis delectati fuerint notissimum est. Similis est ratio fallaciae, qua decipitur Theoclymenus. Cesserat enim paullatim antiquae simplicitatis gravitas artificioribus fabulae implicationibus, quae et ipsae aliquid similitudinis cum causis forensibus haberent, quoque plus astutiae continerent, eo magis retinerent attentionem spectatorum.“

Die Entschliessung der beiden Gatten über den zur Befreiung einzuschlagenden Weg, auf welche sich die letzten der soeben angeführten Worte des grossen Gelehrten spezieller beziehen, will freilich nicht mit dem Massstabe der heutigen Moral gemessen sein, steht aber nicht, was man vielleicht als die Meinung G. Hermanns aus seinen Worten herauslesen könnte, so ganz und gar im Gegensatze zu den moralischen Anschauungen, die wir bei den Vorgängern des Euripides vorfinden, wie auch dessen spintisierende Redeweise einem auch wohl gelegentlich einmal bei Sophokles (ich erinnere nur an die vielbestrittenen, aber sicherlich echten Verse 908 bis 912 in der „Antigone“) entgegentönt. Und dann darf man nicht vergessen, dass das höhere Recht ohne allen Zweifel auf der Seite der Gatten ist, dass sie sich dem Theoklymenos gegenüber im Stande der Notwehr befinden und dass der Dichter ihrem Thun nicht bloss durch Theonoë, sondern noch weit direkter und nachdrücklicher durch den ϑεὸς ἐπὶ μηχανῆς, der ja allein durch diesen Gedanken seine innere Rechtfertigung findet, die Weihe giebt. Mit Recht ist von W. Christ gesagt worden[45]), dass die „Helene“ „durch ihren Schluss der taurischen

---

[43]) Vgl. Erwin Rohde „Psyche“ (1. Auflage, Freiburg i. B., Mohr 1894) S. 552; Rohde zitiert die Verse 1014 bis 1016. — [44]) Praefatio S. XIV. — [45]) A. o. O. S. 200. Auf die „allgemein anerkannte Thatsache“ der Ähnlichkeit der „taurischen Iphigenie“ mit der „Helene“ in Anlage und Durchführung soll nach A. von Premerstein (a. a. O. S. 625) schon C. G. Firnhaber in der mir nicht zugänglich gewordenen Schrift „Die Verdächtigungen

Iphigenie ähnele"; auch dort wird ein Barbar betrogen, auch dort geschieht das unter Zustimmung der Götter, auch dort spricht ein θεὸς ἐπὶ μηχανῆς das ausdrücklich aus und auch dort endlich ist es ein Weib, das den Anschlag ersinnt; ist doch das Weib in beiden Fällen der zumeist bedrohte Teil und „steht" doch auch dies Verfahren „in Übereinstimmung mit des Euripides Anschauung vom weiblichen Charakter"! [46])

Das Chorlied, welches dem ersten Epeisodion folgt, das erste Stasimon, ist, abgesehen von lyrischen Schönheiten, wie sie namentlich die erste Strophe aufweist, besonders durch den spekulativen Charakter des zweiten Strophenpaares interessant. Nach den Eingangsworten, die einen lebhaften Zweifel ausdrücken (V. 1137 ff.):

„ὅ τι θεὸς ἢ μὴ θεὸς ἢ τὸ μέσον,
τίς φύσιν ἐρευνήσας βροτῶν
μακρότατον πέρας ηὗρεν,
ὃς τὰ θεῶν ἐσορᾷ
δεῦρο καὶ αὖθις ἐκεῖσε
καὶ πάλιν ἀντιλόγοις
πηδῶντ' ἀνελπίστοις τύχαις;" [47]),

Euripideischer Verse" (Leipzig, 1840) S. 21 f. hingewiesen haben und neuerdings hat Ewald Bruhn mit Berufung auf F. Schroeders Abhandlung „de iteratis apud tragicos Graecos" 88 f. in der Einleitung zu seiner Ausgabe der „Iphigenie auf Tauris" (vierte Auflage der Ausgabe von F. G. Schöne und H. Köchly; Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1894) S. 11 ff. auch eine Reihe von einzelnen Ähnlichkeiten zusammengestellt und insbesondere die Charaktere von Thoas und Theoklymenos mit einander verglichen; dabei behauptet er, dass bei Theoklymenos die Züge des Blutdurstes, der Beschränktheit, des täppischen Wesens „gesteigert" seien, doch hat er dabei meines Erachtens den Zusammenhang, in dem „Helene" 1172 gesprochen wird, nicht richtig gewürdigt und die Situation, in der sich Theoklymenos befindet, obwohl er selbst den jenem gespielten Betrug „viel ärger" nennt, nicht genug berücksichtigt. Ohne Zweifel ist ferner die Erfindung in der „Helene" verwickelter als in der „taurischen Iphigenie", aber damit ist noch nichts gegen den Wert der „Helene" gesagt und Bruhn weist mit Recht den von Christ an anderer Stelle (a. a. O. S. 197) gebrauchten Ausdruck, „die Helene gleiche einer schlechten Neuauflage der Iphigenie", durch ein Fragezeichen hinter dem Worte „schlechten" zurück (a. a. O. S. 15 Anm.*). Indessen wird auf diese Frage noch zurückzukommen sein. Zu A. von Premersteins Behauptung (a. a. O. S. 653), dass C. G. Firnhaber in der Zeitschrift für die Altertumswissenschaft VI (1839) Sp. 1 ff. die „Analogieen in beiden Dramen ...übersichtlich zusammengetragen" habe, muss ich noch bemerken, dass ich in Firnhabers angeführtem Aufsatze („Euripides Helena") davon nichts gefunden habe. — [46]) Wecklein in der Einleitung zu seiner Ausgabe der „taurischen Iphigenie" (2. Auflage; Leipzig, Teubner. 1888) S. 15 Anm. 32; er zitiert u. a. Iphig. Taur. 1032: „δειναὶ γὰρ αἱ γυναῖκες εὑρίσκειν τέχνας." — [47]) Text nach Wecklein.

schliesst die Strophe mit der Entscheidung (V. 1148 bis 1150):

„. . . . . οὐδ' ἔχω
τί τὸ σαφές, ὅ τι ποτ' ἐν βροτοῖς.
τὸ τῶν θεῶν ἔπος ἀλαθὲς ηὗρον.“ [48])

Die Gegenstrophe verdammt das Trachten nach Kriegsruhm, da die Schärfe des Schwertes den Leiden der Menschen doch kein Ende zu machen vermöge, und klingt in der Klage um Ilios aus.

Theoklymenos, der jetzt, in der ersten Szene des zweiten Epeisodions, von der Jagd zurückkehrend, zum ersten Male die Bühne betritt, wird von den Kritikern gewöhlich mit wenigen Worten abgethan. G. Hermann nennt ihn [49]) „ut barbarus, ferocia praeceps nec valde sagax“; Georg Günther meint[50]), es sei von ihm, wie von Thoas (in der „taurischen Iphigenie“), „nichts zu sagen, es seien eben Barbarenkönige“; Ulrich von Wilamowitz nennt ihn einmal[51]) einen „polternden barbarischen Dummkopf“ und ein anderes Mal[52]) einen „hohlen Renommisten“. Nur Wieland fällt wieder ein günstigeres Urtheil (er spricht von ihm als dem „frommen Könige“[53]) und „einem klugen, nicht leicht zu betrügenden Manne“[54])) und widmet auch diesem Epeisodion eine liebevoll eingehende und die Kunst des Dichters rühmende Betrachtung.[55]) Er macht mit Recht darauf aufmerksam, welche Mühe die beiden Gatten aufzuwenden haben, wenn sie den frommen König betrügen wollen, und wie geschickt sie sich dabei benehmen müssen.[56]) Was von ihrem Betruge zu halten, wie er zu rechtfertigen sei, ist schon früher[57]) gesagt worden, aber man begeht meines Erachtens ein Unrecht, wenn man sich durch die Überzeugung von der inneren Berechtigung des Verhaltens der beiden Gatten dazu verleiten lässt, die sittliche und intellektuelle Bedeutung des Theoklymenos herabzusetzen. Allerdings

[48]) Text nach Wecklein. — [49]) Praefatio S. XV. — [50]) „Grundzüge der tragischen Dichtkunst“ (Leipzig und Berlin, Wilh. Friedrich. 1885) S. 189. — [51]) A. a. O. I S. 114. — [52]) A. a. O. II S. 100. S. übrigens auf S. 183 mit Anm. 40! — [53]) A. a. O. S. 66. — [54]) A. a. O. S. 67. — [55]) A. a. O. S. 60 bis 68. — [56]) Ewald Bruhn („Lucubrationum Euripidearum capita selecta“ im 15. Supplementbande der Jahrbücher für klassische Philologie (1887) S. 307 ff.) findet es auffallend, dass Theoklymenos, der sich doch eben noch Vorwürfe gemacht habe (V. 1171 ff.), dass er gegen die Fremden zu milde sei, und der jetzt auch dem Fremden, dessen Ankunft ihm verkündigt worden sei, den Tod drohe, dennoch nun nicht sofort den Menelaos als einen Fremden ergreifen lasse. Aber wird nicht Theoklymenos durch die Nachricht vom Tode des Menelaos auf ganz andere Gedanken gebracht und von jeder Furcht vor den Fremden befreit? — [57]) S. auf S. 184 und 185!

macht ihn seine Leidenschaft für Helene blind gegen die Schuld, die er durch ihre gewaltsame Aneignung an ihr und an dem Andenken seines Vaters begehen will, und von dieser Leidenschaft haben die beiden Gatten in der That alles zu fürchten, so dass ihre Gegenmassregeln berechtigt sind; dass Theoklymenos ohne Nötigung so gutmüthig sein könne, Helene mit ihrem Gatten ungefährdet fortziehen zu lassen, ist ein Gedanke, den der Dichter nicht aufkommen lassen darf, und zwar ebensowenig, wie uns das Euripides von seinem Thoas oder Goethe von dem seinigen glauben lassen; aber dass Theoklymenos sonst weder ein ganz roher oder auch nur niedriger noch ein thörichter Mensch ist, das sollen wir nach des Dichters Willen so gut von ihm annehmen, wie uns das Goethe[58]) bei seinem Thoas glaubhaft gemacht hat. Und diese Absicht hat, meine ich, Euripides vollständig erreicht. Die gegen Theoklymenos angewandte List ist so fein, dass er dadurch getäuscht werden muss, und seine Entrüstung nach dem Gelingen des Anschlages, um das gleich hier vorwegzunehmen, ist vollkommen verzeihlich, weicht ja aber sofort dem besänftigenden Zuspruche der Gottheit.[59]) Bei der Täuschung des Königs sind, wie das Wieland gut ausführt, die Rollen vom Dichter äusserst geschickt zwischen Menelaos und Helene verteilt; Menelaos tritt auch dabei, wie bei der Entwerfung des Planes, zurück und bleibt dadurch vor dem Vorwurfe bewahrt, als spiele er hier eine eines Helden unwürdige Rolle; er antwortet fast nur auf Fragen des Königs, als die eigentliche Angelegenheit bereits durch Helene erledigt worden ist.

Der Text des zweiten Stasimons[60]) wird wohl immer in vielen einzelnen Bestandteilen und in seinem ganzen Zusammenhange ein Rätsel bleiben. G. Hermanns Annahmen[61]), es sei hier ein ursprünglich

---

[58]) Der Euripideische Thoas ist nicht so eingehend charakterisiert. In bezug auf den Goethischen macht Hans Morsch „Goethe und die griechischen Bühnendichter“ (Programm der Königlichen Realschule zu Berlin [Realgymnasium] von Ostern 1888) S. 29 eine Bemerkung, die eine Beziehung zur „Helene“ und ihrem Theoklymenos hat: „Um so weniger aber ist man berechtigt, diese Liebe“ (des Thoas zur Iphigenie) „als eine romantische zu bezeichnen, da man aus der Helena des Euripides ersehen kann, wie griechisch ein solches Werben eines barbarischen Königs um ein hellenisches Weib ist: Helena, in derselben Lage wie Iphigenie, verschlagen an die unwirtliche Küste Ägyptens, wird von dem einheimischen Könige Theoklymenos zur Frau begehrt.“ Richtiger könnte man vielleicht umgekehrt sagen, dass auch die antike Dichtung schon Züge aufweise, die man romantisch nennen könnte; doch davon später. — [59]) S. über den Charakter des Theoklymenos auch Anm. 45 auf S. 185! — [60]) S. auf S. 172! — [61]) S. in seiner Ausgabe die Anmerkungen zu V. 1376 (= 1355 bei Nauck) und V. 1387 (= 1366)!

in einer anderen Tragödie stehendes und für die unsere geändertes Lied von Euripides eingeschoben oder es sei das echte Stasimon des Euripides von Schauspielern durch ein anderes verdrängt worden, kann man indessen schwerlich zustimmen, sondern muss das Stasimon wohl als einen der Beweise für die auch anderweitig bekannte Thatsache ansehen, dass sich das Chorlied des Euripides mitunter weit von dem Gegenstande seines Dramas entfernt oder die Beziehung dazu wenigstens nur ganz locker aufrecht erhält. Von Interesse ist Wielands Auslassung[62]): „Der Gesang, womit der Chor, nachdem der König sich mit Menelaus und Helena entfernt haben, die Zuschauer unterhält, steht mit der Handlung nicht in der mindesten Beziehung, enthält aber eines der schönsten poetischen Gemälde, die aus dem griechischen Altertum auf uns gekommen sind, und könnte einem Künstler, dem unser in seiner Art einzige, durch ein missgünstiges Schicksal der Kunst zu früh entrissene Carstens seinen Genie und sein seltnes Talent zum Erbe gelassen hätte (wofern ein solcher aufstände), den Stoff und die Begeisterung zu einer so erhabenen und reichen Komposition an die Hand geben, wie die Kunst seit Raffaël und Michelangelo schwerlich aufzuweisen hat.“

Zu der zweiten Szene des dritten Epeisodions (V. 1385 bis 1440) hat sich Wieland[63]) mit starken Ausdrücken über die „hinterlistige Art“ ereifert, „wie Helene das edle Zutrauen und die grenzenlose Gefälligkeit des guten Königs von Pharos missbraucht“, doch wird ja nur der einmal betretene Weg weiter verfolgt; dass aber Menelaos und Helene diesen Weg betreten mussten, wenn sie gerettet sein wollten, ist schon wiederholt erörtert worden[64]). Mit bewunderungswürdiger Kunst hat der Dichter auch hier wieder jedem der beiden Gatten seine besondere Rolle in der Verhandlung mit Theoklymenos zugewiesen und die durch des Königs Wünsche auftauchenden retardierenden Momente zur Spannung zu benutzen und doch durch die Antworten der Helene geschickt zu beseitigen gewusst.

Aus dem dritten Stasimon (V. 1451 bis 1511) ist als ein charakteristischer und für das Gefüge der Handlung wichtiger Zug hervorzuheben, dass der Chor in der zweiten Gegenstrophe die Dioskuren anfleht, ihrer Schwester bei dem unternommenen Wagnisse beizustehen, und damit das spätere Auftreten der Dioskuren vorbereitet. Das ganze Lied ist übrigens nicht nur der Situation aufs

---

[62]) A. a. O. S. 68 und 69. — [63]) A. a. O. S. 74. — [64]) Auf Seite 184 bis 186. Hier mag auch noch bemerkt werden, dass von einer Erfüllung des von Helene in V. 1388.89 dem Chore gegebenen Versprechens (s. auf S. 173!) später nirgends die Rede ist.

engste angepasst, sondern auch, und somit eine würdige letzte Äusserung des Chores in seiner lyrischen Funktion, voll Wohllaut und Schwung.

Den Glanzpunkt der Exodos bildet der Bericht des zweiten Boten, den natürlich auch Wieland preist[65]) und dem G. Hermann die Worte widmet[66]): „Aliud, quod placere debuit“ (Atheniensibus), „relatio nuntii est eorum, quae acta sunt in navi, qua Helenam abduxit Menelaus, quae illa omnia accuratissime et ad vivum expressa descripsit“. Einzelne Züge des Berichtes erinnern wieder besonders lebendig an den gleichen Bericht in der „taurischen Iphigenie“[67]), und wie dort überall Leben und Bewegung herrscht, so ist das auch hier der Fall; Menelaos und Helene zeigen sich hier wenigstens durch den Mund eines Dritten in energischer Thätigkeit und so wird der letzte Eindruck, den sie dem Zuschauer hinterlassen, der von heroenhaften Gestalten. Dass der Chor dem durch den Bericht des Boten heftig erregten und besonders der Theonoë zürnenden Theoklymenos den Weg vertritt und ihn hindert, sich an Theonoë zu rächen, wird von Wieland[68]) mit Recht als „ein neuer Knoten“ bezeichnet, auffallend dagegen ist es, wenn G. Hermann sagt[69]): „Chorus non multum consilio, plus silentio Helenam adiuvans, in fine fabulae praeter exspectationem fortis in defendenda Theonoa“; denn thätig greift der Chor gewöhnlich auch in anderen Tragödien nicht in die Handlung ein und eine „exspectatio“, dass er handeln werde, kann man also nicht nur nicht vom Chore der „Helene“, sondern auch nicht von dem Chore der meisten Tragödien hegen; übrigens finden wir, von denjenigen Tragödien abgesehen, in denen, wie etwa in Aischylos’ „Hiketiden“ und „Eumeniden“, in Sophokles’ „Aias“, in Euripides’ „Hiketiden“, der Chor so zu sagen eine mithandelnde Person ist, ihn z. B. schon in Aischylos’ „Agamemnon“ bereit, die Waffen gegen Aigisthos zu erheben. Die trochäischen Tetrameter, die Euripides hier anwendet, geben auch formell der erregten Stimmung den erwünschten erregten Ausdruck.

Der Abschluss der Handlung und die endgültige Lösung aller Konflikte durch einen der Dioskuren als den ϑεὸς ἐπὶ μηχανῆς haben in unserer Tragödie ihren guten Sinn; durch die offen ausgesprochene Zustimmung der Götter wird, wie bereits früher[70]) hervorgehoben worden ist, das Verhalten der beiden Gatten gegen Theoklymenos gerechtfertigt,

---

[65]) A. a. O. S. 77 und 78. — [66]) Praefatio S. XIV. — [67]) S. Bruhn a. a. O. („taur. Iphig.“) S. 12 („Iphig.“ 1334 und „Hel.“ 1549; „Iphig.“ 1386 und „Hel.“ 1593) und hier auf S. 184 mit Anm. 45! — [68]) A. a. O. S. 79. — [69]) Praefatio S. XV. — [70]) Auf S. 184.

das höhere Recht der Gattin, die sich auf die Verheissungen des Proteus berufen kann, des Gatten, der den älteren Anspruch auf den Besitz der Helene hat, und auch der Theonoë, die pietätvoll für die Verheissungen ihres Vaters und voll Frömmigkeit für die Heiligkeit der Ehe eintritt, der gewaltsamen Begehrlichkeit des jungen Königs gegenüber ausser Frage gestellt. Unter den sonstigen Verkündigungen des Dioskuren ist die von der künftigen Bezeichnung der Insel Kranaë mit dem Namen der Helene nicht bloss eine Auszeichnung für die Heldin der Tragödie, sondern auch eine solche für das Vaterland des Euripides, ist eine dem patriotischen Sinne der attischen Dichter natürliche Huldigung. Der Helene wird, wie sie im „Orestes" unseres Dichters (V. 1629 ff.) in den Äther emporgehoben wird, hier wenigstens für das Ende ihrer Tage die Aufnahme unter die Götter verheissen und ähnlich dem Menelaos die einstige Entrückung auf die Insel der Seligen angekündigt und auch damit wieder der heroenhafte Charakter der beiden Gestalten bestätigt[71]). Dass Helene endlich aus dem Munde des Theoklymenos selbst das höchste Lob erhält, drückt schliesslich der ganzen Tragödie noch einmal den Stempel der παλινῳδία auf, und die frommen Worte der Schlussverse des Chores bilden einen so würdigen Abschluss des ganzen Werkes, dass kein Grund vorhanden ist, sie dem Dichter oder einem verständnisvollen Koryphäen seiner Zeit abzusprechen.

Nach alle dem ist meines Erachtens gegen die Einzelheiten der Handlung und der Charakteristik in unserer Tragödie kaum etwas einzuwenden, sobald man die Voraussetzungen des Dichters annimmt und nicht einen von anderen Voraussetzungen[72]) und von Gesichtspunkten, die ausserhalb dieser bestimmten Dichtung liegen[73]), hergenommenen Massstab anlegt. Auch von dem Aufbau der Handlung lässt sich viel Gutes sagen. Äusserlich korrekt ist er aller-

---

[71]) S. Rohde a. a. O. S. 542 mit Anm. 3 über Entrückungswunder bei Euripides! Warum die Entrückung des Menelaos „mit unverkennbarem Hohn" angekündigt werden soll, ist nicht weiter begründet und ich vermag diesen Eindruck nicht nachzuempfinden; anders Hugo Steiger „Wie entstand der Orestes des Euripides?" (Programm des Gymnasiums zu St. Anna in Augsburg von 1898) S. 27 und 28 Anm. 36. Vgl. übrigens auch Rohde a. a. O. S. 74 mit Anm. 3 und s. dazu meine Ausführung auf S. 179 und 180! — [72]) Wie es z. B. die Abneigung gegen die romantischen Züge unserer Dichtung wäre. — [73]) Wie man aus einem solchen z. B. urteilte, wenn man die Thatsachen und die Charaktere der „Helene" an den Überlieferungen messen wollte, welche die früheren griechischen Dichtungen von Homer an und insbesondere andere Dichtungen des Euripides selbst über Menelaos und Helene bieten. Vgl. auch Anm. 70 auf S. 189!

dings nicht; in dieser Beziehung erregen, die kommatische Gestaltung der Parodos[74]) ganz bei Seite gelassen, das Verschwinden des Chores von der Bühne innerhalb des ersten Epeisodions und die übermässige Ausdehnung eben dieses Teiles der Handlung, die mit jener zeitweiligen Abwesenheit des Chores zusammenhängt, indem das an dieser Stelle erwartete Stasimon in Wegfall kommt, einen gewissen Anstoss[75]). Aber an sich, in ihrem inneren Verhältnisse zu einander und zum Ziele der dramatischen Handlung kommen alle für diese wesentlichen Momente vollständig zur Geltung. Der Prolog giebt die Einleitung; das Gespräch der Helene mit Teukros schliesst dabei ein erregendes Moment in sich; die Szenen vom ersten Auftreten des Menelaos an bis zu seiner äusseren und inneren Wiedervereinigung mit Helene bringen die Steigerung; in dem Gespräche der beiden Gatten nach dem Abgange des ersten Boten und in ihrer Begegnung mit Theonoë, also in der neunten und zehnten Szene des ersten Epeisodions (V. 758 bis 864 und 865 bis 1029), die auch, rein äusserlich genommen, den mittleren Teil der Gesamthandlung bilden, erreicht die Handlung ihren Höhepunkt: hier wird die Frage gestellt, die den Kern der ganzen Dichtung ausmacht, ob nämlich die beiden Gatten, die sich so unerwartet wiedergefunden haben, darauf hoffen können, den ihnen durch Theoklymenos drohenden und ihre endgültige Wiedervereinigung sowie ihre Rückkehr nach der Heimat hindernden Gefahren zu entgehen, oder ob sie auf eine solche Hoffnung verzichten müssen; die Beratung zwischen den Gatten und ihre beiden Unterredungen mit Theoklymenos stellen den Umschwung und die fallende Handlung dar und bereiten die Lösung d. h. in diesem Falle den friedlichen Ausgang vor und es fehlt dabei nicht an retardierenden Momenten, wie sie in dem Versuche des Theoklymenos, Helene von der Teilnahme an der angeblichen Bestattungsfeier zurückzuhalten, und seinem Anerbieten, selber mit aufs Meer hinauszufahren, liegen; die Exodos endlich führt uns die Lösung des Konfliktes von zwei verschiedenen Seiten vor, einmal von ihrer äusserlichen in den von dem zweiten Boten berichteten Vorgängen und sodann von ihrer innerlichen in dem noch ein letztes retardierendes Moment darstellenden Streite des Theoklymenos mit dem Chore und in den die That der beiden Gatten rechtfertigenden und weihenden Schlussworten des einen der Dioskuren. Das Ziel der Handlung ist erreicht und so erreicht, dass es das natürliche Ergebnis

---

[74]) S. auf S. 175! — [75]) Freilich hat das Verschwinden des Chores seine guten Gründe; s. auf S. 179!

der Charaktere und der ihrem innersten Wesen entsprechenden Einzelhandlungen ist; der dramatische Bau hat kaum irgendwo, höchstens vielleicht in dem äusserlich unmotivierten Auftreten des Teukros und in der eigentümlichen Begründung, die Theonoë wenigstens in gewisser Richtung ihrem Verhalten giebt, Lücken aufzuweisen.

Mit der Anerkennung dieses und anderer Vorzüge unserer Tragödie ist jedoch noch keineswegs das letzte Wort über sie gesprochen, sind ihre typische Bedeutung und der Grund für diese noch nicht zur Erörterung gekommen. Doch bevor wir uns dieser Seite unserer Aufgabe zuwenden, sind noch ein paar Nebenpunkte zu erledigen.

Die Streitfrage, ob die Dichtung wirklich eine Tragödie sei, braucht uns freilich nicht sonderlich zu quälen und zu beschäftigen; was August Wilhelm Schlegel darüber beibringt[76]), beruht auf der Vorstellung, als ob die „Tragödie“ der Alten mit unserem „Trauerspiele“ identisch sei; dass dies nicht der Fall ist, lehrt ein Blick auf Aischylos' „Hiketiden“, „Perser“ und „Eumeniden“, Sophokles' „Aias“, „Philoktet“ und „Oidipus auf Kolonos“ und auf Euripides' „Alkestis“, „Ion“, „taurische Iphigenie“ und „Helene“, von anderen Dichtungen der grossen Meister, deren Ausgang auch nicht als rein tragisch zu bezeichnen ist, ganz zu schweigen. Die Tragödie ist eben nur eine dramatische Dichtung, bei welcher sich der Konflikt nicht, wie bei der Komödie, auf dem Boden der Sitte oder, genauer gesagt, der herkömmlichen Meinung über die Gesetze der Sittlichkeit, sondern auf dem der Sittlichkeit selbst bewegt, und umfasst demnach die beiden modernen Kategorien des Trauerspieles und des Schauspieles. Dem Schauspiele aber sind seiner Natur nach weite Grenzen gesteckt; bald wird es sich mehr dem Trauerspiele nähern, bald hart an die Grenzen der Komödie streifen; das Wesentlichste ist immer, dass es bei aller Vertiefung und allem Ernste des Konfliktes doch eine friedliche Lösung bietet und nicht mit der Vernichtung seiner Helden schliesst. Darum gehört auch die „Helene“ in diese Kategorie; dabei hat die Euripideische Art der Gestaltung allerdings etwas so Charakteristisches, dass darüber noch besonders zu reden sein wird, aber der Schulstreit über den Namen braucht uns, wie gesagt, nicht weiter zu beschäftigen.[77])

---

[76]) „Griechisches und römisches Theater“ (in Meyers Volksbüchern) Kap. 10 S. 121: „Die belustigendste aller Tragödien ist Helena, ein ganz abenteuerliches Schauspiel, voll von wunderbaren Vorfällen und Auftritten, die offenbar weit mehr für die Komödie passen.“ — [77]) S. auch Pflugk a. a. O. im Prooemium S. 12 ff., besonders S. 13 gegen Ende!

Auch die Frage nach der Zeit der Entstehung der „Helene“ oder vielmehr nach der ihrer Aufführung hat für die ästhetische Würdigung nur einen geringen Wert und allein der Punkt ist von Interesse, in welchem Zeitverhältnisse die „Helene“ zur „taurischen Iphigenie“ stehe. Es ist an einer früheren Stelle[78]) stillschweigend angenommen worden, dass die „Helene“ das jüngere Stück sei, und in der That steht dieser Annahme nichts im Wege. Mit der Berufung des Aristophanes in V. 850 der „Thesmophoriazusen“ auf die „καινὴ Ἑλένη“ ist für diese Dichtung das Jahr 412 bestimmt gegeben[79]) und bleibt auch nach den neuesten Untersuchungen in Kraft[80]); nur die Zeit der „taurischen Iphigenie“ ist gegen die älteren Annahmen, aber ohne irgendwelche Schwierigkeit[81]) etwas früher anzusetzen. Vollends steht nach dem inneren Verhältnisse der beiden Dichtungen zu einander die Priorität der „taurischen Iphigenie“ vor der „Helene“ ganz ausser Frage. Die Handlung der „Helene“ ist, wie bereits an der eben[82]) erwähnten Stelle gesagt worden ist, verwickelter und dieser Umstand spricht hinlänglich für ihre spätere Entstehung; der Dichter wählte begreiflicher Weise zunächst den einfacheren Stoff. Wenn ihn alsdann die verwickeltere Fabel auch reizte, bedurfte er natürlich eines grösseren Aufwandes von Kunst, aber man kann ihm durchaus nicht, wenn man nicht Kleinigkeiten zu hoch schätzt, den Vorwurf der Künstlichkeit machen. Die Aufnahme der Gestalten des Theoklymenos und der Theonoë[83]) war geboten, sobald er den Stoff lebendig dramatisch gestalten wollte; damit war aber auch alles Weitere bestimmt. Die jüngere Dichtung steht ebenbürtig neben der älteren; dass den meisten der heutigen Leser die „taurische Iphiginie“ näher steht als die „Helene“, liegt einmal daran, dass auf ihrer Grundlage das Goethische Meisterwerk beruht, und sodann daran, dass sich die hier vorliegende Gestaltung der Helenefabel in einen so starken Widerspruch mit der landläufigen, durch Euripides selbst am meisten gepflegten und dann durch die römischen Dichter verbreiteten Vorstellung von der vielgeschmähten spartanischen Königin setzt und ihr Seitenstück in Goethes „Faust“ nicht in dem gleichen Masse zum Allgemeingut geworden ist und auch nicht hat werden können, wie desselben Dichters „Iphigenie“.

---

[78]) Auf S. 184 mit Anm. 45. — [79]) S. G. Hermann Praefatio S. VIII! — [80]) S. u. a. Bruhn a. a. O. („taur. Iphig.“) S. 11 bis 15; vgl. auch Anm. 42 auf S. 183! — [81]) S. Ulrich von Wilamowitz a. a. O. 1. Auflage I. S. 349 und 2. Auflage I S. 143 mit Anm. 50! — [82]) S. Anm. 78! — [83]) S. Anm. 13 auf S. 170!

Für die chronologische Frage könnten auch die politischen Anspielungen, die man in der „Helene“ vermutet hat, von Bedeutung sein. Aber was Pflugk darüber geäussert hat[84]), ist bereits durch G. Hermann[85]) und Klotz[86]) zurückgewiesen worden, und auch die Behauptungen, welche J. G. Droysen aufgestellt hat[87]), dass der Chorgesang V. 1301 ff. (das zweite Stasimon) „sich auf das Deutlichste auf die Mysterienverletzung, die dem Alkibiades schuld gegeben worden, beziehe“ und in V. 1147. 8. „die Bezeichnung „des Namens Klang ist in hellenischem Lande ungerecht, verräterisch, treulos, gottlos“, und zwar, wie der Dichter meine, mit Unrecht, bei weitem über Helena hinausreiche und nur in Beziehung auf Alkibiades Sinn habe“, scheinen mir auf sehr schwachen Füssen zu stehen. Meines Erachtens ist in der ganzen „Helene“ keine deutliche Anspielung auf die politischen Verhältnisse Athens zu finden.[88])

Die Bedeutung der Parodie, denen verschiedene Verse der „Helene“ in Aristophanes' „Thesmophoriazusen“ V. 855 bis 919 unterworfen werden, mag noch als die letzte der Nebenfragen, die man bei einer Würdigung unserer Tragödie stellen kann, eine kurze Erörterung erfahren.[89]) Daraus, dass eine Dichtung oder Teile von ihr zum Gegenstande einer Parodie gemacht sind, ist anerkanntermassen keineswegs auf einen geringeren Wert des Originals zu schliessen, weil häufig gerade das Hohe und Erhabene zur Parodie reizt, und auch in unserem Falle wird der Wert der Euripideischen Dichtung durch den an ihr von Aristophanes geübten Spott durchaus nicht beeinträchtigt. Dass die ganze dichterische Persönlichkeit des Euripides seinen Zeitgenossen und insbesondere dem grossen Komödiendichter Anlass zum Spott bot, hat seine guten Gründe, aber unser Urteil über Euripides

[84]) A. a. O. S. 14 und 15. — [85]) Praefatio S. VII und VIII. — [86]) A. a. O. S. 15 und 16. — [87]) In seiner Übersetzung der Werke des Aristophanes (2. Aufl.; Leipzig, Veit u. Komp. 1871) II S. 191 (Einleitung zu den „Thesmophoriazusen“). — [88]) Vgl. hierzu die Darlegung von Ulrich von Wilamowitz a. a. O. 2. Auflage I. S. 132 bis 134 und die Bemerkung ebendaselbst auf S. 140: „Nur soviel mögen wir sagen, dass seit der alles Interesse auf sich ziehenden sizilischen Expedition und gar während des folgenden Seekrieges kein Raum mehr für diese“ (politischen) „Debatten war, während die nächsten Jahre nach Sphakteria und Delion die angemessensten scheinen.“ Beiläufig erwähne ich noch in diesem Zusammenhange die von Ewald Bruhn („Lucubrationum Euripidearum capita selecta“ S. 306 ff.; vgl. Anm. 56 auf S. 186) aufgestellte und von Steiger (a. a. O. S. 31) aufgenommene Behauptung, dass Euripides in V. 1056, 1171, 1172, 1242 der „Helene“ gewisse Wendungen der Sophokleischen „Elektra“ verspotte; für mich sind die Ausführungen nicht überzeugend. — [89]) S. Anm. 42 auf S. 183!

darf weder durch diese allgemeine Thatsache noch durch die einzelnen Fälle, in denen sie in die Erscheinung getreten ist, in einem unberechtigten Masse beeinflusst werden.

Welches sind nun aber diejenigen Eigenschaften der „Helene“ — und damit kommen wir auf die Hauptfrage, um die es sich für uns bei dieser Würdigung handelt —, durch welche uns diese Dichtung ein über ihre Einzelheiten und deren dichterische Gestaltung hinausgehendes, besonderes Interesse erregt? Die „Helene“ ist, um zunächst die gestellte Frage im allgemeinen zu beantworten, für ihren Urheber, für sein Verhältnis zu seinen Vorgängern und für seine Einwirkung auf die Nachwelt ganz besonders charakteristisch und in ihr tritt die der gesamten Euripideischen Dichtung zukommende Kraft, von typischem Werte für das allgemeine Gesetz aller Kunstentwicklung zu sein, ganz besonders deutlich zu Tage.

Der Urgrund des Werdens und des Vergehens der Gestaltungen der Natur und des Geistes ist für uns in ein tiefes Geheimnis gehüllt. Wir erkennen zwar die mechanischen Voraussetzungen und Bedingungen dieser Erscheinungen, aber die Frage, warum dem Höhepunkte alles Daseins, dem eigentlichen Sein in aller Fülle der Kraft, keine längere, keine dauernde Frist vergönnt werde, vermögen wir nicht zu beantworten. Und es kann wohl auch nicht anders sein. Denn wenn wir auf diese Frage eine Antwort geben könnten, so ständen wir damit auch vor der Lösung des gesamten Welträtsels, vor der unmittelbaren Erfassung des Planes der gesamten Schöpfung. Aber obgleich wir die Unmöglichkeit, eine befriedigende Antwort auf unsere Frage zu erhalten, erkennen, so lassen wir doch nicht davon ab, nach einer solchen zu suchen, und bemühen uns durch eine fortgesetzte Beobachtung der konkreten Gestaltungen die Notwendigkeit ihres Verlaufes zu ergründen; wir suchen aus dem Wesen des Werdens die Bedingungen für den weiteren Fortgang zu entwickeln und kommen dadurch wenigstens zu dem Ergebnisse, dass, je reicher und rascher sich eine Gestaltung entwickelt, um so schneller auch durch das Übermass der Kraftentfaltung ihr Verfall veranlasst wird, einem Ergebnisse, das uns freilich den Schleier, der über dem Urgrunde des Seins liegt, nur ein wenig lüftet, uns aber doch insofern eine gewisse Beruhigung gewährt, als die Erkenntnis des in ihm ausgesprochenen Gesetzes uns in dem tröstlichen Glauben an die Existenz eines grossen Weltgesetzes, eines göttlichen Weltenplanes bestärkt.

Es giebt wohl keine Epoche in dem bisherigen Geistesleben der Menschheit, welche eine Betrachtung, wie die eben angestellte, so

nahe legte, als die der Blüte Athens im fünften Jahrhundert vor Christo. Wer sich den herrlichen Hymnus vergegenwärtigt, in welchem Perikles im Frühlinge des Jahres 430 in seiner berühmten Leichenrede[90]) den athenischen Staat als einen solchen preist, in welchem nicht allein die beste Verfassung bestehe, sondern auch das reichste religiöse, künstlerische und wissenschaftliche Leben herrsche, so dass die Stadt eine Schule für ganz Hellas genannt werden dürfe, wer sich, sage ich, diesen Hymnus vergegenwärtigt und bei einer Vergleichung der bekannten Thatsachen des athenischen Geisteslebens jener Zeit mit den Worten des Redners zugestehen muss, dass die Thatsachen den Worten in vielen wesentlichen Punkten entsprechen, der steht, sobald er mit seinen Gedanken nur etwa dreissig Jahre weiter geht und sich den Zustand Athens am Ende des peloponnesischen Krieges vor Augen hält, vor einem anscheinend unlösbaren Rätsel. Die Lösung liegt allein in dem Umstande, dass der von Perikles geschilderte Zustand im wesentlichen ein Erzeugnis einiger wenigen schöpferischen Kräfte und auf politischem Gebiete vor allem seines eigenen Genies gewesen ist. Allerdings ist auch Perikles, um zunächst bei der politischen Seite des athenischen Lebens zu bleiben, nur ein Kind seiner Zeit gewesen und hat das Material, aus dem er den Staat des nach ihm benannten Zeitalters aufgebaut hat, vorgefunden, aber sein Einfluss als derjenige des in dieser Demokratie eine monarchische Gewalt ausübenden Mannes hat jenes Material geformt, hat die vorhandenen gewaltigen Kräfte zu einer gewaltigen Wirkung zu vereinigen gewusst. So ist unter seiner Hand in der That ein wahres Wunderwerk entstanden, aber als diese Hand erschlaffte, auch rasch wieder zerfallen. Denn in einem Punkte hat sich Perikles schwer getäuscht: der idealistische, sittliche Sinn, der ihn selbst belebte, konnte in jener ersten grossen Blütezeit des Menschengeschlechts noch nicht hinlänglich allgemein verbreitet und namentlich noch nicht nachhaltig, noch nicht vertieft genug sein und war wirklich nur wenigen seiner Mitbürger in dem gleichen Masse eigen und unter diesen wenigen war vollends keiner, der die Zügel des Staates mit der gleichen Kraft und Umsicht zu führen gewusst hätte, und so sehr die demokratische Verfassung in der ihr durch Perikles gegebenen Form den Aufschwung des Staates gefördert hatte, so hinderlich war sie nach seinem Tode einer Behauptung der bis dahin erreichten Höhe; an die Stelle des einen

[90]) Thukyd. II, 35 bis 46.

regierenden Mannes traten die Demagogen und die Demokratie musste bald der Ochlokratie Platz machen. So hatte die Entfesselung der Volkskraft nicht bloss die segensreichen, sondern auch die verderblichen Keime entwickelt; die so schnell und so reich aufgegangene Blüte trug eben um dieser Schnelligkeit und um dieses Reichtums willen den Keim eines jähen Verfalles in sich.

Wie bei der Zeitigung der Blüte, so gingen auch bei der des Verfalles die sämtlichen geistigen Interessen des athenischen Volkes mit einander Hand in Hand. Die zwischen den äusseren Machtverhältnissen eines Volkes und seinem inneren Geistesleben bestehende Wechselwirkung tritt nicht immer so deutlich zu Tage, wie in diesem Abschnitte der griechischen Geschichte. Wo sich, wie es z. B. beim deutschen Volke und überhaupt bei den modernen Nationen der Fall ist, die Entwicklung langsamer vollzieht, da fällt nicht immer jeder Höhepunkt des staatlichen Lebens mit einem solchen des religiösen oder künstlerischen oder wissenschaftlichen zusammen und umgekehrt; in dem griechischen Leben des fünften Jahrhunderts dagegen regen sich alle Kräfte zugleich und wirken in unmittelbarster Nähe auf einander ein und deshalb geht auch die Zersetzung des Kulturlebens mit dem des politischen zugleich vor sich und es ist unmöglich zu entscheiden, ob der Anstoss dazu von dieser oder von jener Seite ausgeht. In demselben Augenblicke, wo Perikles sein glänzendes, farbenprächtiges Bild entwirft, sind, dem von seiner Schöpfung eingenommenen Redner unbewusst, bereits alle zerstörenden Elemente thätig; er selbst hat sie genährt und grossgezogen; das politische und das Kulturleben haben unter der Führung von Männern, welche dem Perikles nahe stehen und deren Schutz er sich angelegen sein lässt, neue Bahnen eingeschlagen.

In knappen Umrissen ein Bild von der eintretenden Zersetzung zu geben, ist, selbst wenn man ganz von den Wandlungen auf dem politischen Gebiete absieht und sich auf diejenigen auf den Gebieten der Religion, Dichtkunst und Philosophie beschränkt, eine ungemein schwierige Aufgabe und zudem ist bei der vorhandenen Wechselwirkung nicht festzustellen, auf welchem Gebiete die Zersetzung begonnen habe, so dass darin der eigentliche Grund des Verfalles zu suchen sei. Der Widerspruch, der mit dem Wachstum des Volksgeistes zwischen der überlieferten Volksreligion und einer vernunftgemässeren Auffassung entstanden war, kann als die Ursache der neueren philosophischen Bestrebungen und der in den Dichtwerken hervortretenden Anschauungen gelten, kann aber auch mit nicht ge-

ringerem Rechte als deren Wirkung angesehen werden. Jedenfalls bricht sich von der Mitte des fünften Jahrhunderts an eine ganz neue Weltanschauung Bahn; Anaxagoras, die Sophisten und Sokrates sind die Hauptträger der neuen Richtung. Durch die von Anaxagoras ausgehende Verkündigung der Vernunft als eines Weltordners bekommt so zu sagen die ganze philosophische Forschung erst die rechte seelische Belebung und wendet sich von der Betrachtung der Natur und ihrer Entstehungsursachen der Betrachtung des menschlichen Geisteslebens zu, der Skeptizismus der Sophisten unterwirft die sämtlichen Verhältnisse der Menschenwelt einer zersetzenden Beleuchtung und der Kritizismus des Sokrates verfolgt scheinbar die gleiche Richtung, dringt aber in Wahrheit (und damit bekommt die Forschung die erste zuverlässige Grundlage) zur Aufstellung von festen Begriffen durch. Die segensreichen Wirkungen dieser ganzen Bewegung kommen Athen und Griechenland selber nicht mehr zu gute; die aus ihr hervorgegangenen Systeme des Platon und des Aristoteles sind ein Vermächtnis, welches der griechische Geist den kommenden Geschlechtern und Völkern hinterlässt; ihre Heimat ist schon durch die Bewegung selbst in ihren Grundfesten erschüttert und dem bald eintretenden völligen Untergange nahe gebracht. Das Gefühl, dass es mit dem Athen der Perikleischen Zeit zu Ende gehe, beherrscht schon während des Verlaufes der Bewegung, also während des peloponnesischen Krieges, die Athener selbst; ihr beredter Stimmführer ist Aristophanes, der bekanntlich nicht bloss die politischen und sozialen Zustände seiner Zeit mit seinem tödlichen Spotte verfolgt, sondern nicht minder die Strömungen des Geisteslebens grell beleuchtet hat. In dieser Richtung gilt sein Spott nicht bloss dem Sokrates, sondern auch, ja in noch häufigerer Anwendung, dem dritten grossen Tragiker der Athener, dem Euripides.

Denn in den Dichtungen des Euripides spiegelt sich, wie in keinen anderen gleichzeitigen, das Geistesleben der zweiten Hälfte und zumal des letzten Drittels des fünften Jahrhunderts wieder; aus seinen Dichtungen, wie aus keinen anderen gleichzeitigen, wird, so beredt sie zugleich auch für die Grösse Athens und seiner dramatischen Dichtkunst Zeugnis ablegen, der Verfall der gepriesenen Stadt, des attischen Staates, des gesamten Griechenlands begreiflich. Euripides[91]) hat nachweislich in einer nahen persönlichen Beziehung

[91]) Besonders beachtenswerte Schilderungen des Euripides und seiner Dichtungsart geben ausser den Litterarhistorikern u. a. Ernst Curtius in der „Griechischen Geschichte" (2. Abdruck; Berlin, Weidmann. 1867) III. S. 65 ff.,

zu Anaxagoras und zu dem Sophisten Protagoras gestanden und hat auch natürlich, wie die anderen hervorragenden Männer seiner Zeit, so den Perikles und den Sokrates persönlich gekannt, aber Sokrates, um 470 geboren, war mindestens zehn Jahre jünger als er und hat deshalb schwerlich einen direkten Einfluss auf ihn geübt. Dem politischen Leben hat er sich, von der Erfüllung der notwendigsten Bürgerpflichten abgesehen, fern gehalten und überhaupt, ohne sich ganz dem Leben zu entziehen (dass er dies nicht gethan hat, bezeugt die genaue Kenntnis der Wirklichkeit, die seine Werke bekunden), vorzugsweise seinen Studien und seiner dichterischen Thätigkeit gelebt. Dabei hat ihm indessen das Schicksal seines Vaterlandes sehr am Herzen gelegen und seine Dichtungen sind von dessen Lobe erfüllt; in den Tagen des peloponnesischen Krieges hat er eine Zeit lang seine Hoffnung für Athens Errettung auf Alkibiades gesetzt und um 420 oder 416[92]) dessen grossen Sieg in Olympia durch ein Siegeslied im Pindarischen Stile verherrlicht. Auch die in dieser Zeit erschienenen Dramen des Dichters enthalten mancherlei Hinweise auf die politischen Ereignisse, aber diese Anspielungen endigen bezeichnender Weise fast ganz mit den 415 aufgeführten „Troerinnen", d. h. mit dem unseligen Ausgange der sizilischen Expedition. Es ist dieses, wie der bittere Ton, der in manchen Stellen der späteren Dramen herrscht, ein Beweis dafür, dass sich des Dichters mehr und mehr eine entsagende, ja verzweiflungsvolle Stimmung bemächtigt hat.[93]) Und seine Verzweiflung an einem glücklichen Ende des Krieges, der Athen von seiner Höhe herabgestürzt hat, treibt ihn bekanntlich zulelzt um 408 aus dem Vaterlande in die Fremde, an den Hof des makedonischen Königs Archelaos in Pella, wo er, noch vor seinem grossen Kunstgenossen Sophokles, den Tod findet.

Seine Stoffe entnahm auch Euripides, wie seine Vorgänger und Zeitgenossen, der vaterländischen Sage. Da diese Sage den Griechen als Geschichte galt und da ihre dramatische Dichtung unmittelbar an ihre epische und an eine besondere Art ihrer lyrischen Poesie, den Dithyrambos, anknüpfte und diese ihren Stoff eben auch der Sage entnommen hatten, so dachte man kaum jemals an die Möglichkeit, die Vorgänge der Gegenwart dramatisch zu gestalten, und von

---

Theodor Mommsen in der „Römischen Geschichte" (4. Auflage; Berlin, Weidmann. 1865) I. S. 921 ff. und Ulrich von Wilamowitz in „Euripides Herakles" (Berlin; Weidmann, 1. Auflage 1889, 2. Auflage 1895) I[1] S. 1 ff. und I[2] S. 132 bis 134. — [92]) S. Ulrich von Wilamowitz a. a. O. (2. Auflage) I S. 135! — [93]) S. Anm. 88 auf S. 194!

den drei grossen Dramatikern hat nur Aischylos in seinen „Persern" einen solchen Versuch unternommen. Neben den grossen Vorteilen, welche diese Stoffwahl mit sich brachte (der Ehrwürdigkeit der Stoffe, der Vertrautheit des ganzen Volkes mit ihnen, der Ausbildung einer fest geregelten Technik), war doch auch ein Nachteil mit ihnen verbunden, der Zwang, der dadurch auf den Inhalt und die Form ausgeübt wurde. Bei der grossen Produktivität der Dichter konnte es nicht ausbleiben, dass trotz alles Reichtums der Sage die jüngeren Dichter auf schon bearbeitete Stoffe zurückgreifen mussten und die Notwendigkeit einer abweichenden Gestaltung sie zu Künsteleien verführte; ferner forderte die soziale Stellung der Gestalten der Sage eigentlich einen so hohen, erhabenen Ton, dass die Notwendigkeit, diesen beizubehalten, einen zu lebendiger Individualisierung geneigten Dichter arg beengte und anderseits die trotzdem versuchte Vernachlässigung dieses Tones ihn auf Wege führte, die sich von dem seinem Stoffe innewohnenden Gesetze zum Schaden der Wirkung entfernten. Diese Abhängigkeit der griechischen Dramatiker von der Sage hat ausser Gustav Freytag, der sie in seiner „Technik des Dramas" zum Ausgangspunkte mancher feinsinnigen Bemerkungen gemacht hat[94]), Ulrich von Wilamowitz besonders stark betont und mit Recht geltend gemacht[95]), dass schon Aristoteles in seiner „Poetik" diesen Umstand nicht genug beachtet und zu ausschliesslich einen ästhetischen Massstab an die Tragödie gelegt habe.

Ein anderes bei der Beurteilung der griechischen Dramatik besonders zu beachtendes Moment ist, dass die Weltanschauung der antiken Dichter teils, weil sie an den Vorstellungskreis der Sage gebunden war, teils auch an und für sich unfreier war als die unsrige, die auf dem Boden des Christentums entwickelte. Wenn es auch falsch ist, die griechischen Dramen sämtlich als Schicksalstragödien zu bezeichnen (in Wahrheit ist nur der „König Oidipus" des Sophokles eine solche[96])), so ist doch zuzugeben, dass sich in der Anschauung der Griechen des fünften Jahrhunderts die beiden einander entgegengesetzten Vorstellungen, von denen die eine den Menschen von einer

---

[94]) S. 123 und 124 der 2. Auflage. — [95]) A. a. O. (1. Auflage) I S. 48 f. 107 ff. — [96]) Nur scheinbar urteilt Ulrich von Wilamowitz in seinen „Griechischen Tragödien" (Berlin, Weidmann, 1899) I S. 10 ff. anders; eine Auseinandersetzung über den Unterschied der Auffassungen käme auf eine Diskussion über das vieldeutige Wort „Schicksal" hinaus; nur das eine sei gesagt, dass nicht alle „Schicksalstragödien" von gleichem Werte sind und die modernen Karikaturen selbstverständlich dem Sophokleischen Meisterwerke nicht das Wasser reichen.

blinden Macht abhängig glaubt, die andere ihm selbst gemäss der von Gott in ihn gelegten Kraft die Verantwortlichkeit für seine Handlungen zuschreibt, sich noch vielmehr kreuzten, als dies in der des modernen Menschen der Fall ist. Allerdings haben Aischylos und meistens auch Sophokles, jener mit einem grossartigen Instinkte, dieser mit einem freilich nicht über alle Zweifel und Rückfälle hinausgelangten Bewusstsein, ihre Helden und Heldinnen durch ihr eigenes Thun ihren tragischen Untergang finden lassen, aber das Gewebe ihrer Dichtungen weist doch noch gar manche Fäden auf, die nicht von diesem eigenen Thun, sondern von einer finsteren Schicksalsmacht gesponnen werden. Der moderne Dramatiker seit Shakespeare dagegen (Schillers „Braut von Messina“ ist dafür ein besonders deutliches Beispiel) kann, selbst wenn er es will, das Schicksal nicht mehr für den Endzweck eines Dramas verwenden oder er macht sich, wenn er es thut, wie Zacharias Werner, Müllner und Genossen, nur lächerlich.

Endlich muss man sich stets gegenwärtig halten, dass, wie bereits früher näher ausgeführt worden ist[97]), die griechische Tragödie nicht immer, ja man könnte beinahe sagen: nur ausnahmsweise, ein Trauerspiel ist, dass der Name nur die dramatische Darstellung einer ernsten Handlung bezeichnet.

Mit diesen historischen und ästhetischen Voraussetzungen also muss man an die Werke des Euripides herantreten, von ihnen aus muss man die Fragen beantworten: Welches ist die dichterische Eigenart des Euripides? Wie unterscheidet er sich von seinen beiden grossen Vorgängern? Aischylos und Sophokles können, so stark sie sich auch von einander unterscheiden, doch stets, sobald es sich um ihr Verhältnis zu Euripides handelt, zusammen genannt werden, weil sie im wesentlichen derselben Weltanschauung und denselben Kunstgesetzen huldigen, und Euripides ist ihnen beiden gegenüber der moderne Mensch, eine Bezeichnung, die auch noch in einem weiteren Sinne, als in diesem des eben charakterisierten Gegensatzes, Gültigkeit hat. Wolfgang Kirchbach hat in einem lesenswerten Aufsatze[98]) von der ganzen griechischen Dichtung des fünften Jahrhunderts behauptet, dass sie erstaunlich viel Modernes d. h. den heutigen Anschauungen Entsprechendes enthalte, und die Belege für diese Behauptung hauptsächlich den Werken des Euripides und des Aristophanes entnommen; seine Ausführungen sind, diese und jene Einzelheit un-

[97]) Auf S. 192. — [98]) In Westermanns Monatsheften vom Juni 1896 S. 335 bis 348 („Das Moderne im altgriechischen Drama“).

gerechnet, nicht nur an sich richtig, insofern er mit ihnen die falsche Meinung zurückweist, als ob unsere Weltanschauung in allen und jeden Punkten von derjenigen des Altertums verschieden sei, sondern bestätigen auch indirekt durch die Auswahl der Beispiele, dass die behauptete moderne Färbung jener Zeit doch hauptsächlich durch die Kinder der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts, durch den grossen Komödiendichter und den von ihm so stark angefeindeten dritten Tragiker, vertreten wird. Denn Euripides, um zu ihm und seinem Verhältnisse zu seinen Vorgängern zurückzukehren, nimmt, weil er auf dem Boden einer neuen Weltanschauung steht, eine andere Stellung zur Volksreligion und zur Sage ein. Dabei bringt es der Charakter dieser Weltanschauung mit sich, dass der Dichter, obwohl er ohne Zweifel positiv sein will und keineswegs, um mich modern auszudrücken, ein theoretischer und prinzipieller Atheist und Materialist genannt werden darf, doch recht oft zur Negation genötigt ist und so zu sagen nicht aus seiner modernen Haut herauskann. Das Gesetz der natürlichen Entwicklung beherrscht ihn und er steht nicht am Anfange, sondern am Ende dieser Entwicklung; die Kritik und die Reflexion haben sich, wie seiner ganzen Zeit, so auch seiner schon zu sehr bemächtigt und so wird das Neue, das er doch geben soll und will, nur zu häufig mehr ein Erzeugnis des klügelnden Verstandes als einer mit jugendlicher Frische gestaltenden und voll ausgebenden, wahrhaft schöpferischen Phantasie.

Wie sehr auch bei der „Helene“ der klügelnde Verstand mitgewirkt habe, ist schon an dem ganzen Stoffe, den sich der Dichter gewählt hat, sowie an dessen Gestaltung und auch an manchen einzelnen Bestandteilen erkennbar. Über den ersteren mit seiner Abweichung von der gewöhnlichen Sage braucht kein Wort weiter gesagt zu werden, die Gestaltung hat der Dichtung nicht ohne Grund den Namen des „Intriguenstückes“[99]) zugezogen und die einzelnen Belegstücke geben sich als Reflexionen, wie sie nicht minder in den dialogischen als in den Chorpartieen auftreten; sie sind zum Teil recht trivialer Natur[100]) oder wachsen auch zu philosophischen Spekulationen

[99]) So bei Christ a. a. O. S. 200, bei Ulrich von Wilamowitz a. a. O. (2. Auflage) I S. 133 und bei A. von Premerstein a. a. O. S. 653. — [100]) So V. 253 f. 309 ff. 329. 432 ff. 464. 497 ff. 588. 663. 665. 950 ff. 1213. 1421. 1617 f. 1678 f. Manche Reflexionen sind indessen auch von tieferem Gehalt und bezeugen zum Teil, wie auch manche Spekulationen, den religiösen Sinn des Dichters; in diese höhere Kategorie gehören V. 267 f. 271 f. 296 f. 346 f. 417 ff. 514. 647. 698 f. 726 f. 731 ff. 757. 759 f. 763 f. 811. 814. 941 ff. 1030 f. 1277. 1640 f.

—

an, in denen die grübelnde und zweifelnde, an dem Glauben der Väter irre gewordene und nach neuen Lebensgesetzen suchende Natur des Dichters ihren Ausdruck findet.[101]) Wo ein grosser Dichter, der mit dem naiven Wurfe des Genies schafft, Sentenzen prägt, die zwar an ihrer bestimmten Stelle der jedesmaligen einzelnen Situation einen prägnanten Ausdruck verleihen, aber doch auch einen allgemein gültigen Inhalt von dauernder Wahrheit in sich bergen, muss der reflektierende Dichter seiner Ausprägung eines allgemeinen Gedankens eine individuellere, kleinlichere, sich nicht zur Allgemeingültigkeit erhebende Gestalt geben; sie fügt sich bei ihm nicht in dem Masse, wie bei jenem, dem Ganzen organisch ein, sondern erscheint mehr als ein blosses, absichtlich aufgetragenes Ornament; der Anlass scheint oft bei den Haaren herbeigezogen zu sein, die Ausführung wird breit, der Ton lehrhaft.[102])

Wie aber reimt sich damit nun das romantische Element, das von allen Seiten[103]) in der „Helene" gefunden wird und das in der That in ihr vorhanden ist? In dem Begriffe des Kunstwerkes liegt es, dass es etwas Anderes ist als ein Naturgebilde, ja dass es sich zu diesem in einen gewissen Gegensatz stellt. Ein dem natürlichen Leben entnommenes Stück, ein Gebilde oder einen Vorgang, wie sie jeden Augenblick in der Wirklichkeit vorkommen oder doch vorkommen könnten, gestaltet der Künstler so, dass sie, wie sie das in der Natur oder in der Wirklichkeit niemals sind, zu kleinen in sich abgeschlossenen Ganzen werden; eine seiner Weltanschauung entnommene Idee trägt er in das Gebilde der Wirklichkeit, das er sich zur Darstellung gewählt hat, hinein. Das ist das Geheimnis der Idealisierung; dadurch entsteht der überall in echten Kunstwerken wahrnehmbare Unterschied von einer blossen Nachbildung der Natur. Ja diese blosse Nachbildung ist überhaupt nicht möglich; dadurch, dass das menschliche Gebilde von seiner Existenz in der Natur her durch die Phantasie des Menschen hindurchgehen muss und dass es auf die Menschen, für die es gestaltet wird, wieder nur durch deren Phantasie, durch deren Illusion zu

---

[101]) So V. 711 ff., 744 ff., 851 ff., 903 ff., 1013 ff., 1137 ff., 1151 ff. — [102]) Beispiele aus der „Helene" sind die beiden Reden des ersten Boten V. 711 ff. und 744 ff. — [103]) Wieland a. a. O. S. 5: „zu einem romantisch-heroischen Drama" und S. 81: „diese romantische Tragikomödie"; Christ a. a. O. S. 200: „das Muster eines romantischen Intriguenstückes"; Matthias a. a. O. S. 17: „die ganze — ich möchte sagen: romantische Oper — „Helena""; A. von Premerstein a. a. O. S. 653: „ein Musterbeispiel eines romantischen Intriguenstückes".

wirken vermag, eröffnet sich notwendig eine weite Kluft zwischen dem Naturgebilde und dem Kunstwerke. Diese Kluft ist, mag sie auch noch so sehr abgeleugnet werden, auch bei den sogenannten naturalistischen Kunstwerken vorhanden; der Mensch vermag wohl der Natur nachzuschaffen, aber kann sie nicht wieder schaffen.[104]) Wo sich nun das realistische Element der Natur oder Wirklichkeit und das idealistische der schöpferischen Phantasie zu einem möglichst einheitlichen Gebilde zusammenfinden, da entsteht das reine, das klassische Kunstwerk.[105]) Wenn sich nun aber die Kunst nach dem aller menschlichen Kraft anhaftenden Gesetze des Vergehens in der Richtung des Klassizismus erschöpft hat, dann verflüchtigt sich das realistische Element allzusehr unter den idealisierenden Händen, die Phantasie schlägt Wege ein, auf denen sie sich von der Wirklichkeit immer weiter entfernt, die Phantasie wird zur Phantastik, zur Romantik. Ein εἴδωλον, ein Schattenbild ist der gerade Gegensatz zur Wirklichkeit und dasselbe gilt von der mit unfehlbarer prophetischer Begabung ausgestatteten Frau, von dem in leibhafter Gestalt erscheinenden Gotte. Sobald aber diese phantastischen, romantischen Elemente in das künstlerische Schaffen eingedrungen sind oder sobald sie darin wenigstens einen übermässig breiten Raum einnehmen und dem Kunstwerke sein eigentliches Gepräge geben, machen auch die Reflexion und die Kritik ihr Recht geltend; die Romantik kann um ihrer Unnatur willen gar nicht zu einem rechten Glauben an sich

---

[104]) Vgl. die Ausführungen von Heinrich Bulthaupt in seinem Vortrage „Shakespeare und der Naturalismus" (Supplement zu Band XXVIII des Jahrbuchs der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft)! — [105]) Im Texte ist mit Absicht der Ausdruck „zu einem möglichst einheitlichen Gebilde" gebraucht; das klassische Kunstwerk ist als ein Erzeugnis der Phantasie kein allein nach schematischen Regeln aufgebautes oder auch nur ausschliesslich von diesen beherrschtes Kunststück, sondern sein Nerv ist Leben und die Bestandteile, die, wo sie allein oder überwiegend vorhanden sind, die edlen Linien des Kunstwerkes zerstören und keinen vollständig reinen Genuss aufkommen lassen, der romantische Zug und die verstandesmässige Auffassung der Dinge, dürfen auch in der klassischen Schöpfung nicht ganz fehlen, aber sie ordnen sich in der Thätigkeit des Genies dem in ihm mehr oder weniger bewusst waltenden künstlerischen Gesetze unter. Wie manchen romantischen Zug weisen nicht die Dramen von Shakespeare oder Schiller auf, wie manche logische Diatribe ist nicht in ihnen zu finden! Aber diese Teile haben nicht die Harmonie des Ganzen zerstört. Und noch ein wichtiger Punkt: Alle Urteile, also auch die in ästhetischen Dingen, sind relativ, alle haben etwas Subjektives; die Grenzen, die durch diese Urteile bestimmt werden sollen, haben etwas Flüssiges und Bewegliches; es kann sich, ohne die Gewähr einer absoluten und objektiven Sicherheit, immer nur darum handeln, die allgemeinen Grundlinien zu ziehen.

selbst kommen und darum gesellen sich in einer seltsam erscheinenden und dennoch aus dem erwähnten Grunde immer vorhandenen Verbindung Romantik und verstandesmässige Nüchternheit, die sich in dem Gedankeninhalt als grübelnde Reflexion, in den Einzelheiten der Handlung als Neigung zu einem übertriebenen Realismus, zum Naturalismus äussert, zu einander; sie sind beide die notwendigen Bestandteile der nach einer jeden klassischen Periode eintretenden Zersetzung. In gleicher Weise vollzieht sich der Vorgang von der entgegengesetzten Seite her; wo sich bei einer Abnahme der Phantasie die Reflexion breit macht, greift sie in dem Gefühle eines Mangels unwillkürlich zu den sich ihr als ein Ersatz darbietenden phantastischen Elementen; kurz immer finden sich, wenn die richtige Mitte einmal verloren ist, die beiden ihr zur Seite stehenden Extreme zusammen, wenn auch die Verbindung nicht stets in einem und demselben künstlerischen Gebilde vor die Augen tritt, sondern sich häufig nur als die Signatur einer ganzen nachklassischen Periode erweist.

In den Werken des Euripides nun kommt zum ersten Male in der Geschichte der menschlichen Entwicklung dieser Zersetzungsprozess in voller Deutlichkeit auf dem Gebiete der Poesie zur Erscheinung und dadurch sind Euripides und seine Schöpfungen zu Typen geworden, die für alle Zeiten vorbildlich sind; darum erregen seine Tragödien gerade in unserer Zeit, die den soeben charakterisierten Zersetzungsprozess wieder einmal bei den modernen Völkern vor sich gehen sieht, ein so hohes Interesse und darum gerade hat die „Helene“, in der die romantischen und naturalistischen oder verstandesmässigen Bestandteile so dicht neben einander stehen, ja so eng mit einander verwebt sind, dass das ganze Werk mit seinen romantischen Voraussetzungen und deren verstandesmässiger und in der Katastrophe realistischer Ausnutzung den geschlossensten, einheitlichsten Eindruck macht, ein besonderes Anrecht auf unsere Beachtung und Würdigung. Denn, um diese Behauptung auch noch durch die Vergleichung mit anderen Euripideischen Werken zu erhärten, nur wenige Dichtungen des antiken Meisters zeigen die gleiche Geschlossenheit und Einheitlichkeit und in diesen wenigen sind dann wieder die beiden erwähnten Bestandteile nicht in gleich charakteristischer Ausgestaltung vorgeführt. Wie locker ist doch die Komposition in der „Alkestis“, der „Andromache“, den „Herakliden“, der „Hekabe“, dem „Herakles“, den „Hiketiden“, den „Troerinnen“, dem „Ion“, den „Phoinissen“, dem „Orestes“ und den „Bakchen“ im Vergleich zu derjenigen der

„Helene“! Und die anderen fünf, die „Medeia“, der „Hippolytos“, die „Elektra“ und die beiden „Iphigenien“, in denen die Handlung ein festeres Gefüge hat, können sich wieder, wie gesagt, in der künstlerischen Verbindung der auch in ihnen vorhandenen beiden zwiespältigen Elemente nicht mit der „Helene“ messen oder weisen auch diese beiden Elemente oder eines von ihnen nicht in der deutlichen und augenfälligen Ausprägung auf, wie es in unserer Tragödie der Fall ist. Und endlich, so viele Szenen in den anderen Dramen des Euripides uns auch ganz modern anmuten mögen, keine kommt doch in dieser Hinsicht der Liebesszene zwischen Helene und Menelaos mit ihren weichen, sentimentalen Tönen gleich.

Die andere Seite unserer Behauptung, dass wir uns nämlich heutzutage in einer ähnlichen Zersetzungsperiode, wie sie durch die Schöpfungen des Euripides gekennzeichnet wird, befänden, bedarf zur Stütze nur eines Hinweises auf die deutsche dramatische Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Wie Wolfgang Kirchbach umgekehrt mit Glück „das Moderne im altgriechischen Drama“ nachgewiesen und damit die vielfältige Übereinstimmung in dem Ideenmateriale festgestellt hat,[106]) so lassen sich die bei Euripides vorhandene Zersetzung und ihre beiden wesentlichen Bestandteile bald einzeln, bald in Verbindung in unserer gesamten nachklassischen Dramatik von den Romantikern bis zu Sudermann und Hauptmann wiederfinden; ob wir uns nun, um nur bei einem älteren und einem neuesten deutschen Dramatiker zu verweilen, Heinrich von Kleists „Prinzen von Homburg“ oder seine „Hermannsschlacht“ oder Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke“ oder seinen „Fuhrmann Hentschel“ vergegenwärtigen, an Stelle einer vollkommen klassischen Ausgleichung zwischen dem der Wirklichkeit entnommenen Stoffe und der schaffenden Phantasie des Dichters finden wir, natürlich in sehr verschiedenen Graden bei den so himmelweit von einander verschiedenen Dichtungen, das unkünstlerische Übergewicht des realistischen Elementes oder seines phantastischen Gegenpoles. Selbstverständlich soll mit diesem Urteile keinem die Freude namentlich an jenen herrlichen älteren Dichtungen, die sich dem Gesetze der Entwickelung nach noch wenig von dem Klassizismus entfernen, genommen, es soll überhaupt kein unbedingt verwerfendes Votum über so viele Schöpfungen so hoch bedeutender Dichter abgegeben werden, sondern es kommt mir nur darauf an, dem Geschrei entgegenzutreten, als ob in unserer modernen Kunst

---

[106]) S. auf S. 201 und 202!

(denn was von der Dichtkunst gilt, gilt mit den sich aus dem Materiale ergebenden Änderungen auch von den anderen Künsten) ein besonderes, ihr allein eigenes Gesetz walte, als ob das in ihr waltende Lebensgesetz etwas so durchaus Neues, noch nie Dagewesenes sei. Nein, das typische Gesetz für die immer wiederkehrende Stufenfolge der natürlichen Entwicklungsformen hat sich bereits im Altertume, hat sich besonders in der griechischen Kunst offenbart, und was sich in unserem neunzehnten Jahrhundert ereignet, vollzieht sich ebenso gut nach diesem ein für allemal feststehenden Gesetze und dieses Gesetz wird, weil es das Lebensprinzip aller Kunstentwicklung ist, immer wieder zu erkennen, immer aufs neue in den Erscheinungsformen, mögen diese äusserlich nach den verschiedenen Kostümen der einzelnen Jahrhunderte noch so verschieden aussehen, wahrzunehmen sein.

Gar manche werden über der nicht zu leugnenden und so eben ausdrücklich zugestandenen Verschiedenheit der Erscheinungsformen das Gesetz nicht als solches anerkennen wollen und noch mehr andere werden vollends vor den Konsequenzen erschrecken, die sich nach ihrer Meinung aus der Anerkennung der Thatsache ergeben müssten, dass sich unsere moderne Litteratur in einem Stadium der Zersetzung befinde. Euripides und seine jüngeren Kunstgenossen, die mehr ihm als dem Aischylos und Sophokles geglichen haben müssen, schlossen die Reihe der griechischen Tragiker für immer ab und ihre und der älteren attischen Komödie Nachkommen waren die mittlere und die neuere Komödie und für Griechenland gab es niemals wieder eine Erhebung zu einer reinen, klassischen Tragik, zu einem reinen dichterischen Kunstwerke überhaupt. Waltet nun über unserer modernen deutschen Litteratur, um nur von diesem Zweige der Kunst zu reden, dasselbe Gesetz, wie es die Werke des Euripides in so unbestreitbarer Deutlichkeit verkündigen, ist dies Gesetz überhaupt das aus dem Wesen der Kunst und des künstlerischen Schaffens selbst hervorgegangene, ist es demnach unabänderlich und unwandelbar, dann kann also, diesen Schluss würden ängstliche Gemüter ziehen wollen, auch unser Volk keine Hoffnung mehr haben, aufs neue eine reine, klassische Dichtung bei sich erstehen zu sehen, dann werden auch alle kommenden Geschlechter mit einem unerquicklichen Wust von dichterischen Schöpfungen zu thun haben, welche zwar die eine und die andere Seite einer künstlerischen Gestaltung, aber niemals wieder das volle, harmonische Kunstwerk bieten, niemals wieder das Verlangen der Seele nach einer Wiederspiegelung ihrer Ideale in

einem schöpferischen Gebilde voll auslösen, das in den Wirren des Lebens unbefriedigt bleibende Herz wenigstens für Augenblicke ganz und gar in die reine Sphäre eines göttlichen Friedens emportragen. Eine auch für uns wenig tröstliche Aussicht, da wir, was wir selber nicht mehr zu erleben erwarten, doch wenigstens für unsere Nachkommen ersehnen und, uns selbst mit dem Gedanken bescheidend, dass es uns vergönnt war, auf dem Gebiete des öffentlichen, des staatlichen Lebens oder auf dem der Wissenschaft so vieles Grosse zu erschauen, eine entsprechende künstlerische Ausprägung der auf diesen Gebieten wirksamen Ideen als eine notwendige Ergänzung in künftigen, nach dieser Seite glücklicheren Tagen betrachten! Aber getrost! Es sind eben nur ängstliche Gemüter, die diesen Schluss ziehen und die ihn deshalb ziehen, weil sie die Folgen des unleugbar waltenden Gesetzes der künstlerischen Entwickelung einseitig von einer Zeit auf die andere übertragen und dabei ein anderes, nicht minder mächtiges Gesetz ausser Acht lassen, nach welchem sich die geschichtliche Entwickelung in immer weiteren Kreisen bewegt und ihre Thätigkeit sozusagen nicht mehr auf ein einzelnes Volk erstreckt und auch nicht mehr ein einzelnes Volk in so kurzer Zeit seine historische Mission für immer vollenden lässt. Wenigstens will es uns heute beim Hinblick auf die Geschichte des Altertums scheinen, als ob in ihm jedes einzelne Volk, und insbesondere die des Mittelmeeres, vorzugsweise seine besondere, enge Kulturaufgabe erfülle (das griechische eine künstlerische, das römische eine politisch-soziale) und mit deren Vollendung auch sein geschichtliches Dasein beende; die internationalen Beziehungen und Wechselwirkungen, die auch unter den alten Völkern bestanden haben, treten für unsere Beobachtung hinter der partikularen und typischen Bedeutung des einzelnen Volkes zurück. Nun werden aber die von diesen antiken Völkern erarbeiteten und durch ihre Kulturarbeit zu einem Gemeingute der Menschheit gewordenen Lebensgesetze bei der Weiterentwickelung der menschlichen Welt, zumal seit auch das Bewusstsein der Gotteskindschaft zu einem Menschheitsbesitze geworden ist, zu Fermenten aller späteren Entwicklung und dieser Umstand scheint den nun an die führende Stelle tretenden Völkern, darunter aber namentlich den germanischen, einen längeren, wenn nicht dauernden, Bestand zu sichern, so dass sie nicht sofort nach einer Zeit der Blüte absterben, sondern sich immer wieder, durch die früher gewonnenen und immer aufs neue erkannten Ergebnisse des antiken und ihres eigenen Lebens bereichert und zu immer neuen, immer

---

weitere Kulturinteressen umfassenden Aufgaben berufen, aufs neue erheben und die alten Aufgaben, die zwar in ihren Grundzügen schon den antiken Völkern gestellt und von diesen zwar in typischen Formen, aber doch in einem beschränkteren Umfange und noch lange nicht in ihrer ganzen Fülle gelöst waren, immer wieder in Angriff nehmen und immer wieder neue Beiträge zu ihrer Erfüllung und damit zur Erreichung des Kulturideals herbeibringen; dabei arbeitet kein Volk mehr für sich allein an seiner Aufgabe, wie es das griechische und das römische Volk im wesentlichen noch thaten, sondern es ist eine grosse Gemeinschaft entstanden, die in absehbaren Zeiten alle Völker der Erde oder vielmehr die nunmehr bald in allen Teilen der Erde ansässigen und die ganze Erde beherrschenden Kulturvölker umschliessen wird; von diesen Kulturvölkern mag bald das eine, bald das andere mehr im Hintergrunde der geschichtlichen Bewegung stehen und einem anderen oder einer Gruppe von anderen den Vorrang bei der Leistung der allgemeinen Kulturarbeit einräumen müssen, ganz wird keines, ehe nicht das Werk der Menschheit überhaupt gethan ist, wieder vom Schauplatze verschwinden und in ein historisches Nichts zurücksinken. Wenn dem so ist — und ich meine, wer die Zeichen der Zeit verfolgt, kann nicht daran zweifeln —, dann wird auch unserem deutschen Volke, das schon zweimal eine Blütezeit seiner Litteratur, eine klassische Periode erlebt hat, eine solche noch oftmals beschieden sein, dann werden zwar immer wieder auch Perioden der Zersetzung eintreten, ihnen aber auch solche der reineren, in einem höheren Sinne künstlerischen Gestaltung folgen.

Doch kehren wir noch einmal zu Euripides und seiner „Helene“ zurück! Eine Frau, die lange von ihrem Manne getrennt gewesen ist, findet sich wieder mit ihm zusammen, und nachdem sie gemeinsam eine schwere Gefahr, die ihrer Wiedervereinigung hinderlich zu werden drohte, durch allerlei Listen und Intriguen abgewandt haben, können sie, der Zukunft sicher, in die lang entbehrte Heimat zurückkehren: dieser einfache Vorgang bildet, von den romantischen Voraussetzungen und Zuthaten abgesehen, den Inhalt des Dramas, und wenn nicht gelegentlich von der göttlichen Abstammung der Helene oder von den Thaten des Menelaos und der anderen Hellenen vor Ilios sowie den Mühsalen ihrer Rückkehr die Rede wäre, davon wäre in den meisten Szenen wenig wahrzunehmen, dass wir die berühmtesten Gestalten der griechischen Heroensage vor uns haben, dass ein Völkerkampf und seine dichterische Gestaltung durch den

grössten Epiker aller Zeiten den Hintergrund der Handlung bilden; die Gestalten sind uns nicht nur menschlich näher gebracht, sondern sie sind auch, wir müssen es zugestehen, mit Ausnahme einiger wenigen ergreifenden Momente verflacht uud auf ein niedrigeres Niveau herabgedrückt; Helene ist nicht mehr die dämonische Urheberin des troischen Krieges, die einen Völkerbrand entfachende, allberückende Schönheit, die allmächtige Vertreterin der Macht des Weibes. So hat sie einen hohen Preis dafür zahlen müssen, dass die Schuld, die mit jener dämonischen Macht verknüpft ist, hier von ihr genommen ist; wenn sie unserem Herzen näher gerückt ist, so entflammt sie dafür unsere Phantasie um so weniger, führt sie uns um so weniger in die Tiefen des Mythos und der Leidenschaft. Keinem griechischen Dichter ist es, soweit wir davon Kunde haben, gelungen, uns die Helene berückend und gefährlich und doch zugleich gross vor die Augen zu stellen; Homer zeichnet sie doch nur in Umrissen und lässt uns ihre gefährliche Macht mehr ahnen als wirklich schauen[107]) und von den Schöpfungen der Tragiker sind uns nur die des Euripides erhalten geblieben und diese geben uns gewissermassen nur die beiden extremen Seiten der Persönlichkeit, ziehen sie entweder, wie in den „Troerinnen“ und im „Orestes“, schmähend herab oder verwischen, wie es in der „Helene“ geschieht, mit der Vernichtung des echten Mythos auch die eigentlichen Linien der ursprünglichen Gestalt; die paar Fragmente von Stücken des Sophokles endlich, in deren Titeln der Name „Helene“ vorkommt, scheinen dafür zu sprechen, dass dieser Dichter die spartanische Königin nur in Satyrspielen vorgeführt habe.[108])

So ist es Goethe vorbehalten geblieben, im zweiten Teile des „Faust“ die alte hellenische Gestalt, deren Name schon ein Symbol der Schönheit ist, der modernen Welt in ihrer vollen Grösse, in ihrer berückenden und, wie wir wenigstens ahnen dürfen, auch in ihrer segnenden Macht vorzuführen; ein Geschöpf der Romantik und von deren Dufte umweht, atmet sie doch klassische Hoheit und bringt mit ihrer eigenen Person die antike Welt neu herauf, stellt die Verbindung zwischen dieser und dem modernen Leben her und ihre Gewänder tragen den von ihr beglückten Faust, als sie selbst wieder in das Schattenreich, dem sie nur der Homunkulus entrissen hat[109]), hinabgestiegen ist, „über alles Gemeine rasch Am

---

[107]) S. Lehrs a. a. O. S. 9! — [108]) S. G. Hermann Praefatio XV ff.! — [109]) S. Veit Valentin („Homunkulus und Helena“) im 16. Bande des Goethe-Jahrbuchs (1895) S. 127 bis 148!

Äther hin"[110]) in die nordische Heimat zurück, damit er sich dort, wieder ganz der Gegenwart angehörend, aber durch die besten Schätze der Vergangenheit genährt und erhoben, zur menschheitsbeglückenden That erhebe und sich damit die endliche Befreiung von dem Bunde mit dem Bösen gewinne.[111]) Einzelne Reminiscenzen an bekannte Stellen aus den Werken der Alten und insbesondere des Euripides wird man im dritten Akte des zweiten Teiles des „Faust" nur wenige antreffen[112]) und an die „Helene" speziell erinnern nur einzelne Wendungen und Verse, wie: „Doch sagt man, du erschienst ein doppelhaft Gebild, In Ilios gesehen und in Ägypten auch"[113]), „Ich als Idol ihm dem Idol verband ich mich"[114]), „Dem Tragaltar, dem goldgehörnten, gebet Platz"[115]) und (Eurotas) „An Rohren breit hinfliessend"[116]). Aber die ganze Darstellung ist mit antiken Elementen getränkt[117]) und beruht durchweg auf antiken, ja Euripideischen Voraussetzungen[118]), und dass gerade der grosse deutsche Dichter, der Dichter eines Volkes, dessen Bildung sich, wie die keines anderen, an den Schätzen des Altertumes und zumal an den ewigen griechischen Mustern zu ihrer jetzigen Höhe emporgeschwungen hat, in so manchen seiner Werke und namentlich auch in der „Helena" die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart geschlagen hat, ist für uns in vielfacher Hinsicht von besonderem Werte. Wenn uns aber die Euripideische „Helene" überhaupt und besonders von dem Standpunkte aus, den wir mit diesem Hinblick auf Goethe und seine „Helena" gewonnen haben, nicht mehr als gross und erhaben erscheinen will, so bleibt ihr neben anderen Verdiensten namentlich doch auch das, ein reineres Bild der „viel bewunderten und viel gescholtenen"[119]) Frau gezeichnet zu haben, und darum dürfen wir wohl diese ihre Würdigung mit den ihrer Heldin

---

[110]) Worte der Phorkyas in „Faust" 2. T. 3. Akt (S. 222 in Bd. 12 der Cottaschen Ausgabe von 1854 in 40 Bänden). — [111]) Vgl. Lehrs a. a. O. S. 32! — [112]) S. Morsch a. a. O. S. 52! — [113]) „Faust" a. a. O. S. 177. — [114]) „Faust" a. a. O. S. 178. — [115]) „Faust" a. a. O. S. 181; Morsch a. a. O. S. 54; Eurip. „Helene" V. 382 χρυσοκέρατ' (ἔλαφον). — [116]) „Faust" a. a. O. S. 183; Morsch a. a. O. S. 54; Eurip. „Hel." V. 208—9: δονακόεντος Εὐρώτα und V. 493: τοῦ καλλιδόνακός (εἰσιν) Εὐρώτα. — [117]) Lehrs rühmt a. a. O. S. 6 und 7 besonders die Chöre der Goethischen „Helena"; vgl. auch Morsch a. a. O. S. 53! — [118]) S. Morsch a. a. O. S. 53 und 54! — [119]) „Faust" a. a. O. S. 163; Morsch a. a. O. S. 54; Eurip. „Hippolytos" V. 1 und 2: Πολλὴ μὲν ἐν βροτοῖσι κοὐκ ἀνώνυμος | θεὰ κέκλημαι Κύπρις οὐρανοῦ τ'ἔσω.

geltenden Abschiedsworten des Theoklymenos an die Dioskuren (V. 1684 bis 1687) abschliessen:

„ἴστον δ' ἀρίστης σωφρονεστάτης θ' ἅμα
γεγῶτ' ἀδελφῆς ὁμογενοῦς ἀφ' αἵματος.
καὶ χαίρεθ' Ἑλένης εἵνεκ' εὐγενεστάτης
γνώμης, ὃ πολλαῖς ἐν γυναιξὶν οὐκ ἔνι."

Bremen, im April 1899.



Die bremischen Handelswege

und

die Varusschlacht

von

E. Dünzelmann.

Die Wege kennen zu lernen, die in früheren Jahrhunderten den Verkehr in Deutschland vermittelten, ihre Richtung, ihre technische Beschaffenheit, ihr Alter, den allmähligen Ausbau des Strassennetzes, hat für die verschiedensten Wissenschaften das grösste Interesse. Ich beschränke mich im folgenden auf ein kleines Gebiet, indem ich die Wege beschreibe, die in Bremen zusammentrafen oder auch in der Nähe Bremens sich vorfanden ohne die Stadt zu berühren, und die Frage erörtere, welcher Zeit sie entstammen, und welchen Zwecken sie dienten.

Die Nachrichten über die bremischen Handelswege sind, soweit nicht andere Quellen genannt sind, dem bremischen Staatsarchiv und dem Archiv des Schüttings entnommen und stammen vorzugsweise aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

I. Wege am linken Weserufer.

1. Bremen-Oldenburg.

Der alte Weg lief wie die jetzige Chaussee über Delmenhorst nach Falkenburg. Während aber von hier die Chaussee eine etwas nördliche Richtung direkt nach Oldenburg einschlägt, ging der ehemalige Weg westwärts über Dingstedt nach Sandkrug und mündete hier in die Strasse Wildeshausen-Oldenburg. Er hatte im Volksmund den Namen Heidenweg, ist aber jetzt durch Cultur fast ganz zerstört. Bis 1311 erreichte man Delmenhorst auf dem Umweg über Seehausen und Ochtum. Erst in diesem Jahre wurde eine direkte Verbindung zwischen Bremen und Delmenhorst über Huchtingen und Varelgraben hergestellt.

Von Oldenburg zweigte sich ein Weg nordwärts nach Jever ab, der schon im 12. Jahrhundert erwähnt wird, ein anderer westwärts nach Westerstede, Gross Sander, Aurich oder Ape, Detern, Leer, Neuenschanz, von wo die Fahrt auf Treckschuiten begann.

2. Bremen-Wildeshausen.

In Wildeshausen ist die ehemalige Handelsstrasse unter dem Namen „Bremer Weg“ noch wohl bekannt. Er ist völlig erhalten und läuft ostwärts der jetzigen Chaussee über Kl. Henstedt nach Iprump, wo er den Oldenburger Weg traf.

Von Wildeshausen setzte sich der Weg über Vechta, Damme, Vörden, Engter, Osnabrück, Ladbergen nach Münster fort oder über Kloppenburg, Haselünne nach Lingen oder Meppen. Die Strecke vor Lingen heisst noch heute „Holländer Weg“. Die Route über Lingen „die vlaamische Strasse“ vermittelte den wichtigen Verkehr zwischen dem Osten und den Niederlanden.*)

3. Bremen-Osnabrück.

Ausser dem eben genannten Wege über Wildeshausen gab es noch eine andere Verbindung mit Osnabrück über Brinkum, Neuenkrug, Kukrug, Bassum, Twistringen, Barnstorf, Diepholz, Lemförde mit einer Nebenroute, die von Delmenhorst über Harpstedt, Colnrade nach Barnstorf lief.

4. Bremen-Minden.

Dieser Weg fiel mit dem vorigen bis Bassum zusammen, ging dann über Scholen westwärts an Sulingen vorbei nach Barenburg, Uchte, Kalteschale, westwärts von Petershagen nach Minden.

5. Bremen-Nienburg (Stolzenau).

Entweder über Arsten, Dreye, Riede, Schwarme, Matfeld, Hoya, Bücken, Sebbenhusen, Balge, Lemhusen, Lohe nach Nienburg oder über Syke, Asendorf, dann östlich von der jetzigen Chaussee über Bötenbergen nach Nienburg. Hier überschritt die Strasse die Weser und lief auf dem rechten Ufer weiter über Landsbergen, Leese nach Minden.

Bald hinter Asendorf zweigte sich ein Weg ab, der 5 Stunden lang über die Heide nach Liebenau und weiter nach Stolzenau führte. Jenseits der Weser traf er bei Leese mit dem vorigen zusammen.

II. Wege am rechten Weserufer.

1. Bremen-Verden-Celle.

Auf dem rechten Weserufer bewegte sich der Verkehr südwärts über Langwedel, wo von durchreisenden Kaufleuten nach

*) S. Hansische Geschichtsblätter; 1896, S. 55.

einer Urkunde von 1226 niemals ein Zoll erhoben werden sollte, nach Verden, von dort über Walsrode, Düshorn, Krelen, Westerholz, Hartmannshausen, Wolthusen nach Celle und weiter nach Braunschweig und Leipzig.

2. Bremen-Bremervörde.

Nach Bremervörde fand schon früh ein lebhafter Handelsverkehr statt, wie der 1225 daselbst erwähnte Zoll beweist. Dass der Erzbischof im 13. Jahrhundert dahin seine Residenz verlegte und in Basdahl in der Regel die Landtage des Erzstiftes stattfanden, konnte nur dazu dienen den Verkehr noch mehr zu beleben. Der Weg ging über Scharmbeck, die Gieler Mühle, Basdahl nach Bremervörde.

3. Bremen-Lehe.

Von Lesum nach Stendorf, von da regellos über die Heide nordwärts; noch jetzt als alte Bremer Strasse in der Gegend bekannt.

4. Bremen-Hamburg.

Einen sehr seltsamen Verlauf zeigt der Weg von Bremen nach Hamburg. In der ältesten Zeit schlug er die Richtung über Bremervörde nach Stade ein, wandte sich dann nach Buxtehude, die Este abwärts bis zur Elbe. Mittelst der Fähre bei Cranz gelangte man nach Blankenese und weiter nach Hamburg. Im 17. Jahrhundert ging man von Hamburg nach Buxtehude, dann aber entweder über Zeven nach Ottersberg oder über Ostheslingen, Nartum nach Ottersberg und dann weiter über Lilienthal nach Bremen.

Dass wir uns unter diesen alten Verkehrswegen keine Strassen nach Art unserer Chausseen zu denken haben, ist bekannt genug.

Es waren ungepflasterte Wege, die entweder des tiefen Sandes wegen bei Trockenheit oder wegen des lehmigen Bodens bei Regenwetter das Fortkommen ungemein erschwerten. Doch bestand ein bedeutender Unterschied. Bald fuhr man beliebig über die Heide, und dann findet man heute noch die Spuren zahlloser Gleise auf weiter Fläche neben einander, bald wand sich der Weg, nur einem Wagen Raum gewährend, krumm und schmal durch Kulturland am Rande der Feldmarken oder durch Hohlwege, bald ging er auf weite Strecken, oft Stunden lang, schnurgerade in der überraschenden Breite von 40 Fuss. Welcher von diesen Arten eine Strasse oder eine Teil-

strecke angehört, lässt sich aus Urkunden und Akten nicht erkennen, man muss sie selbst aufsuchen und in Augenschein nehmen.

Worauf beruht nun diese auffallende Verschiedenheit? Sind die breiten Wege etwa nur auf der Heide und im Walde zu finden, während man sich in bebauten Gegenden mit schmalen begnügen musste? Oder stammen sie aus verschiedenen Zeiten, und welches sind die älteren?

In unserer Zeit, deren Denken durch die Entwicklungstheorie beherrscht wird, dürfte man von vorne herein geneigt sein anzunehmen, dass die Wege, die ganz unregelmässig über die Heide laufen, als die primitivsten auch die ältesten seien, dass man später schmale, krumme Wege hergestellt habe, und dass die graden, breiten Wege den Beschluss bilden. Thatsächlich ist das Verhältnis gerade umgekehrt.

Es wird zunächst nötig sein, von den oben beschriebenen bremischen Handelswegen diejenigen kennen zu lernen, die sich durch ihren graden Verlauf und ihre auffällige Breite — sie sind stets 40′ (11 Meter) breit — auszeichnen. Daran schliessen sich einige andere in der näheren oder ferneren Umgebung Bremens, die vielleicht nie als Handelswege, jedenfalls nicht von den Bremern benutzt wurden.

Solche breite Strassen sind:

1) Der Weg von Falkenburg bis Sandkrug (Heidenstrasse).
2) Nach Wildeshausen und weiter über Vechta nach Damme. (1271 wird Bremen vom Zoll in Wildeshausen befreit.)
3) Von Minden an Sulingen vorbei über Ehrenburg, Twistringen, Wildeshausen, Oldenburg, Jever. (Der letzte Teil im 12. Jahrhundert urkundlich bezeugt.)
4) Von Meppen nach Goldenstedt, Barnstorf, der südwärts von Ehrenburg in den vorigen Weg einmündete. (Meppen erhält schon 946 Zoll- und Marktgerechtigkeit.)
5) Von Bremen über Syke, Heiligenberge, Asendorf, Staffhorst, Nienburg. Deckt sich mit der im 18. Jahrhundert üblichen Route nicht völlig, indem er von Asendorf aus über Staffhorst einen grossen Umweg macht.
6) Der Folcweg (urkundlich im 11. Jahrhundert bezeugt, vielleicht schon im 8. Jahrhundert, wenn die Urkunde von 788, wie neuerdings von Hüffer behauptet wird, echt ist), von Nienburg erst mit dem vorigen zusammengehend, dann über Schwaförden, Neuenkirchen zwischen Ehrenburg und Twistringen in Nr. 3 einmündend.

7) Auf dem rechten Weserufer der Weg von Stade über Osterheslingen, Frankenborstel, Gyhum, Sottrum, Verden (schon ca. 1150 vom irländischen Abt Nicolaus erwähnt).
8) Von Loxstedt über Bexhövede, Bremervörde nach Stade. (Die letzte Strecke im 12. Jahrhundert bezeugt.)
9) Von Loxstedt über Beverstedt, Gnarrenburg, Zeven, der in der Nähe von Heslingen in den Weg Stade-Verden einläuft.
10) Eine Abzweigung von Nr. 9 von Beverstedt nach Scharmbeck, Lesum.
11) Der Hessweg (urkundlich im 11. Jahrhundert resp. 8. Jahrhundert) von Nienburg, Rethem a. d. Aller nach Harburg.

Wie die beigefügten Notizen zeigen, sind einige dieser Wege schon im frühen Mittelalter urkundlich bezeugt. Ob aber alle breiten Wege ein so hohes Alter oder gar ein noch höheres haben, darüber lassen uns die Urkunden völlig im Dunkeln. Denn dass der eine oder andere zufällig früher erwähnt wird, beweist für seinen Ursprung nichts.

Wir müssen auf andere Weise versuchen die Frage zu lösen. Der Helweg, auf dem die Soester ihre Waren nach Paderborn und weiter nach dem Osten beförderten, war ein schmaler, krummer Weg, dessen Reste in der Nähe von Soest und zwischen Soest und Paderborn noch heute jedem, der sich dafür interessiert, zeigen, wie man im Mittelalter Wege baute. Hätten die Städte vom 10. bis 15. Jahrhundert grade, breite Strassen herzustellen verstanden, so würde sich das mächtige Soest für seinen Hauptverkehr gewiss nicht mit einem so elenden Wege wie dem Helweg begnügt haben. Und wie sollte Bremen dazu gekommen sein nach Oldenburg, mit dem sein Landverkehr doch nicht sehr bedeutend war, eine 40' breite Strasse anzulegen, während sich bis in das vorige Jahrhundert der weit umfangreichere Warentransport nach Celle auf einer unzulänglichen Strasse bewegte? Wie ist es zu erklären, dass man nach Wildeshausen einen ausgezeichneten Weg baute, während eine direkte Verbindung zwischen Bremen und Hamburg fehlte?

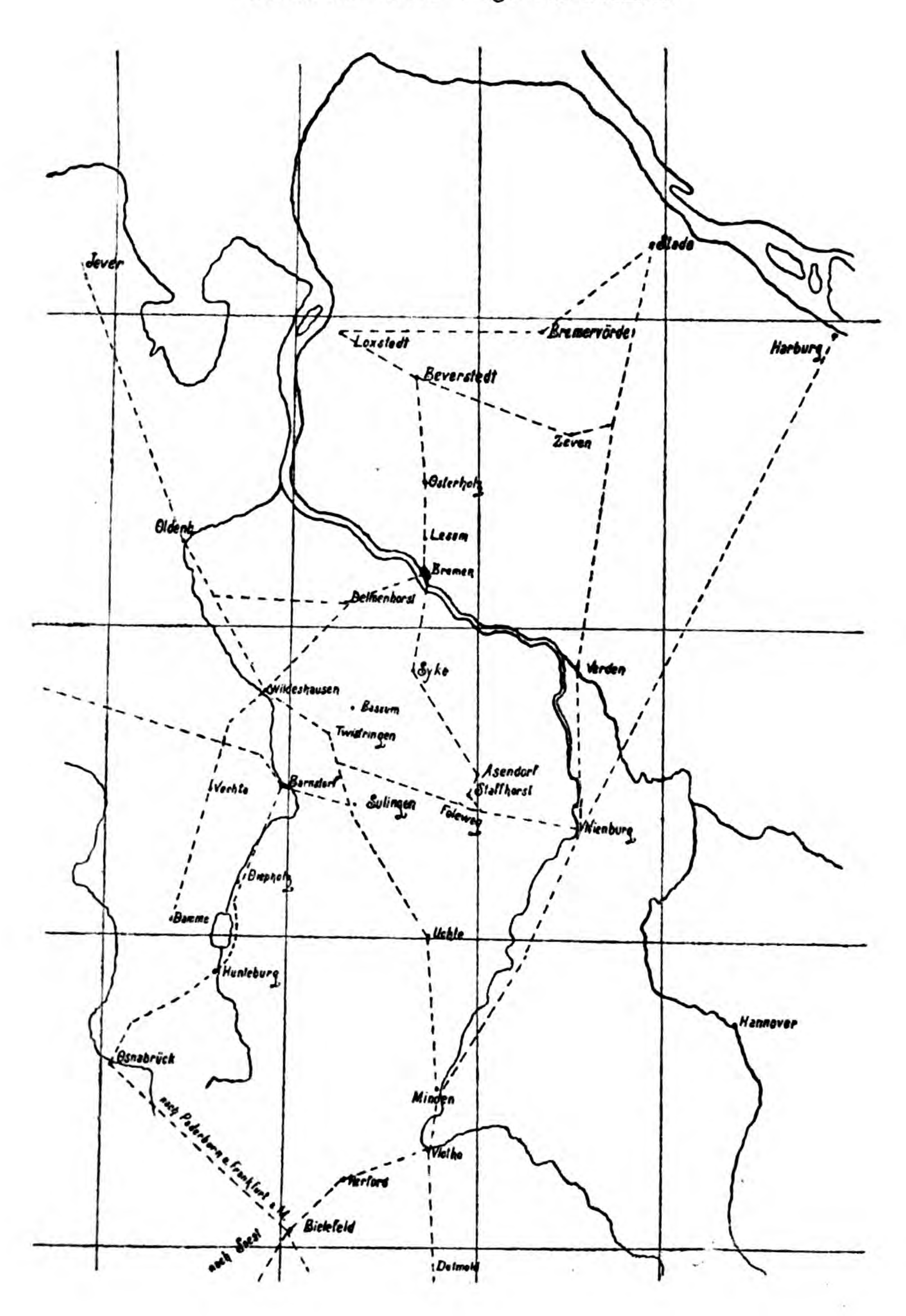
Es ist nicht anders, die Städte können die breiten Wege nicht gebaut haben. Die schon vorhandenen benutzte man gern, ähnliche anzulegen besass man nicht die Fähigkeit. Um eine bequeme Strasse zu gewinnen, scheute man selbst einen weiten Umweg nicht. So ging man von Hamburg über Buxtehude nach Stade, weil von hier

ein breiter Weg nach Bremervörde führte und weiter südwärts ein solcher von Oldenbüttel nach Lesum. In späterer Zeit suchte man von Buxtehude Anschluss an den breiten Weg Stade-Verden, den man bis über Nartum nach Taaken verfolgte, um von da über Ottersberg und Lilienthal nach Bremen zu gelangen, auf einem Wege, dem die Redensart: „Krumm as de Weg von Bremen“ ihren Ursprung verdankt.

Hätte es sich bloss um den Verkehr zwischen Bremen und Hamburg gehandelt, so könnte man mit einigem Rechte einwenden, dass der zu Lande nicht so bedeutend gewesen sein möge. Aber es bewegte sich auf dieser Route der gesamte sehr ausgedehnte Verkehr von Lübeck und Hamburg nach Holland und den Niederlanden, z. T. auch der über Osnabrück und Münster nach Köln. Wenn irgend wo, so lag hier die Notwendigkeit vor, eine gute breite Strasse zu haben. Wenn es gleichwohl das ganze Mittelalter hindurch bis ins vorige Jahrhundert an einer solchen gebrach, so ist das der beste Beweis, dass die Städte absolut unfähig waren derartige Verkehrsmittel zu schaffen.

Wenn sie aber nicht von den Städten hergestellt sind, wer hat sie dann gebaut? Man wird zunächst an die Fürsten denken, für das hier behandelte Gebiet also in erster Linie an den Erzbischof von Bremen. Nun haben die mittelalterlichen Fürsten nicht selten in ihrem eigenen Interesse dem Handel ihrer Städte alle möglichen Erleichterungen angedeihen lassen, warum sollte nicht der Erzbischof allein oder im Verein mit Bremen Strassen angelegt haben in der Erwartung seine Einnahmen zu steigern? Ich will nicht davon reden, dass dieser Gesichtspunkt im allgemeinen den Fürsten ganz fern lag, dass sie, statt gute Wege anzulegen, sich vielmehr freuten, wenn die vorhandenen recht schlecht waren, damit sie ihr Grundruhrrecht ausüben konnten. Aber gesetzt, die Erzbischöfe von Bremen hätten volkswirtschaftliche Einsicht genug besessen, so hätten sie statt der für den Handel ganz nutzlosen Wege von Loxstedt Strassen nach Hamburg und Verden im Interesse des bremischen Handels anlegen müssen. Dass sie es nicht gethan, beweist, dass ihnen der Gedanke, Handelsstrassen zu bauen, gar nicht gekommen ist. Nicht einmal ihre persönliche Bequemlichkeit veranlasste sie Wege anzulegen, sonst hätten sie Bremervörde mit Bremen verbunden. Auch nicht dass Interesse der Verwaltung; es fehlt an einer breiten guten Strasse von Bremervörde nach Selsingen und Zeven, Rotenburg und anderen Mittelpunkten ihrer Gerichtsbarkeit. Aber vielleicht

Karte der alten Wege bei Bremen.



waren es militärische Zwecke, denen die Strassen dienten. Das würde ihre aussergewöhnliche Breite und ihre gerade Richtung erklären. In der That, wenn Loxstedt Sitz des Erzbischofs gewesen wäre, so würde die Anlage der Strassen am rechten Weserufer als Militärstrassen einigermassen verständlich sein. Denn von Loxstedt aus laufen die Wege durch die einzigen Pässe, die durch den breiten Moor- und Sumpfstreif zwischen Bremen und Kehdingen führen, nach Bremervörde, Gnarrenburg und Lesum. Aber Loxstedt, der Knotenpunkt dieser Strassen, ist nicht der Mittelpunkt des Erzstifts, und die wichtigen Grenzfestungen Rotenburg und Langwedel waren weder mit Bremervörde noch mit Bremen durch breite Strassen verbunden.

Kurz diese Strassen des Erzstifts können weder zu militärischen Zwecken noch im Interesse des Handels von den Erzbischöfen angelegt sein. Und wie sollten die Fürsten des frühen Mittelalters mit ihren beschränkten Mitteln, bei den beständigen nachbarlichen Fehden dazu gekommen sein, Strassen von solcher Ausdehnung zu bauen wie die von Stade über Verden nach Minden und weiter zum Rhein, oder von Frankfurt nach Osnabrück, oder von Meppen über Barnstorf nach Minden oder von Minden nach Jever? Und wie will man erklären, dass alle diese Strassen, die dann doch von den verschiedensten Fürsten zu sehr verschiedenen Zeiten Jahrhunderte hindurch gebaut sein müssten, in ihrer Breite und ihrer ganzen Anlage dieselbe Art zeigen?

Allerdings, könnte man erwidern, die Fürsten waren nicht dazu im stande, aber warum nicht die deutschen Kaiser? Und warum sollte sich nicht am kaiserlichen Hof eine Tradition der Technik von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt haben?

Dass die deutschen Kaiser seit dem Interregnum sich wenig um Norddeutschland bekümmert haben, ist bekannt genug. Dass sie hier grosse Handels- oder Militärstrassen sollten angelegt haben, ist ganz unmöglich.

Da nun der Folcweg, der Hessweg von Nienburg nach Harburg, der Weg von Jever nach Oldenburg, der Weg von Stade nach Bremervörde und der von Stade nach Verden, alle schon im 12. Jahrhundert urkundlich belegt sind, so ergiebt sich daraus, dass, wenn sie von deutschen Kaisern angelegt sind, die sächsischen oder salischen ihre Erbauer gewesen sein müssen.

Wer möchte aber behaupten, dass die Salier oder gar die Ottonen vom Rhein über Minden und Verden nach Stade und Hamburg,

von Minden nach Jever, von Osnabrück nach Bremen grosse Handelsstrassen angelegt hätten, wo der Verkehr noch in seinen ersten Anfängen stand, wo selbst Bremen ein unbedeutender Ort war, von Osnabrück, Minden, Verden und Stade zu geschweigen. Und wie unpraktisch wäre es gewesen Oldenburg und Nienburg mit Bremen zu verbinden, nach Hamburg und Verden-Celle keine Strasse zu bauen. Man scheut sich einen solchen Gedanken auch nur auszusprechen, so ungereimt ist er.

Eher könnte man annehmen, es wären die Wege als Militärstrassen von den Kaisern angelegt. Man würde dann namentlich an Heinrich IV. denken müssen. Wenn aber die Sachsen sich über den Burgenbau und ungewohnte Abgaben beschweren, sollten sie denn nicht auch Klage geführt haben über die Anlage von Strassen, die zu ihrer Knechtung bestimmt waren? Und wozu ein weitverzweigtes Strassennetz, wo einige Hauptwege genügten? Wozu ein solcher Aufwand für Strassen, wenn die Kaiser doch nie oder nur selten in jene Gegenden kamen? Bremen hat im ganzen Mittelalter nur ein einziges Mal die Ehre gehabt einen deutschen Kaiser in seinen Mauern zu beherbergen, Heinrich III im Jahre 1048. In den Gegenden Norddeutschlands aber, in denen sich die Kaiser mit ihren Heeren und ihrem Gefolge wiederholt bewegten, finden sich die breiten Wege gerade nicht.

Der Weg, den die sächsischen und salischen Kaiser vom Rhein nach dem Harz oder Magdeburg einzuschlagen pflegten, führte über Soest auf dem Helweg nach Paderborn und weiter über Höxter, Einbeck, Gandersheim nach Goslar und zur Elbe. Hätten die Kaiser jener Zeit breite Militärstrassen zu bauen verstanden, so hätten sie bei dem regen Verkehr zweifelsohne eine solche von Soest nach Goslar und Magdeburg hergestellt. Nun führt aber etwas südwärts von Soest ein 40' breiter, schnurgerader Weg auf dem Haarstrang entlang nach Paderborn, der Haarweg. Rührt er von den sächsischen oder salischen Kaisern her? Wie unpraktisch einen solchen Weg mit enormen Kosten zu bauen und nicht zu benutzen, sondern sich statt dessen, des krummen, schmalen Helwegs zu bedienen. Es ist vielmehr so, dass der Haarweg zu ihrer Zeit schon bestand, aber weil er durch eine menschenleere Gegend führte und einen Umweg machte, den Bedürfnissen wohl nicht mehr entsprach und deswegen verlassen worden war.

So bliebe denn als Erbauer nur Karl der Grosse übrig. Und für den scheint in der That manches zu sprechen. Ein so aus-

gedehntes Strassennetz von stets gleicher Anlage lässt sich am besten auf den Willen eines mächtigen Herrschers zurückführen. Handelszwecke konnten ihn nicht leiten, denn einen Handelsverkehr gab es damals nur in geringem Umfang. Daraus würde sich erklären, dass die späteren Handelswege sich nicht immer mit diesen Strassen deckten. Aber Karl kam wiederholt in kriegerischer Absicht nach Sachsen, bedurfte also am meisten guter, breiter Heerstrassen, und endlich die Orte, die bei seinen Kriegszügen erwähnt werden, liegen fast alle an den Strassen, von denen wir handeln: Eresburg, Paderborn, Osnabrück, Detmold, Verden, Minden u. s. w. Sie führen fast alle vom Rhein oder vom Süden nach Norddeutschland, d. h. aus den Gegenden, aus denen Karl der Grosse mit seinen Heeren aufbrach. Einige von ihnen werden durch die Tradition geradezu auf ihn zurückgeführt. So heissen im Erzstift Bremen einige der alten Strassen — es ist nicht ganz sicher, welche — Karlswege (wahrscheinlich statt Kerlsweg = Leutewege, Volkweg). So soll Karl der Grosse einen Weg von Regensburg nach Bardowik gebaut haben, von dem eine noch jetzt erhaltene Teilstrecke westlich von Magdeburg von Neuhaldensleben südwärts als via Friderici schon bei Thietmar von Merseburg II. 20 bezeugt ist.

Gleichwohl ist auch diese Ansicht unhaltbar. Wie sollte Karl der Grosse in den wenigen Sommermonaten, die er in Sachsen zubrachte, und die durch kriegerische Operationen in Anspruch genommen wurden, noch Zeit gefunden haben, Wege von solcher Ausdehnung anzulegen? Woher kamen ihm die technisch geschulten Kräfte? Und wenn es deren gab, wie konnte ihre Kunst in dem kurzen Zeitraum von 1—2 Jahrhunderten so ganz vergessen werden? Auch kamen nicht alle Wege vom Rhein. Einer ging von Meppen, ein anderer von Emden aus, die öfter erwähnten im bremischen Erzstift von Loxstedt oder einem weiter westwärts an der Weser gelegenen Platze. Auch finden sie sich in Gegenden, die nachweisbar nie von Karl dem Grossen betreten wurden. Benutzt hat er die Wege, daran kann nicht gezweifelt werden; dass er sie aber gebaut haben sollte, ist höchst unwahrscheinlich, um nicht zu sagen unmöglich.

An den Hauptkreuzungspunkten dieser Wege sind die sächsischen Bischofsstädte Osnabrück und Münster in Westfalen, Bremen, Verden, Minden und Paderborn in Engern erwachsen, entsprechend einem allgemein gültigen Gesetz der Städteentwicklung. Man könnte also denken: Karl der Grosse hat die Strassen angelegt und nicht lange

nachher haben sich an den Knotenpunkten städtische Ansiedlungen gebildet. Allein darin liegt ein grosser Irrtum. Die Städte sind nicht infolge der Strassenanlagen Karls des Grossen entstanden, sie waren zu seiner Zeit schon vorhanden, nicht als Städte im eigentlichen Sinne, aber doch als etwas Ähnliches, als Mittelpunkte des Verkehrs. Da wo heute die Altstadt Bremen liegt, war damals kein Dorf, vielleicht nicht einmal ein Haus, sondern nur Heide. Aber es versammelten sich daselbst die Bewohner des Gaues zu ihren Gerichtstagen und zu religiösen Festlichkeiten. Es war ein Leben und Treiben, wie in einer Stadt, aber auf kurze Zeit beschränkt. Indem die Franken sich nach geeigneten Sitzen für die Bischöfe umsahen, und es an grösseren Ortschaften fehlte, fanden sie keine passenderen, als die alten, heidnischen Kultusstätten, die zugleich als Gerichtsstätten und Märkte dienten. Und weil die Kirche sich den hergebrachten Ordnungen möglichst anschmiegte, so verwandelte sie die heidnischen Kultusstätten in christliche Bischofssitze. Bremen, Osnabrück, Münster, Paderborn und die anderen sächsischen Bischofssitze werden zu Karls des Grossen Zeit oft genannt, aber es waren keine Städte, es waren nicht einmal Dörfer, es waren Versammlungsorte, in erster Linie zu religiösen Zwecken. Versammlungsplätze mussten sie schon lange vor Karl dem Grossen gewesen sein; sie können es aber nur geworden sein wegen ihrer Lage an dem Knotenpunkt zweier Strassen, nicht zweier beliebiger bäuerlicher Wege, sondern zweier bedeutender Verkehrsstrassen. Der Name Osnabrück wie Verden (Furt) weist hin auf die Entstehung des Ortes an einer Verkehrsstrasse, da, wo sie einen Fluss kreuzte. Karl hat ihnen den Namen nicht gegeben, sie besassen ihn schon, es bestanden also auch die Wege. Auf diesen alten Verkehrsstrassen zog Karl ins Sachsenland, und weil er auf ihnen zog, so kam er zu all den Plätzen, die ihre Entstehung und Bedeutung den alten Wegen verdankten.

Wenn nun die Wege, weil sie den Handelsinteressen häufig nicht entsprachen, nicht zu Handelszwecken gebaut sein können, weder von den Städten noch von den Fürsten oder Kaisern, am wenigsten von Karl dem Grossen, wenn diese Strassen vielmehr als Militärstrassen anzusehen sind, wofür ja auch ihre Breite spricht, aber weder von den Fürsten und Kaisern, auch nicht Karl dem Grossen, angelegt wurden, wem verdanken sie dann ihren Ursprung? Wenn man sie nicht auf die Germanen der Völkerwanderung zurückführen will — und wer würde das wagen —, so bleibt nur ein Volk übrig, das sie gebaut haben könnte, das sind die Römer, wie ich das schon

15

in meinem römischen Strassennetze in Norddeutschland ausgeführt habe.

Was hat nun die Kritik gegen diese Annahme eingewandt? Sie verlangt zunächst positive Beweise in Gestalt eines Steinpflasters, wie es sich am Rhein und bei andern unzweifelhaften Römerstrassen findet. Die Herren Kritiker sind römischer als die Römer selbst. Wo diese geeignetes Steinmaterial vorfanden und Zeit genug hatten es zu verwenden, haben sie es benutzt. In Norddeutschland fehlte es an beiden. Die Findlingsblöcke aus Granit waren zu hart und lagen zu zerstreut; und wie hätten sie in den wenigen Jahren ihrer Anwesenheit so ausgedehnte Steinstrassen herstellen können? In dem Augenblick, wo nachgewiesen wird, dass das grosse Netz breiter Strassen in Norddeutschland Steinpflaster zeigt, muss man mit Recht Bedenken tragen, sie den Römern zuzuschreiben. Es ist also eine unbillige Forderung, die man stellt. Sage ich, die Strassen sind römisch, so erwidert man, wo ist das Steinpflaster? Könnte ich zeigen, dass sie gepflastert wären, so würde man einwenden, ein so dichtes Strassennetz weisen nicht einmal die Rheingegenden oder Frankreich auf. Ich behaupte aber, die Strassen haben kein Steinpflaster und sind trotzdem römisch. Denn wer anders als die Römer könnte sie gebaut haben?

Dass meine Überzeugung, eine Strasse sei römisch, nur auf dem Studium der Reymannschen Karten beruhe, ist ein Irrtum. Ich habe sie alle aufgesucht und stundenlang verfolgt. Wenn aber missfällig bemerkt wird, es schienen nicht einmal Flurkarten benutzt zu sein, so wüsste ich nicht, wozu das dienen sollte, oder auch nur wie es möglich wäre bei Strassen, die nicht wie die Steinstrassen im Süden unter der Oberfläche von Ackerland verborgen sind, sondern durch Wald und Heide laufen, oft in weiter Entfernung von menschlichen Ansiedlungen. Diese und dergleichen Forderungen zeigen, dass die Kritiker, deren Anschauungen durch die süddeutschen oder rheinischen Verhältnisse beeinflusst sind, den ganz anders gearteten norddeutschen fremd gegenüber stehen.

Übrigens ob römisch oder nicht, ich glaube mir ein Verdienst erworben zu haben auf eine grosse Anzahl unzweifelhaft alter Strassen, die von Jahr zu Jahr mehr dem Untergang entgegen gehen, noch zu rechter Zeit aufmerksam gemacht zu haben. Weiss jemand eine bessere Erklärung als die von mir gegebene, die allgemeinen Beifall findet, so bin ich zufrieden. Würden die Geschichtsvereine, jeder in seinem Gebiet, die Strassenzüge bearbeiten und das

urkundliche Material herbeischaffen, so wäre das sehr dankenswert. Denn auch das zeigt eine merkwürdige Verkennung der Schwierigkeiten, als ob ein Fernstehender ohne weiteres die urkundlichen Belege zur Hand hätte. Man kann doch kaum verlangen, dass jemand sich durch den Wust der Archive arbeitet um hie und da eine Nachricht über alte Strassen zu finden. Dergleichen ist als gelegentlicher Fund bei andern Arbeiten sehr willkommen. In den Urkundenbüchern findet sich aber in der Regel nur wenig Einschlägiges, wie denn z. B. das bremische Urkundenbuch so gut wie nichts liefert. Freilich wenn man glaubt in einem jeden Lande mit tausendjähriger Kultur ein System von 11 Meter breiten, auf eine Stunde und mehr gradlinig verlaufenden alten Wegen mit Leichtigkeit nachweisen zu können, so lohnt es sich nicht solchen Wegen nachzuspüren. Ich würde aber sehr dankbar sein für — ich sage nicht ein System, das wäre unbescheiden — sondern für jeden einzelnen Weg, den man mir ausser den von mir gefundenen zwischen Rhein und Elbe zeigen könnte.

Will man zu einem Resultat kommen, so ist es wohl an der Zeit, die allgemeinen Erörterungen abzubrechen und sich auf die Beantwortung einiger Fragen zu beschränken. Schon vor längeren Jahren traf ich in der Umgegend von Osnabrück einen Herrn, der mir sagte, er habe schon auf dem Gymnasium von Osnabrück gelernt, dass der Weg nach Fürstenau römisch sei. Der Weg von Wulfen nach Dülmen gilt nach den Bonner Jahrbüchern LXXXIV, S. 11, gleichfalls für römisch. In Soest ist man der Meinung*), dass sich der Haarweg durch seine Tracierung als römische Anlage kennzeichnet. Es wäre gut, wenn man sich darüber erklärte, ob man einen von diesen drei Wegen — am besten eignet sich der Haarweg — für römisch halte oder nicht. Erweist sich der Haarweg als eine römische Anlage, so brauchen es die andern Wege darum noch lange nicht zu sein. Aber man hätte dann doch das Beispiel eines Weges, der keine Steinpflasterung zeigt und gleichwohl als römisch zu gelten hätte. Es müsste sich dann weiter zeigen, ob die Germanen oder die Deutschen im Mittelalter die Fähigkeiten gehabt haben, ähnliche Wege anzulegen. Darüber würde am besten ein des Wegebaus Kundiger Auskunft zu geben vermögen. Denn das scheint mir am meisten den Unwillen der Kritik erregt zu haben, dass ich gleich ein ganzes Strassennetz gefunden zu haben behaupte.

*) Zeitschrift des Vereins für die Geschichte von Soest. 14. Heft. S. 136.

5 oder 6 Hauptwege liesse sich man vielleicht gefallen. Ich selber wünschte im Interesse meiner Hypothese, dass es weniger wären. Aber ich kann doch keinen unterschlagen, und die Strassen sind nnn einmal da und verlangen Erklärung ihres Ursprungs.

Vielleicht kann ich aber einige Bedenken zerstreuen. Man muss sich ganz von der Vorstellung losmachen, als handelte es sich um Wege wie die heutigen Chausseen mit Erddämmen und Pflasterung. Es liegt in der Natur der Sache und wird zudem ausdrücklich bezeugt, dass die Römer vor allem die Aufgabe hatten, sich durch die ausgedehnten Urwälder Deutschlands einen Weg zu bahnen. Mit welchen Entfernungen sie zu rechnen gewohnt waren, zeigt eine Notiz bei Frontin, Strateg. I, 3, 10, wonach Domitian durch die Wälder Wege in einer Ausdehnung von 24 deutschen Meilen anlegen liess. Es geschah in der Regel auf dem Kriegszug selber durch vorausgeschickte Kohorten, die sich durch den Wald Bahn brachen. Das Lichten der Wälder hätte jede hinreichend grosse Anzahl von Germanen unter einheitlicher Leitung auch gekonnt, die Kunst der Römer zeigte sich in der sicheren Führung des Weges, der, um das Auf- und Absteigen zu vermeiden, sich möglichst auf der Höhe hielt und zugleich in möglichst gerader Richtung verlief. Dieser an sich nicht sehr kunstvolle Weg war gleichwohl für die Römer höchst wertvoll, weil er ihnen ermöglichte rasch weit ins Innere des Landes einzudringen und die Feinde aus ihren Schlupfwinkeln in den Urwäldern, wie Frontin bezeugt, zu vertreiben. Für die Deutschen waren aber solche Wege noch wertvollere Gaben, die sie Jahrhunderte hindurch in Ehren hielten. Aller Verkehr durch den Wald ging fortan auf diesen von den Römern hergestellten Schneusen; denn wer wäre so thöricht gewesen, in der Nachbarschaft mit vieler Mühe einen neuen Weg durch den Wald zu bahnen, wenn er einen vorhandenen benutzen konnte? Man kann also die Frage wegen der Römerstrassen auch so formulieren: Haben die Römer Veranlassung gehabt auf ihren Kriegszügen sich hier und dort Wege durch den Wald zu bahnen? Die Frage ist zu bejahen, denn die römischen Schriftsteller bezeugen es. Nun gut, dann sind auch Wege da, die sich durch Jahrhunderte erhalten haben.

Noch einfacher liegt die Sache bei den ausgedehnten Heidflächen Norddeutschlands. Waren die Römer an der Unterweser etwa bei Loxstedt und an der Unterelbe bei Stade gelandet und hatten an beiden Orten ein befestigtes Lager oder ein Kastell

errichtet und mit einer Besatzung versehen, so lag es nahe, beide Plätze durch einen Weg zu verbinden. Es war das ja nicht unbedingt nötig: man hätte auch beliebig über die Heide marschiren können.

Aber jeder, der die Heide kennt, weiss, wie leicht es ist auf ihr in die Irre zu gehen. Um dem zu entgehen, um den Weg, den sie gekommen waren, auf der Rückkehr wieder zu finden, mussten die Römer Merkmale haben. Sie hätten hin und wieder Pfähle einrammen oder Bäume setzen können, wie man das im Wattenmeer für die Schiffer zu thun pflegt. Sie zogen aber vor, in einer Entfernung von 40' zwei Furchen über die Heide zu ziehen und zwischen diesen Furchen sicher hin und zurück zu marschieren. Die Germanen hätten vielleicht auch vermocht solche Furchen zu ziehen, wenn auch nicht mit derselben Akkuratesse. Die Kunst der Römer zeigt sich in der Sicherheit, mit der sie in dem von Sümpfen und Mooren angefüllten Gebiet Norddeutschlands den besten und geradesten Weg ausfindig machten. In unseren Flüssen ist die Einfahrt von der See durch Tonnen gekennzeichnet. Jeder Schmied kann die Tonnen herstellen, sie mit einer Kette versehen und an einem Stein befestigen, aber nicht jeder Schmied kann sie zweckentsprechend legen; dazu gehört eine genaue Kenntnis des Fahrwassers. Wenn es also heisst, dieser oder jener Weg ist ein Römerweg, so bedeutet das im Grunde nichts weiter als die Römer haben festgestellt, wie man am bequemsten und schnellsten von einem für sie wichtigen Punkte zu einem anderen gelangen könne und die gefundene Richtung durch Furchen rechts und links bezeichnet. Es ist nicht einmal wahrscheinlich, das sie das Heidekraut entfernt haben, so schwer sich darauf gehen lässt. Denn der darunter liegende Sand war für das Marschieren noch unbequemer.

Die geringe Mühe, die die Herstellung dieser Wege verursachte, macht es verständlich, dass ihrer so viele sind. Und wenn die Römer, wie die Quellen bezeugen, im Innern Deutschlands Kastelle errichteten, womit konnten die Soldaten in Friedenszeiten besser beschäftigt werden als solche Wege anzulegen? Dass die Römer aber bis zur Weser sehr oft und bis zur Elbe nicht selten vorgedrungen sind, wer wollte das leugnen?

Wie konnten sich aber diese Wege bis auf unsere Zeit erhalten? Genau ebenso wie die Waldwege. Waren sie einmal da, so wurden sie dankbar von allen folgenden Generationen benutzt, um so mehr wenn etwa die Römer hier und da ein Hindernis durch Kunst be-

seitigt hatten. Wem es gleichwohl befremdlich erscheinen will, dass solche Wege fast zwei Jahrtausende Bestand gehabt haben sollten, der möge sich erinnern, dass manche von ihnen urkundlich seit 8—900 Jahren nachweisbar sind. Haben sie aber so lange allen Veränderungen, die durch die Kulturarbeit des deutschen Volkes hervorgerufen wurden, zum Trotz sich behauptet, warum sollten sie nicht die weiteren neun Jahrhunderte vorher überdauert haben?

Quer durch diese Strassen laufen hier und da einfache oder doppelte Wälle mit Gräben auf beiden Seiten. Besonders reich ist oder war die Strasse von Minden nach Wildeshausen mit solchen Landwehren, wie die Anwohner sie nennen, versehen. Es findet sich eine solche Landwehr bei Uchte, nordwestlich von Sulingen bei Stadt, in der Nähe von Ehrenburg und auf weite Strecken wohl erhalten bei Alten Marhorst, nördlich von Twistringen. Ausserdem giebt es derartige Wälle am Folcweg, die Huxstedter Schanzen und die ausgedehnte Cantruper Landwehr. Ferner finden sie sich zwischen Twistringen und Barnstorf bei Ridderade, zwischen Barnstorf und Diepholz bei Cornau, nordwärts von Barnstorf bei Rödenbeck, zwischen Vechta und Damme bei Lohne.

Alle diese Wälle zeigen die grösste Ähnlichkeit mit den von Hölzermann beschriebenen am Rhein und an der Lippe. Sind diese römisch, so müssen es auch jene sein.

Laufen sie wie bei Ridderade in einer Gegend, durch die keine Strasse führte, so kann man an Schanzen denken, die zu einmaligem Gebrauch bei einem Treffen aufgeworfen wurden. Durchschneiden sie die Strasse in ziemlich regelmässigen Abständen, wie die Landwehren an der Strasse Minden-Wildeshausen, so muss man annehmen, dass sie als dauernde Befestigung der Strasse dienen sollten. Der Weg von Minden nach Wildeshausen würde dann ähnlich befestigt gewesen sein, wie die Strasse am nördlichen Lippeufer, nicht der mit der Lippe parallel laufende Helweg, der mittelalterlich ist, sondern die von Oberstleutnant v. Schridt gefundene römische Strasse (Hölzermann, S. 52).

Wälle derselben Konstruktion zeigt nun das Lager von Rattinghausen (S. Oppermann) an den Quellen der Hunte. Ausser den von Oppermann in sein Kartenwerk aufgenommenen giebt es aber im Wald und in den Wiesen noch eine Reihe anderer, wie die Bewohner berichten, über deren Zusammenhang sie aber keine Rechenschaft

zu geben vermögen. Wir haben es hier mit einem grossartigen Befestigungssystem zu thun, dessen genaue Aufnahme und Deutung von berufener Seite in hohem Maasse wünschenswert wäre.

Sind diese Wälle römisch — und ihre Konstruktion beweist es — so gewinnt die Annahme, dass der Λουπίας des Strabo nicht die Lippe, sondern die Hunte sei, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, ja man muss sagen, ihre Richtigkeit ist damit erwiesen. Dann lag Aliso am Zusammenfluss der Else und der Hunte bei Hunteburg.

Es wäre eine undankbare Aufgabe, diese Auffassung verteidigen zu wollen, wenn sich an der Lippe auch nur mit einiger Sicherheit das Kastell Aliso nachweisen liesse. Das ist bisher nicht gelungen, es findet sich unter den Nebenflüssen keine Else, es fehlt das Winterlager an der Quelle der Lippe. Will man denn immer wieder die vergeblichen Versuche erneuern, Aliso an der Lippe nachzuweisen, obgleich Strabo sagt, der Λουπίας fliesse nach Norden, obgleich an den Quellen der Hunte sich eine ausgedehnte römische Befestigung findet, obgleich bei Hunteburg die Else in die Hunte fliesst?

Das sind doch Thatsachen, die man nicht einfach ignorieren darf, wenn sie auch zwingen sollten, eine lieb gewordene Anschauung aufzugeben. Aber freilich Pomponius Mela sagt, der Lupia fliesse in den Rhein. Aber warum soll Pomponius Mela grössere Glaubwürdigkeit verdienen als Strabo? Man wendet ein, bei der Hunte-Hypothese würde es schwer sein dies und jenes zu erklären. Das mag sein, mannigfache Schwierigkeiten werden immer bleiben, aber das sind curae posteriores. Hier handelt es sich um die Alternative: Ist der Lupia die Lippe, an der sich nichts von alle dem nachweisen lässt, was die römischen Schriftsteller von ihr berichten, oder ist es die Hunte, an der sich alles das findet? Mir scheint, der Stern der Lippe erbleicht, seit die im vorigen Sommer vorgenommenen Nachgrabungen ergeben haben, dass zwei bisher für römische Kastelle gehaltene Befestigungen an der Lippe sächsischen Ursprungs sind.

Auch wenn alle Wege, auf denen die Römer Norddeutschland durchzogen, nachgewiesen wären, auch wenn man annimmt, dass Aliso an der Stelle von Hunteburg gelegen habe, bleibt es immer noch zweifelhaft, wo die Varusschlacht stattfand. Da erbieten sich nun als Wegweiser merkwürdige Sagen von ausgedehnten Kämpfen alter Zeit in der Nähe von Diepholz. Von den Felstehausener Schanzen an, die nicht, wie ich früher annahm, römisch sein können,

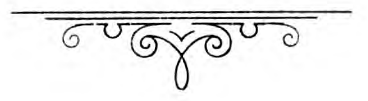
sondern germanischen Ursprungs sind, bis nach Lemförde tobte, wie die Sage zu berichten weiss, eine mehrtägige Schlacht. Und noch andere Orte über dies Gebiet hinaus werden mit jenen Kämpfen in Verbindung gebracht. Auf meine Frage, was man sich von den Befestigungen bei Barnstorf im Volke erzähle, erwiderte mein Gewährsmann, es seien Ausläufer der Schanzen von Felstehausen. Dass sie jemals eine lokale Verbindung gehabt hätten, daran kann gar nicht gedacht werden. Der Sinn kann nur sein, dass die Kämpfe an den Barnstorfer Befestigungen im Zusammenhang standen mit denen bei Felstehausen. Und noch weiter ostwärts werden wir geführt. An den Hünenwall bei Stöttinghausen südlich von Twistringen knüpft sich die Sage, dass hier der General Benecke oder Becker den General Hunteburg bekämpft habe. Wer will entscheiden, welche Thatsachen diesen Sagen zu Grunde liegen? Ich versuche sie für meine Auffassung zu verwerten.

Als Varus in seinem Sommerlager an der Weser etwa bei Minden die fälschliche Nachricht erhielt, dass sich eine entfernte Völkerschaft — ich nehme an im Norden — empört habe, zog er auf dem wohlbefestigten, keine Gefahr drohenden Wege von Minden gegen Wildeshausen. Bei Stöttinghausen wurde er inne, dass er getäuscht worden sei. Dadurch wurde der Weitermarsch nach Norden nutzlos. Sollte er nun aber nach Minden zurückkehren? Das hätte einer feigen Flucht ähnlich gesehen, wäre auch ein Umweg gewesen, den man bei einer allgemeinen Empörung der Germanen zu vermeiden alle Ursache hatte. Varus zog vor, den direkten Weg nach Westen einzuschlagen, der ihn zudem in die Nähe des schützenden Aliso brachte, aber von Twistringen bis Barnstorf gab es keine Strasse. Hier musste man auf ungebahnten Wegen ziehen. Um die Angriffe der Germanen besser abwehren zu können, warfen die Römer die Schanzen von Ridderade auf und gelangten gegen Abend glücklich bis Barnstorf, wo sie ein Lager aufschlugen. Dies Lager ist noch vorhanden, ein mächtiges Rechteck von etwa 1600 Fuss Länge und 1100 Fuss Breite.*) Die südliche Längsseite, wie die westliche Frontseite sind noch völlig erhalten, von der nördlichen fehlt ungefähr die Hälfte, die östliche ist ganz verschwunden. Der Wall ist an der Sohle etwa 30 Fuss breit und hat eine Höhe von etwa 5 Fuss.

Am nächsten Tage erfolgte der Weitermarsch in der Richtung nach Diepholz. Bei Cornau finden sich römische Befestigungen, ein

*) Bei Müller „Altertümer der Provinz Hannover“ nicht angegeben.

einfacher Wall, an den sich im rechten Winkel ein Doppelwall anschliesst. Von Felstehausen weiss dann die Sage von allerlei Kämpfen zu erzählen, die sich bis nach Lemförde hinzogen. Jenseits Hunteburg beginnen die merkwürdigen Münzfunde in einer Gegend, die wieder reich ist an Sagen von kriegerischen Ereignissen. Es muss ein gewaltiges Ringen gewesen sein, das einen so nachhaltigen Eindruck auf die Gemüter unserer Altvorderen machte, dass die Erinnerung daran sich durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat. Aber die Sieger in diesen Schlachten begnügten sich nicht von ihren Thaten zu singen und zu sagen und ihren Kindern und Kindeskindern wieder und wieder von den ruhmreichen Kämpfen zu erzählen, sie haben auch der Sitte ihrer Zeit gemäss zum ewigen Angedenken an den Befreiungskrieg ein Denkmal gesetzt. Im Wiehengebirge hoch oben auf dem Berge, an dessen Fuss der Kampf seinen Abschluss fand, ragt ein Granitblock von 13 Fuss Höhe empor, ehemals umgeben von einem Ring kleinerer Steine, der Süntelstein genannt. Ohne Inschrift, ein stummer und doch beredter Zeuge des weltgeschichtlichen Ereignisses, dessen Verlauf kennen zu lernen die Enkel noch nach zwei Jahrtausenden nicht müde werden.



PROBEN

eines

deutsch-englischen Wörterbuchs

von

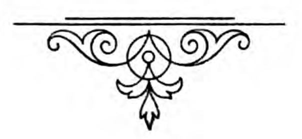
Prof. Dr. W. Sattler.

Indem ich einige Proben aus einem deutsch-englischen Wörterbuche, das zu einem anfänglich nicht beabsichtigten Umfange herangewachsen ist, an dieser Stelle veröffentliche, verbinde ich damit den Wunsch, dass Kollegen und Mitarbeiter auf diesem Gebiete sich veranlasst sehen mögen, etwaige Ausstellungen und Ratschläge mir freundlichst mitteilen zu wollen.

Das Buch ist für Schüler oberer Klassen, hauptsächlich jedoch für Seminare, Studenten, Lehrerinnen und Lehrer berechnet, denen die zahlreichen Beispiele und Citate eine willkommene Zugabe sein dürften. Denn wie diese oft zum richtigen Verständnis eines Ausdrucks notwendig sind, so bieten sie andrerseits ein reiches geschichtliches und kulturgeschichtliches Material, das nicht jedem ohne zeitraubendes Nachschlagen zur Verfügung steht. In den Citaten, von denen manche aus früheren Kollektionen nur den Namen des Schriftstellers oder der Zeitschrift angeben, finden sich ausser der älteren Sprache (besonders Bibel und Shakespeare) auch die Volkssprache und der dichterische Gebrauch berücksichtigt.

Von anderen Wörterbüchern unterscheidet es sich zunächst durch die Art der Anordnung, welche freilich ein alphabetisches Verzeichnis der deutschen und englischen Wörter am Ende des Buches, oder besser vielleicht in einem besonderen Bändchen notwendig macht. Denn es giebt nicht die einzelnen Wörter in alphabetischer Folge, sondern fasst unter bestimmten Stichwörtern nicht nur die Synonyme, sondern auch die abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter (so bei den Verben die Komposita) und alle einschlagenden Ausdrücke, wie z. B. unter „blühen“ Blüthe, Blume, die einzelnen Teile, wie Blatt, Kelch, Stengel, die verschiedenen

Blumen u. s. w. zusammen. Indem es dann alle grammatisch wichtigen Wörter, wie Artikel, Pronomen, die Praepositionen — diese besonders ausführlich — in gleicher Weise behandelt, aber auch sonst stets den grammatischen Gebrauch eines Wortes berücksichtigt, wird es in den meisten Fällen eine Grammatik vollständig ersetzen und für diesen Zweck sogar bequemer zu benutzen sein. Besonders ausführlich behandelt es endlich die Realien. Alle Seiten des englischen Lebens in Staat, Kirche, Haus, alle Sitten und Gebräuche in Kleidung, Essen, Trinken u. s. w. werden unter Berücksichtigung früherer Zustände und Zeiten und meist mit wörtlicher Wiedergabe der Quellen eingehend und im Zusammenhange geschildert. Und so dürfte das Wörterbuch, wenn es auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht, durch den gebotenen Wortschatz doch für den gewöhnlichen Gebrauch vollkommen ausreichen und zugleich durch die Art der Behandlung manche Anregung zu einem eingehenderen Studium geben.



Der Adel, the nobility (fr. nobilité, lat. nobilitas) oft kollekt. mit Plur; der hohe —, Geg. the commonalty, s. Parlament, Unterhaus; after the wars of York and Lancaster, the links which connected the — and the commonalty became closer and more numerous than ever. Mac. H. 1, 38. Eigentümlichkeit des englischen Adels, dass er erblich, aber keine Kaste ist; any gentleman might become a peer (s. Parlament). The younger son of a peer was but a gentleman. Id. 37.

noble (fr. lat. nobilis); adv. nobly; adlig, the — family of Howard. Mac. H. 1, 332; a person of — descent. Id. 321; edel, Geg. ignoble, unedel, gemein; the — art of flattery. Id. B. Ess. 15; stattlich, stolz; the sources of the —st rivers. Id. H. 1, 16; a — avenue of elms. W. Jrving Sk. 2, 25.

the nobles, die Adligen, Edeln; the Norman —. Mac. H. 1, 15; a few of the old —. Id. 134. the nobleman, Pl. — men; der Edelmann; — and gentlemen. Mac. H. 1, 237.

adeln, to ennoble; die Adelskrone, the coronet; der Stammbaum, the pedigree (v. fr. par degrès?); der Titel, the title, he had just come into his — and a pretty property. Burnett. L. Q. 1, 87; der Titel ist entweder Familienname ohne Art. und of, wie Earl Russell, Graf —, oder von einem Orte oder persönlichem Besitztum entlehnt, mit Art. und of, wie the Duke of Wellington, the Earl of Derby (auch Lord Derby s. Parlament, Peer.); doch auch the Marquess Wellesley, the Earl Spencer. It was necessary for me to choose a title off-hand. I determined to be Baron Macaulay of Rothley. I was born there; I am named from the family which long had the manor. Nobody can complain of my taking a designation from a village which is nobody's property now. Mac. L. 4, 217; Ausnahmen the Duke Hamilton neben Duke Hamilton. Mar. Ch. N. F. 278, in der ält. Sprache häufig, the Lords of Ross, Beaumont and Willoughby. Shak. R. II., 2, 2, 54; the young

Lord of Douglas. Scott, T. 52; vielfach sind zwei oder mehr Titel in derselben Familie; dann führt der älteste Sohn meist den zweiten, geringeren Titel; s. Parlament, Peerage; so wird der Marquis of Tavistock beim Tode seines Vaters Duke of Bedford, während die jüngeren Brüder nach dem Familiennamen „by courtesy“ Lord John, William u. s. w. Russell, in der Familie einfach Lord John u. s. w. heissen; mit diesem Namen wurde der Staatsmann allgemein bezeichnet, if Lord John should undertake to form a Whig Ministry. Mac. L. 3, 193; the Marquess of Argyle was put to death. His marquisate became extinct: but his son was permitted to inherit the ancient earldom. Id. H. 2, 107; das Wappen, the arms, s. Wirt und Wirtshaus; coats of —s; he knew the genealogies and — of all his neighbours. Id. 1, 316; auch coat armour, they were entitled to bear —. Id. 38: das Wappenschild, the scutcheon, escutcheon (fr. écusson v. lat. scutum): the defaced —s of his ancestry. Id. 288; liegend (von den Thieren auf demselben) couchant, ruhend, dormant, sich bäumend, rampant. Dick. Ch. C. 167, der Wappenhalter, the supporter. Mac. H. 1, 316.

Zur nobility gehören der Rangordnung nach:

1. the Duke (fr. duc, lat. dux), der Herzog, zuerst die Söhne Eduards III. (— 1377): the Dukes of Cornwall, Clarence and Lancaster; the D— of Wellington, auch the Iron —. M'Carthy. Hist. 2, 157: William, the — of Normandy, aber D— William. Scott; T. 21: His (Your) Grace: His — of Osmonde. By Mrs. Burnett: in speaking to a — he would address him — (st. Your) —; Troll. D. Th. 1,93; the formal style is „Most Noble“. Alle königlichen Prinzen erhalten den Herzogstitel, so the — of Cambridge, Cumberland, so jetzt the — of Albany, Edinburgh u. s. w.

   The Duchess, die Herzogin. the Archduke, Archduchess, der Erzherzog; the Grandduke, Grandduchess, der Grossherzog; mit Art. the Archduchess Maria Theresa. Mac. B. Ess. 16; the Grandduke Peter Id. 89; ducal, herzoglich; the dukedom, die herzogliche Würde, der Titel; the duchy, Pl. —ies, das Herzogtum als Land; the — of Lancaster, von Eduard III. geschaffen, unter einem Pfalzgrafen als County Palatine (wie Chester u. Durham als „Marken“ gegen Wales u. Schottland) mit eigener Gerichtsbarkeit bis 1873. Dem Erben von Eduards Sohn John of Lancaster (Gaunt), Heinrich IV. wurde das Herzog-

tum vom Parlament als persönlicher Besitz der Krone zuerkannt. Die zur Civilliste gehörenden Einkünfte werden dem Parlament nur zur Kontrolle vorgelegt; der Chancellor of the — (2000 £) ist nur Sinekure. The Dukeries, or the Dukery Country in the neighbourhood of Worksop, Notts; which is closed in by Yorkshire and Lincolnshire, and comprises the estates of the Duke of Newcastle at Clumber, the D— of Portland at Welbeck, and that of Earl Manver, the estates of the extinct dukedom of Kingston. The Dukes of Norfolk and Rutland have also residences at no considerable distance; so has the D— of St. Albans. Ill. N. 2/82; their country seats in the — s. Sala, London 198.

2. the Marquis, Marquess (fr. marquis), der Marquis, Markgraf, früher Lord Marcher; seit 1386 unter Richard II., Richard Vere, — of Dublin; Titulatur: Most Honourable; der deutsche —, the Margrave, f. Margravine, his daughter, afterwards — of Bareuth. Mac. B. Ess. 6.
   the Marchioness, die Markgräfin, Marquise; the Marquisate, die Würde, der Titel eines M.; auch Marquessate, the —, in that case, is extinct. Bulw. Wh. 3, 104.
3. the Earl (ags. eorl, vir nobilis) der Graf, steht zu der Grafschaft, county, s. d. in keiner Beziehung, wenn auch sein Hauptgrundbesitz darin gelegen ist. Titulatur: Right Honourable; auch für Viscounts und Barons; die jüngeren Söhne Honourable. Jeder nicht englische Graf, Count, so — Münster, Bernstorf u. s. w.
   the Countess (fr. comtesse) die Gräfin, Gemahlin des Earl; the Earldom, die Würde, der Titel eines Earl.
4. the Viscount (fr. vicomte, v. lat. vice u. comes). eig. der Vicegraf, Vicomte, seit Heinrich VI. (1478).
   the viscountess, die Vicomtesse; the viscountcy, viscountship, die Würde, Titel eines V.
5. the Baron (fr. mlat. baro); eig. der Mann, freie Mann, hochgeborne Vasall; Baron, nicht zu verwechseln mit Baronet, s. Gentry unt; the lesser —s, as the smaller householders were called. Scott. T. 105; auch die Erzbischöfe und Bischöfe Englands sind —s of the Kingdom.
   the Baroness, die Baronin, ist nur Lady; the baronage, die Baronswürde, auch Barony; the —is safe; goes with the Irish estates. Bulw. Wh. 3, 104.

Lord, allgemeiner Titel s. Herr; the House of —s. s. Parlament.

der Aristokrat, the aristocrat; die Aristokratie, the aristocracy, Pl. —ies; there was a strong hereditary —; but it was of all hereditary —ies the least insolent and exclusive. It had none of the invidious character of a caste. It was constantly receiving members from the people and constantly sending down members to mingle with the people. Mac. H. 1, 37. Grosser Umschwung in den Verhältnissen, all the old slavish formulae of deference and respect: Your Grace, Your Ladyship, My Lord are now left to servants and shopkeepers. Du Maurier, Harp. Mag. 2/98. 344. aristokratisch, aristocratic(al).

the gentry (v. fr. gentle, lat. gentilis); der niedere Adel, die Gentry, kollekt. mit Plur., the loyal — were still ready to risk their lives. Mac. H. 1, 135. Die—, aus der sich die nobility rekrutirt, Jd. 37; ist kein Adel nach deutschen Begriffen, sondern umfasste ursprünglich alle die Landeigentümer, die, ohne selbst ihre Güter zu bewirtschaften, von dem Pachtertrage, the rent, lebten. s. Gut; under that dominion the nobility had been degraded, the landed— plundered. Jd. 288, Früher allg. die hohe Abkunft, der Adel; This double worship.. where—, title, wisdom Cannot conclude. Shak. Cor, 3, 1, 144; a gentleman!... which is't, pound, or yard, You vend your— by? Beaumont and Fletcher, Shepherd's Bush; häufig the nobility and —, of all the amusements entered into by our — there is none so national as yacht — sailing. Mar. Cu. 12; bes. in Anzeigen, the — are respectfully informed, wie unser ein Hochverehrliches Publikum; he has the honour to inform the — Stevenson, St. Jves. 2, 176; Allmählich hat sich der Begriff erweitert, so dass gentry überhaupt die gebildeten Stände, gentlemen alle Gelehrten, Juristen, Geistliche und grossen Kaufleute und schliesslich alle bedeutet, die nicht von ihrer Hände Arbeit leben und sich anständig, gentlemanlike benehmen, s. Herr; so heisst es bei W. Irv. Sk. 2, 39 we were escorted by a number of gentlemanlike dogs, insofern sie nicht zur Jagd oder sonst benutzt werden, sondern seemed loungers (Faullenzer, Bummler) about the establishment; there were gentlemen, and there were seamen in the navy of Charles II. But the seamen were not gentlemen, and the gentle-

men were not seamen. Mac. H. 1, 301; heutzutage ist „you are no gentleman“ selbst auf Schulen der stärkste Vorwurf. the country gentlemen geschildert Mac. Id. 318.

Zur gentry gehören:

1. the Baronet, s. Baron, ob.; eig. der kleine Baron, Baronet, bezeichnet durch Bart. hinter dem Namen, the late Sir Andrew Clarke, Bart. Ill. N. 11/93. 594; der Titel, zuerst von Jacob I. verliehen, als er zum Schutz von Ulster in Irland Geld brauchte; daran erinnert „the red hand of Ulster“ auf dem Wappenschilde des B., H. Words 10/95. 494; er hat den Vorrang vor dem Knight; der Titel erbt fort in der männlichen Linie; the Right Honourable — (in der Debatte); Mac. L. 3, 188.
   the baronetage, baronetcy, die Würde, der Titel eines B.; Mr. W. has received a —. Ill. N. 3/95, 7; the— conferred on Mr. B. Id.
2. the Knight, eig. Knecht, dann wie Knabe, Knappe; der Ritter, früher durch Verleihung eines Lehens, fee, zum Waffendienst verpflichtet; the vassals of the crown divided the lands which the king had given them into estates, which they bestowed on —s and gentlemen, whom they thought fitted to follow them in war. Scott T. 19; allg. a number of their bravest —s drew near to see what the Scottish were doing. Id. 85; heutzutage wird der nicht erbliche Titel, the knighthood, wie in Deutschland der Adel an Männer verliehen, die sich um den Staat oder die Wissenschaft verdient gemacht haben; früher the dignity of — was not beyond the reach of any man who could by diligence and thrift realise a good estate, or who could attract notice by his valour in a battle or in a siege. Mac. H. 1, 37. Stets mit Vornamen Sir Walter Scott; there was a great painting of Sir Thomas Lucy. I at first thought that it was the vindictive knight himself. W. Irv. Sk. 2, 109; die Anrede ist Sir Walter; seine Gemahlin, gesetzlich Dame, „by courtesy, aus Höflickkeit“, gew. Lady.
   the — bachelor, der Junker, Ritter, die älteste Adelswürde, von Karl I. verschachert; jetzt veralt., the — errant, der fahrende R., Pl. —s errant; the —s — of yore. W. Irv. Sk. 2, 199; knight — s. Trevelyan. Am. Rev. 1, 144. the — of the shire s. Parlament; the — was the connecting link between the baron and the shopkeeper. Mac. H. 1, 38; verk. K., so K. G. = Knight of the Garter, Ritter des Hosenbandordens.
   to knight, zum Ritter schlagen, machen; allg. How I was

— ed. Chamb. J. 97, 305; to dub, eig. schlagen; in the name of God and St. George we — thee knight. Scott. Ken. 372; allg. titulieren, I — bed myself a gentleman of a sufficient fortune. Stevenson, St. Jv. 1, 138; I became a — bed knight, but not a belted one, as now-a-days knights have to find their own belt, Rittergürtel. Chamb. Journ. 97, 306; she is as surely Countess of Leicester as I am belted Earl. Scott. Ken. 459; the accolade (v. lat. accollare), der Ritterschlag, eig. die Umarmung dabei. Id. 375.

ritterlich, knightly, — worship. Jerome J. Th. 92; auch chivalrous v. chivalry (fr. chevalerie neben cavalry) eig. die Reiterei, Ritterschaft, Ritterlichkeit; das Tournier, the tourney, gew. tournament; allgem. der Kampf; Doyle, R. St. 1, 270; tournieren, to tilt, eig. neigen, stossen, dost thou ask to — with me? Scott, Ken. 132; die Schranken, the lists, auch der Arena, the — are oped. Byr. Ch. H. 1, 72; der Herold, the herald, der Verkünder, Bote, so the Morning H—; Name einer Zeitung; he comes, the — of a noisy world; Cowper. Task.

3. the Squire (eig. esquire, fr. écuyer, der Schildknappe), der Junker, Herr, im Range dem Knight folgend; Sq— ist man kraft der Würde eines Amtes oder der Abstammung von Peers oder Knights; der Titel wird nicht mehr verliehen, wohl aber auf Briefen jedem Gentleman gegeben: Esqr. hinter dem Namen, s. Brief; it is deemed more respectful to write the word Esquire in full length. Kingdom, Secretary's Assistant.

Als the Squire wird häufig der Gutsherr, der grösste Grundbesitzer der Gegend bezeichnet; auch E— Brown; Hughes. B. 15; he is known simply by the appellation of „The S—", a title which has been accorded to the head of the family since time immemorial. W. Jrv. Sk. 2, 22. Auch der Sohn, what a pity it is the 'S— is not come to his own. Goldsm. St. 334; der Typus desselben Sir Roger de Coverley im Spectator No. 2, 106, 107 u. a. geschildert; W. Jrv. Sk. 2, 20; Geg. the peasant. Mac. H. 1, 35; Über die soziale Stellung der squires und country gentlemen im 17. Jahrh. Id. 313.

---

an*), at (auch auf, bei, in, nach, über, um, von, zu s. d.) bezeichnet örtlich wie zeitlich den Punkt (wo oder wann?), zunächst mit dem Begriff der Nähe, vielfach dem franz. à entsprechend.

*) Des beschränkten Raumes wegen ist hier nur eine ganz kurze Übersicht ohne weitere Beispiele, mit Ausnahme von 8 a) o n, gegeben.

a) örtlich, auf die Frage wo? allg., nicht selten neben by (bei), in (in) und on (auf) mit fast verschwindender Nüancierung.
b) an, auf die Frage wohin? seltner; gew. to, s. unt. 9).
c) bildlich; bei den mit an zusammengesetzten Verben (s. on und to unt.); bisweilen mit dem Nebenbegriff des Feindseligen, s. auf, gegen; so anbellen, to bark at, anblicken, to look — (s. on, c.) unt.), anbrüllen, to roar — u. s. w.
d) bei den Verbalausdrücken to be at, to be employed, engaged, beschäftigt, (neben in s. bei, mit); to work, arbeiten u. a.
e) am beim prädikat. Superlativ nicht ausgedrückt, s. viel, most; seltner to be (stand) at the (its, their) best, highest u. a.; his spirits were then — their best. Mac. L. 1, 154.
f) zeitlich bezeichnet at in einzelnen Verbindungen den Zeitpunkt, am Mittag, — noon; ält. Spr. und dicht. — eve, even, evening (gew. in the —); — morn, morning (gew. in the —); — the beginning, the end, neben in the beginning, the end (Zeitraum);
g) statt on in ält. Spr. von Tagen; regelmässig — this day, heutzutage, auch — the present day; — some (a) future day, an einem späteren Tage.

2. about (s. um) an (bei), örtlich, s. bei, 2) about; a lady with contraband articles — her person. Mar. Cu. 105.
b) bildlich, there is, to have —, als Eigenschaft an sich haben; von Personen und Sachen, vereinzelt in, you observe that there is nothing remarkable in the vessel. Mar. Cu. 52.
c) in einzelnen Ausdrücken, wie to go, to set —, an etwas gehen, sich machen an.

3. against (s. gegen); an (gegen) drückt verschieden von at als Ruhepunkt meist eine Berührung mit vorhergehender Bewegung aus, bes. nach to hang, lean, place, put, recline u. a.

4. by (s. bei); an, in der Nähe (bei), örtlich nicht selten neben at, s. oben; (at) by the door, fire, side, the bedside, the road-side u. a.
b) modal-instrumental, an (bei); he caught her — the arm. Mac. L. 1, 263; auch erkennen an, to know, see by.

5. from (s. von); an nach einzelnen Verben wie to die, neben of s. unten. Anglia, 5, 3, 383; to hinder, preclude, prevent, stop, suffer, to be suspended, hängen u. a.

6. in (s. in), an, örtlich, bei manchen Ausdrücken neben at und on; so bonnet, cap, hat, heaven, margin, place, room, sky, spot u. a.

b) bildlich nach den Verben Überfluss haben, glauben, sich freuen, sich beteiligen, teilnehmen u. a.

c) an, zur näheren Bestimmung der Begriffe von Verben und Adjektiven (lat. ablativus limitationis): in height, an Höhe, in size, an Grösse u. a.

d) zeitlich, auf die Frage wann? allg. in the beginning; end, s. at f), in the day, daytime, broad daylight.

e) von Tageszeiten, in the forenoon, afternoon, morning, evening, mit Attribut on a fine morning s. on f) unt.; at noon, morn, eve s. at f) ob.

f) Morgens, Nachmittags, Abends für am M., N., A., heisst bei fester Bestimmung nach der Uhr oder allgemeinen Bezeichnungen wie früh, early, spät, late, auch at six o'clock, early, late in the morning u. s. w.; doch steht auch der blosse Accus. early the next morning. Mar. Ch. N. F. 87; about eleven last night. Franklin, Autob. 1, 200.

g) auf die Frage binnen welcher Zeit? Rome is not built in a day. Prov.

7. of (s. von); an nach Verben und Subst., wie to despair, to die, neben from, s. from 5.) ob., to doubt, to remind, the recollection, memory, to think neben on s. über; I want, es fehlt mir an, the want, der Mangel, the lack u. s. w.

b) nach Adjektiven, wie barren, unfruchtbar, fertile, auch in s. in c) ob.; ill, auch with s. 10.) unt. Anglia 5, 3, 395; sick, innocent u. a.

8. on, upon (s. auf); an, wenn nicht seitliche Nähe, sondern ein Daraufsein bezeichnet wird.

a) örtlich auf die Frage wo und wohin? oft neben at und in s. d. ob. (mit einem Theile der Beispiele); he saw another officer with a young lady — his arm. Thack, V. F. 1, 238; the church stands — the banks of the Avon. W. Irv. Sk. 2, 95, so auch von Flüssen, Stratford — on (upon) Avon.

Id. 91; the border, die Grenze; slowly peace was restored — the —. Mac. H. 1, 282; we fall at last into its (death) arms, as a wearied child upon the bosom of its mother. Bulw, Mlt.; she threw herself — Lady V's breast. Jd. Al.; the brink, der Rand, — the — of something like a servile war. Mac. L. 3, 196; the change, die Börse, a merchant upon the — of London. Boswell, Johns. 1, 236; auch exchange, it is not thought disreputable to gamble — the stock —. Mar. Cu. 97; they collected golddust — the coast of Guinea. Mac. B. Ess. 64; the confines, die Grenze, this is a port — the — of the Spanish Mediterranean coast. Mar. Lf. 43; dag. I was in the — of your country; now I am in the heart of it. Id. 43; with jewelled buttons — his coat. Burnett. L. Q. 1, 151; and Pilate wrote a title, and put it — the cross. John, 19, 19; the bodies should not remain upon the —. Jd. 31; dag. now there stood by the — of Jesus his mother. Jd. 25; I saw many of the houses with bills — their doors „To be let.“ Troll. Am. Sen; auch he had taken the house for a public, because there was a figure against the —. Eliot, A. B. 2, 190; dag. she stepped back into the room and stood at the —. Burnett, L. L. 134: she answered his knock on the manse —. G. Words, 91, 203; but now a knocking at the — was heard. Dick. Ch. C. 86; the laurels — the door — posts. Mac. B. Ess. 152; I will not hear thee, cried she, placing her hands — her ears. Bulw, Paus; more Associations than he could count — his fingers of both his hands. Mac. L. 1, 82; — his feet were the leathern sandals usually worn by shepherds. G. Words, 91, 89; the fringe, der Saum, the square stands — the — of the slums. Caine, Chr. 2, 346, the frontier, die Grenze; war — the —. Mac. H. Ess. 4, 69; dag. at the — the customhouse officer begged me. Jd. L. 3, 50; the gallows, der Galgen, he died — the — of York. Jd. H. 1, 376; dag. at the — (ehe er daran hing) he told the crowd. Jd. H. Ess. 1, 175; the ring was — my cousin's hand. Chamb. Journ. 91, 121; hooks — which to suspend hats. W. Irv. Sk. 2, 27; — the margin of his copy are still legible. Mac. B. Ess. 105; the hard passages were marked in the — of their books. Hughes, B. 134; some one noticed

an old shoe hanging — a nail. Chamb. Journ. 90, 744; Theo lies — her sister's neck. Thack. V.; she heard no more of the miniature — the riband. Burnett. L. Q. 1, 146; nothing that can be called a township is found except — the seabord. R. Burton. U. Thule; like the apples — the Dead Sea's shore. Byr. Ch. H. 3, 44; the skirt, der Rand, Saum, — the —s of the New Forest. Mar. Ch. N. F. 3; till — this lake's romantic strand I found a fay. Scott, L. L. 1, 451; the verge, der äusserste Rand; — the — of a wild moorland tract. Mac. H. 1, 336; he stared attentively at the clock — the wall. Eliot, A. B. 2, 154. upon the —s were drawings of her various homes. Disraeli, End. s. against, ob. — the window the name it still read with interest. Mac. B. Ess. 119.

b) ohne Art. bei den Ausdrücken on board (aboard), —, upon 'Change, auch mit Art. s. on, a) — land, — shore (ashore), am, ans Land; auch aground (on the ground); dicht. astrand.

c) bildlich, bei den mit an zusammengesetzten Verben steht on (nicht upon) im Geg. von ab, off, so anknöpfen, to button —, anschnallen, to buckle —, anschrauben, to screw —, anziehen, to put —, bei andern drückt on das ruhige Verweilen, at, s. at c) ob. nur die Richtung aus: anblicken, ansehen, to look upon (to l. on, zusehn), at; so anglotzen, to glare, anstarren, to stare, anstaunen, to gaze.

d) bei einer grossen Zahl von Verben wie to border, verge, confer, devolve, lavish, squander, throw away, retaliate, to be revenged, visit, to seize, touch, venture u. a.

e) zeitlich, on, upon, o', auf die Frage wann?

von Tagen, am Mittwoch, on Wednesday; der blosse Accus. nur bei einem Attribut wie last, next oder the 6th. of January.

an Sonntagen, Sonntags, on Sundays, on a S—, gew. of a S—.

statt on findet sich in der ält. Spr. manchmal in; in the day of judgment. Matth. 12, 36.

f) von Tageszeiten, wenn eine attributive Bestimmung hinzutritt, sonst in, s. in, e) ob; on the evenig that we arrived. Mac. L. 1, 213; on moonless nights. Jd. H. 1, 356.

doch findet sich auch in, bes. in the early morning, — the long nights u. a.

g) on, adv, an, in zusammengesetzten Verben s. on c) ob. wie to have —, anhaben, to put —, anziehen u. s. w.

9. to (s. zu III. 1.); an, örtlich; auf die Frage wohin? entsprechend dem at auf die Frage wo? s. at b).

b) verstärkt up to, auch bis an, s. bis, to.

c) an, entsprechend dem lat. ad, bes. nach Verben mit den Vorsilben ad, con; wie to address, adhere, adjoin, confine, direct, turn, write u. s. w.

d) bildlich nach den Ausdrücken des Gewöhnens, Bindens, Anheftens und Befestigens.

10. with (s. mit), an bei krank sein, erkranken, sterben, neben from und of ob. s. Anglia 5, 3, 394, auch I was bad (schlimm) — a bilious attack. Chamb. Journ. 82, 44.

---

begraben, to bury, eig. bergen: I come to — Caesar, not to praise him. Shak. Caes. 3, 2, 79. Shakespeare lies —ied in the chancel of the parish church. W. Jrv. Sk. 2, 95; allg. eingraben, vergraben, bedecken, versenken in, in, three yards from it I —ied all my money. Mar. Ch. N. F. 173; the grave —ies every error. W. Jrv. Sk. 1, 166; he would — himself in financial calculations. Mac. L. 4, 246; part. —ied, versunken, bildl. — in fears. Golds. G. M. 351; — in thought u. a.

the burial, das Begräbnis, gew., beim —, at the — of the dead. Prayer B.

the — ground, der —platz, allg. s. Kirchhof; the — service, die Liturgie bei Begräbnissen mit den Worten earth to earth, ashes to ashes, dust to dust; he read the — in his low voice. Eliot, Cl. L. 2, 244; bei Einsenkung der Leiche, at that simple, but most touching consignment of the body to the grave. W. Jrv. Sk. 2, 162; auch funeral —, every one knows the soul— subduing pathos of the —. Id.

the register of —, das Protokoll der Beerdigung; the — was signed by the clergyman, the clerk, the undertaker and the chief mourner. Dick. Ch. C. 16; the registrar, der Standesbeamte; the R— General of births, deaths and marriages, das Hauptstandesamt.

to inter (fr. enterrer v. lat. terra) beerdigen, gewählter und seltner; the good is oft —red with their bones. Shak. Caes. 3, 2, 81; Charlemagne was scarcely —red. Mac. H. Ess. 4, 11; his remains

were —red in a brick grave. All. Year. 9/78, 236; the Emperor's suggestion that his (Bismarck's) body should be —red in the cathedral of Berlin. Ill. N. 8/98, 195.

the interment, die Beerdigung, Bestattung. Some Curious I— s. All. Year. 9/78, 236, a marquee had been erected at the place of the — of Cardinal Manning. Ill. N. 92, 150; the place of — was not ill chosen. Mac. H. Ess. 4, 348; in Wales the peasantry pray over the graves of their deceased friends for several Sundays after the —. W. Jrv. Sk. 1, 165.

the sepulture (lat. sepultura); die Beerdigung, Bestattung; they buried him apart from the mass of dead. He himself would hardly have cared for such —. Harp. Mag. 7/98, 229.

to grave, veralt. s. graben; das Grab.

to lay, laid, laid, eig. legen; beisetzen, bestatten, in, in, into, he was laid in the grave. Mar. Ch. N. F. 101; while the corpse is made ready to be — into the earth. Prayer B.; he was — in the church yard of the Temple. Mac. B. Ess. 133;

to lay out, auf dem Paradebett ausstellen; his remains were laid —. Mac. H. 10, 94, auch to lie in state, auf dem P. liegen, ausgestellt sein, früher auch bei Privatpersonen gebräuchlich; come with me, and we shall see old R; the curry-comb maker lying in —. Goldsm. G. M. 274.

the funeral (fr. funérailles, lat. funeralia v. funus), das Leichenbegängnis, Begräbnis; gew., beim —, at the — Mac. L. 4, 281; the — of the Duke of Clarence. Ill. N.; the offer of a public — was made by the Emperor. Id. 8/98; the day of Marley's —. Dick. Ch. C. 19; a walking —, ohne Wagen; it was by his own request, that Captain M. had a —. Mar. Lf. 321.

the — oration, die Leichenrede. Mac. L. 2, 87; the — service, s. burial ob., the — procession, der Leichenzug, Sir John and Lady Jane sent their carriage (that most remarkable of all expressions of sympathy) to follow in the —. Oliphant, O. Mr. T. 2, 133; auch the — train. W. Jrv. Sk. 2, 161; seltner cortège (fr.); an der Spitze des Zuges ist der nächste Angehörige als chief mourner, Hauptleidtragender; Dick. Ch. C. 16; he followed a son who should have been his own —. Mac. H. 2, 19. Der Leichenbestatter, the undertaker, eig. nur der Unternehmer; früher the upholder, Ropes, Lady M. Montague, 43; feiner: the funeral furnisher, besorgt alles, was für ein Begräbnis erforderlich ist, bis auf den

Flor, crape; —, scarp and hatband. Eliot., Cl. L. 2, 159, die Trauermäntel und die schwarzen Handschuhe, Dick. Ch. C. 140; des Gefolges, the mourners, welche Gegenstände von stummen Dienern, mutes verteilt werden; the undertaker's mute in streaming hat—band (auch weeper, s. weinen) and worn cotton gloves. Jerome, J. Th. 57. Weisse Schleifen, white favours werden bes. auf dem Lande bei dem Begräbnis junger Mädchen getragen, s. auch chaplet, Kranz. W. Jrv. Sk. 2, 170. Rural Funerals, Id. 1, 157: few pageants can be more stately and frigid than an English — in town. Jt is made up of show and gloomy parade; mourning carriages, mourning horses, mourning plumes, (an dem Leichenwagen und den Pferden) and hireling mourners (the mutes) who make a mocking of grief. Id. 169. Heutzutage sind sie durch die Church of England Funeral Reform Association, ausser bei den unteren Klassen, weit einfacher; Essen und Trinken, I don't mind going if a lunch is provided, Dick. Ch. C. 139; ist weggefallen, und die Leichenschmäuse, the — ale, bei der Leichenwache, florieren nur in Irland, the wake (auch Kirchweihfest, Kirmess, which feast was originally kept by watching all night; —s and fairs W. Irv. Sk. 1, 70).

funeral, adj. düster, traurig.

the obsequies (lat. obsequiae) eig. das Folgen der Leiche; das Begängnis, die Leichenfeier bes. vornehmer Personen; the King's — took place at Westminster Abbey. Mahon, Hist. 4, 220; that pride and pomp of woe which attend the — of those who are highly placed. Ill. N. 92, 130; they were the — of poverty. W. Irv. Sk. 1. 121; their two comrades' approaching ends and —. Woods, Vag. 199.

die Bahre, the bier; das Bahr-Leichentuch, the pall (lat. pallium), eig. Staatsmantel, weites Tuch; the — was borne by the Duke of Argyll, Lord John Russell. Mac. L. 4, 280; the pall — bearers. Jd., the — was supported by young girls, dressed in white. W. Irv. Sk. 2, 162; der Leichenwagen, the hearse (fr. herse, mlat. erptia v. lat. irpex, Egge), eig. das Leichengerüst, der Katafalk (auch catafalque [ital.] he was laid upon a — of flowers. All. Year. 10/76, 107) Dick. Ch. C. 42. Mac. L. 4, 64; der Sarg, the coffin (lat. cophinus) eig. Korb; veralt. chest (lat. cista) s. Kasten; dem — folgen, to attend the — Jd. 2, 87; jetzt wol wicker-basket,

aus geflochtenen Weiden; der Sarkophag, the sarcophagus (gr. eig. Fleisch verzehrend); Pl. — i. Ward. M. 2, 39; das (viereckige) Wappenschild, the hatchment (von hatch, schraffieren?) bei Todesfall an den Häusern vornehmer Familien zwischen den Fenstern, auch über der Hausthür; the undertakers were putting up the — over the door. Troll. D. Th. 1, 66; auch the chamber was draped with black, and hung with — s. Burnett, L. Q. 1, 276.

---

dieser, e, es, this, Pl. diese, these; vulg. them; don't you mention — words. Stevenson, Tr. Js. 128: bei Maassangaben findet sich wol this f. these; this last straight two miles and a half; diese letzte Strecke; Hughes, B. 127; during — three quarters of an hour. Id. 137; andrerseits these kind of things, derartige Dinge f. this kind; these — of questions. Ward, M. 2, 215;

jener, e, es, that; Pl. those; — kind, sort of things, derartige Dinge f. that kind, s. this, ob., — sort of things. Austen, P. P., yon, yond, yonder, s. da; that, auch derjenige, der s. d.

this und that nur adj. this, that man, house; subst. nur als neutr. dies, jenes, das; this is dreadful. Mar. Ch. N. F. 95; that I know. Id. 59; you cannot do all this at once. Jd. 33; after this (darnach) he adventured upon the last experiment. Id. 57; upon this, hierauf u. a.; auch such s. solcher; he would have made a brave soldier, if — was to have become his avocation. Jd. 73.

dieser, jener, Subst. this, that man (one), person; dieser . . jener; the former . . the latter; two treaties were drawn up; the former real, the latter fictitious. Mac. H. Ess. 4, 45; dieser, the latter; the — has these words. Goldsm. V. 115; he went into the room where he usually sat with the Intendant. The latter . . Mar. Ch. N. F. 235; he gave the letter to Chaloner; the — read it. Id. 308; auch nur he; dieser sagte, he said.

this one, that one mit Beziehung auf ein vorhergehendes Subst., s. ein; that's the worst of a place so near London like this —; Conway, D. D. 227; he can't look uglier than in that — (shirt). Dick. Ch. C. 150; manchmal ausgelassen, this courtier got a frigate, and that a company. Mac. H. 1, 359; the change which, between this day and that has come over the tone of English

journalism. Id. L. 3, 82. an apartment like this. Mar. Ch. N. F. 215; in times like these. Id. 201; go to Clara's cottage, and from that proceed. Id. 238.

this absol., adverbial, hier; to leave — (house, place); what do you propose, to leave — instantly? Mar. Ch. N. F. 261; I shall not stir from —. Id. 12; ride away from —. Id. 279; zeitlich, I should have been here before —, schon früher. Id. 312; like —, so, you have never spoken — before. Harraden, Ships, 146.

this day, heute; — morning, heute Morgen; these twenty years, Goldsm. St. 329; seit zwanzig Jahren, s. seit.

this u. that, congruieren im Numerus (wie im Lat.) mit dem substant. Prädikat; these (dies) — are misfortunes. Sterne, T. Sh. 211; these are old symptons. M. Twain, M. Tr. 1, 118. those are the lips which sealed a vow Sherid. R. 67; those are my opinions. R. Haggard, Dr. Th. 192. Zwischen this (hier) u. that (da, dort) wird strenger unterschieden als im D.; do you know this, sir, this pocketbook (das ich hier halte)? yes, that pocketbook (das Sie da halten) is mine. Do you know this letter? Yes, it was I that wrote that letter. Goldsm. V. 59.

dieser, jener mein Freund; this, that friend of mine; that hat of his. Thack. V. these letters of mine. Mulock, L. f. L. those bright eyes of hers. Id.; ält. Spr. u. vereinzelt sonst this, that my friend; s. Engl. Stud. 2, 1, 8; these my sons. Matth. 20, 21. this his humble suit. Shak. Caes. 3, 1, 5; this my verse. Byron, Ch. H.; to Janthe. 5, 1. that his dull domain. Dick. D. C.

---

das Fleisch, (the) flesh, insofern es nicht unmittelbar zur Nahrung dient; allg.; ohne Art.; the thousand natural shocks that — is heir to. Shak. Hl. 3, 1, 63; Geg. the spirit; the spirit is willing, but the —is weak. Matth. 26, 41; she is neither fish nor —. Shak. H. 4. A. 3, 3, 141; ye shall not eat of their —. Lev. 11, 11; pity and need make all — kin. Sir E. Arnold. Light of Asia.

die —bank, the shambles (v. lat. scamnum), eig. der Schemel; nur Pl.; doch a —, Taunton which had been turned into a —. Mac. H. 3, 50; whatever is sold in the — that eat. 1. Cor. 10, 25; die Schlachtbank, whom the King of Prussia beats to the — with the flat of the sword. Mac. B. Ess. 252; — brühe, broth, the seasoning which spiced his —. Scott. Ken. 236; gravy,

s. Braten; der —er, butcher s. Schlachter, töten; —farben, — coloured, incarnate; — fressend, carnivorous (v. lat. caro); —ig, fleshy, pulpous, pulpy, (v. Früchten); —lich, carnal, (sensual) we were composed of two beings, one —, the other spiritual. Caine, Chr. 2, 181. —kammer, the larder (lard, Speck v. lat. laridum), she was not slow to remind him, if the — was deficient in that meat. Mar. Ch. N. F. 4; — nahrung, animal food, even the gentry tasted scarcely any—, except game. Mac. H. 1, 309. —topf, the —pot, they longed after the —s of Egypt. G. Words, 99, 763.

(the) meat (Mettwurst); das zur Nahrung dienende Fleisch, the rest of the — was taken to L. and disposed of by H.; Mar. Ch. N. F. 127; — was so dear (1685) that hundreds of thousands of families scarcely knew the taste of it. Mac. H. 1, 413; eig. Speise; what's one man's poison is another's —. Prov. I have given every green herb for —. Gen. 1, 30; to sit at — (at table); Jesus sat — in the house. Matth. 9, 10; we are to raise a fund to buy the poor some — and drink. Dick. Ch. C. 32.

sweet —s, Konfekt, Süssigkeiten, his mother stuffed him with — till he was sick. Alcott, L. M. 30; auch sweets, Süssigkeiten, eingemachte Sachen; bildl. the — of life; of fame. Ward, M. 3, 101.

butcher's —, frisches —, s. Schlachter, töten; cat's —, s. Katze; dag. horse-flesh, da es in England nicht gegessen, sondern nur als cat's meat zum Füttern der Katzen gebraucht wird; —, live or dead, is rising every day. Forbes, Sold. 106; auch das Pferd selbst mit Bezug auf Reiter und Pferdekenner; in matters of —, I am so indifferent, that I have generally given away horses that I have not wanted. Troll. Autob. 30; Washington did not lose his love for fine —. Harp. Mag. 5/95, 952; many of the country gentry were well mounted, knowing —, and nought else. Burnett, L. Q. 1, 129.

Während die Haustiere von dem sächsischen Bauern deutsch benannt wurden, erhielt das Fleisch an der Tafel des normannischen Herrn eine französische Bezeichnung. Scott, Jvanh. 8. Ausn. the lamb, das Lamm und Lammfleisch s. Schaf; dag. wird der Name des Tieres auch vom Fleisch gebraucht, wenn es gew. nicht gegessen wird,

a viand which the hosts called mutton, but which the guests strongly suspected to be dog. Mac. H. 1, 340; s. pig unt.

das Hammelfleisch, mutton (fr. mouton); das Tier sheep, mutton, s. Schaf; bes. gut die Southdowns.

die Hammelkeule, the leg of— (dag. a haunch of venison, s. Wild), the cutter has no haunches of venison over the stern; but I think there is a leg of —. Mar. Cu. 36; der —rücken, the saddle of —.

a —chop (v. to chop, kappen, zuschneiden, spalten); eine —kotelette, s. unten, —rippchen; the tavern diner was then (before 1850) condemned to the never-to-be-avoided— or steak. Yates, Recoll. 1, 199; the —house, s. Restauration.

das Kalbfleisch, veal (fr. veau v. lat. vitulus); das Tier calf, s. Vieh, wird seltner, gew. mit Schinken, ham, gegessen. Dick. P. 1, 66; ein Kalbsbraten, a fillet of —, Mac. L. 4, 184; ein Nierenstück, a loin of —; aber a boiled calf's head. Mar. Cu. 94; a calf's tongue and brains. Gldsm. St. 376.

a (veal) cutlet (fr. cotelette v. lat. costa); eig. ein Rippchen, eine (Kalbs)kotelette; Maintenon —s. Mar. Cu. 94; auch cotelette, he will take a — aux petits pois. Mac. L. 2, 84.

sweetbread, die Thymasdrüse, Midder, Bröschen.

das Ochsenfleisch, beef, (fr. boeuf, v. lat. bovem); das Tier ox, cow; selt. beef, s. Vieh; his wife sallied out to buy the — (zum Christmasdinner). Dick. Ch. C. 735; —steak, roast—. s. Braten; the steak-house s. Restauration.

corned— (v. the corn, das Salzkorn), Pökelfleisch, he might fill himself with the — and the carrots. Mac. H. 1, 322; auch salted—; jerked— (charqui, Peru), getrocknetes —.

cow-heel, Gallert aus Kuhfüssen, gin, —, poverty, bailiffs are always associated together. Thack. Engl. H. 229.

tripe (fr. tripe), Rindskaldaunen; in besonderen Läden der ärmeren Stadtteile verkauft, he was glad to obtain the means of dining on — at a cookshop under ground. Mac. B. Ess. 145.

das Schweinefleisch, pork (lat. porcus); das Tier swine, pig, s. Schwein; the pigs were killed and salted down; and A. took the pieces of — away to the tub. Mar. Ch. N. F. 64; auch pig das ganze —, Spanferkel, auch sucking —. Dick. Ch. C. 93; for the first course, a — and pruin sauce. Gldsm. St. 346; auch v. wilden —, doch pork pie. Id.

brawn (v. fr. braion) eig. Dickfleisch, Muskel (?), Wildschwein, Eberfleisch, game, poultry, —. Dick. Ch. C. 95.

brawny, fleischig, sehnig, stämmig; — porters. Sala, London 143.

---

das Ministerium, the ministry (lat. ministerium) eig. der Dienst, die Dienerschaft; they furnished the — with the resolution which it wanted. Mac. L. 1, 278. kollekt. I did not think it right to separate myself from them. Id. 3, 193; the — are intimidated by public opinion. Graph. 5/97, 558; some modern writers have blamed Halifax for continuing in the —; but the word —, in the sense in which we use it, was then unknown. Mac. H. 1, 269; a Conservative, Tory, Liberal, Whig —; Lord Grey's —. Id. L. 3, 191.

im 17. Jahrh. war das M. nicht solidarisch, der einzelne Minister, s. unt., vertrat nur sein Fach, department, Mac. H. 1, 269; auch später alles eine offene Frage, an open question, ausser von der Regierung selbst beantragte Massregeln oder gegen sie gerichtete Anträge, Id. L. 3, 78; at present the chief servants of the crown form one body; if one of them differs from the rest he has to resign, s. unt. abdanken; Id. H. 1, 269; die Wahl der Minister Id. 149 hängt hauptsächlich von dem Votum des Unterhauses ab; die Folge eines Misstrauensvotums, a vote of censure, M'Carthy, Hist. 2, 254; — he brought forward a — on the Government. Mac. L. 3, 89; a motion professing a want of confidence in the Ministry. Id. 3, 87, 114; oder einer Niederlage, defeat, bei einer wichtigen Abstimmung, every body knows what a scene generally takes place when a M— is defeated in the House of Commons. Cheering again and again renewed, countercheers of defiance, wild exultation, vehement indignation. M'Carthy Hist. 2, 245; — ist Resignation or Dissolution, Auflösung, s. Parlament. Mac. L. 3, 167; within three weeks Parliament was dissolved, and the M— went to the country, wandte sich, appellirte an das Land, auch to appeal, on the question of a fixed duty on foreign wheat: Id. 108, oder die Minister reichen ihre Entlassung ein, to resign; Ministers had gone to the Isle of Wight (Osborne) for the purpose of — ing, Id. 191; das Haupt der Opposition, s. Government unt. wird dann beschickt, to send for; Lord John had been sent for. Id., und betraut, to trust, ein M— zu bilden, to form a M—.

Id. 200; a Government, Id. 202; an Administration s. unt. Lord John was again commanded to —. Id. 207; Lord John has not consented to form a M—. He has only told the Queen that he would consult his friends: Id. we are all most unwilling to take office, s. Amt. Id. 196; it is an odd thing to see a M-- making. Id. 198; wenn es nicht gelingt, he resigns his trust into the Queen's hands. Id. 260; sonst geben die alten Minister ihre Amtssiegel, seals, der Königin zurück, they were directed to send their —s to the palace by their Under Secretaries. Id. Pitt. 55; ihre Nachfolger erhalten dieselben und werden als Mitglieder des Geheimraths, Privy Council, s. Rath, vereidigt, sworn of the —. Id. 82; und leisten den Handkuss, to kiss hands. Lord Salisbury — ed — on Tuesday afternoon. Graph. 95, 778; auch sonst bei Antritt eines Amtes; Sir A. Havelock — ed — on his appointment as Governor of Madras. Id. 2/96, 226; allg. Somersets and Wyndhams hastened to —. Mac. B. Ess. 163.

the Minister, s. unt.

Ministerial, adj., ministeriell, Minister . . . — changes, Mac. L. 3, 81; — members. Id. 1, 278, the — benches, die Bänke, Sitze der Ministeriellen, the ministerials, der Regierungspartei, Geg. the Opposition — s. government unt., the front O— —s, die — der Führer der O., the speeches from the —. Id. 3, 163; the Treasury —s, die —, Sitze der Minister, s. unt., the immense weight and authority of the — to influence the vote upon an abstract motion. Id. 79, 208; die Unabhängigen, nicht zur Opposition gehörenden Mitglieder sitzen below the gangway, d. h. dem Mittelgang, (eig. der Gang zwischen Reihen), allg. the narrow — between their beds. Wood, Vag. 207.

the Government (s. herrschen), das Ministerium, die Regierung; kollekt. mit Plur. M'Carthy. Hist. 2, 248; auch ohne Art. (wie Parliament) the change of — was anything but a misfortune to M. Mac. L. 3, 116; to form a —. Id. 3, 202 s. Ministerium oben; the G— in office. M'Carthy, Hist. 2, 248; a member of the G—. Mac. L. 1, 294; her (his) Majesty's G—. Id. 3, 165; M'Carthy, Hist. 2, 239; the Queen's (King's) G— Id., the Whig (Tory) G— Mac. L. 3, 74. Geg. die Opposition, the Opposition; her (his) Majesty's O—; the Government was already too far gone; and the O— triumphed

by one vote. Id. 108; auch kollekt mit Plur., ohne Art.; the leaders of O— in both Houses. M'Carthy, Hist. 1, 169; die vollziehende —, the executive —. Mac. L. 3, 74; parliamentary —, Id. H. 1, 269. it is now universally held that a — which, under the pressure of a great exigency, and with pure intentions, has exceeded its power, ought without delay to apply to Parliament for an act of indemnity, Indemnität, Straflosigkeit. Id. 32; allg. the — of England was now, in all points but one, as despotic as that of France. Id. 88.

the Administration (lat. administratio), das Ministerium als Verwaltung; auch ohne Art. Trevelyan, Am. Rev. 1, 69. to form an A— Mac. L. 3, 207 s. Ministerium ob; wie Ministry, a Conservative, Tory, Liberal, Whig A—, in Lord Melbourne's A— Id. 3, 193, nach dem Staatsmann, der an der Spitze steht, the head, Peel, as the — of that A. Id. allg. die Verwaltung, the Protector's — Id. H. 1, 134; the popularity with which the King had commenced his. — Id. 224; meantime the government had ceased to be popular.. Had the — been faultless, the enthusiasm could not have been permanent. Id. 185; the executive —, die vollziehende Verwaltung, die Executive, s. government ob., the superintendence of the whole — was transferred to the Estates of the realm. Id. 149.

administrative, adj.; verwaltend, Verwaltungs.., an — body. Mac. H. 1, 238.

maladministration, schlechte Verwaltung, Misswirtschaft. Mac. H. 1, 276; Id. H. Ess. 4, 43.

the Cabinet (fr., dim. von cab, Hütte, s. Zimmer) das Cabinet, eine Anomalie der engl. Verfassung; eig. ein Geheimratsausschuss, der seit 1688 fast alle Befugnisse des Geheimrats, Privy Conncil s. Rat, hat und nach der Willkür des Premier, s. Minister unt. einen weiteren oder engeren Kreis der Minister umfasst, die nicht alle Sitz im C— haben. Mac. H. 1, 208, if they should offer me a place in this C—, I have made up my mind to refuse it. Id. L. 3, 194; I found a letter from Lord M. with the offer of the Secretaryship at War, and a seat in the C— Id. 81. Es besteht gegenwärtig aus dreizehn Mitgliedern; in the time of our grandfathers a — of ten or eleven was thought inconveniently large. Seven was an usual number Id. Pitt. 33; versammelt sich gewöhnlich in der sog. Ratskammer, Council Chamber in Downing Street, s. Minister

unt., wo jedes Mitglied seinen festen Platz hat; Her Majesty's C—. Mac. L. 3, 30; Mr. Pitt's C— Id. 79; Lord Melbourne's C— Id. 63; a Whig C— Id. 177; a C— Minister, Id. 88; First C— M— Id.

the Cabal, eig. Geheimbund; during some years the word C— was popularly used as synonymous with Cabinet. But it happened by a whimsical coincidence that, in 1671, the Cabinet consisted of five persons the initial letters of whose names made up the word C—, Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley, and Lauderdale. These ministers were therefore emphatically called the C—; and they soon made that appellation so infamous that it has ever since been used as a term of reproach. Mac. 1, 208.

der Minister, the Minister s. Gesandter; Plur. auch ohne Art. (wie Government); the majority against —s was 157. M'Carthy, Hist. 2, 244, 245. Her Majesty's M—s (wie Government). Mac. L. 3, 165; the M—s of the Crown. Id. 192; the chief servants of the crown. Id. H. 1, 269; Lord M. and his brother —s. Id. L. 3, 74; a Cabinet M— s. Cabinet ob. the Premier, der Premier, gew. Prime Minister, M'Carthy, Hist. 2, 246, auch First Lord of the Treasury, here I am, writing to you from Downing Street (der offiziellen Wohnung) as —. Id., the place of the — had not then the importance and dignity which now belong to it. When there was a Lord Treasurer (Mac. H. 1, 221, auch the Treasurer, Id. 229) that great officer was generally Prime Minister; it was not till the time of Walpole that the First Lord of the Treasury was considered as the head of the executive administration, s. Administration ob. Id. 1, 251; der Premier ist Führer des Hauses, leader of the House, in dem er sitzt, steht an Rang den andern Ministern gleich, besitzt aber grossen Einfluss durch seine patronage, Id. 271, das Vorschlags- oder Besetzungsrecht vieler Stellen und Würden, auch der Bischöfe und höchsten Richter.

Ministergehalte früher sehr hoch; the regular salary was the smallest part of the gains of on official man of that age . . the income of the prime minister far exceeded that of any other subject. This is the true explanation of the unscrupulous violence with which the statesmen of that age struggled for office. Mac. H. 1, 305 ff.; heutzutage beträgt das sog. grosse Ministergehalt 5000 £; der Lord Chancellor

erhält 6000 £ und 4000 £ als Sprecher des Oberhauses; Pension 5000 £. Näheres Chamb. Journal 96, 372.

the Secretary, Pl. —ies, der Sekretär, seit der Restauration Bezeichnung für einen Minister; auch S— of State, Arlington was —. Mac. H. 1, 220; 242; the King's Chief, Principal, —; ihre Zahl schwankt, bis sich drei feste Stellen bildeten (Home Affairs, Inneres, Foreign Affairs, Äusseres, Colonies); seit 1854 the S— for War, dann 1858 the S— for India, vertreten durch the Undersecretaries (Gehalt 1500 £).

the Secretaryship, die Stelle eines Sekretärs. Mac. L. 3, 81.

the Board, eig. Tisch; Berathungstisch; der Ausschuss, die Kollegialbehörde, das Ministerium, auch Office s. unt.

1. Auswärtigen, Minister des, the (Principal) Secretary of State for Foreign Affairs, auch the Foreign S—; seit 1782; offizielle Wohnung No. 10 Downing Street, the Foreign Office, das Ministerium des Auswärtigen.
2. der Bautenminister, the First Commissioner of Works and Public Buildings; the Board of Public Works, Woods and Forests.
3. der Finanzminister, the Chancellor of the Exchequer, s. Schatz, giebt bei der jährlichen Vorlegung des Budgets (fr. bougette, eig. Tasche, s. Nachricht) einen ausführlichen Bericht über die finanziellen Verhältnisse, Steuern u. s. w. the Treasury, das Schatzamt, Finanzministerium; those who succeeded him at the —. Mac. H. 1, 284; hat die Aufsicht über die Verwaltung, Einziehung und Verausgabung der Staatseinnahmen. An der Spitze des Board steht the First Lord of the Treasury (the Lord High Treasurer, the Lord Treasurer, gew. the Prime Minister, s. Minister). Ausser ihm besteht es seit Georg I. aus dem Chancellor of the Exchequer, s. ob. und drei Lords Commissioners, Junior Lords; when the — was in commission d. h. provisorisch bis zur Ernennung eines Lord Treasurer kommissarisch verwaltet, the Junior Lords had sixteen hundred a year each. Mac. H. 1, 304; when the white staff, der weisse Stab, das Insigne des Lord High Treasurer, s. weiss, was in commission, the chief commissioner did not rank so high as a Secretary of State. Id. 251. the First Lord of the T— was removed from the direction of

the finances; Godolphin became First Commissioner of the T—. Id. 273.
die Finanzen, the finances (fr. finance v. mlat. finantia, öffentliche Leistungen; rom. finare, bezahlen v. lat. finire, enden); finanziell, financial; — measure. Mahon, Hist. 2, 167; der Finanzmann, the financier, a favourite resource of Whig —s. Mac. B. Ess. 163.

4. der Handels—, the President of the Board of Trade (Gehalt 2000 £), das —ministerium, eigentlich ein Ausschuss des Privy Council s. Rath, Handel.
5. Indien, der M— für, the Principal Secretary of State for India; das Ministerium, the Indian Office; in accordance with this Act the government of the Company, the famed „John Company" formally ceased on Sept. 1. 1858; for the remainder of Lord Derby's tenure of power, his son, Lord Stanley, was Secretary of State for India. M'Carthy, Hist. 3, 114.
6. Innern, der M— des, the Principal Secretary of State for Home Affairs, auch the Home Secretary; das Ministerium des —, the Home Department, Home Office; erst seit 1783 selbstständig.
7. der Justizminister, the Lord Chancellor, zugleich Kanzler und Richter (im Oberhause), s. Parlament, im Geheimrat, am Appellationshof, Court of Appeal, und Präsident der Chancery Division des Obergerichts; durch seine patronage, s. Minister, höchst einflussreicher Verwaltungsbeamter; Gehalt s. Minister ob.
8. der Kolonial—, the Principal Secretary of State for the Colonies, auch Colonial S—; M'Carthy, Hist. 2, 254; das —ministerium, the Colonial Office; früher zwei Sekretäre für the Northern and Southern (Frankreich, Spanien, Italien) Department; bis 1801 unter dem Home Office, bis 1854 unter dem Secretary for War. M'Carthy, Hist. 2, 247.
9. der Kriegs—, the Secretary of State for War, erst seit 1854. Lord Panmure combined in his own person the functions, up to that time absurdly separated, of S—at-War and S—for-War. The S—at-War under the old system was not one of the Principal S--ies of State. He was merely the officer by whom the regular communication was kept up

between the War Office (Kriegsministerium) and the Ministry, and has been described as the civil officer of the army, (er war auch fast immer ein Civilist, civilian, und hatte die Interessen der Armee im Parl. zu vertreten, so: Macaulay accepted the Secretaryship at War without any show of reluctance. Mac. L. 3, 82); The S— for-War was commonly entrusted with the colonial department as well. The two War Offices were now (1855) made into one. M'Carthy, Hist. 2, 247.

10. der Marine—, the First Lord of the Admiralty (an Rang unter dem Kriegsminister, Gehalt 4500 £), meist Civilist, dem Unterhause verantwortlich, Vorsitzer des Board of Admiralty, Admiralität, Marineministerium, gebildet aus 5 Lords Commissioners (4 Naval Lords, höhere Seeoffiziere und 1 Civil L.), die meist mit dem Ministerium wechseln.

11. der Unterrichtsminister bisher vergebens angestrebt; seine Befugnisse liegen in der Hand des President of the Privy Council oder vielmehr des Vicepresident of the Committee of Education, eines Ausschusses des Privy Council, s. Rath; Gehalt 2000 £.

---

noch, still, adv. positiv, s. auch doch; the Church of Rome was — as stately as ever. Mac. H. Ess. 4, 138; the old seat remained — in the family. Id. 216; the book is — read with pleasure. Id. B. Ess. 173; while — a writer. Id. H. Ess. 4, 9; beim Comparativ; — more touching was the sight. Id. B. Ess. 25; the just fame of H. rises — higher. Id. H. Ess. 4, 301, seltner yet, meist nachgestellt; a — more formidable race. Id. 13; they looked happier —. Dick. Ch. C. 116; the Spirit, stronger —, repelled him. Id. 163.

2) yet (afr. ieta, iette, v. Stamme gitan, get?), negativ; s. auch doch, — nicht, not —; but the end was not —; Mac. H. Ess. 4, 140; things, however, were not — at the worst. Id. 290; getrennt, it is not time —. Mar. C.N.F. 168; not as — (bis jetzt) noch nicht; have you heard any news from London? — Id. 160; I have — struck a blow for the king. Jd. 279; there was as — no connexion between the Company and either of the great parties. Mac. H. Ess. 4, 298. — nie, never —; I — was daunted. Mac. L. 3, 112; getrennt, I never heard that —. Goldsm. V. 67.

auch positiv (doch) noch; I know the rogue, and will catch him —. Gldsm. V. 55; and his — surviving page The moral lesson bears. Byr. Ch. H. 4, 45; as —, noch, bis jetzt; as —, however, it was necessary to suppress such feelings. Mac. H. Ess. 4, 236.

3) more, eig. mehr s. viel, much; bei Zahlen, — zwei Stunden, two — hours, two hours —; after three — laborious years, the Dictionary was complete. Mac. B. Ess. 159; during twelve months —. Id. H. 4, 47. When three acres are enclosed, you may begin to talk of three —. Mar. Ch. N. F. 153; let us have one bottle —. Gldsm. V. 69; selt. thou deliveredst unto me two talents, behold, I have gained two other talents beside them. Matth. 25, 22 (Luther, zwei andere); s. another unt.; und bei Pronominalen; a few — lines bring us to another instance of theft. Mac. H. Ess. 1, 279; many — are of his opinion. Mar. Ch. N. F. 198; — Eins, one thing —; Id. 194; — einmal, once —; I'll come — to take a final farewell. Goldsm. V. 49, auch once again, we — entered into a consultation. Jd. 62; — mal soviel, twice as much s. Mal, it made the review — as popular. G. Words, 98, 567; — ein einziger, a single . . more, nor did he offer a — syllable —. Goldm. V. 24.

4) another, noch ein; — glass of wine; — cup, nicht eine andere d. h. reine Tasse; she has — lover, one Beverley. Sherid. R. 54; they worked for — half hour. Mar. Ch. N. F. 154; may I request — favour of you. Id. 203; bei einem Plural, they rode — five miles (einen Weg von noch fünf Meilen). Id. 281; seltner one more; let us have one bottle —. Gldsm. V. 69.

5) neither . . nor, weder . . noch (posit. either . . or, entweder . . oder, s. nicht); veralt. neither . . neither, whosoever speaketh against the Holy Ghost, it shall not be forgiven him, — in this world, — in the world to come. Matth. 13, 32; auch nor . . nor, — heaven, — earth have been at peace to-night. Shak. Caes. 2, 2, 1; nor vulg. f. than nach dem Compar. s. als; mit dem Prädikat im Sing., — the sovereign, — the Minister was of a temper to pursue any object with constancy. Mac. H. 1, 223; häufig (trotz Mätzner, Engl. Grammatik II, 1, 151 u. a) auch im Plur. — Charles — his brother were qualified. Junius,

Lett. 56; — shall — will in this sentence are used as simple auxiliaries. Sir E. Head, Shall and Will, 254; — Mr. W. — my uncle come up to him in this respect. Mac. L. 1, 177; — he — his friend were otherwise than most respectful. Mar. Cu. 93; he — drinks, nor chews, nor smokes. Id. 55; er trinkt weder, noch kaut, noch raucht er; weder trinkt, noch kaut oder raucht er; we — adopt — condemn the language of reprobation. Mac. H. Ess. 1, 208; weder eignen wir uns den Ausdruck an noch verurteilen wir ihn; vereinz. nur nor, she would see — speak to neither of them. Burnett, H. Gr. 2, 60; to vor dem Inf. nach nor gew. wiederholt, it never occurred to him to say good morning, — to give a greeting of any kind. Harraden, Ships. 44; ausgelassen, wenn die beiden Inf. unmittelbar auf einander folgen, he did not seem to hear — come. Id. 35.

---

sagen, 1. to say, said, said; 2. to tell, told, told.

1. to say, sagen, sprechen, s. d. to speak; he said, spoke these words; he said this. Mar. Ch. N. F. 63; hardly had he said these words Id. 44; as the words were spoken. Dick. Ch. C. 63.
2. to tell, sagen, erzählen, befehlen, (mit Acc. c. Inf. and to) to — a story; he told me to go; they might have the pleasure of hearing him — stories, which indeed he told remarkably well. Mac. H. 1, 360; he told her to go. Id.; B. Ess. 5.
1. to say to a person; ält. Spr., bibl. unto; I — unto you. Matth. 5, 32; he said (to me) mit folgender direkter Rede, he paused, and then said — „I perceive that some articles have been removed.“ Mar. Ch. N. F. 189; E. calling H. aside, said to him — „contrive to slip away unperceived.“ Id. 190; bei indirekter Rede mit that, he said that he did not think that he would live long. Id. 71; ohne that, he said, you must declare. Id.; er sagte (mir) er (selbst, lat. se) würde, he said (told me) he should (I shall), she told me that she — remain. Id. 16; he would (I will), he withdrew, saying he — return again late in the evening. Id. 310; mit Acc. der Sache, he was afraid to — anything to you. Id.; he said to him, er sagte (zu) ihm; he said to himself, er sagte (zu) sich. Id. 141.
2. to tell a person, nach dem Acc. der Sache to a person, no, I — you once more. Sherid. Sch. 227; I have much

to — you, and I must — it to you in few words. Mar. Ch. N. F. 177; mit that, she had told him that there was plenty of straw. Id. 93; ohne that, they — me I am a prodigious favourite and that . . Sherid. Sch. 220.

1. to say in der direkten Rede mit oder ohne Person, he said to me, he said; oft eingeschoben said I, he (lat. inquam, inquit) sagte ich, er; go, my boy, said Jacob, and make a friend of him. Mar. Ch. N. F. 87; so auch answered he u. a. man of the worldly mind, replied the Ghost. Dick. Ch. C. 49; or would you know, pursued the Ghost. Id; seltner he said, do you see, she said, yon white sail? Scott, T. 15; im Nachsatz stets he said, as they arrived, Edm. said. Mar. Ch. N. F. 134.
2. to tell in der direkten Rede seltner und nie ohne Person, nie I tell, sondern I — you; I — you, Sir, I'm serious! I say this house is mine, Sir., Gldsm. St. 371; ebenso in indirekter Rede und sonst, you — me you are sure he is innocent. Sherid. Sch. 237; as I have already told you. Scott, T. 68. dag. as we have already said. Id. 82; fehlen kann die Person bei indirekten Fragesätzen, leave my house! And tell how hardly you have been treated. Sherid. Sch. 253; I'll — you once for all how it stands. Gldsm. G. M. 273; und bei Auslassung von it, s. unt.

1. I am said to (lat. dicor), es wird von mir gesagt, man sagt von mir, dass ich, ich soll, s. soll; he may be — to have been born a tinker. Mac. B. Ess. 97; auch it is said that s. unt.
2. I am told to (lat. jubeor), mir ist gesagt, befohlen, s. ob., he told me to go; she had been — to say that his mistress was not at home. Harp. Mag. 98, 150; the audience did what it was —. Ill. N. 3/99, 438. I am told (so), man hat (es) mir gesagt, erzählt, ich habe gehört (auch I heard that is was to be. Mar. Ch. N. F. 109). Robert Bruce being dead, as you have been —. Scott, T. 115; so (das) I am —. Dick. Ch. C. 141, gew. I am — so (es); you have been — of the first occasion. Hughes, B. 169; I have been — that these applications will not be acceded to. Mar. Ch. N. F. 332; ohne that, they never forgive a blow, I am — by those who know them. Id. 198; seltner

wie Luk. 8, 20, it was — him that she must go away. Harraden, Ships. 236; it was — me then that I should not be forgiven. G. Words, 98, 542.

1. es sagen, auf das vorhergehende Prädikat bezogen, to say, tell so; how can you say —? Mar. Ch. N. F. 330; I did not tell him —. Id. 322; ausgelassen wie bei den Hülfsverben, to know u. a. s. es, ich; when will you come and see my father? I cannot say. Id. 139; may I ask, did you remove any papers? I cannot tell. Id. 189; nobody ever told me. Hughes, B. 164.

1. sagen, to say; man sagt, they — (lat. dicunt); — that the king is in Scotland. Mar. Ch. N. F. 235; people (Leute) —; — will — that miss don't know her own mind. Sherid. R. 67; it is said (lat. dicitur), — the Scottish nobility resolved to submit. Scott, T. 29; we (s. man) —, that — never — in a cottage. Mar. Ch. N. F. 30; — von, of, some hard things have been said of his worship of success. G. Words, 97, 358; von, über, about, I'll not — anything — the venison. Mar. Ch. N. F. 11; zu etwas, to, what have you got to — to that? Hughes, B. 264; what do you — to your nephew now, pray? Thack. V; what do you — to breakfast? Bulw. K. Ch.; hersagen, (a lesson) he couldn't — the lines. Hughes, B. 221; nein—, verweigern, to — nay (to) s. nicht, he could not — me nay. Bulw. Ar.; wahr sagen, melden, to — true, if the report said —. Mac. H. 3, 293; say (let us—), sagen wir, etwa, angenommen, a breezy spot, — St. Paul's Churchyard for instance. Dick. Ch. C. 19; — that his power lies in words und looks; what then? Id. 80; I — (fr. dites-moi), hör mal, hören Sie; —, you fellow, what is your name? Hughes, B. 76; I have said (lat. dixi), ich habe es gesagt, habe gesprochen, —, gentlemen, and that is enough. Mar. Cu. 75; I dare —, eig. ich wage zu sagen, vermuthlich, wol s. wagen, you may be right; I — you are. Hughes, B. 278: you don't — so, was Sie sagen! breaking his neck? —. Mar. Ch. N. F. 22; auch you — it, Walford, Mr. S. 1, 34; that is to — (lat. id est); das will sagen, das heisst; belong to the School, sir? yes, says Tom, —, I am on my way there. Hughes, B. 69; not to say, geschweige, it was sad enough stuff to make angels, — masters weep. Id. 108.

Compos. to gainsay (regelm., to say again st. against), trans. widersprechen, bestreiten, I am sorry to — you. Doyle, R. St. 1, 149; his wishes were not to be —ed. Id. 2, 222; to unsay, absagen, widerrufen, to say and straight —. Milt. P. L. 4, 947; Fox should have nothing to —. Trevelyan, Am. Revol. 1, 98.

v. lat. dicere: the diction, die Diktion, Redeweise, Sprache; the dictionary, das Wörterbuch, Lexikon, s. Wort; to dictate, diktieren, vorschreiben, befehlen; to abdicate s. abdanken; to addict, widmen, sich hingeben; — ed to, ergeben, geneigt; the addictedness, die Neigung, der Hang, the addiction, die Ergebung, Neigung; to contradict, widersprechen, trans. he cannot — a single particular. Goldsm. V. 146; the contradiction, der Widerspruch; contradictory, sich widersprechend, to be — of, widersprechen, it is — of all experience to suppose .. Graph.; to dedicate, eig. anzeigen; weihen, widmen; ditto, das Besagte, Gleiche, ditto; the ditty, das Lied, s. singen; the edict, das Edikt, die Verordnung; the index, s. Verzeichnis; to indicate, anzeigen, andeuten, the indication, die Angabe, das Merkmal; to be indicative of, anzeigen, a passage — of the power of endurance. Troll. Brit. Sports. 28; his frame was — of considerable strength. Bulw. Mlt; to indict, niederschreiben, s. anklagen, auch indite, he hastily —d a note to Mr. W. Dick. P. 2, 362, the biographer had occasion to — those passages. Mac. L. 3, 84; to interdict, verbieten, ausschliessen, the interdict, das Interdikt, der Bann; the interdiction, das Verbot, die gerichtliche Entmündigung; to preach (praedicare), s. predigen; predicant, a — friar, ein Dominikaner; to predicate, aussagen, behaupten, to predict s. vorhersagen.

the say, das Sagen, die Rede; to say one's —, sich aussprechen, seine Meinung sagen, I have got my — said without offence. Kingsley, L. 1, 243.

the saying, der Spruch, das Sprichwort, s. d; there is an old —. Mar. Ch. N. F. 232; you have yet to win her and wear her, as the — is. Id. 334; auch the saw (Sage, Säge); all —s of old books. Shak. Hml. 1, 5, 100; a — of the old mysteries. Kingsley, L. 1, 232; allg., bes. bibl. die Rede, whosoever heareth these sayings of mine. Matth. 7, 24.

2. to tell, sagen, zählen, erzählen, ich will Dir was —, I'll — you what. Dick. Ch. C. 174; — von, of, you have been told of the first occasion. Hughes, B. 169; it is told of Sir Walter Scott that ... G. Words, 95, 479; über, about, I told him — C. Mar. Ch. N. F. 158; to — a lie, eine Lüge —, Mac. L. 1, 226; auch a falsehood, Fl. Marryat, A. Rake, 1, 64; to — the truth, die Wahrheit sagen, sprechen; W. Jrv. Sk. 2, 184, auch — to say. Id. 187; to speak (the) —. s. wahr; to — against, sprechen gegen, his face —s — him. Mar. Ch. N. F. 140; to — from, s. unterscheiden; to — on, treffen, wirken; every shot told — the living mass below. Mac. H. Ess. 4, 24; his blows are —ing. Hughes, B. 248.

Compos: foretell, s. vorhersagen.

the tale, s. Erzählung; the teller, der Erzähler, Zähler, s. Parlament, Abstimmung.

Quoth (verw. bequeathe; mhd. queden) sagte, nur — I, he oder Subst.; bei Shak. auch als Praes. und — you; auch quotha. I don't think a boy wants much learning to spend fifteen hundred a year. Learning, —! Goldsm. St. 328; veralt. nnd meist wie lat. inquam eingeschoben; — he, the she-wolf's litter Stand savagely at bay. Mac. L. 3, 141; nay, — Waife, become but an orator. Bulw. Wh. 3, 55; ridiculous, — Lady L., as she stalked out of the room. Fl. Marryat, A Rake. 1, 57.

---

die Stadt, the city (fr. cité v. lat. civitas), Pl. —ies; auch personif. she, the citizen was proud of the grandeur of his city; ambitious of her offices and zealous for her franchises Mac. H. 1, 347. the — of York: die — York. the City (of London) die Altstadt, City, s. London. Schilderung Mac. H. 1, 344. Unter der Römern neun städtische Kolonien, civitates. Nach Cowel (Rechtslexikon) ist — eine Stadt, welche gewöhnlich einen Bischofssitz und eine Domkirche, cathedral s. Kirche hat; doch wurde erst 1072 auf dem Koncil beschlossen, die Bischofssitze in die —ies zu verlegen, und Manchester z. B., das jetzt einen Bischof hat, war bis vor Kurzem keine —. Es ist häufig nur ein Ehrentitel, der von dem Souverain verliehen werden kann.

der Bürger, the citizen, burgess (eines Wahlfleckens, borough, s. unt.), s. Bürger.

the town (Zaun), eig. eingefriedigter Platz, die Stadt, ist im gesetzlichen Sinne ein Ort, der weder city noch borough,

s. unt., ist und sich nur durch einen regelmässigen Markt von einem Dorfe unterscheidet; the — of Bolton, die Stadt B.; in Zusammensetzungen Charlestown, Charleston; ohne Art. town zunächst London s. d. what do you take the most fashionable age about —? Gldsm. St. 353., dann von jeder Stadt to live in —, in der —'wohnen, to come from —, aus der — kommen, to go to —, zur — gehn; Manchester was then a mean and ill-built market —. Mac. H. 1, 335; to come upon the —, in die (Londoner) Gesellschaft kommen, when Fielding first came — in 1727, the judges in the coffee-houses and assemblies declared that he had more spirits and wit than Congreve. Thack. Engl. Hum. 267.

the —hall, das Stadt-Rathaus; the —ship, der Stadtbezirk, die zu einem Orte vereinigten Gemeinden; Leeds contained 1400 houses; all the —s included. Mac. L. 3, 257. the townsman, der Städter, Pl. —people, auch —folk. Id. 1, 285. s. Volk.

die Hanse—, the Hanse town; adj. Hanseatic; dag. die freie (Reichs) —, the free city; die Hauptstadt, the capital; the county town (the capital of the shire) was his (the country gentleman's) —. Id. 333; auch metropolis, (gr.) eig. Mutterstadt (von Colonien), Sitz eines Bischofs; dann London als Hauptstadt; of the —, the City, properly so called, was the most important division. Mac. H. 1, 344; Edinburgh, the — or capital city of Scotland. Scott, T. 289; adj. Metropolitan, hauptstädtisch, Londoner, the — police; die Vorstadt, the suburb; adj. suburban.

the borough— in Endungen bury, Shrewsbury; in Zus. Edinborough, Edinburgh, schott. burgh; the commissioners of the —s (in the Scottish Parliament) were considered merely as retainers of the great nobles. Mac. H. 1, 91. der Burgflecken, ein Ort, der das Recht hat, Abgeordnete ins Parlament zu schicken; the — of Marylebone, der — M., any other good old city, town, or —. Dick. Ch. C. 175; einzelne Teile Londons bilden —s, so the — of Marylebone; the site of the —, and far the greater space now covered by the —s of Finsbury and of the Tower Hamlets. Mac. H. 1, 344. rotten, auch nomination —s waren im Laufe der Zeit heruntergekommene Wahlflecken, unter denen Old Sarum berühmt war, wo bis zur Reform-Bill 1832, (M'Carthy. H. 1, 86) one of those wretched Cornish —s which

were swept away by the Reform Act. Mac. H.. Ess. 4, 30; von den zwölf Einwohnern etwa zwei den von dem Grundherrn, landlord, ernannten, nominated Kandidaten wählten; durch die Reform-Bill verloren 56 rotten —s, die 111 Vertreter gewählt hatten, ihr Wahlrecht.

the hamlet (dim. v. fr. hameau) der Weiler, the Tower H—s. Mac. H. 1, 344, sonst the — of N. the — lies far from any high road. Id. B. Ess. 117; ein Anhängsel einer Stadt, town; the borough of the Tower Hamlets, einer von den acht Boroughs of London; Id. H. 1, 344; the borough of Leeds, an extensive district which contains many —s. Id. 336.

the village (fr. village, v. lat. villa), das Dorf; the — of Pallas, das — P. Smith, E. Lit. 350; unterscheidet sich nur durch die Zahl der Häuser, nicht rechtlich von town und city; habitations when thrown into rows, streets, crescents, squares etc. form villages, towns and cities. Cheshire, The Results of the Census in 1851; many —s were swelling into towns, many towns into cities. Mahon, Hist. 2, 260; the —, or the town, as it had grown to be. Walford, Mr. S. 1, 13; the railways have effected a far-reaching change; down to the middle of this century hardly any of the better class of professional men or men of business lived in the —s; there was no society but the clergy and the country gentry. G. Words, 97, 741; in those days there was hardly any country — in which there was a regular day-school for the labourers' children. Id. 740.

Städtenamen ohne Art. Ausn. the Hague. Mac. H. 2, 117; doch the Athens of Alcibiades. Trevelyan, Am. Revol. 1, 13; mit of, die Stadt Bremen the town (city) of Br.; Pluralia Athens (Athenae); Brussels (Bruxelles), Brüssel; Marseilles, Marseille mit folgendem Sing.; what Athens was. Mac. H. 1, 347; the Etrurian Athens claims and keeps. Byr. Ch. H. 4, 48; Geschlecht sächl., Manchester; it had been required. Mac. H. 1, 335; that Sheffield which with its dependencies. Id. 337; the City .. it. Id. 346; personif. weiblich; Liverpool .. her port .. her custom house .. her post office. Id. 338; London, the City .. her offices, her franchises. Id. 347; Rome, Byr. Ch. H. 4, 80.

Die Adjektive (mit grossem Anfangsbuchstaben) ausgedrückt durch den blossen Namen, a Bremen vessel, a London paper;

Birmingham buttons, guns. Mac. H. 1, 337; Berlin wool u. s. w. Windsor Castle, das Schloss W.; oft auch f. das D. von, Salisbury Cathedral, die Kathedrale von S.; an Athenian citizen, ein Bürger von Athen. Ausn. Athenian, athenisch, Roman, römisch u. a. nicht engl. Städte s. unt. die Einwohner: a native of Bremen, ein Bremer; auch a gentleman, lady from; he married a lady from Manchester. Mac. H. Ess. 4, 3, a Manchester man, gentleman, lady; Pl. men, people; the Berlin people, die Berliner, auch Berliners. Ausn. the (an) Athenian, der Athener, Pl. the —s; the Genevese, der Genfer, Pl. the —; the Genuese, der Genuese; Pl. the —; the (a) Londoner, der Londoner; Pl. the —s; Mac. H. 1, 347; the Parisian, der Pariser; Pl. the —s; Paris and the P—s by Bulwer; als adj. nur mit Bezug auf die Menschen, the — opinions, Id. H. Ess. 4, 138; the — society Id. H. 1, 7; dag. Paris fashions, a — hat; the Roman, der Römer; Pl. the —s. Die Namen nicht englischer Städte werden teils verändert, teils anders accentuirt oder englisch ausgesprochen; u. a. Antwerp, Bérlin, Brémen, Cárthage, Karthago; adj. Carthaginian; the —(s); Flórence; adj. Florentine; the —(s); Hámburg(h); Hánover, adj. Hanoverian, the —(s); Herculanèum, Köln, Cologne (fr.), Lissabon, Lisbon, Livorno, Leghorn, (Ligorno, Trench. Engl. P. P. 234); Löwen, Louvain (fr.), Mainz od. Mayence (fr.), Mailand, Milàn, adj. Milanèse, the —; Mecheln, Malines, (fr.), Moscow, München, Mùnich, Neapel, Nàples. adj. Neapólitan, the —(s); Páris, Ròme, Venedig, Vénice, adj. Venétian, the —(s); Wien, Viénna, adj. Viennèse, the —; Warschau, Warsaw.

Auf die Frage wo? steht in bei allen Städten, Dörfern u. s. w.; wenn sie als Raum aufgefasst werden, in dem sich etwas befindet oder vorgeht, s. in, at dagegen, wenn nur der Punkt bezeichnet werden soll; Ausn. in London = in town, s. London; s. Anglia, 9, 230 ff. Zur Bezeichnung des Wohnsitzes einer Familie, Firma wie einzelner Personen steht of statt des D. in; it is shortly to be published by Springer of Berlin. Academy, 3/85, 205. s. in, of.

---

die Universität, the university (fr. université, lat. universitas), Pl. —ies; eig. die Allgemeinheit im Geg. zu den einzelnen Fakultäten; die Jnns, Rechtsschulen s. Rechte; vulg. 'Varsity, the vacant places will be filled up in the — crew. G. Words, 95, 749; die — Oxford, the — of O., eine —, an — s. ein; an

der —, in the —, he became Professor of Universal History in the — of Edinburgh. Morley, Engl. Lit. 273; dag. the Professorship of Medicine at Cambridge. Mac. L. 4, 58. he had accepted the duties of Regius Professor of Modern History at Oxford. Morley, Engl. Lit. 292; auf der —, at the —, his education was at the —, Hallam, Essays. 156; at oder in the —, College mit vorangehendem Namen, at Harward University, Punch, 82, 279; in H. U.; Acad. 82; 361; at University College, Morley, Engl. Lit. 199; in U. C.; Id. 359; s. Anglia, 9, 1, 225 ff.

Die „elder universities“ sind Oxford (Hughes, Tom Brown at Oxford, Lond. 1861, 3 Bde., schwächere Fortsetzung seiner Schooldays. Wells, Oxford and Oxford Life, Lond. 1892), das bereits 1244 seine erste Charter und einen eigenen Kanzler erhalten hatte, und Cambridge (Clark, Cambridge, History and Social Life. London 1890.) 1229, — neues Statut 1858 — daher it was out of his power to support his son at either university. Mac. B. Ess. 141; das berühmte Boat-racing auf der Themse zwischen Oxford (Dark Blue) und Cambridge (Light Blue) seit 1837. Ill. N. 4/92.

Erst 1832 wurde in Durham eine U. für Theologen weniger bemittelter Eltern errichtet; 1836 die London U. durch königliches Patent gestiftet und berechtigt zu examinieren und Masters of Art s. Examen, unt., Doktoren der Medizin und der Rechte zu creieren; 1880 die Victoria U. in Manchester durch Royal Charter bestätigt.

Die schottischen Universitäten: St. Andrews (1411), Glasgow (1450), Aberdeen (1494), Edinburgh (1582) mit über 3500 Studenten, besonders Mediziner im J. 1889, durchaus verschieden von den englischen und mehr höhere Schulen, erhalten staatliche Unterstützung.

Die irischen: University of Dublin (1591), auch Trinity College nach dem C. dieses Namens. Mac. B. Ess. 119; the Royal Univ. of Ireland (1879); Catholic U. of Ireland unter Aufsicht des Episkopats; von den verschiedenen Priesterseminaren am bedeutendsten St. Patrick's College, Maynooth (1795); die staatliche Unterstützung, the M. Grant 1845 erregte heftige Kämpfe, M'Carthy, Hist. 1, 232; Mac. L. 3, 137; die erst 1869 durch Gladstone's Bill for the disestablishment, Entstaatlichung, of the Jrish State Church beendet wurden. M'Carthy, Hist. 5, 14. Jrish University Education Bill. Id. 118 ff.

Die University Extension, die Universitäts-Ausdehnung, 1875 angeregt und seit 1876 durch die London Society for the Extension of University Teaching praktisch durchgeführt, bezweckt die auf den U. gelehrten Disziplinen zu erweitern und sie durch Vorträge u. s. w. weiteren Kreisen zugänglich zu machen. 1890 betrug die Zahl der Centres, d. h. einer Stadt, welche 45 £ für einen Term an die Universität zahlt und die Kosten für Lokalmiete u. a. bestreitet — 227, der durch 79 Professoren und Lecturers abgehaltenen Kurse 380, der daran theilnehmenden Personen 40336. — Wells, Oxford Life 164.

In Folge der Agitation für the Higher Education of Women sind die Universitäten auch Frauen und Mädchen, women, girls, women students, auch blos students (girl graduates) zugänglich, s. college, unt. Wells, Oxf. Life 153.

academic, akademisch, Universitäts . ., —life. Hughes, B. O. 2, 232, the — year. Id. 152; auch academical, the — fate. Jd. 133. the —s, s. cap unt.

the college, s. unt., ohne Art. wie school; häufig verbunden; auf der Universität, at —, much of his early recollections, both at school and at — had been connected with young W.; Scott, Tap. Ch., he continued during some years to reside at — Mac. Pitt. 13; zur — gehen, die — beziehen, to go (up) to —, Oliver went up to Trinity —, Dublin. Id. B. Ess. 119; when he went to —. Id. L. 1, 151; auch to go into residence, s. studieren unt., die — verlassen, to leave —, he left — a staunch Whig. Id. L. 1, 145; in the new American usage a — is a place where undergraduates are trained, a university where graduate students are guided in research. Harp. Mag. 7/98, 311.

immatrikuliert werden, to matriculate (lat. matricula, Liste, Register) he went up to — at St. Ambrose's. Hughes, B. Oxf. 1, 1; gew. to be entered, eig. eingetragen, eingeschrieben werden; Samuel was — at Pembroke College, Oxford. Mac. B. Ess. 141.

relegiert werden, to be, get rusticated (v. lat. rus, das Land); he gets —, takes his name off with a flourish of trumpets — what then? (Gentlemen Commoners s. Student unt. können die Strafe vermeiden, indem sie sich exmatrikulieren lassen, to take one's name off) we can't take our names off, but have to come cringing back at the end of our year, marked men. Hughes,

B. Oxf. 1, 224; allg. to expel the University, the son had first been rusticated from Oxford, then — led. Troll. D. Th. 1, 24. Die Relegation, the rustication; it resulted in the — of St. Cloud. Hughes, B. Oxf. 2, 150.

studieren, to study (fr. étudier v. lat. studere) Nicolas Rowe —ed in the Temple. Morley, E. Lit. 269; he —ied at Glasgow. Shaw, Engl. Lit. 377.

the study, Pl. —ies, das Studium, he continued to apply himself to the —ies of the place. Mac. Pitt. 13; früher auch für die Theologen nur classics and mathematics; his knowledge both of the ancient languages and of mathematics was such as very few men of eighteen then carried up to college. Id. 11.

to be educated, eig. erzogen werden; bezeichnender Weise der gewöhnliche Ausdruck für Schule und Universität, he was — at Westminster School and at Trinity college, Oxford; Shaw, Engl. Lit. 475, auch he received his education at Westminster School and Cambridge, Jd. 407; he was —d as a physician. Id. 380, at Trinity college, Dublin he completed his education. G. Words, 99. 115; the college at Oxford, at which he was —d. W. Irv. Sk. 2, 55, s. Anglia, 9, 1, 227.

to be bred (to breed, bred, bred, eig. brüten) s. erziehen; my eldest son was — at Oxford. Goldsm. V. 9. Collier was — at Cambridge. Mac. H. Ess. 4, 183.

to read (read, read), durch „Lesen" bestimmter Abschnitte aus den Classikern u. s. w. bereitet man sich auf die halbjährlichen Examina vor; he began by —ing with the same tutor. Mac. L. 1, 87, s. tutor, Universitätslehrer unt., a —ing party. Id. 1, 122; I am going after my degree to — divinity for five months. Ch. Kingsley, L. 1, 87; —ing for your degree. Hughes, B. Oxf. 1, 79.

to reside, eig. sich aufhalten; allg. he continued during some years to — at college. Mac. Pitt. 13.

the residence, der Aufenthalt auf der Universität; das Studium; drei Jahre für Modern Languages und Pass examinations s. Examen unt., vier Jahre für Honours, History, Literae Humaniores or Science; on the first day of his —. Mac. B. Ess. 141; to come, go into —, zur Universität gehen, immatrikuliert werden; he came into — in the same term. Hughes, B. Oxf. 1, 150, he went into — at Trinity college, Cambridge. Mac. L. 1, 87.

Das Semester, the term (v. lat. terminus, die Grenze); das Halbjahr, the half year, auf Schulen s. Jahr; ohne Art. through —, Hughes, B. Oxf. 1, 173; third —, Id. 1, 224; eig. nur ein Vierteljahr, da das akademische Jahr, beginnend mit Oktober, Michaelmas — Id. 62, in Oxf. vier —s zu acht Wochen hat; Lent — Id. 163, Jan. 14 bis Palmsonntag, Easter — Id. 2, 231; little Trinity —, von Pfingsten bis Anfang Juli, nur zwei Monate, noch verkürzt durch die sports; auch Summer — Id. 2, 27; nach Abrechnung der Ferien, holidays, vacation, shall you be there all the —. Hughes, B. O. 2, 223; (fünf Wochen um Weihnachten, eine um Ostern, im Sommer the long vacations, drei Monate. Mac. L. 1, 99. 121) bleiben nur etwa 7½ Monate für die Studien; a second — man, ein Student im zweiten —; Hughes, B. O. 1, 35; he would lose his —, das — würde ihm nicht angerechnet werden. Id; though he belonged to one of the universities he had merely kept the necessary — s. Austen, P. P. 66.

Der Student, the student (fr. étudiant v. lat. studens), allg., auch Einer, der einen bestimmten Gegenstand studiert; The Student's Manual of English Literature by Thomas Shaw.
Oxford hatte (1893) 3197, Cambridge (1891) 3469 Studenten, unter 12165 resp. 13014 Mitgliedern; an Oxonian (lat. Oxoniensis) ist jeder, der in O.; a Cantab (lat. Cantabrigiensis), der in C. studirt oder studirt hat; an Oxonian Tory. Mac. B. Ess. 174; the other son was an Oxonian, just from the university. W. Irv. Sk. 2, 26; they formed a silent circle round the two Cantabs. Mac. L. 1, 44;
Im Gegensatz zu den Commoners (who eat at the common table, (s. College) geniessen die gentlemen C —s, die mehr zahlten, auch sonst besondere Vorrechte; no opulent —, panting for one-and-twenty (dem Jahre, wo er mündig wird) could have treated the academical authorities with more gross disrespect. Mac. B. Ess. 192; —s with allowances (einem Jahreswechsel) of £ 500 a year at least.. Hughes, B. O. 1, 38.

the scholar (lat. scholaris) s. Schüler, Gelehrter; the needy — was generally to be seen under the gate of Pembroke. Mac. B. Ess. 142; auch Stipendiat, he was a —, Hughes, B. O. 2, 149.

the freshman, der Fuchs; he had never known a — of equal attainments. Mac. B. Ess. 141.

the Undergraduate (v. lat. gradus, s. degree, Examen), der Nichtgraduirte, jeder Student, der seinen ersten akademischen Grad noch nicht erlangt hat, d. h. nicht Bachelor of Arts (Baccalaureus Artium, der freien Künste) ist. Hughes, B. O. 1, 262; the time drew near at which Johnson would, in the ordinary course of things, have become a Bachelor of Arts. Mac. B. Ess. 142.

the Unattached, die Wilden, fam. the »tosher«; früher musste jeder Student in einem College, s. unt., wohnen, to reside; s. ob. Studium. Die Kosten für einen siebenmonatlichen Aufenthalt betrugen mindestens 5—6000 ℳ., a greater number will keep their battels, as all payments to the Colleges are called, under £ 90 a year. Wells, Oxf. Lf. 52; und selbst in dem für eine weniger bemittelte Klasse 1868 in Oxford begründeten Keble College 1600 ℳ. Billiger ist es in gewissen bürgerlichen Häusern, die seit 1876 von dem Vicekanzler dazu concessioniert werden. Doch stehen die Studenten auch hier unter Aufsicht und müssen um 10 resp. 12 Uhr Abends zu Hause sein, to be in gates (das Thor des Colleges) you must be in gates by twelve o'clock at night. Hughes, B. O. 1, 12; in more recent years undergraduates who are accustomed to be out after lawful hours have claimed a right of way through the window. Mac. L. 1, 88.

the servitor (v. lat. servire) eig. der Diener; der Famulus; gegen geringere Bezahlung haben sie gewisse Dienste zu leisten, als Bible-clerks das Tischgebet zu sprechen; Hughes, B. O. 1, 227; die Aufsicht über den Kirchenbesuch zu führen, Id. 1, 303; he walked by the —'s table. Id. 2, 151.

the sizar, der Stipendiat (in Cambridge und Dublin) they had to perform some menial services from which they have long been relieved. Mac. B. Ess. 119.

the gownsman, Pl. —men; Hughes, B. O. 1, 196; the —men crowded to give in their names. Mac. H. 2, 162, allg. der Student.

the gown (mlat. gunna) s. kleiden; das (Damen-) Kleid; Talar der Richter; früher Chorrock; ein leichtes, meist schwarzes Mäntelchen, Überwurf ohne Ärmel, das auch auf manchen Schulen von Lehrern und Schülern getragen wird; his tattered —. Mac. B. Ess. 142; die verschiedenen Colleges und Würden tragen wol verschiedene Farben und Abzeichen; when he wore the blue — of Trinity. Id. L. 4, 221; I bloomed in the blue and silver of a fellow commoner of Trinity. Bulw. Pelh; the

—

silk —s of the gentlemen commoners. Hughes, B. O. 1, 115.

the cap, die Mütze, auch trencher —; schwarz, ohne Schirm und mit viereckigem Deckel, an dem oben eine dicke Troddel, tassel, sich befindet; he stood twisting his cap by the —. Hughes, B. O. 2, 177; the long gold — (of a Lord). Id. 1, 146. ohne gown und cap, the academicals, Id. 2, 51, dürfen die Studenten nicht öffentlich erscheinen; daher gown und town, wie unser Bursch und Philister, the present harmony between —. Mac. L. 4, 222; there was no — feeling in the matter. Id. 1, 88; a — row. Hughes, B. O. 1, 199.

das College, the College, eine Art Stift, in dem die Studenten wohnen (nicht das Colleg, die Vorlesung, the lecture, he passed in nominal attendance on — s. Mac. B. Ess. 120; der Hörsaal, the lecture room, playing the buffoon in the —. Id. 119.) Trinity —, Cambridge (ohne in) at —, auf der Universität, s. d. oben; früher Hostel (s. Wirtshaus, Wirt); he resided first in the centre rooms of Bishop's Hostel. Mac. L. 1, 88; auch Hall, Trinity H—, Cambridge.

Das erste women, girls C— in Cambridge Newnham (1871) und Girton; in Oxford Somerville Hall und Lady Margaret Hall (1879), St. Hugh's (1886); Näheres Wells, Oxf. L. 153.

Die Colleges, meist prächtige mittelaltrige Bauten mit Kapelle, grünen Höfen, courts, quadrangle, he was driven from the quadrangle of Christ Church. Mac. B. Ess. 141; he ought to be horsewhipped in —. Hughes, B. O. 1, 119; schattigen Kreuzgängen, cloisters, the quiet — and bowling-greens of Cambridge, Mac. H. Ess. 3, 159, grossartigen Parkanlagen mit alten Bäumen (150 Morgen bei Magdalen C.) sind meist von Privaten zum Unterhalt von Pfründnern und der Wissenschaft lebenden Theologen gestiftet. O. hat 5 Halls und 21 C., C. 17 Colleges, die teils wie Merton, Pembroke nach ihren Stiftern benannt sind, teils wie St. Peter's, Jesus, Trinity, All Souls (für die Seelen aller in den französischen Kriegen gefallenen Engländer 1415 nach der Schlacht bei Agincourt gestiftet) religiöse Namen haben. Vollständig unabhängig von der Univ., stehen sie unter selbst erwählten Heads s. Behörden unt. Während die Univ. Oxford nur eine jährliche Einnahme von 100 000 Mark hat, beziehen die Colleges mit einem Landbesitz von 200 000 Morgen über

$4^1/_2$ Millionen Mark. Das Jahreseinkommen von Magdalen C. beträgt 480000 Mark ausser 42 Patronatspfarren mit einem Einkommen von 490000 Mark; Trinity C., Cambridge hat bei 600 Studenten sogar über eine Million Mark.

the gate, das Thor; he was generally seen under the—of Pembroke. Mac. B. Ess. 142.

the janitor (lat.) der Pförtner; you pass the porter's lodge, where resides our —, whose business it is to put down the time at which the men come in at night, and to keep all discommonsed (s. the commons unt.) tradesmen, stray dogs and bad characters out of college. Hughes, B. O. 1, 12.

to gate, Hausarrest geben; the dean --d him for a fortnight. Id. 1, 231.

Von den Korridors, passages, führt eine starke eichene Thür in die Zimmer der Studenten, die gegen etwaige Störung durch Besuch oder mahnende Gläubiger, duns, geschlossen wird, to sport one's oak; my rooms are separated from all mankind by a great iron-clamped outer door, my oak, which I sport (or shut) when I go out or want to be quiet. Hughes, B. O. 1. 14; the oak was open, but he got no answer when he knocked at the inner door. Id. 117.

the bedmaker, die Aufwärterin, welche die Betten macht und die Zimmer reinigt, a vessel in which the — had washed up his tea-things. Id. 2, 145.

the scout (v. lat. auscultare), eig. der Späher, Spion; der Stiefelputzer, Aufwärter, Oh, the — is an institution! Fancy me waited upon and valeted by a stout party in black, of quiet gentlemanly manners. Id. 1, 14.

the hall, der Speisesaal (in Christ Church, Oxf. 40 m lang, 14 m breit und 18 m hoch) in dem alle Mitglieder eines College gemeinschaftlich speisen; die —s sind mit den Bildern und Wappen der Stifter, Wohlthäter und berühmter früherer Mitglieder geschmückt; his college is still proud of his name; his portrait hangs still in the —. Mac. H. Ess. 5, 73;

ohne Art. at (in) in dem —, beim Essen; I want them to dine in —. Hughes, B. O. 2, 233; to come out of —. Id. 1, 59; auf einer Estrade, dais (mlat. discus, die Tafel) sitzen die Würdenträger, the rulers of the society, Mac. B. Ess. 119 und Fellows s. unt., die sich nach dem Tischgebet in ein besonderes Zimmer, the Common Room begeben; to dine

beneath the portraits of Newton and Bacon on the dais of the —. Id. L. 1, 90. the pride with which he dined for the first time at the high table. Id. 1, 99. they carried up the dinner to the fellows' table. Jd. B. Ess. 119; the ancient doctors continued to talk in their common room of his boyish compositions. Id. H. Ess. 5, 74; he appeared carrying some silver plates which were used on solemn occasions in the common room. Hughes, B. O. 2, 142.

the commons, die gemeinschaftliche Mahlzeit, he was busily engaged in his dinner —. Id. 1, 58; auch die aus der Cantine des College, the buttery, s. Zimmer, they should have no cause to remember the Trinity —ies. Mac. L. 4, 184, was your name sent to the — for his supper? Hughes, B. O. 2, 197, — gelieferte Speise, die auf dem eignen Zimmer verzehrt werden kann; to breakfast on —. Mac. L. 1, 90; Geg. private wines, Weingesellschaften, at some — there is of course a certain amount of excess. Wells, Oxf. L. 105; at one end of the table stood his tea-service and the remains of his —. Hughes, B. O. 1, 222; he ordered his — (for breakfast) to be taken away to No. 3. Id. 1, 40; I'll send over for your —, and we'll have some lunch. Id. 2, 232; his tea — were on one end of the table, as usual. Id. 1, 265.

the battels, die Ausgaben für alle vom C. gelieferten Sachen; a number will keep their —, as all payments to the C. are called, under 90 £. Wells, Oxf. L. 52.

to discommon(s), vom gemeinsamen Essen ausschliessen, he was —ed for persistent absence from lectures. Id. 1, 195, 231; allg. von den Un.-Behörden in Verruf erklären, —ed tradesmen, Id. 1, 12, s. janitor ob., auch to put out of commons, so late as 1815 the Master of Trinity threatened to — an undergraduate out of — for appearing in hall in trousers instead of breeches and gaiters (the change of trousers took place between 1820 and 1830) Clark, Cambridge 296.

the chapel, die Kapelle, ohne Art., in — wie in church, at — s. Kirche, he had expected T. to come into morning—. Hughes, B. O. 1, 303. Die Anwesenheit in hall wie in —, zu den gemeinschaftlichen Morgen- und Abendandachten (services) ist obligatorisch; P. attended at — regularly morning and evening, dined every day in hall. Mac. Pitt. 12; über den Besuch führt ein Servitor, s. Student ob., eine Liste; he was early in the

— the next morning; it was his week for pricking in. He put by his list at last, when the doors were shut. Hughes, B. O. 1, 303.

the Theatre, die Aula (auch auf Schulen), they were waiting at the gates of the — among the first. Hughes, B. O. 2, 203; mit besonders lebhaftem Treiben bei dem Erinnerungsfest an die Stifter der Universität Oxf., the Commemoration, eig. the — of the Founders; es schliesst mit den verschiedensten Festlichkeiten, die eine volle Woche dauern, im Juli das Sommerhalbjahr. Von allen Seiten strömen die alten Oxonians mit Weib und Kind dazu herbei. Die Hauptfeier mit der Proklamierung der Ehrendoktoren, s. Examina, einer Rede des „Public Orator" und Verlesung der Preisaufgaben, prizes, in lateinischer und englischer Sprache findet in der Aula statt. Die Studenten, undergraduates, füllen die Gallerien und üben durch Vivats, three cheers, und Pereats, three groans (eig. Stöhnen, Grunzen) gegen Professoren, Ehrendoktoren u. a. eine in den letzten Jahren eingeschränkte Kritik. Id. 2, 205; the head of the house hears his sonorous Latin periods interrupted by three cheers for the ladies in pink bonnets. Id. 204. when I entered somebody called out „History of England". Then came a great tumult of applause and hissing; but the applause greatly predominated. Mac. L. 4, 177; neuerdings neben to hiss and groan auch to boo, eig. buh brüllen, s. Theater.

der Kollegiat, the fellow, s. Genosse. O. hat 385, C. 430 fellows. Jedes College hat eine Anzahl von fellowships, Praebenden, die nach dem Ausfall besonderer Prüfungen den erwählten fellows ohne alle Gegenleistung, ausser freier behaglicher Wohnung, freien Tisch in der Hall und eine Jahresrente von 4—11000 ℳ. gewähren. I was elected—this morning, shall be sworn in to-morrow. I have reason to believe that I stood first of the candidates. Mac. L. 1, 129; a position which would give him three hundred pounds a year, a stable for his horse... and a good dinner for nothing, with as many almonds and raisins as he could eat at dessert. Id. 1, 99; in the Fellowship examination of the year 1824 he obtained the honour which in his eyes was the most desirable that Cambr. had to give. Id. 98.

Sie brauchen nicht in ihrem College zu wohnen, können beliebig ihren Aufenthalt wählen, verlieren aber durch Annahme einer Pfründe und früher durch Verheiratung ihre Stelle; he had nothing

but a — ship which matrimony would forfeit. Bulw, Wh. 3, 43; married fellows and married tutors are becoming common. Sketches from C. by a Don. (1865); he should stand for a — which had lately fallen vacant. Hughes, B. O. 2. 171; the only dignity that in his later years he was known to covet was an honorary —. Mac. L. 1, 89.

the senior fellows beziehen ein höheres Einkommen, in Trinity College, C. etwa 15000 ℳ.; 52 junior etwa 5400 ℳ.; he would willingly have once more been a member of his own college, leading the life of a —. Mac. L. 4, 319.

die Universitätsbehörden, the academical authorities. Mac. B. Ess. 142; the authorities of the Un. Id. L. 1, 95; an der Spitze beider Universitäten steht

the Chancellor, der Kanzler; nur ein Ehrenamt, das von einem k. Prinzen oder einem hochstehenden Nobleman bekleidet wird; die Geschäfte verrichtet

the Vice-Chancellor, der Vicekanzler, der jährlich aus den Vorstehern der Colleges s. unt. gewählt wird; at length a compromise was extorted from the —. Mac. L. 1, 95.

the Senate, der Senat in C; Mac. L. 1, 175; mit einem Ober- und Unterhause, regents und non-regents, in ausserordentlicher Sitzung the Convocation, erweitert the Congregation, zu der alle Lehrer, Fellows, resident graduates und durch Zahlung eines jährlichen Beitrages aktiven M. A's gehören, von denen der Council (in O. der Hebdomadal C., wöchentlich sich versammelnde) Rat von 22 (21) Mitgliedern als Verwaltungsbehörde gewählt wird.

the Heads of Houses (Colleges) die Vorsteher des C.; they met two of the —. Hughes, B. O. 2, 155; allg. the college authorities, Mac. L. 1, 101; mit verschiedenen Namen Rector, Master, President, Principal, they walked slowly to the P—'s house. Hughes, B. O. 2, 147. Dean, Dekan (mit einem Gehalt von 50—60000 ℳ.); the — discoursed with him concerning his various and systematic breaches of discipline. Id. 1, 231.

the bursar (mlat. bursarius), der Schatzmeister, Rendant. Wells, Oxf. Life 52.

the Proctor (lat. Procurator); der Universitätsrichter, Polizeidirektor; es giebt deren mehrere; they found the velvet sleeves of one of the —s at their elbow. Hughes, B. O. 1, 211;

send my compliments to the senior —. Id. 220; he is our Cerberus; he has to keep all undergraduates in order. Id. 2, 190.

the marshal (fr. maréchal, eig. Stallmeister); der Pedell (nicht beadle s. unt.); vulgarly called „bulldogs". Hughes, B. O. 1, 211; lassen sich beim Abfassen „name and college" angeben. Id. 213; you will see these gentlemen to the Highstreet, added the Proctor to his — s. Id. 211.

Strafen ausser Relegation, rustication, s. Universität ob., Hausarrest, to be gated, s. College, ob., you will go to your colleges at once, said the Proctor, and remain within gates. Hughes, B. O. 1, 211; die Strafarbeit, the imposition, you don't think, he'll rusticate us? No, I was caught three times in one night, and only got an —. Id. 226; You must write me out 200 lines of Virgil. Id. 231.

the beadle, eig. Büttel, Pedell, der Universitätsdiener; the —s close the door on the examiners. Hughes, B. O. 2, 133; the usual procession of University —s carrying silver-headed maces, and escorting the Vice-Chancellor. Id. 226.

die Universitätslehrer, the professor s. Lehrer, der Professor; verk. Prof., an der Universität, in the university; s. Anglia. 9, 1, 226; an Etymological Dictionary. By the Rev. W. Skeat, Prof. of Anglo Saxon in — of Cambridge; dag. at bei dem blossen Namen; The Regius Professor of Greek at Oxford. Morley, Engl. Lit. 398; at oder in bei University und College hinter dem Namen; Mr. Paul V. Professor at the Moscow Un—. Athen. 15/12, 83, 778; he was appointed P— of English Literature at King's College, London. Morley, Engl. Lit. 321; the first P— of Mathematics in University College. Id. 359. Ihre Zahl — in O. 60, in C. 81 ausser den tutors s. unt. —, ist, obgleich in den letzten fünfzig Jahren mehr als verdoppelt, für die verschiedenen Fakultäten sehr ungleich und ungenügend. Die geplante Vermehrung der Stellen vollzieht sich nur langsam, da manche Colleges sich weigern, einen Theil ihrer bedeutenden Einkünfte zu deren Dotirung herzugeben.

the Professorship, die Professur. Manche haben nach den Stiftern besondere Namen; so giebt es mehrere von englischen Königen gestiftete Regius — (die jüngste 1842 von Victoria mit 30 000 ℳ. Gehalt dotirt), so die Ireland — (von Prof. Ireland) für Exegese, die Slade — für die schönen Künste u. a.; auch

the chair, der Lehrstuhl, I should now sacrifice my liberty for a — at Cambridge. Mac. L. 4. 24.

the lecturer, s. lesen, der Lektor, he has already six pupils as a tutor (s. unt.) and is likewise — to the college. Mac· L. 1, 105; auch reader.

the lecture, die Vorlesung, das Colleg, ohne Art. (wie school.); in der —, at —, he was unfailing in his attendance at — and chapel. Mac. L. 1, 92. Id. B. Ess. 119, 120; to go to —, Hughes, B. O. 1, 193; before — time. Id. 2, 149.

the tutor (lat.), eig. Beschützer, der Erzieher, Privatlehrer; meist Fellows, welche im College die Studien der Mitglieder leiten und sie auf die Examina vorbereiten; he was persuaded to join a reading party with a Mr. Bird as —. Mac. L. 1, 122; he was caned by a brutal —. Id. B. Ess. 120; so young a student required much more than the ordinary care which a college — bestows on undergraduates. Id. Pitt. 11; the Oxf. — devotes to his men hours which the teacher elsewhere devotes to his studies. Wells, Oxf. Lf. 49, auch private —, the —s of the candidates. Hughes, B. O. 2, 135.

the don (span. v. lat. dominus) der Don, Lehrer und Graduirte im Geg. zu den undergraduates; here and there a — is doing his work like a man. Hughes, B. O. 1, 122; they are not regular —s like the Proctors and Deans and that sort. Id. 2, 185; what impressed him most in C. (1872) was the change in the relations between — and undergraduate. While he was keeping his terms (1828—31) there was a „great gulf“ between them, but now he found a constant personal intercourse and interchange of ideas between them. Tennys. Mem. 1; 98.

the coach, eig. Kutsche, der Einpauker. I must rub up my history somehow. Can't you put on a —? Hughes, B. O. 1, 180; auch coacher, there were crammers (s. unt.) and —s for the Polytechnic School. Du Maurier, Harp. Mag. 96, 677.

to coach, einpauken, I intend to — him in his history. Hughes, B. O. 1, 171; auch to cram, eig. vollstopfen; he is —ming with his coach at every spare moment. Id. 2, 139; über cramming Chamb. Journ. 97, 329.

Die Universitäts-Prüfungen, the examinations, s. prüfen. the papers, die schriftlichen Arbeiten, they gave him a — in Divinity. Hughes, B. O. 2, 137. the — work has been going on for the last week. Id. 2, 133.

the viva voce examination, die mündliche — then comes the—work for the candidates for honours. Id. 2, 135; the — schools are open for the public. Id. 2, 132.

to be plucked, eig. pflücken, durchfallen; speculating on the possibility of my being —. Mac. L. 1, 110; the pluck, das Durchfallen, they would have treated the — as a real misfortune. Hughes, B. O. 2, 139; Geg. to pass, durchkommen, bestehen, I do think he is a great fool not to knock it off till he has —ed. Id. 1, 171. Zahlreiche Preise, Prämien, prizes sind für besondere Leistungeu ausgesetzt, wie in C. the Chancellor's medal for English verse, Mac. L. 1, 97; three silver goblets for the best English Declamations of the year. Id. 98 u. a.

Ausser den besonderen Examen für die verschiedenen Stipendien oder Freistellen, Exhibitions, scholarships, a Craven University — Mac. L. 1, 98 und fellowships Id., finden (in Oxf.) die folgenden, zu denen die tutors durch reading vorbereiten, regelmässig am Ende jedes term, s. Semester ob., statt:

1. the responsions, eig. Antworten; acad. Smalls, Littlegos, kleiner Gang, nach dem ersten term. I ought to be going up for Smalls next term. Hughes, B. O. 1, 180; he'll never get to his little-go. Jd. 1, 224.
2. the Moderations, acad. mods; nach sechs bis acht terms, in classics and mathematics.
3. the Greats, acad. Greatgo, das Schlussexamen nach drei Jahren, in verschiedenen Fächern oder Schools, a place more exciting than the great-go. Id. 2, 131; there has been no better examination in the schools for several years. Id. 2, 170; as if he also were going into the -s in May. Id. 174; to be „sitting for the —s“ Id. 132, im Examen sein.

the testamur (lat. wir bezeugen) das Zeugnis, the —s are certificates under the hands of the examiners, that the candidates have successfully undergone the torture. Id. 2, 133.

the Pass-degree, der Grad eines B. A. (Baccalaureus Artium), der durch ein einfaches Pass-examen gewonnen wird; Lords'sons are allowed to go out in two years. Jd. 1, 147; durch ein schwereres Examen erlangt man neben dem blossen Grade the Honours, und zwar als No. I, II, III, he won't get his first. Id. 1, 158, he was a very good first. Id. 2, 170.

Double First (die höchste Auszeichnung) ist man, wenn man in zwei verschiedenen Fächern No. I erhält. In C. ist dies ein Senior Wrangler (s. unten) im Mathematical Tripos, Pl. —es, Mac. L. 1, 99, 121, so genannt nach dem früher von den Eximinanden gebrauchten dreibeinigen Schemel.

Tripos papers (lists), Listen, in denen am letzten Examentage die Namen der glücklichen Kandidaten veröffentlicht werden, und zwar enthält die erste die beiden ersten Klassen der Senior Wranglers und der Senior Optimes; die andere die dritte Klasse der Junior Optimes; when the Tripos of 1822 made its appearance Macaulay's name did not grace the list; in short he was gulfed, ohne durchgefallen zu sein, in der vierten Klasse stehen (jetzt abgeschafft) which disabled him from contending for the Chancellor's medals, then the crowning trophies of a classical career. Mac. L. 1, 100; allg. the classlist (Oxf.) they wait patiently for the —. Hughes, B. O. 2, 135; to be present at the posting, das Anschlagen of the —. Id. 150.

Senior Wrangler (Camb.), eig. Zänker, Disputierer, ist wer den ersten Grad im mathematischen Examen erhalten hat; I often regret my want of a —'s knowledge of physics and mathematics. Mac. L. 1, 104; Th. eventually stood highest among the Trinity W— s of this year. Id. 87. bracketed —s, eig. in Klammern eingeschlossen, an Rang gleich. Von allen, deren Namen in den drei Klassen erscheinen, heisst es, they take the B. A. degree with honours, oder they go out in honours; die übrigen heissen in Cambr. the Pol (οἱ πόλλοι, die Vielen).

Macaulay's general view on the subject of University honours. Mac. L. 1, 104; he has been at the pains of supplementing the Tripos lists, between 1750 and 1835, with the names of all the distinguished men who took their degrees in each successive year, but who, failing to go out in honours, missed such immortality as the Cambridge Calendar can give. Id. 4, 219; the vivâ voce work for the Candidates for honours. Hughes, B. O. 2, 135.

the degree, der akademische Grad, Würde; die unterste the bachelor (lat. Baccalaureus); B. A., he took his seat with the — s. Hughes, B. O. 2, 151; to take one's degree promoviren, the distinguished men who took their — s. Mac. L. 4, 219; to graduate, Pitt, till he —d, had scarcely any acquaintance. Id. Pitt. 12; auch to obtain a degree; the youth —d his bachelor's

—, and left the university. Id. B. Ess. 120; he exerted himself to — an academical — for the young poet. Id. 151; he was under the necessity of quitting the university without a—, Id. 142. Erst durch ein weiteres Examen wird man Master of Arts, Magister Artium, was als bleibender Titel durch ein M. A. hinter dem Namen bezeichnet wird. A History of English Literature, by Th. B. Shaw, M. A. Adlige erhielten früher die Auszeichnung ohne Examen; he was admitted, after the bad fashion of those times, by right of birth, without any examination, to the degree of Master of Arts. Mac. Pitt. 12; being of royal descent, I became entitled to an honorary degree. I suppose the term is in contradistinction to an honourable degree, which is obtained by pale men in spectacles and cotton stockings, after thirty-six months of intense application. Bulw. Pelh.

to be promoted to an honorary degree, zum Ehrendoktor, honoris causa, gemacht werden; the Indian Officer who had been — to the degree of D. C. L. (Doctor of Civil Law) in the Theatre (s. Aula ob.). Hughes, B. O. 2, 205; in the following June M. was presented to the degree of Doctor of Civil Law at Oxford, where he was welcomed enthusiastically by the crowd in the body of the theatre. Mac. L. 4, 177.

---

der Wein, (the) wine (fr. vin, lat. vinum); Pl. —s auch Weingelage; at private —. Wells, Oxf. Lf. 105; ohne Art. wie alle Stoffnamen; — that makes glad the heart. Ps. 104, 15. dag. thou hast kept the good — until now. John, 2, 10. eine Flasche — a bottle of —, s. Flasche; ein Glas (mit) —, a glass of —; ein —glass, a —glass; einschenken, to pour out; M. —ed out the —. Mar. Cu. 113. beim —, over one's —; they were sitting — their —. Bulw. Mlt.; we read the paper together — our —. Thack., V.; ebenso bei einem Becher, over one's cup; Swift describes him — his —s. Thack. E. Hum. 93. — einer Flasche, — a bottle, he was railing at his landlady — of Madeira. Mac. B. Ess. 124. — einem Glase, — a glass u. a. to take —, a glass of —, ein Glas — trinken, he proposed they should all — of Champagne to drink to their happy meeting with Lord B. Mar. Cu. 113; to take (a glass of) — with a person, jemand Bescheid thun; will you (do me the honour to) — (a glass of) — with me? His Majesty asked him to — with him. Mac. L. 2, 26; man ver-

beugt sich dabei; they all bowed to each other. Mar. Cu. 114; nur selten stösst man dabei an, to hob-nob, the snob of our day... —ing with dukes and duchesses. Du Maurier, Harp. Mag. 2/98, 344; früher to pledge, eig. verpfänden, zutrinken, Bescheid thun, the gentlemen always —ing somebody with every glass they drank. Thack. E. Hum. 167. I might — with you. Id. V. 2, 296; die Herren bleiben nach Tisch beim —, I perceive you drink no more —, gentlemen, we will take our coffee on deck. Mar. Cu. 32; when the ladies had retired. W. Jrv. Sk. 2, 60. s. Mittagsessen, Nachtisch.

Der Detailpreis des Weines wird per Dutzend gerechnet, und in derselben Weise die Zahl der Flaschen im Keller (ohne bottles) angegeben; he bespoke a dozen of their best wine. Goldsm. V. 140; half a dozen of the best sherry and a dozen of good champagne. Mac. L. 4, 190.

foreign (ausländische) —s; Importer of F—; im Geg. zu den home-brewed (made) —s, Fruchtweine der verschiedensten Art, deren Bereitung früher der Stolz der Hausfrau war; if the gooseberry — was well knit, the gooseberries were of her gathering. Gldsm. V. 60. Es geschah in dem still-room (v. distil, distillieren), she learned betimes the mysteries of the —, Ill. N. 92, 172; a — maid of the present day. Mac. H. 1, 316; the country-gentleman's wife and daughters brewed gooseberry— (Stachelbeeren—). Id; every household, however poor, managed a bottle of ginger (Ingwer) or raisin (Rosinen) —. Hughes, B. 25; ausserdem bes. aus blackberry, Heidelbeeren, cherry, Kirschen, cowslip, wilde Primeln, elder, Hollunder, rhubarb, Rhabarber, sloe, Schlehen u. a. Ill. N. 92, 60; we keep no French —s here; we brew all sorts of —s in this house. Gldsm. St. 365; it was only in great houses, and on great occasions, that foreign drink was placed on the board. Mac. H. 1, 315.

mulled wine, Glühwein. Dick. Ch. C. 131; eig. mold — (or ale) bei Begräbnissen getrunken. s. Bier, Ale; spiced —, gewürzter —. W. Irv. Sk. 1, 315.

Burgundy, Burgunder; the cloth was now taken away, and a bottle of — was set down. Thack. E. Hum. 163. u. a.; till 1703 — appears to have been the favourite wine. Stanhope, Hist. 1, 126. Durch den in diesem Jahre von Lord Methuen mit Portugal abgeschlossenen und nach ihm benannten Vertrage

ermässigte England für die seinen Fabrikaten zugestandenen Begünstigungen den Zoll für portugiesische Weine port und sherry, auf ein Drittel des Zolles für französische Weine, die dadurch fast ganz aus dem Markte verdrängt wurden. Jd. If you asked for a bottle of claret, s. unt. (at a hotel) you had to pay eleven shillings for a mysterious vintage heavily laden with loaded hermitage (verfälschten Dauphiné). Most of the champagne was either gooseberry or rhubarb, and its price was from twelve to fifteen shillings a bottle. Sala, London. 145. Mit den Jahren bewirkte dies eine völlige Veränderung des nationalen Geschmackes. Erst durch den auf Cobden's Veranlassung 1859 mit Napoleon abgeschlossenen Handelsvertrag wurden diese höheren Zölle abgeschafft; the introduction of light wines made after a while a very beneficent change in the habits of our people. Mc'Carthy, Hist. 3, 203.

canary (v. den Canarischen Inseln); ein süsser Wein. Mac. H. 1, 315. s. sack unt.

champagne (v. der Champagne, eig. ebene Gegend) der Champagner; verk. cham; there is the — in ice. Mar. Cu. 19; amidst the bounding of—corks; Mac. H. Ess. 4, 157: still—, nicht moussirender —, dry—, herber—, sparkling—, moussirender; allg. sparkling wines, Schaumweine.

claret (fr. clairet, vin —, heller Rothwein, im Mittelalter mlat. claretum, mit Honig geklärter Wein) neben Burgundy die allgemeine Bezeichnung für französische Weine, wie Bordeaux, Rothwein; auch — wine, nothing but — shall run this first year of our reign. Shak. H. 6 B. 4, 6, 4; his fortune did not enable him to intoxicate large assemblies daily with — or canary. Mac. H. 1, 315. they drank —, which the master of the house said should be always drunk after fish. Thack. E. Hum. 161.

long-corks, feinere Weine mit langen Körken. Mar. Cu. 14.

hock, verk. für Hochheimer; allg. Rheinwein; I can give you some — to-day. Mar. Lf. 221. sonst Rhenish wine, auch Rhine—.

port f. Oporto (port. Stadt); s. foreign wines ob., dry, herb, Geg. sweet; V. O. P. (auf Flaschen) f. very old —; in Wirtshäusern gew. a pint, (1/2 Flasche) half a pint verlangt; he will begrudge himself a — of port. W. Irv. Sk. 2, 149; the portentous brandied —s, which carried gout in their very breath, were gradually banished. Mc'Carthy, Hist. 3, 204.

sack (it. secco, lat. siccus) eig. Wein von getrockneten Beeren, Sekt; süsse, bes. spanische und canarische Weine; häufig bei Shak.; skill in the weapon is nothing, without —. H. 4 B. 4, 3, 123. She begged him to drink a cup of. —. Mac. H. 2, 133. — posset, Thack. E. Hum. 273. s. Spirituosen, Mischgetränke; auch sherris —, a good — has a twofold operation in it. Shak. H. 4 B. 4, 3, 104.

sherry (v. der span. Stadt Xeres), Sherry; — cobbler s. Spirituosen, Mischgetränke; bei Shak. sherris, H. 4 B. 4, 3, 111.

cider (fr. cidre, aus lat. gr. sicera), der Cider, Obstwein, Apfelwein; my Lord particularly recommended some excellent — (at dinner). Thack. E. Hum. 161; bes. in Hereford, Worcester, Gloucester, Somerset und Devonshire, „dem Garten Englands“, in grossen Mengen gemacht; Worcester, the queen of the — land. Mac. H. 1, 333. John Evelyn's Pomona (1664) the first work on the manufacture of — in the English tongue. All Year. 8/90, 199.

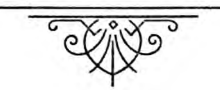
perry (v. pear), Birnenwein; cider and — are notable beverages in sea—voyages. Bacon. Id.

meath, mead, der Meth, Honigwein, she crushes inoffensive must, and —s From many a berry. Milt. P. L. 5, 345.

die Rebe, der Weinstock, the vine (lat. vinea), the fruit of the —. Matth. 26, 29; der Weinberg, the vineyard, früher auch in England, bes. in Worcester, Gloucester, Hereford, wo ein weisser Wein wuchs; I came to Hatfield, and walked to the —. Pepys. D. 79, 22/7, 1661; — bauen, to grow, raise —; die Traube, the grape, berry, die Beere; a bunch of grapes, auch als Zeichen einer Schenke. W. Irv. Sk. 2, 78; das Traubenhaus, the vinery, Ward, Sir G. T. 1, 277; die Lese, vintage, selt. vindemiation; to gather grapes, to — in the vintage; die Kelter, the wine-press, keltern, to press grapes, der Most, the must; gähren, to ferment, die Hefe, the dregs, lees; Weingeist, spirit of —, alcohol (arab); —stein, tartar; adj. weinig, Wein.. winy, vinous.

der —händler, the —merchant, while any young man of gentle blood (in Scotland) was deemed to lose caste if he engaged in trade, an exception was made for the congenial business of a —. Mahon, Hist. 7, 335; the vintner, auch —wirth; the Gild of the V—s, ihr Zeichen häufig ein Schwan, s. Wirt, Schild; in der —handlung, at the —merchant's; W—, Rum, and Brandy Vaults, W. Irv. Sk.

2, 79, eig. das Gewölbe, die Niederlage, s. Keller unt., auch Stores; als sing. a vaults, he had purchased the spirits at a wine vaults in High Street. Dick. P. 2, 39; als Zeichen früher oft ein Busch, a bush, dah. das Sprichwort a good wine needs no —; der —keller, the cellar; the bin, eig. Kasten, das Fach, in dem die Flaschen im Keller lagern, as full as a — is of bottles. Doyle, R. St. 1, 242; have a bottle or two of champagne from the cellar, right hand —, number 18. Fl. Marryat, A Soul 24; even in those inns of humble pretensions there was seldom wanting a secret—, from the dust and cobwebs of which the landlord could draw upon occasion a bottle of excellent Bordeaux. Mahon, Hist. 7, 327; he had taken an extraglass of a venerable port-wine, which had passed to his cellar from the bins of uncle Sam. Bulw. Wh. 4, 100. I never drink claret; and there's enough of the old bin left. Troll. D. Th. 2, 168; berühmt sind die grossen Wine Vaults in den London Docks, wo 70000 Pipen (138000 Hekt.) lagern können.



Lautmalende Wurzeln

der

indogermanischen Sprache

von

Prof. Dr. Gustav Kissling.

Fast könnte ich mich veranlasst fühlen, der vorliegenden Abhandlung eine Entschuldigungsrede vorauszuschicken. Scheint es doch gewagt, ein Thema zu behandeln, welches so weit abliegt von dem, worin man mit Recht die nächsten Aufgaben der Sprachforschung erblickt, und welches wohl den meisten Fachleuten zunächst ein zweifelndes Lächeln entlocken wird. Der Versuch, bis zum Ursprunge der Wörter dadurch vordringen zu wollen, dass man ihre Form und Bedeutung zu einander in Beziehung setzt, gilt ja seit langem geradezu als verpönt. In vollberechtigter Ablehnung phantastischer und voreiliger Spielereien hat man schwerwiegende Gründe aufgeführt, welche die Aussicht, auf diesen Wege zu irgend befriedigenden Ergebnissen zu gelangen, von vornherein völlig abzuschneiden scheinen.

Auch angenommen, meint man, dass die Sprache wirklich auf derartigen Bildungen beruhe, so sei es doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, dass diese in dem uns zugängigen Wortmateriale noch nachzuweisen wären. Selbst in seiner ältesten, durch Vergleichung zu erschliessenden Form habe dies ohne Zweifel schon eine unendlich lange Entwicklung durchgemacht, und es sei mit Sicherheit anzunehmen, dass es sich während dieser vorgeschichtlichen Periode in Form und Bedeutung noch weit mehr verändert oder durch Entlehnungen verwirrt habe, als in der verhältnismässig kurzen Spanne, innerhalb deren die Wissenschaft es habe beobachten und erforschen können. Andrerseits sei es ja nur natürlich, wenn die bunte Mannigfaltigkeit der Begriffe mit dem nicht minder grossen Reichtum der verschiedenartigsten Formen hie und da in einer Weise zusammentreffe, die eine in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Verwandtschaft zu verraten scheine. Sei doch bekannt, wie oft sich solche Annahmen bei näherer Betrachtung in nichts auflösen. Und wie wolle man im einzelnen Falle nachweisen, dass eine solche Beziehung mehr sei, als ein Spiel des Zufalls? Endlich aber gebe es überhaupt kein sicheres Merkmal, welches uns erkennen

liesse, ob die vermeintliche Beziehung zwischen Laut und Begriff nicht etwa nur in der Einbildung bestehe, nicht nur eine jener Selbsttäuschungen sei, wie sie ja erfahrungsmässig auf diesem Boden besonders üppig zu gedeihen pflegen.

So hoch ich das Gewicht dieser mannigfachen Einwände indes auch veranschlage, so kann ich sie doch keineswegs für ausreichend halten, um jede nähere Untersuchung von vornherein überflüssig erscheinen zu lassen. Wenn sich gewiss ein grosser Teil des alten Sprachstoffes durch eingreifende Wandlungen jeder Aufklärung entzogen hat, so schliesst dies doch keineswegs aus, dass sich nicht daneben noch deutliche Spuren ursprünglicher Wortschöpfung erhalten haben könnten. Denn so wandelbar Laut und Begriff sich vielfach zeigen, so zäh hält die Sprache in beiden Beziehungen oft auch wieder am Alten fest, und es erscheint durchaus nicht unmöglich, dass selbst aus sehr grauer Vorzeit die Entstehung einzelner Wortformen noch erkennbar geblieben wäre. Ausserdem ist es aber gar nicht nötig, nur an Reste einer urältesten Sprachstufe zu denken. Die schöpferische Thätigkeit der Sprache hat sich nicht etwa auf eine längst entschwundene Epoche beschränkt, sie ist niemals ganz erstorben, und es wird wohl von niemandem bezweifelt, dass selbst in historischer Zeit wirkliche Wortbildungen der Onomatopoiie überall vorkommen. Es fragt sich also nur, was von solchen Einflüssen noch mit hinreichender Sicherheit nachzuweisen sei und wie weit die erkennbaren für die Sprache Bedeutung gewonnen haben. Jene Bedenken machen begreiflich, warum es in vielen Fällen unmöglich geworden ist, die Wörter auf ihren letzten Ursprung zurückzuführen, aber sie lehren keineswegs, dass dies überall so sein müsse.

Wenn es ferner leicht begegnen kann, sich über die verwandtschaftliche Beziehung zwischen Begriff und Lautform zu täuschen, so wird doch bei ausreichender Vorsicht der phantastische Einfall recht gut von der wohlbegründeten Beobachtung zu unterscheiden sein. Der Zufall aber, der ja allerdings in diesen Fragen leicht zu verhängnisvollen Irrtümern führt, hat doch seine sehr bestimmten Grenzen, und es wird sich im Einzelfalle bald feststellen lassen, ob man es nur mit einer Möglichkeit, mit hoher Wahrscheinlichkeit oder aber mit zweifelloser Gewissheit zu thun habe. So erscheint es mir denn durchaus nicht undenkbar, bei einem derartigen Versuche in manchen Fällen zum Ziele zu kommen, und ein solcher dürfte um so eher geboten sein, als er mit den Anschauungen der

hervorragendsten Sprachphilosophen Hand in Hand gehn und im Falle des Gelingens auch den übrigen Aufgaben der Sprachforschung willkommene Förderung versprechen würde.

Dem eigentlichen Ursprunge der Sprache wird man allerdings auf diesem Wege nicht beikommen können, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil es einen solchen Ursprung im Sinne eines völlig neuen Beginnes überhaupt nicht gegeben haben kann. Darüber wird heute kein Denkender mehr im Zweifel sein, dass an ein Entstehen der Sprache etwa im Sinne eines neu gewonnenen Vermögens oder gar nach Art einer Erfindung nicht zu denken ist. Wie alle Lebensäusserungen ist sie etwas immer Werdendes und hat sich stets genau so entwickelt, wie der Mensch überhaupt. Im engsten Zusammenhange mit seinem geistigen Fortschritte ist sie erwachsen und in gewissem Sinne auch verfallen, erblüht und abgestorben und entweder niemals fertig gewesen oder jederzeit. Von den entsprechenden Fähigkeiten der Tierwelt unterscheidet sie sich nur dem Grade und der Art, nicht aber dem Wesen nach, und die artikulierte Lautsprache hat nur dadurch nach und nach ihre überragende Bedeutung gewonnen, dass sie gewissermassen im Kampfe ums Dasein die andern Mittel der Verständigung an Zweckmässigkeit übertraf und zurückdrängte. Den Gang dieser Entwicklung, die sich durch gewaltige Zeiträume hingezogen haben muss, werden wir wenigstens durch sprachliche Untersuchungen nicht aufzuhellen vermögen. Darüber könnte nur die philosophische Betrachtung Aufschluss versprechen.

Wohl aber sind wir vielleicht im stande, den Ursprung dieser oder jener Wörter zu erkennen. Verhält sich doch in dieser Hinsicht die Sprache vielfach ganz ähnlich, wie die hundertfältigen Geberden, durch welche wir unsern Empfindungen und Gedanken sichtbaren Ausdruck verleihen. Niemand wird bezweifeln, dass unser Kopfnicken, sofern es zum Zeichen der Einwilligung dient, den Rest einer demütigen Verneigung bildet, welche andeutete, dass man sich dem Willen des andern widerstandslos unterwerfe, sich ihm gleichsam gefangen gebe, und dass im Kopfschütteln oder dem ἀνανεύειν der Griechen ein Überbleibsel der unwillkürlichen Bewegung steckt, die sich gegen den Versuch einer Bändigung energisch zur Wehre setzt. Wie sich hier aus Form und Sinn allgemein üblicher und verständlicher Gesten mit Sicherheit ihre Entstehung ergiebt, so wird es gewiss auch möglich und manchmal vielleicht gar nicht so schwierig sein, den Ursprung der einen oder andern Wortfamilie aus der Be-

schaffenheit ihrer überlieferten Sprösslinge aufzuspüren. Denn so richtig es ist, dass im Gebrauche der Wörter kaum noch irgend welche Beziehung zwischen Laut und Bedeutung mehr besteht, dass vielmehr jeder Begriff durch jeden Laut ausgedrückt werden kann, und so wenig Wahrscheinlichkeit es haben mag, dass bei einem grossen Teile des Sprachstoffes solche Beziehungen jemals nachzuweisen sein werden, so zweifellos ist es andrerseits, dass diese ursprünglich in ausgedehntestem Masse bestanden haben. Sieht man es doch als ausgemacht an, dass selbst in jüngerer Zeit derartige Neubildungen gar nicht selten anzutreffen sind. Der Versuch, solche Schöpfungen auch in älteren Sprachstufen aufzufinden und ihrem Einflusse nachzuspüren, dürfte gewiss berechtigt und von Interesse sein.

Die vorläufige Beschränkung auf ein bestimmtes Sprachgebiet rechtfertigt sich wohl von selbst. Die Frage, ob und wie weit auch ausserhalb des Indogermanischen die dort beobachteten Erscheinungen in gleicher Weise wiederkehren, muss späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben.

Zu sicheren Ergebnissen kann auch hier nur der Weg der vergleichenden Forschung führen. Ist der onomatopoietische Charakter einer Wortschöpfung noch so wahrscheinlich, es wird doch immer ungewiss bleiben, ob nicht nur ein Spiel des Zufalls vorliegt, so lange man es nur mit einem Einzelfalle zu thun hat. Diese Möglichkeit hört erst auf, wenn die gleiche Erscheinung unter gleichen Bedingungen genügend häufig wiederkehrt. Ob die angeführten Fälle hinreichen, um jeden Zweifel auszuschliessen, wird natürlich jedesmal besonderer Beurteilung unterliegen müssen.

Dass eine solche Betrachtung sich nicht auf unzuverlässiges Material stützen darf, versteht sich von selbst. Nur die grossen, durch zahlreiche Sprossen in Form und Bedeutung gesicherten Wortfamilien werden der Beobachtung eine brauchbare Unterlage liefern. Wenn dabei das Augenmerk natürlich in erster Linie auf den ältesten Sprachstoff zu richten ist, so darf man andrerseits nicht verkennen, dass dasjenige, was als zuverlässiger Wortschatz der indogermanischen Grundsprache gelten kann, nicht entfernt für jenen Zweck ausreicht. Ausserdem wird auch gerade das lebendige Sprachgefühl über die eigentliche Grundvorstellung einer Wortfamilie manchmal wertvollere Aufschlüsse geben, als die stark dem Zufall unterworfenen Überlieferungen einer frühen Vergangenheit. Dass im allgemeinen die zu Gebote stehenden Fundgruben gewissenhaft ausgenutzt sind, wird hoffentlich dem Kundigen nicht zweifelhaft bleiben. Eigene Ety-

mologien finden sich nur ausnahmsweise eingestreut, und wenn ich auch hoffe, dass einzelnes davon näherer Erwägung nicht unwert gefunden werde, haben sie für den Gang der Untersuchung doch keine erhebliche Bedeutung. Bei der graphischen Wiedergabe habe ich geglaubt, im Interesse des Druckes auf peinliche Genauigkeit verzichten zu dürfen, da es sich fast ausschliesslich um wohlbekannte Lautverhältnisse handelt. So habe ich besonders wegen ungenauer Bezeichnung einiger altindischen und slavischen Buchstaben um Entschuldigung zu bitten. Eine Unklarheit wird schwerlich irgendwo daraus erwachsen. Fortgeblieben ist auch die Unterscheidung der indogermanischen Gutturalklassen als hier belanglos und kaum hinreichend aufgeklärt. Die angewandten Abkürzungen werden keiner weiteren Erklärung bedürfen.

Wie weit es mir gelungen ist, auf diesem schwer zugänglichen und wenig betretenen Boden einen gangbaren Weg ausfindig zu machen, müssen die folgenden Blätter darthun. Natürlich kann auf ihnen nicht viel mehr geboten werden, als eine charakteristische Probe der Untersuchungsart und ihrer Ergebnisse. Möge der in dieser Richtung meines Wissens noch nicht gemachte Versuch von unsern verehrten Gästen freundlich aufgenommen und einer wohlwollenden, aber auch eingehenden Prüfung unterzogen werden.

Betrachtet man neben einander die deutschen Wörter 1) *atmen,* 2) *blasen, pusten,* 3) *hauchen, keuchen,* so wird man sich der Wahrnehmung nicht verschliessen können, wie auffallend der vokalische, labiale und gutturale Anlaut jedesmal dem damit bezeichneten Begriffe entspricht. Nur schwer würde man sich überreden können, dass dies Zusammentreffen lediglich auf Zufall beruhe. Das Wort *atmen* hat zwar die allgemeine Bedeutung *„vermittelst der Lunge Luft einziehen und ausstossen“*, und wir atmen auch durch die Nase. Aber die Grundvorstellung ist ohne Zweifel *„mit frei geöffnetem Mundgange die Luft aufnehmen oder abgeben“*. Wenn wir die Thätigkeit des Atmens lautlich darstellen, sie etwa einem unserer Sprache Unkundigen veranschaulichen wollten, so würden wir dem Mnnde eine Stellung geben, die dem Vocal *a* oder *ä* entspricht und ihn auch wirklich erzeugt, sobald wir den Stimmton hinzutreten lassen. Dass andrerseits das Blasen und Pusten ein Ausstossen der Luft durch die geschlossenen oder verengten Lippen bezeichnet, mithin

die Mundstellung des labialen Lautes voraussetzt, bedarf keines näheren Hinweises. Ebenso zweifellos verstehen wir unter den Ausdrücken *hauchen* und *keuchen* ein Ausstossen der Luft aus der gutturalen Partie des Mundes. Die Begriffe des Atmens und Hauchens, bz. Keuchens stehen einander verhältnismässig nahe. Gegenüber der Vorstellung des Blasens bilden sie gewissermassen eine gemeinschaftliche Gruppe, und diese Verwandtschaft findet in der Natur der betreffenden Laute ihr merkwürdig genaues Gegenbild.

Dass diese begrifflichen Unterschiede der angeführten Wörter auch in den verwandten Sprachzweigen deutlich wiederkehren, sei hier nur kurz erwähnt. Besonders scharf tritt dies bei den labial anlautenden Wörtern hervor, wo die Stammform des *d. blasen* nicht nur in *got. blêsan*, *ahd.* und *nord. blâsan* u. s. w. sondern auch in *ahd. blâjan*, *ags. blâvan*, *engl. blow*, *lat. flâre*, nebst seinen weiteren Sprösslingen *it. soffiare*, *fr. souffler*, *sp. soplar* u. s. w. die gleiche Bedeutungsfärbung überall treu bewahrt. Ebenso besitzt auch *d. keuchen*, *keichen* in *mhd. kûchen* und *kîchen*, *ndl. kinken* und *kuch*, *engl. kink* und *cough* u. a. m. zahlreiche Verwandte, bei denen die Berechtigung, den gutturalen Anlaut als lautmalend aufzufassen, eindringlich zu Tage tritt.

Trotzdem könnte man wohl noch eine jener Zufälligkeiten vermuten, wie sie in der Welt der Zahlen und Buchstaben manchmal so überraschende Sonderbarkeiten herbeiführen, wenn nicht neben den genannten Stämmen noch eine Reihe anderer genau denselben Zusammenhang zwischen Anlaut und Bedeutung aufwiese. Neben *ig. êtmên (d. Atem*, *s. âtman Hauch*, *Atem*, *Lebensgeist*) findet sich *ig. an-* (*s. an atmen* = *got. anan hauchen*). Und ebenso tritt in *lat. âlâre*, *anêlus*, *frz. haleter*, *haleine*, *halener*, *altit. âlena*, *mod. lena*, *alenare* u. s. w. der Gegensatz zu *flâre* und seinen Ableitungen deutlich hervor. — Als Beispiele für die Geltung des gutturalen Anlautes erwähne ich noch *s. kâs* = *d. husten* nebst Verwandten, sowie *gr.* καπύειν *hauchen* neben *lat. vapor* = *lit. kvapas Hauch*, *Atem*. — Dem gegenüber vergleiche man die Bedeutung von *lit. pusti*, *poln. puchać blasen*, *ksl. pačati se sich aufblasen*, *böhm. faukati blasen*, sowie *ags. pyffan*, *engl. puff* und *it. buffare*, *frz. bouffer* u. s. w., wo die Vorstellung *die Luft durch die verengten Lippen treiben* überall klar vorliegt. Bemerkenswert ist auch, dass sich im Altindischen die Formen *bhan* und *pût* als onomatopoietische Interjektionen finden, um das Blasen oder Pusten wiederzugeben. Besonders scharf lässt sich endlich

ener Gegensatz der Bedeutung noch nachweisen für das *gr.* ἀάζειν und φυσᾶν. Dass das erstere ein Ausatmen aus frei geöffnetem Munde, das letztere ein Ausblasen durch die verengten Lippen bezeichnet, lehrt auf das zuverlässigste eine gelegentliche Bemerkung des Aristoteles. In seinen Problemen 34, 7 sagt er: Διὰ τί ἐκ τοῦ στόματος καὶ θερμὸν καὶ ψυχρὸν πνέουσιν · φυσῶσι μὲν γὰρ ψυχρόν, ἀάζουσι δὲ θερμόν · — — — ὁ δὲ φυσῶν κινεῖ τὸν ἀέρα οὐκ ἀθρόως, ἀλλὰ διὰ στενοῦ τοῦ στόματος · ὀλίγον οὖν ἐκπνέων πολὺν κινεῖ τὸν θύραθεν, ἐν ᾧ τὸ θερμὸν ὂν τὸ ἐκ τοῦ στόματος οὐ φαίνεται δι' ὀλιγότητα. ὁ δὲ ἀάζων ἀθρόον ἐκπνεῖ · διὸ θερμόν.

Diese Beispiele dürften genügen, um den Gedanken an ein Spiel des Zufalls völlig auszuschliessen, und zu der Annahme nötigen, dass in der That der Anlaut jener Wörter zu ihrer Bedeutung in ganz bestimmter Beziehung stehe, dass er mithin lautmalenden Charakter trage. Um die Tragweite dieser Beobachtung richtig zu erkennen, wird es geboten sein, die dafür in Betracht kommenden Verhältnisse noch näher zu untersuchen. Doch möchte ich mich hier einstweilen auf den labialen Anlaut beschränken. Es handelt sich dabei vorzugsweise um zwei Fragen, nämlich 1) Stehn den angeführten Beispielen andre gegenüber, welche der Annahme einer lautmalenden Eigenschaft des labialen Anlautes widersprechen? und 2) Was giebt es in den indogermanischen Sprachen sonst noch für Lautformen, die den Begriff des Blasens ausdrücken?

Bei Beantwortung der ersten Frage ist vorerst zu bemerken, dass sich die Beispiele für die lautmalende Geltung des Labials noch erheblich vermehren, wenn man auch solche Wörter mit heranzieht, bei denen die genaue Grundvorstellung des φυσᾶν — d. h. *die Luft durch die Lippen ausstossen* — nicht mit völliger Sicherheit nachweisbar, aber doch höchst wahrscheinlich ist. Dies gilt z. B. von *gr.* πρήθειν und πρημαίνειν *blasen*, *s.* ***pruth*** *pusten*, *schnauben*, *ahd.* ***fnehan*** *blasen*, ***fnastôn*** *anhauchen*, *ags.* ***fnäst*** *das Blasen*, *der Hauch*, ***fnästjan*** *blasen*, *nord.* ***fnasa*** *hauchen*, *schnauben*, ***finka*** *fortgeblasen werden*, ***feykja*** *fortblasen*, *d.* ***fauchen***. In einer Reihe anderer Wörter ähnlichen Sinnes ist jener Ursprung der Bedeutung wenigstens recht wohl möglich, wenn auch nicht mehr deutlich zu erkennen. Dahin rechne ich z. B. das stark verallgemeinerte *gr.* πνεῖν *wehen*, *blasen*, *atmen*, *schnauben*, das vorhin schon erwähnte ***pû*** *wehen*, sowie das allverbreitete *ig.* ***vê-*** *wehen* oder *lit.* ***pampti*** *sich aufblasen*, *aufdinsen*. Auch in dem von Hesych durch φυσοῦται erklärten πρίεται liegt wohl die eigentliche Grundbedeutung des dunklen Wortes vor.

Es ist gewiss von wesentlichem Belange für unsere Untersuchung, wenn wir somit feststellen, dass es ausser den oben aufgeführten Beispielen noch eine ganze Reihe von Fällen giebt, die sich der aufgestellten Hypothese ohne weiteres fügen, wenn sie auch keinen sichern Beweis für sie abgeben. Weit wichtiger noch ist jedoch die Wahrnehmung, dass sich dem gegenüber unter den labial anlautenden Stämmen kaum etwas auffinden lässt, was unserer Vermutung irgendwie widerspräche. Allerdings liegen ja die Begriffe des Blasens, Atmens und Keuchens einander zu nahe, als dass sie sich nicht hie und da einmal berühren und teilweise in einander übergehen sollten. Dies gilt z. B. von *it. fiatare atmen, wehen, hauchen, blasen, fiato Atem, Hauch; Dunst, Duft; Windhauch; Seele,* während durch die entsprechenden lateinischen Wörter ja die Grundvorstellung des Blasens völlig gesichert ist. Nicht minder ist dies der Fall bei *port. bofar,* welches Körting übrigens mit Unrecht schlechthin durch *atmen* übersetzt. Es heisst *durch die Lunge ausatmen oder auswerfen; grossthun, prahlen; hervorquellen, -sprudeln, -spritzen (v. Blute); schwatzen, plaudern,* zeigt also durchaus eine Bedeutungsentwicklung, die der Vorstellung des Blasens entspricht und die sich sehr häufig bei ihr beobachten lässt; *atmen* heisst im Portugiesischen *respirar.* Schwieriger liegt die Sache bei *engl. breathe,* wo uns die Herleitung einigermassen im Stiche lässt und wo die heutige Bedeutung entschieden das bezeichnet, was wir unter Atmen verstehn. Nun liegt bei diesem Worte die Sache insofern ganz besonders, als es bekanntlich in den Verdacht gebracht ist, ein Compositum zu sein, dass auf ein *ig. pr-êt-* zurückgehe. Diese Annahme, nach welcher es also mit *d. atmen* eines Stammes wäre, würde ja unserer Anschauung sehr zu statten kommen und als glänzendes Beispiel für das zähe Festhalten an der ursprünglichen Vorstellung zu verwerten sein. Aber es fehlt ihr doch zu sehr an jeder sicheren Grundlage, um auch nur als einigermassen wahrscheinlich gelten zu können. Ausserdem macht selbst die Bedeutung Bedenken rege. Es ist schwer verständlich, wie der Ausdruck *to breathe the flute* aus der Grundvorstellung des Atmens hervorgehen könnte. Dagegen stimmt die ganze Entwicklung merkwürdig mit der des *it. fiatare* überein, (*strumenti a fiato Blasinstrumente*) wie denn in *fiato* auch die Bedeutung des deutschen Verwandten *Brodem* stark hervortritt. Doch mag dem nun sein, wie ihm wolle, jedenfalls kommt diese einzelne, unsichere Ausnahme nicht in Betracht gegenüber den zahlreichen

Wörtern labialen Anlautes, die zweifellos von der eigentlichen Vorstellung des Blasens ausgehn.

Zu ähnlichem Ergebnisse führt die Beantwortung der zweiten Frage. Man muss schon sehr suchen, um für die Bedeutung *blasen* Ausdrücke mit anderm als labialem Anlaute ausfindig zu machen. Ich wüsste nichts Zutreffendes anzuführen, als das *ig. dhem-* (*s. dham, dhmâ, ksl. dati*). Es ist nun aber durchaus wahrscheinlich, dass auch in diesem Falle der Anlaut lautmalenden Ursprungs ist. Es giebt eine sehr naturgemässe Art des Blasens, bei welcher die Zunge den dazu nötigen Verschluss bewirkt, indem sie die etwas verengten Lippen versperrt und dann unter Ausstossung eines Hauches plötzlich zurückgezogen wird. Diese Mundbewegung, welche dem Speien nahe steht und z. B. beim Blasen der musikalischen Instrumente zur Anwendung kommt, auch sonst keineswegs ungewöhnlich ist, muss aber bei der lautlichen Wiedergabe naturgemäss zur Bildung der dentalen Aspirata führen. Denn diese wird entstehn, sobald die Verengung der Lippen vernachlässigt wird. Wird diese aber beibehalten und die Bewegung der Zunge unterlassen, so tritt der Labial ein, wie ihn bekanntlich das Lateinische im Anlaute zeigt (*fûmus, subfiere*). Wenn diese Erklärung zutrifft, würde demnach die Verwendung des *dh* zur Wiedergabe des Blasens, weit entfernt mit unserer Annahme im Widerspruche zu stehn, dieser vielmehr in hohem Grade zur Stütze dienen. Und die Richtigkeit dieser Anschauung ist wohl um so weniger zu bezweifeln, als sich in der That der Begriff des Blasens mit keiner andern Art des Anlautes verbunden findet.

Auf Grund dieser überall zutreffenden Beobachtungen, dieses unmöglich mehr durch Zufall zu erklärenden „consensus vocabulorum" dürfte man doch wohl berechtigt oder vielmehr genötigt sein, die Annahme, dass der Anlaut jener Wörter zu ihrer Bedeutung in Beziehung stehe, oder mit andern Worten, dass er lautmalenden Charakter trage, als eine zweifellose und nachgewiesene Thatsache anzuerkennen. Offenbar ist die Sprache hier von dem Bestreben geleitet worden, den lautlichen Ausdruck mit der auszudrückenden Vorstellung in Einklang zu bringen, jenen zu einem deutlich erkennbaren Abbilde dieser zu machen. Die betreffenden Laute sind das Ergebnis einer nachahmenden Darstellung des Begriffes, wofür gerade diejenigen von diesen sich als besonders geeignet darbieten mussten, die mit einer Thätigkeit der Sprachwerkzeuge zusammenhängen.

Wenn dem aber so ist, dann muss es von grösstem Interresse sein, der Art und Ausdehnung dieses Einflusses und Zusammenhanges

weiter nachzuspüren. Man wird sich zu fragen haben, wie weit denn jene lautmalende Wortschöpfung in der Sprache zur Geltung gekommen sei, welche Familien als Abkömmlinge jener alten „Urwörter“, wenn ich sie so nennen darf, anzusehen seien.

Für eine derartige Untersuchung würde nun freilich das Urwort *â* eine wenig geeignete Grundlage bilden. Zwar lassen sich die oben angeführten Wörter dieser Sippe aufwärts weithin verfolgen. Der Verbalstamm *ane-* und das Nomen *êtmên* sind schon für die Grundsprache gesichert, und auch in den Ableitungen liegen manche Ansätze zu begrifflicher Entfaltung klar genug vor. Ich erwähne nur *s. prâna Atem, Seele, Leben, âtman, Atem, Seele, Selbst, lat. animus Seele, Mut, nord. ande, Atem, Geist, as. ando Erregung, Zorn, ags. anda Eifer, Zorn, Hass, östr. and leid, nhd. ahnden, gr.* ἄνεμος *Wind, ksl. vonja Hauch, Duft, achati duften.* Und zu diesen allgemein anerkannten Sprösslingen würden sich ohne Zweifel noch manche andere, minder deutlich legitimierte hinzufinden, wie z. B. die durch *gr.* ὄζω, *lat. olêre, lit. udzu rieche* gekennzeichnete Gruppe oder diejenige, welche in *gr.* ὀδύσσασθαι, *lat. ôdisse, nord. atall hässlich, armen. atem hasse* vorliegt. Aber andrerseits ist der vokalische Anlaut formell zu wenig charakteristisch, um ihn in den Weiterbildungen mit einiger Sicherheit erkennen zu können. Man würde sich unausgesetzt vor die schwer zu entscheidende Frage gestellt sehen, ob die dem Vocal folgenden Konsonanten ableitender Natur seien oder einer ursprünglichen Bildung angehören.

Weit aussichtsvoller erscheint die nähere Betrachtung des labialen Anlautes. Denn die Lippenlaute zeigen im allgemeinen grosse Beständigkeit und charakteristische Besonderheit, so dass sie sich von den übrigen Lautgruppen mit genügender Deutlichkeit abheben. Am meisten Interesse erregen hier zunächst diejenigen Bildungen, die auf den indogermanischen Anlaut *bh* zurückweisen. Die Aspirata hat jedenfalls vorzugsweise Anspruch darauf, als Wiedergabe des Blasens zu gelten, und wenn es auch keineswegs gesagt und sogar wenig wahrscheinlich ist, dass jenes *ig. bh* die ursprüngliche Form des betreffenden Lautes noch genau darstelle, so darf man doch wohl voraussetzen, dass es auch in seiner Urform das Ausstossen des Hauches mit der verengten Lippenstellung verbunden habe. Dies giebt aber das naturgemässe Lautbild des Begriffes *blasen,* wie es sich einfacher und deutlicher nicht denken lässt. Diese Anlautgruppe bietet ausserdem den Vorteil, dass das *ig. bh* gerade in den drei wichtigsten und zugänglichsten Sprachzweigen,

im Altindischen, Griechischen und Germanischen deutlich erkennbar und verhältnissmässig leicht zu verfolgen ist. Zunächst möge also untersucht werden, was sich aus dem zu Gebote stehenden Wortschatze über den Einfluss ermitteln lässt, den dieser lautmalende Anlaut auf die Bildung der Sprache ausgeübt hat.

Das *nhd.* blasen läst sich in dieser Stammform erst auf germanischem Boden nachweisen; möglicherweise ist es auch dort erst entstanden, erscheint hier jedoch allgemein verbreitet, wie *got.* blêsan, *ahd.* und *nord.* *blâsan* und *ags.* blaesan zur Genüge zeigen. Daneben findet sich aber in völlig gleicher Bedeutung die kürzere Form ohne *s* in *ahd.* blâjan, *ags.* blâvan, *engl.* blow, die durch *lat.* flâre für die europäische Sprachstufe gesichert wird. Dass in *germ.* blês- nur eine Weiterbildung des *eur.* bhlê- vorliege, wird wohl niemand ernstlich bezweifeln wollen.

Auf deutschem Boden ist nun deutlich zu beobachten, wie aus der Vorstellung des Blasens die des Schwellens hervorgewachsen ist. Während *ags. blâvan* = *engl. blow* die ältere Bedeutung völlig bewahrt und *ahd.* blâjan beide in sich vereinigt, hat sich *mhd.* blâjen und *nhd.* blähen ganz auf die allerdings ja sehr naheliegende Uebertragung beschränkt. Und während das Substantiv *Blähung* noch deutlichen Anklang an die ältere Vorstellung zeigt, tritt umgekehrt in dem zum jüngeren Stamme gehörenden *Blase* wiederum der Übergang zur abgeleiteten Bedeutung auf.

Man kann diesen Vorgang geradezu als typisch bezeichnen. Nichts ist gewöhnlicher, als dass die ältere Bedeutung auf eine jüngere Form übergeht, während sich daneben die ältere Form in abgeleiteter Bedeutung behauptet. Ebenso erhalten sich häufig in mehr oder minder zahlreichen Sprösslingen, gleichsam wie in Versteinerungen, Überbleibsel einer früheren Bedeutung, oder es tritt die eigentliche Grundvorstellung lange nach ihrem Absterben in späten Sprösslingen gewissermassen nach Art eines Atavismus wieder hervor, wie sich denn diese, so zu sagen, latent mit grosser Zähigkeit zu behaupten und der ganzen Entwicklung einer Sippe ihr Gepräge aufzudrücken pflegt. In diesem Sinne können auch vereinzelte Wörter manchmal wertvolle Fingerzeige geben.

Wie naheliegend und verbreitet der Übergang des Begriffes *blasen* zu *schwellen* ist, bedarf übrigens nur eines kurzen Hinweises. Es findet sich kaum ein Ausdruck für den ersteren, der nicht Bei-

spiele dafür lieferte. Schon eine kurze Umschau lehrt, in wie ausgedehntem Masse diese Entwicklung in der Sippe eingetreten ist, welche sich an das *eur. bhlê-* anlehnt. Dass in den germanischen Sprachen fast allen mit *bl* anlautenden Stämmen entweder die Vorstellung des Schwellens oder — wovon später noch eingehend die Rede sein wird — die des Blinkens zu Grunde liegt, ist eine öfter gemachte Wahrnehmung, der auch Kluge im Artikel *Block* seines etymologischen Lexikons Ausdruck giebt. Zu der ersteren Bedeutungsgruppe möchte ich noch darauf aufmerksam machen, wie deutliche und häufige Anklänge an die Vorstellung des Blasens überall hervortreten, wie immer wieder der Begriff des Aufblähens oder auch des Blasenbildens sich geltend macht.

Dass es in vielen Fällen nicht möglich ist, die Ableitung der einzelnen Wörter klar zu legen, versteht sich ja von selbst. Doch stützt sich deshalb unsere Beweisführung hier auf nicht minder sichere Schlussfolgerungen. Wenn es wahr ist, dass im Germanischen nahezu der Hälfte aller mit *bl* anlautenden Wortstämme die Bedeutung *schwellen* zu Grunde liegt, so muss diese Thatsache eine bestimmte Ursache haben, und diese kann nur bestehen in gemeinsamem Ursprunge.

In welchem Grade der Verwandtschaft die einzelnen Wortstämme zu einander stehn, wird ja häufig nicht genau festzustellen sein. In diesem oder jenem Falle mag sie sich überhaupt anzweifeln lassen. Im grossen und ganzen aber ist sie so sicher nachweisbar, wie nur irgend eine andere derartige Beziehung. Einzelheiten können verkannt werden; über eine so massenhaft auftretende Erscheinung ist jedoch eine Täuschung nicht wohl möglich. Übrigens herrscht hierüber auch wohl kaum Meinungsverschiedenheit. Als selbstverständlich gilt natürlich, das *ahd. blâtara = nhd. Blatter, engl. bladder* zu *ahd. blâjan* gehöre, wie denn jenes Substantiv auch noch *Blase*, dies Verbum noch *blasen* bedeutete. Auch wird man Graff darin beistimmen, das *ahd. plooz übermütig* verwandter Herkunft sei, also eigentlich *aufgeblasen* heisse. Vgl. dazu *ndd. plutzig aufgeblasen, aufgedunsen, rund* und *ndl. plots, plotsig, plump.* Eben so wenig aber lässt sich verkennen, dass mit jenen Wörtern eine ganze Reihe anderer in weiterem Zusammenhange steht, deren Bedeutung nicht minder deutlich aus der selben Grundvorstellung hervorgewachsen ist. Dahin gehört z. B. *d. blodern, plodern, pludern bauschen, flattern, Falten werfen*, aber auch *Blasen werfen* nebst *Bloder, Pluder follium laxitas,* aber auch

tempestas turbida. Vgl. ferner *engl. blain Blase, Beule, blister Blatter, Bläschen, bloat schwellen, blunt, stumpf, grob, plump,* woran sich im Deutschen anschliesst *Blunze, Plunze, Plunsche Blutwurst, ein dicker, plumper Mensch, plunzicht dickbäuchig, plunschig, bluntsch* aufgedunsen, dick, plump. Eine ausgedehntere Gruppe liegt noch vor in *engl. bleb, blob, blobber Blase,* besonders *Wasserblase, blubber aufschwellen.* Diese sind schwerlich zu trennen von *engl. blabber,* welches wiederum mit *d. plappern, blabbern* und *ahd. blabbizôn* zweifellos zusammenfällt. Auch *d. plump* neben *engl. plump Klumpen, Haufe* und als Verbum *aufblasen, mästen, dick werden,* sowie *plumper Bauch* sind wohl als Sprösslinge desselben Stammes anzusehn. — Allerdings liesse sich ja denken, dass diese Wörter nicht sämtlich auf dem Wege regelmässiger Ableitung entstanden, sondern bis zu einem gewissen Grade als selbständige Schöpfungen, als neue onomatopoietische Bildungen zu betrachten wären. Aber wenn diese öfter geäusserte Vermutung auch wirklich bei einigen zutreffen sollte, so wären diese deshalb nicht minder abhängig von der weitverbreiteten durch *blasen* und *engl. blow, bloat* u. s. w. gekennzeichneten Familie. Ihre Entstehung würde nur durch Analogie, durch Anlehnung an jene häufige Anlautform zu erklären sein. Denn an sich sind sie in der Form viel zu wenig charakteristisch, in der Bedeutung durchaus nicht ursprünglich genug, um als eigentliche Urzeugungen gelten zu können.

Des weiteren noch die anerkannte Thatsache zu erhärten, dass im Germanischen dem Anlaute *bl* die Bedeutung des Schwellens anhafte, dürfte unnötig sein. Dagegen möchte ich darauf hinweisen, dass jene Stammbildung auch der europäischen Sprachstufe schon eigen gewesen sein muss. Dafür spricht z. B. *gr.* παφλάζειν (φλασμὸς) *Blasen werfen, schäumen; aufgeregt sein, prahlen.* An die letztere Bedeutung schliesst sich φλάζειν *plappern,* φλεδών *Geschwätzigkeit,* φλῃδᾶν *schwatzen* u. s. w. Diese Begriffsentfaltung, der wir auch in *d. plaudern* neben dem oben erwähnten *pludern* begegnen, liegt offenbar sehr nahe. Vgl. z. B. *engl. babble, ndd. babbeln schwatzen* neben *engl. bibble aufwallen* und *bubble sprudeln; Wasserblase.* Sollte übrigens bei diesen Wörtern vielleicht das *l* hinter dem *b* ausgefallen sein (wie *gr.* φαῦλος für *φλαυλος), so dass sich beispielsweise *ndd. blabbern* und *babbeln* verhielte wie wandern und wandeln? — Dass auch *gr.* φλέψ *Ader* vom Schwellen benannt ist, zeigt die mit βρύω erklärte Ableitung φλεβάζω, sowie die Nebenbedeutung *penis.*

Weit deutlicher, als diese vereinzelten Fingerzeige spricht aber eine andere reich entfaltete Wurzel, die auf *eur.* **bhlô-* zurückführt und klar erkennen lässt, dass die damit bezeichnete Bedeutung *sprossen* aus der Vorstellung des Schwellens hervorgegangen ist. So heisst *gr.* φλοίειν *schwellen, strotzen, in Blüte sein*, φλόος, φλοῦς 1) *Borke, Baumrinde,* 2) *Blüte, blühender Zustand einer Pflanze.* Damit stimmt *ahd.* *blôjan*, *blôhan*, *ags.* *blôvan*, *nhd.* *blühen* nebst *got.* und *ahd.* *blôma*, *nord.* *blômi*, *engl.* *bloom*, *ahd.* *Blume*. Daneben die Weiterbildung *eur.* **bhlôs-* in *lat.* *flôs*, *flôrêre*. *mndl.* *blôsen* nebst *ags.* *blôsma* = *engl.* *blossom* und *blôstma* = *nord.* *blômstr*. — Nahe verwandt sind *gr.* φύλλον und *lat.* *folium*, die Fick auf *eur.* **bhliom* zurückführt, was eine *W.* **bhel-* oder **bhol-* voraussetzt. — Als entferntere Sprösslinge führe ich noch an *ahd.* *blat* = *nhd.* *Blatt*, *nord.* *bladh* = *ags.* *bläd*, *engl.* *blade Halmblättchen* und *ir.* *blath Blüte.*

Ebenso unverkennbar ist ein anderer Bedeutungsübergang, der ebenfalls von der Vorstellung des Aufschwellens ausgeht, dieselbe aber auf Flüssigkeiten überträgt. Diese Entwicklung lässt sich besonders klar wiederum im Griechischen verfolgen. Dort heisst φλεῖν 1) *schwellen, strotzen,* 2) *fliessen* und daneben φλύειν, φλύζειν *überquellen, sprudeln, aufwallen.* Beide Wörter verraten deutlich die begriffliche Grundlage, die zum Überfluss in den Ableitungen φλύκταινα, φλυκτίς *Blase, Blatter,* φλυζάκιον *Bläschen* noch näher gekennzeichnet wird. Aus den lateinischen Vettern *fluere*, *fluvius* neben *fluxi*, *fluctus*, *confluges*, deren Stämme *flu-* und **flug-* den *gr.* φλυ- und φλυγ- genau entsprechen, würde man jenen Zusammenhang allerdings nicht ohne weiteres ersehn können. Die Hesychische Glosse ἀποφλύειν · ἀπερεύγεσθαι macht die auch sonst naheliegende Zusammenstellung mit *ksl.* *blʼjuja rülpsen, vomieren* höchst wahrscheinlich. — Sehr ansprechend ist auch die Vermutung, dass das Germanische jene Wurzel bewahrt hat in *got.* *blôth*, *nord.* *blôdh*, *ags.* *blôd*, *ahd.* *blôt*, *nhd.* *Blut*. Sollte vielleicht eine Spur der *W.* *bhlug-* noch im *ndd.* *bluchtern* stecken? Das Wort bedeutet *mit einem (Wort-) Schwall lossprudeln.* Auch φλύειν heisst öfter *von Worten übersprudeln, viel schwatzen,* und das doch ohne Zweifel verwandte φλύαρος, *dor.* φλύαξ ist so viel wie *Geschwätz, Possenreisserei.* φλυαρεῖν *schwatzen, Possen treiben.* Vgl. auch das auf dieselbe Bedeutungsfärbung zurückgehende *lat.* *flêre träufeln, weinen.*

Diese Zusammenstellungen können und sollen natürlich weiter nichts darthun, als dass sich auf europäischem Boden eine ausgedehnte

Wortsippe nachweisen lässt, die in den Formen *bhlê-*, *bhlô-*, *bhlev-* (*bhlu-*) die Bedeutungen *blasen, blähen, blühen* und φλύειν vereinigt. Ich habe diese keineswegs neue Thatsache hier etwas ausführlicher begründet, um zu zeigen, wie deutlich sich dabei die eigentliche Grundvorstellung zu erkennen giebt, wie überall der Begriff des Aufblasens durchbricht und wie zweifellos der enge Zusammenhang jener begrifflichen Färbungen auch im einzelnen zu Tage tritt.

Bevor wir diese Sippe noch weiter verfolgen, möchte ich zunächst eine zweite Familie näher betrachten, die in dieser Bedeutungsgruppe gleichfalls eine hervorragende Rolle spielt und sich von der eben behandelten in manchen Sprösslingen nicht leicht scheiden lässt. Wir gehen dabei aus von *gr.* φυσᾶν.

Dass auch hier die Begriffe *blasen* und *schwellen* sich eng berühren, ersieht man auf den ersten Blick. φυσᾶν heisst *blasen, aufblasen, aufblähen, hochmütig machen, anfachen* u. s. w. Es ist abgeleitet von φῦσα *Hauch, Anhauch, Wind, Blähung,* bes. *Lohe* oder *Luftzug der Flamme, Blasebalg, Wasserblase, Krater.* Daneben stehen φυσιᾶν *schnauben, heftig atmen, aufblähen, prahlen.* ποιφύσσειν *schnauben, anfachen, anschnauben, erschrecken.* φυσαλίς *Blase, Wasserblase, eine Kirschart.* φῦσιγξ *der hohle Stengel des Knoblauchs oder anderer Zwiebelgewächse, die äussere Haut der Bolle.* φαῦσιγξ *Blatter, Blase auf der Haut.* φύσκη *Magen und Dickdarm, Wurst, Quese, Schwiele.* φύσκων *Dickbauch.* ἐμφύσημα *Blähung, Geschwulst* u. a. m.

Schon diese Zusammenstellung lässt deutlich erkennen, dass auch hier die Vorstellung des Blasens mit der des Blähens untrennbar verwachsen ist und dass diese Bedeutung auch dem Worte eigen gewesen sein muss, von dem φῦσα abstammt. Demnach wird man wohl nicht bezweifeln können, dass die *gr. W.* φυσ- in Verbindung steht mit der allverbreiteten *ig. W. bhev-*, *bhu- schwellen*, zu der sich φῦσα ähnlich verhält, wie *d. Blase* zur *eur. W. bhle-* oder *lat. flôs* zur *eur. W. bhlu-.* Die formelle und begriffliche Verwandtschaft beider ist zu augenscheinlich, als dass man sie von einander trennen könnte. Dass die Stammwurzel die eigentliche Grundbedeutung nicht mehr klar erkennen lässt, kann nicht irre machen; es wurde schon darauf hingewiesen, dass nichts gewöhnlicher ist, als diese Erscheinung, die wir ja ganz ähnlich in *d. blähen* neben *blasen* beobachteten. Vielleicht liessen sich auch noch einzelne Anklänge an die ursprüngliche Vorstellung auffinden, wie etwa *gr.* φωΐς *Brandblase,* φῶτιγξ *Querpfeife* oder *d. Bö, schwed. by, ndl. bui*

Windstoss (vgl. der Bedeutung halber *engl.* *blast*). Doch sind diese Spuren zu vereinzelt, um zuverlässige Fingerzeige zu geben.

Übrigens ist selbst die Vorstellung des Schwellens in *W.* *bhu-* schon sehr in den Hintergrund gedrängt. Die Bedeutung von *s.* *bhû* hat sich fast ganz verallgemeinert zu dem Begriffe *werden, entstehn*, wie denn ja die entsprechenden Wörter in den meisten Sprachen als einfache Copula dienen. Eher verrät sich die Grundvorstellung noch im Causativ *bhâvayati* *erzeugen, schaffen; pflegen fördern* = *lat.* *favêre*, wie ja auch *gr.* φύειν änhliche Bedeutuug hat. Auch unser *bauen* lässt die Vorstellung *wachsen machen* noch deutlich genug erkennen, wenn auch in *got.* *gabauan* und *ahd.* *bûan* wohnen schon eine ähnliche Übertragung vorliegt, wie sie etwa *lat.* *incolere* zeigt. Noch deutlicher tritt der Begriff des Schwellens in den Ableitungen hervor, wie in *s.* *bhûman*, welches nicht nur *Erde, Welt, Wesen*, sondern vor allem auch *Fülle, Menge, Reichtum* bedeutet. Vgl. auch *bhûti* *Tüchtigkeit, Gedeihen, Wohlfahrt*, *bhûri* *viel, gross* mit der Comparation *bhûyas*, *bhûyistha*. Ferner *zend.* *bûiri* *Fülle, Menge* = *lit.* *buris* *Haufe, Heerde* und ähnlich *gr.* φυλή und φῦλον, die eine Vielheit, einen *Haufen* oder *Schwarm* bezeichnen.

Übrigens ist die abgeleitete Wurzelform, welcher φυσᾶν entstammt, keineswegs auf das Griechische beschränkt. In *mhd.* *bûsen* *schwelgen*, dem *bûs* *Aufgeblasenheit, schwellende Fülle* zu Grunde liegt, lässt sich ihre ursprüngliche Bedeutung sehr wohl erkennen, und noch deutlicher tritt diese hervor in *nhd.* *Bausback*, *Pausback*, beiläufig bemerkt, einer genauen Parallele zu *gr.* φυσίγναθος. Das Denominativ *nhd.* *bausen* und das abgeleitete *bausten* ist zwar vorwiegend in die Bedeutung *schwellen* übergetreten, Dass es aber doch die ältere Vorstellung nicht ganz eingebüsst hat, zeigt das in Gr. W. aus Stieler angeführte *bauster* *anhelator, asthmaticus*, *bausterin* *anhela, aegre spirans*. Ferner heisst nach derselben Quelle *pausen* ausser *schwellen* auch *blasen, pusten*, und *pausten* hat nur Bedeutungen, die diesem Grundbegriffe entsprechen. Mundartlich findet sich in gleichem Sinne das minder einfach zu erklärende *pfausen*. Das Br. W. führt auch aus Frisch *busen* und aus Wachter *bausen* als gleichbedeutend mit *pûsten* an. Neben *pûstig* hat es auch die Form *pûsig* *aufgeblasen, windig* und weiter *geschwollen, rundlich, fleischig*, wozu das *ndl.* *poeselig* verglichen wird. Vgl. auch die oberdeutsche Doppelform *bausterli* = *püsterli* *Gespenst, vermummtes Wesen*, eigentlich offenbar *eine dick herausstaffierte* (d. i. *aufgeblähte*) *Gestalt* und die niederdeutsche Bezeichnung

Püster (eig. *Blasebalg*) für einen kurzen dicken Menschen (Gr. W. u. Br. W.). Es lässt sich demnach doch kaum bezweifeln, dass in *nhd. Puste, pusten, Püster* nichts andres steckt, als eine eigentlich niederdeutsche Nebenform jenes Stammes. Eingehender Untersuchung bedarf allerdings noch das vielfach wechselnde Verhältnis des Anlautes *b* und *p* im Hoch- und Niederdeutschen und seinen Verwandten. — Nebenbei bemerkt dürfte auch *d. böse* jenem Stamme angehören. *ahd. bôsi* heisst *vilis, fragilis, ineptus, bôsa nugae.* Die Wörter entsprechen in ihrer Bedeutung etwa unserm *windig, Windbeutelei,* wie denn ja die Bedeutung des Possenhaften und Nichtigen häufig aus der des Blasens hervorzugehen pflegt. Damit stimmt auch vortrefflich die andere Bedeutung *böse sein = zürnen, sich erbosen,* eine nicht minder gewöhnliche Übertragung des Begriffes *sich aufblähen.*

Noch unverkennbarer zeigt sich die Entwicklung unserer Wurzel in der Ableitung, die durch *d. Bausch* gekennzeichnet wird. Wenn Kluge das Wort wegen *mhd. bûsch Knüttel* auf die Grundvorstellung *schlagen* zurückführen will, so setzt er sich mit der ganzen Begriffssphäre desselben in Widerspruch. Nach Gr. W. heisst es 1) *Beule* (wie auch *mhd. bûsch*), 2) *ausgestopfter Wulst, Kissen,* 3) *Blumendolde, Krone eines Gewächses,* 4) *Bund Stroh, Reiserbündel.* Es vereinigt somit lauter Bedeutungen, die mit Vorliebe aus der Vorstellung des Aufblasens hervorgehen, und denen wir in unserer Untersuchung noch häufig begegnen werden. Vor allem aber ist in unserem Sprachgefühle den Wörtern *Bausch, bauschig, aufbauschen* der Begriff des Aufblähens noch unverkennbar eingeprägt. Die Bedeutung *Knüttel* in *mhd. bûsch* bezeichnet offenbar nur die Form, *das dicke Stück Holz,* ein in dieser Wurzel ebenfalls sehr verbreiteter Übergang. Dass davon ein Verbum *bauschen, mhd. biuschen, bûschen* im Sinne von *schlagen* abgeleitet wurde, ist ein natürlicher und überaus gewöhnlicher Übergang. Vgl. unser *holzen, keilen, prügeln* u. a. m. In der Redensart *in Bausch und Bogen,* die ursprünglich von Grenzlinien gebraucht wurde, bedeutete das erstere die äusseren, das zweite die nach innen gerichteten Ausbiegungen. Jenem Worte liegt eben in ausgesprochener Weise die Vorstellung des Aufblasens zu Grunde. — Äusserst schwierig ist die Frage, wie es mit der Herkunft der in den germanischen wie romanischen Sprachen gleich weit verbreiteten Wörter stehe, die sich an *nhd. Busch* und *it. bosco, frz. bois* anschliessen. Wenn Körting meint, dass an eine Entlehnung der romanischen auf *mlat. boscus* zurückführenden Wörter aus dem Germanischen nicht zu denken sei, so ist der umgekehrte

Fall noch weniger wahrscheinlich und die Herleitung aller dieser Wörter von *lat. buxus* durchaus unglaublich. Man beachte, wie sehr die in *buschig, Federbusch, Büschel* zu Tage tretende Begriffsfärbung mit der oben für *Bausch* angegebenen übereinstimmt, wie wenig sie dagegen zu der von *buxus* passt. Im *nord. bûsk virgultum, crines contorti, bûski virgultum, scopa* findet sich auch der lange Vokal im Sinne des *d. Busch.* Wahrscheinlich liegt hier eine der häufigen Wortvermengungen vor; dagegen ist doch wohl kaum zu bezweifeln, dass die genannten germanischen Wörter unserer Wurzel angehören und auf ein *germ. *bûsk-, *busk-* zurückgehen. Ob dieser unmittelbar mit *gr.* *φυσκ- (φύσκη, φύσκων) zusammenhängt, ist wohl schwer zu entscheiden. Dass aber die ganze Wortsippe mit *gr.* φῦσα verwandt ist und eine *eur. W. *bhûs-* voraussetzt, lässt sich ebenso wenig verkennen, wie die Entstehung dieser Wurzel aus *ig. *bhu-*, für welches sich demnach als ursprüngliche Bedeutung gleichfalls der Begriff *aufblasen, blähen* ergiebt.

Weitere Ableitungen hier beizubringen, hat am Ende wenig Zweck, da *ig. bhu* in der Bedeutung *schwellen* ja völlig gesichert ist. Auch ist es im einzelnen Falle oft schwer nachzuweisen, ob die betreffende Bildung dieser oder einer verwandten Grundform entstamme. So wird man z. B. über den genauen Stammbaum von *got. ufbauljan aufblasen* sehr in Zweifel sein können, während allerdings ja keine Frage ist, dass es einer mit *bh* anlautenden Wurzel angehört. Das Gleiche gilt von einer Reihe vermutlich nahverwandter Wörter wie *ags. byljan efflare, sonare, saevire, nord. bylr turbo* und *ahd. bûlla Blatter = nhd. Beule, ags. byle = engl. beal, bile, boil Blatter, Beule, Schwäre.* — Diese Wörter geben übrigens abermals ein wertvolles Zeugnis von der gleichen Bedeutungsentwicklung, wie wir sie bei den vorher besprochenen Wortfamilien beobachtet haben. Das gotische Wort weist zurück auf ein Nomen **baul-s*, welches sich offenbar in *mhd. boll geschwollen* erhalten hat. Hieran schliesst sich auf germanischem Boden eine Reihe naher Verwandter, wie *ahd. bol = nhd. Bolle, bolla Wasserblase; Schlauch*, wozu man noch vergleiche *ahd. hirnipolla* und *ags. headfodbolla Hirnschale* (*ndd. Polle Kopf, Federbusch der Vögel, Haarlocke*), *beodbolla Fass, bolla kugelförmiges Gefäss*, und *engl. bowl Becken, Schüssel*; *Kugel bealloc = engl. ballock Hode*, wie auch *nord. bolli Fass.* Vielleicht gehören auch *nord. bolr Rumpf, Stamm, engl. bole Stamm, Brett, nhd. Bohle* unmittelbar hierher. Daran schliesst sich in reicher Entfaltung die Weiterbildung **bolt-*.

So in *engl.* *bolt* *etwas mit dickem Ende, Knospe, Knopf, ndd.* *Bolten* *ein dickes Stück Holz, Metall, Fleisch* (z. B. *Kalbsbolten* = *-keule*), *Boltjen* *Bonbon.* In etwas anderer Färbung *nhd.* *Bolzen.* Letzteres heisst mundartlich (z. B. in Trier) auch *Beule. Ahd.* *bolz* bezeichnet gewöhnlich ein *Brenneisen*, wie auch heute noch die zur Erhitzung der Plätteisen dienenden Eisenstücke vielfach so genannt werden. Vgl. auch *ahd.* *polet* *Bühne* (eig. wohl *Erhöhung*) und *ndd.* *Bulten*, *Bülte* *Haufen, kleiner Erdhügel.* Ist der genaue Zusammenhang dieser Wörter im einzelnen auch nicht überall gesichert, so kann ihre Verwandtschaft doch keinem Zweifel unterliegen. — Besonders interessant ist noch der Bedeutungsübergang in *ahd.* *uzarbulzjan* *ebullire,* *uzpulza* *Hervorsprudeln, Hervorfluss;* *gabulzjan* wird gar mit *respirare* übersetzt. Doch zeigen die verwandten Wörter, dass es den Begriff *aushauchen* hat. Vgl. dazu *ndd.* *pulschen* *(Wasser) ausgiessen* oder *mit einem Schwall ausfliessen*, eine ganz ähnliche Entwicklung, wie wir sie bei *gr.* φλύειν beobachteten.

Neben diesen in ihrer Grundform vielleicht nicht ganz klaren Wörtern findet sich jedoch eine nicht minder ausgebreitete Familie, die zweifellos auf eine *germ. W.* **bel-*, **bal-* weist. Dahin gehören *ahd.* *balla* *f.*, *nhd.* *Ball*, *nord.* *böllr* *Kugel, engl.* *ball.* Dass die Grundvorstellung dieser Wörter nicht *werfen* (vgl. *mhd.* *boln*), sondern *schwellen, dick sein* ist, zeigen besonders deutlich *d.* *Ballen* und das Verbum *ballen*, sowie *ags.* *bellan* *schwellen.* Vgl. auch *ahd.* *arsbelli* *Arschbacken*, sowie *ndd.* *Billen* und *Achterbelle* (= *mndl.* *agterbillen*).

Eine sehr alte Weiterbildung dieser Wurzel liegt vor in *eur.* **bhelgh-*. *Ahd.* und *ags.* *belgan* heisst *schwellen; aufgebracht sein, zürnen.* Diese letztere Bedeutung lässt schon mit ziemlicher Sicherheit darauf schliessen, dass das Wort auch noch die Vorstellung *sich aufblasen* oder auch *blasen, schnauben* gehabt hat. Wenn diese in *nhd.* *sich balgen* unkenntlich geworden ist, so tritt sie um so deutlicher in dem Substantiv *got.* *balgs*, *ags.* *belg*, *nord.* *belgr*, *nhd.* *Balg* hervor, mit dem überall die Bedeutung *Blasebalg* eng verknüpft ist. Neben *ahd.* *balg* steht *bulga*, welches in der Bedeutung *Schlauch* als gallisch bezeugt und von da ins Lateinische eingewandert ist. Er findet sich aber auch in *nord.* *bylgja* *Welle (= Schwellung)* = *ndd.* *Bülge* und *nord.* *bolginn* *geschwollen*, sowie *ags.* *gebylgan*, *engl.* *bulge* *anschwellen* (als Subst. *Bauch eines Gefässes*), *belly* *schwellen, dick werden* (als Subst. *Bauch* neben *bellow Balg*). Vgl.

noch *ir. bolg Schlauch, bolgaim schwellen.* Auch *ags. blêgen Blase, Beule = engl. blain* gehört wohl hierher. An die Bedeutung *Balg* schliesst sich ferner *preuss. po-balso Pfühl, balsinis Kissen, balgnan = lit. balnas Sattel.* — Ob auch *ahd. bolstar, ags. bolster, nhd. Polster* unmittelbar zu diesen Wörtern zu stellen ist, lässt sich wohl ebenso schwer ermitteln, wie andererseits ihre Zugehörigkeit zur W. **bh-l-* zweifellos ist.

Eine andere Weiterbildung finden wir in *d. Block.* In dem Worte sind allerdings zwei völlig verschiedene Stämme zusammengeflossen. In der der Bedeutung *Gefängnis, Falle* steht es für älteres *Bloch* und stammt als Compositum *bi-loch* von der Wurzel, welcher *got. galukan zuschliessen, fangen* und *engl. lock* angehören. Im Sinne von *Klotz, Balken, dickes Stück* (*Holz-, Felsblock, Block-haus* u. s. w. entspricht es dem *ndd. Pluck,* woran sich *mndl. plugge,* heute *plug Pflock, Klotz* neben *pluck, plock* und *engl. plug Pflock* neben *block Block, Klotz* schliessen. Das *hd. Pflock* ist erst aus dem Niederdeutschen entlehnt. Die Wörter, deren genauer Zusammenhang allerdings noch der Aufklärung bedarf, weisen offenbar auf ein germ. **blok-, *bluk-.* Diese Form ist wohl unbedenklich gleichzusetzen mit dem Stamme *bulk-,* wie er vorliegt in *engl. bulk Klumpen, Masse,* älter *bulke, Haufen, Masse* und *bulcke, Erhöhung, Höcker.* Man wird sich weiterhin auch der Vermutung nicht erwehren können, dass in *ahd. balco = nhd. Balken* ein naher Vetter jener Wörter zu sehen sei. Dies würde auf eine *ig. W. bhelg-* zurückweisen, deren Annahme durch *gr.* φάλαγξ *Block, Stamm* eine starke Stütze erhält. Ob auch φάλκης, φάλκις *Planke, Brett* unmittelbar hierhergezogen werden dürfen, ist natürlich sehr zweifelhaft, um so sicherer aber ihre Zugehörigkeit zur ganzen Sippe. — Von besonderem Interesse sind *ahd. bolca, bulchunna* Wasserblase, Wörter, welche auf die ursprüngliche Vorstellung der Wurzel Licht zu werfen und zu verraten scheinen, dass auch hier der Begriff *dick sein* unmittelbar aus dem des Aufblasens erwachsen oder richtiger eng mit ihm verknüpft gewesen ist. — Noch deutlicher geht diese Entwicklung aus den angelsächsischen Verwandten hervor. *bälc* wird übersetzt mit *tegmen, superbia; eructatio.* In der ersten Bedeutung hängt es offenbar nahe zusammen mit *balca,* welches ausser *Balken* auch *die Erhöhungen zwischen den Ackerfurchen* bedeutet, also den Begriff *Schwellung* noch unverkennbar zur Schau trägt. Die Bedeutung *superbia* weist auf den Begriff *Aufgeblasenheit,* ein Uebergang, dem

———

wir ja schon mehrfach begegnet sind. Zweifellos wird dies gemacht durch das danebenstehende *belcan inflare.* Die dritte Bedeutung *eructatio* endlich, an die sich *bealcjan, bealcettan eructare* und *altengl. belgen sich erbrechen, engl. belch rülpsen, Rülps* schliesst, führt auf die Vorstellung des φλύειν zurück, die wir ja auch unmittelbar aus der des Blasens hervorgehen sahen. Allerdings ist bei jenen Wörtern wohl zwischen den Stämmen **bälc* und **bealc* zu scheiden; ihre ursprüngliche Verwandschaft wird dadurch aber nicht in Frage gestellt. So viel dürfte sich aus diesen Zusammenstellungen mit Sicherheit ergeben, dass neben *eur. *bhelgh-* auch die Form **bhelg-* in der Bedeutung *schwellen* anzusetzen ist und dass die letztere die nahe Beziehung der Begriffe *schwellen* und *aufblasen* noch ebenso deutlich erkennen lässt, wie etwa *d. blähen* oder *gr.* φύσκων.

Selbstverständlich ist es hier nicht möglich, allen Einzelspuren nachzugehen, die noch geeignet sein könnten, die Entwicklung unserer Sippe zu beleuchten. Wörter, wie *lat. follis Blasebalg, Schlauch* oder *engl. blore das Blasen des Windes* oder *nord. blistra (mit dem Munde) pfeifen, (von Schlangen) zischen* gehen zwar wohl ohne Frage auf eine *eur. W. *bh-l-* zurück und legen von der Grundvorstellung *blasen* beredtes Zeugnis ab. Sie stehn aber doch zu vereinzelt, um sie als einwandfreie Zeugen zu verwerten. Ob Fick mit Recht vermutet, dass *lat. fistula* für **flistula* stehe und zu *nord. blistra* (für **blistla*) gehöre, ist doch sehr zweifelhaft und selbst dann die weitere Ableitung des Stammes wenig aufgeklärt. Bedeutsamer ist die sehr wahrscheinliche Ansicht desselben Forschers, dass *nord. blaudhr weich, furchtsam, ahd. plôdi = nhd. blöde, got. *blauths (blauthjan abschaffen, aufheben),* sowie *nord. bleydhi Feigheit* nebst *gr.* φαῦλος, φλαῦρος (beides aus *φλαυλος) *schwach, nichtig, schlecht* zu *W. *bhla- wehen* gehöre. Freilich wird der Bedeutungsübergang nicht auf der Vorstellung des *Verwehens* beruht haben, wie Fick meint, sondern auf dem Begriffe *aufgeblasen* d. i. *hohl, nichtig, schlecht.* Bedeutet doch φαυλία ἐλαία noch eine *grosse, dickfleischige Olivenart, olea regia,* und μῆλα φαύλια *dicke Äpfel.* Es hat jedoch wenig Zweck, noch mehr derartige Beispiele aufzusuchen, da das Vorhandensein einer *eur. W. *bhel-, *bhol- schwellen* so wie so anerkannt wird und die Entstehung ihrer Bedeutung aus der Vorstellung des Blasens, Blähens im Vorigen zur Genüge dargethan sein dürfte.

Von Belang wäre nun die Frage, ob sich jene Wurzel nicht auch für die asiatischen Sprachen und damit als allgemein indo-

germanisch nachweisen lasse. Dies ist in der That der Fall, wenn Fick mit Recht *s.* *barhis Opferstreu, Decke; Streu zum Brennen* = *zend.* *barezis Decke, upa-barha Kissen, upa-barhana Decke, Polster* zu dem oben genannten *preuss.* *bo-balso balsinis, balgnan* stellt und auf ein *ig.* **bhelgh-* zurückführt. Vielleicht ist man sogar berechtigt, *s. bal atmen, leben* als ein *ig.* **bhel-* zu erklären und mit *eur.* **bhel* zu identifizieren. Die dazu gehörenden Derivaten scheinen in der That deutlich auf die Grundvorstellung *blasen-blähen-schwellen* hinzuweisen. Vgl. *baladêva Wind. bala Gewalt, Stärke; Gestalt; Heer; Körper; Spross. balâsa Geschwulst in der Kehle; Schleimauswurf; phlegmatischer Humor. balbaja Grasbüschel. bâla Kind, Junges.* Wegen des Anlauts vgl. *s. buli cunnus, After* und *lit. bulis Hinterbacken,* woraus Fick ein *ig.* **bhulis* erschliesst. Der starke Schwund der *W. bhel-* in den asiatischen Sprachen erklärt sich sehr natürlich daraus, dass dort für den Begriff *blasen* vorzugsweise die Sippe **dhe (s. dhmâ)* in Gebrauch gekommen ist.

In überraschender Weise finden wir nun aber weiterhin die Vermutung bestätigt, dass auch noch andere mit *bh-* anlautende Wortfamilien von der gleichen Vorstellung ausgehen, wie die bisher genannten. In weitgehendem Masse gilt dies vom Anlaut **bhr.* Allerdings ist die Vorstellung des Blasens hier nur noch in wenigen Spuren erkennbar geblieben. Ob dazu das schon oben erwähnte *engl. breathe atmen, blasen, hauchen, breath Atem, Hauch* = *ags. breed Geruch, Duft, Atem* nebst *ahd. brâdam* = *nhd. Brodem* gehört, muss ja zweifelhaft bleiben. Ebenso wenig gestattet ein so vereinzelter und dunkler Ausdruck, wie *engl. breeze* = *it. brezza Brise* einen einigermaassen zuverlässigen Schluss oder auch Ableitungen wie *gr.* φριμάσσεσθαι und das ziemlich gleichbedeutende φρυάττεσθαι *schnauben, sich wild geberden u. s. w.* oder *ndd. prusten schnauben u. a. m.* Auch *mhd. brehen stark riechen* und *lat. frâgrâre nach etwas riechen, frâgum Erdbeere* (als *duftend* benannt) lassen höchstens vermuten, dass ihre Bedeutung sich ähnlich entwickelt habe, wie etwa die des *frz. fleurer duften* von *fleur Geruch* aus *lat.* **flâtôr.* Aber diese Spuren sind doch zu wenig sicher und zahlreich, als dass ihnen beweisende Kraft zugeschrieben werden könnte.

Desto zuverlässiger lässt sich die Grundvorstellung des Schwellens belegen. Als allgemein indogermanisch gehört dahin die *W. bhergh-* in der Bedeutung *dick, gross, fest sein oder machen.* Diese liegt vor in *s. barh* nebst seinen Ableitungen wie *barhant derb, breit, kräftig,*

hoch, *barhanâ Kraft; dicht, derb, fest, tüchtig.* Vgl. dazu noch *zend. barez Kraft, barezant hoch, gross* und *bareza = armen. berj Höhe.* Dem altindischen Verbum entspricht ziemlich genau *got. bairgan = d. bergen in Sicherheit bringen*, d. i. *fest machen.* Auch *s. barh* hat mit *pari* die Bedeutung *umschliessen (und dadurch stützen), befestigen.* Vgl. auch *kelt. brîgâ, ir. brig Kraft, kräftig.* — Die sinnlichere Vorstellung (*= Schwellung*) liegt deutlich vor in *d. Berg, ags. bearh = engl. barrow Grabhügel* und *kelt. brig, ir. bri, gael. briga Berg, Hügel, kymr. bry hoch = engl. bray Hügel, Wall.* Ebenfalls hierher gehört auch *d. Burg*, wohl in der Grundbedeutung *Wall.* — Interessant sind Übertragungen wie *d. Bürge* d. i. *der Schützende, bürgen = sichern* und *borgen = ahd. bôrgên* nebst *ags. borgian behüten.* Ähnlichen Übergang zeigt *ksl. brega lasse mir angelegen sein*, während *bregu Uferhöhe* auch dort die sinnliche Vorstellung bewahrt hat.

Eine wie reiche Entfaltung aus dieser Anlautgruppe in der Grundbedeutung *schwellen* auch sonst hervorgegangen ist, davon zeugen zahlreiche Sprösslinge. Auf germanischem Boden steht der eben erwähnten Sippe sehr nahe *mhd. brogen sich erheben; sich brüsten, brüel Erhebung* (vgl. dazu *kymr. brog Anschwellung*). Daran schliesst sich *ahd. brucca, ags. brigge, an. bryggia, nhd. Brücke.* Die eigentliche Bedeutung ist *Erhöhung*, woraus dann der Begriff *Damm* oder *Bühne* hervorgegangen ist. So heisst *nld. Brügge* auch *Landungsplatz, Hafendamm, Steenbrügge; Steinweg* und *ags. briggian pflastern.* In verschiedenen oberdeutschen Mundarten bedeutet das Wort *Bretterbank am Ofen, Bretterfussboden, Schaubühne.* Die letztern Bedeutungen zeigen auch öfter die Form *Brüge* oder *Brugi*, welches in der Schweiz mundartlich auch ein *Holzscheit* bezeichnet. Im späteren Mittelhochdeutsch findet sich schon das davon abgeleitete *Brügel*, jetzt gewöhnlich *Prügel Knüttel*, aber auch nur *Holzscheit* oder *Pfahl.* So in *Prügeldamm*, wozu man unser *Schwelle* vergleiche. Dass das Wort aber viel älter ist, beweist das *ahd. Denom. gaprugilôn*, offenbar das Stammwort des *nhd. prügeln*, wenn auch in seiner Bedeutung nicht ganz aufgeklärt. So viel ist jedenfalls zweifellos, dass der Begriff *schlagen, Schläge* dem Wortstamme erst abgeleiteter Natur ist und dass seine Entwicklung sich auf die Grundvorstellung des Schwellens gründet. — Wie sich *nord. brû, gall. briva* zu *Brücke* verhält, wird schwer auszumachen sein, wenn sich auch der gemeinsame Ursprung beider Wortgruppen kaum bezweifeln

lässt. Keinenfalls freilich ist der Grimmschen, auch in Ficks neuester Auflage noch ohne Bemerkung aufgenommenen Deutung als *Braue über dem Wasserauge* beizustimmen. — Als weitere, wenn auch wohl nicht unmittelbare Verwandte vgl. noch *ndd. Bricke, Bricken kleines Brett* und *brick Ziegelstein*, die sich in der Art ihrer Benennung zahlreichen andern sinnverwandten Wörtern anreihen.

Wie *Bohle, Balken, Bolzen, Brügel, Bricke,* dürfte auch *d. Brett (ahd. bret* heisst auch *Balken)* als *Schwelle* benannt sein. Dazu stimmt das gewiss nahestehende *Britsche, Pritsche, ndd Britze*, mndl. *bridse* u. s. w. Es bedeutet 1) *Bühne, Brettergerüst*, 2) *ein leichtes Holz zum Schlagen*, 3) *ein breites, schweres Holz in verschiedenen Anwendungen*, 4) *vulva bei Menschen und Tieren.* Noch deutlicher verrät sich die Grundvorstellung in den stammverwandten *ahd. brat* (noch erhalten in *obd. Brät*, sowie in *Wildbret) das dicke Fleischstück.* Vgl. auch *nord. brâd pinguedo.* Das letztere Wort macht doch wohl die Ansicht Heynes unhaltbar, wonach dies Wort nur eine Übertragung des Begriffes *Braten* = *Gebratenes*, bezw. *zum Braten Taugliches* wäre. Offenbar hat im Deutschen eine teilweise Vermengung beider Stämme stattgefunden. Ob *d. breit, got. braids, ags brâd* u. s. w. unmittelbar zu jenem Stamme gehört, ist ja zweifelhaft. Dass aber auch diesem Worte die Vorstellung des Schwellens zu Grunde liegt, ist doch sehr wahrscheinlich. — Nahe stehen endlich auch *d. Bort, Borte* und engl. *board*, welches Wort — wie auch *nord. bordh* — die Begriffe *Brett* und *Rand* vereinigt. Letzteren als *Schwellung* aufzufassen, liegt nahe und findet sich auch sonst öfter.

An weiteren Beispielen seien noch angeführt *d. Brust, ags. breost, nord. briost* und *brysti* (eig. Dual = *die beiden Hügel*). In *d. sich brüsten* tritt die zu Grunde liegende Vorstellung merkbar hervor, wie es denn überhaupt sehr natürlich erscheint, die Brust als *schwellende* zu bezeichnen. Vgl. in dieser Beziehung auch *nord. bringa Brust* neben *bringr Hügel.* Die Stammform jener Wörter ist wohl zu sehen in *mhd. briuzen, brozzen schwellen, knospen*, dem in *ags. brustian spriessen* eine noch näher liegende Ableitung zur Seite steht. Hinsichtlich der Bedeutung von *brüsten* vgl. *nhd. brotzen, protzen*, ein Denominativ von *mhd. broz Knospe, Sprosse.*

Vielleicht hat der Ausdruck *brust* eine ältere Bezeichnung des betreffenden Körperteiles im Germanischen verdrängt, welche in *got. brunnjô, ahd. brunja, mhd. brünne, ags. byrne Brust-*

panzer vorzuliegen scheint. Die Ableitung dieses Wortes von *brennen* als *das glänzende* wird wohl ebenso wenig noch einen Verteidiger finden — zumal für die hier in Betracht kommende Zeit von einem metallenen Harnisch keine Rede sein kann — wie die andere, die es mit *got. brunna* zusammenbringen und als *etwas Tiefes, Hohles* erklären will. Es dürfte vielmehr zu einem Stammworte gehören, welches *Brust* bedeutete, wie *Koller (collâre)* zu *lat. collum, ahd. braca Hose* zu *brôch Lendengegend, d. Haube* zu dem Stammworte von *Haupt.* Übrigens hat sich jener Stamm in *ir. bruinne Brust* in der That erhalten.

Klar tritt die Vorstellung des Schwellens ferner zu Tage in *nhd. Brausche blutunterlaufene Beule = nord. briôsk Knorpel.* Die Verwandten des Wortes machen es zweifellos, dass auch hier nicht etwa der Begriff des Schlagens zu Grunde liegt, wie man gewöhnlich annimmt. Vgl. noch *nhd. Bröschen Brustdrüse des Rindes = dän. bryske* und *engl. brisket Brust von Tieren. Bair. brües, brüeslein Bröschen = östr. bris, brisl* scheint auf einen *germ. St. brius-* hinzuweisen.

Ebenso liegt der Begriff des Schwellens zu Grunde in *ahd. brôch Lendengegend, nord. brôk, ags. brec, engl. breech Steiss.* Vgl. auch *engl. brook Beule,* sowie ferner *nord. brekka = ndd. Brink Hügel.*

Wenn sich die angeführten, übrigens durchaus nicht erschöpfenden Beispiele auch zum grössten Teile nicht über das Germanische hinaus verfolgen lassen, so beweisen sie doch, dass neben der *W. *bhergh-* noch andere bestanden haben oder entstanden sind, die mit der gleichen Anlautgruppe die gleiche Grundvorstellung verbanden. Aber auch für eine ältere Sprachstufe fehlt es nicht an hierhergehörigen Spuren. So wird von Fick ein *eur. *bhru-* in der Bedeutung *schwellen* angesetzt und mit *lat. Frutis Beiname der Venus, frutex Strauch* neben dem schon erwähnten *mhd. briezen,* sowie *lat. frons, -dis Laub* begründet. (Das gleichfalls herzugezogene *d. Braut* gehört wohl schwerlich hierher.) Viel wichtiger ist aber noch der Umstand, dass diese Wortgruppe offenbar völlig zusammenfällt mit derjenigen, welcher *nhd. brauen = mhd. briuwen, nord. brugga* angehört. Dass diese aber wieder mit *ig. *bherv-* eng zusammenhänge, wird wohl niemand bezweifeln wollen. Wir finden also einen ganz ähnlichen Übergang, wie wir ihn oben bei den Ableitungen der *W. *bhel-* beobachteten. Aus der Grundvorstellung des Blasens sehen wir auch hier nicht

nur den Begriff des Blähens und Schwellens, sondern auch den des Sprudelns und Wallens hervorwachsen.

Wie sehr in dieser Übertragung noch die Vorstellung des schäumenden Aufwallens steckt, der wir auch bei φλύω und παφλάζω begegneten, und die bei der Anwendung des Begriffes *blasen* auf flüssige Stoffe so natürlich erscheint, ist in den meisten Ableitungen unverkennbar. Insonderheit lässt unser *brauen* dies noch heute deutlich durchfühlen. In *Windsbraut* (schon öfter *ahd. wintesprut*) scheint sogar noch ein atavistischer Anklang an die Vortellung *Windstoss* vorzuliegen (vgl. inbetreff der Bedeutung *engl. blast*). Denn die Vermutung, dass in dem Worte eine mythologische Verwendung des Begriffes *Braut* stecke, ist doch recht unwahrscheinlich und durch seinen Gebrauch in keiner Weise zu stützen. Jedenfalls steht der Ausdruck *Eisenbraut* für *Magnet*, den man zum Vergleich herangezogen hat, auf einem ganz anderen Blatte. Auch in der Weiterbildung *d. brausen* spricht sich die Herkunft dem Sprachgefühle noch recht verständlich aus. Vgl. Ausdrücke wie *aufbrausen, verbrausen, Brausekopf* oder *ndl. bruis Schaum, Gischt* und ferner *ndd. brûsken, brüsken*, welches nach dem Br. W. ausser *laut rauschen* auch noch heisst *(über-) kochen, geil wachsen, sprossen (vom Kohl)*. Es lässt sich kaum bezweifeln, dass das Wort eines Stammes ist mit dem oben angeführten *nhd. Brausche* und seinen Verwandten. Die Begriffe *blasen — blähen — schwellen — spriessen* und *blasen — hervorsprudeln — aufwallen u. a. m.* sind hier ebenso ineinander übergegangen, wie bei *gr.* φλέω, φλοίω, φλύω.

Die Bedeutung *sieden* scheint sich in dieser Wortsippe erst auf der europäischen Stufe aus der des Wallens entwickelt zu haben, ist dort aber reich vertreten. Dahin gehört *lat. dêfruere, dêfrutâre einkochen lassen* und das mit *lat. dêfrutum dicker Mostsaft* nahe verwandte *ahd. prod = ags. brodh, engl. broth Brühe.* Ferner *ir. bruthe Brühe, bruth Glut, bruith das Sieden.* Vgl. noch *d. brühen, Brut, brüten.* — Der andern Form desselben Stammes gehört *lat. fervêre sieden* an, welches Wort die Vorstellung des Aufwallens gleichfalls noch deutlich erkennen lässt. Vgl. auch *fermentum Gährstoff* und *ags. beorma = ndd. Barme Gest* (auch *gr.* φάρμακον?) und *ir. herbaim sieden.* — Eine etwas andere Färbung hat der Begriff des Wallens in *gr.* φρέαρ (φρεϝαρ) = *armen. albiur Brunnen* angenommen. Wenn es auffällig erscheinen könnte, dass φρέαρ im Gegensatze zu κρήνη in der Regel nicht die lebendige Quelle bezeichnete, so beachte man, dass dies Verhältnis vielfach ähnlich

in *d. Brunnen* zum Unterschiede von *Quell* eingetreten ist. Umgekehrt bezeichnet im Niederdeutschen *Born* den fliessenden Quell oder Bach, während *Sod* (von *sieden*, also auch vom Wallen benannt) den gegrabenen Brunnen bedeutet. Man sieht, die Bezeichnungen gehen unterschiedslos vom Begriffe des Sprudelns oder Wallens aus.

So viel dürfte sich aus dem Angeführten wohl zur Genüge ergeben haben, dass auch in der Anlautgruppe *bh-r* die Bedeutung *aufblasen, schwellen* die Grundlage der darin auftretenden Begriffsentwicklung bildet. Wenn wir somit dieselbe Vorstellung mit dem Anlaute *bh-l*, *bh-v* und *bh-r* eng verknüpft sehen, so liegt die Vermutung nahe, dass sie am Laute *bh* hafte, dass durch ihn jene Vorstellung ursprünglich ausgedrückt worden sei. Man wird von selbst zu der Annahme gedrängt, dass jene Wortsippen einen gemeinsamen Ursprung haben, der zu dem Laute *bh* in ganz bestimmter Beziehung stehe. Allerdings würde dann erwartet werden müssen, dass sich noch weitere Spuren jenes gemeinsamen Ursprunges vorfinden. Zwar brauchten diese nicht gerade genau die selbe Art zu zeigen, wie ja auch jene drei Anlautgruppen nicht völlig gleichen Charakter tragen. Denn darin besteht ja zum guten Teile die Fortentwicklung der Sprache, dass verwandte Formen formell und begrifflich geschieden werden. Aber man müsste doch diese Verwandtschaft gewiss noch hie und da erkennen können, sie müsste doch in der Entwicklung anderer Weiterbildungen ebenfalls noch zu Tage treten. Dies ist nun in der That auch in nicht geringem Maasse der Fall.

Von Wörtern der Grundsprache gehört hierher *ig. bhag-. s. bhaj* hat freilich eine so verallgemeinerte und verschwommene Bedeutung, dass sich nicht viel daraus entnehmen lässt. Die Begriffe *1) austeilen, zuteilen, 2) etwas geniessen, sich einer Sache erfreuen, 3) sich begeben zu, jem. treffen, 4) verehren, lieben u. s. w.* sind zu wenig greifbar, um etwas daraus folgern zu können. Doch lässt sich die Grundvorstellung aus den Ableitungen wohl noch aufklären. *bhaga* heisst *Schutzherr (zend. bagha = ksl. bogu Gott)*, ferner *Wohlstand, Glück, Herrlichkeit, Liebe;* dann aber auch *cunnus. bhagan-dara* (aus *bhagam dara*) bezeichnet *Fisteln in der Schamgegend oder am After, bhagâla Schädel.* Die letztgenannten Ausdrücke geben gerade solche Begriffe, wie sie sehr häufig aus der Vorstellung des Schwellens hervorgehn. Ausserdem stehn ihnen auffällige Gegenbilder in andern Sprachzweigen zur Seite. So weist *d. Backen, m.* und *Backe, f.* auf dieselbe Abstammung hin, wie

die altindischen Wörter. Die beiden Formen sind offenbar nicht wesentlich von einander verschieden und bedeuten ursprünglich — ähnlich wie das oben erwähnte *ahd. brat — eine fleischige Rundung*, die dann auf mehrere Körperteile spezialisiert wurde. Im Deutschen erscheinen sie hauptsächlich als *Arschbacken* oder *chinnibacho*, welche beiden Bedeutungen das *ahd. bacho* vereinigt. Die Übertragung des Begriffes *gena* auf *mala* liegt hierbei so nahe, dass sie nur natürlich erscheint, wie denn auch im Lateinischen beide Ausdrücke öfter mit einander vertauscht werden. Ausserdem wird das Wort aber auch vom *Rücken* gebraucht, wie in *nord. bak*, *ags. bac*, *bäc* und *engl. back.* Bemerkenswert ist, wie sehr im heutigen Englisch die auch im Altindischen hervortretende Beziehung auf die Steissgegend noch fühlbar ist *(backside)*. Dass auch *ndd. Puckel Rücken* = *nhd. Buckel* in verwandtschaftlicher Beziehung zu jenen Wörtern steht, ist wohl höchst wahrscheinlich. Auch in andren Färbungen tritt diese Vorstellung der Schwellung, Erhöhung deutlich hervor. So z. B. in *nord. backi Rand, Ufer* und *beck Bank* (= *Schwelle*). *ndd. Back* in der nautischen Bedeutung *erhöhtes Hinterdeck* könnte ja als Übertragung des Begriffes *Rücken* aufgefasst werden. Dagegen stimmen *ndd. Back Trog, rundliches Gefäss* nebst *d. Becken (ahd. bechin)*, sowie das wohl nicht davon zu trennende *Becher* = *ndd. Bäker* durchaus zu jener Grundvorstellung. (Vgl. *ags bolla, engl. bowl, ndd. Balje.* Ebenso darf man als entfernteren Verwandten auch wohl *d. Bank* hierherziehen, das demnach also wie *nord. beckr Schwelle* bedeuten würde. Vgl. *Sandbank*, *Wolkenbank* und *ags. banc tumulus* neben *benc Bank* = *engl. bench.* Daneben steht noch *engl. bunch schwellen, strotzen; Beule, Höcker, Knorren, Bündel, Büschel*, sowie *ndd. Bunken dickes Stück*, besonders *dicker Knochen.* Sind diese Beispiele auch in ihrer Ableitung nicht genau aufgeklärt, so geht doch wohl so viel mit Sicherheit aus ihnen hervor, dass es eine Grundform *germ. bek-*, *bak-*, *benk-* mit der Bedeutung *schwellen* gegeben haben muss. Da ist es doch in hohem Grade wahrscheinlich, dass diese mit *ig. bhag* identisch ist und dass jene abstrakten Ausdrücke des Altindischen naheliegende Übertragung der sinnlichen Grundvorstellung sind. Wie aus *W. bhu*-Sprösslinge wie *lat. favêre, fautor, faustus* erwuchsen, so konnte hier das sinnverwandte *s. bhaj* und *bhaga* leicht auf dieselbe Weise entstehen.

Deutlicher noch zeigt sich die Entwicklung abstrakterer Bedeutungen aus der konkreten Vorstellung des Schwellens in der *ig.*

W. bhagh-. Unmittelbare Ableitungen der letzteren liegen vor in *s. bahu reichlich, viel, zahlreich* und dem gleichbedeutenden *bahula*, welches ausserdem auch *dicht, dick, breit* heisst, sowie in *bâdha dicht, stark*. Damit stellt man wohl mit Recht *engl. big dick* zusammen. Sollte vielleicht in *engl. bag anschwellen* das Stammwort stecken? Als Substantiv bedeutet es *Kloss*, aber auch *Beutel, Sack*, was noch auf die Vorstellung des Aufblasens hinweisen würde. Mehr in übertragenem Sinne erscheint *s. bamh befestigen, stärken, mehren*, sowie *lit. bingus stattlich, mutig, bingti mutig werden (von Pferden), bengti vollenden (= fördern)*. — Vgl. auch *s. bâhu Arm = gr.* πῆχυς, *nord. bôgr, ahd. buoc, nhd. Bug* neben *got. bagms = nhd. Baum* (vgl. *Balken* und φάλαγξ). Auch im heutigen Sprachgebrauch ist *Baum* durchaus = *Balken (Mast-, Hebe-, Schlagbaum* u. s. w., sowie *engl. beam Balken, Baum, Strahl)*. Vgl. noch *d. Bunge Knolle, Trommel*, schon *ahd. bungo Knolle* und *ndd., alts., schwed., dän. Punge, Pungel, bung, pung Bündel, Pack, voller Beutel.*

Ganz ähnliche Übertragung zeigt ferner *ig. bhad-* in *s. bhadra glücklich, günstig, gut, bhandala Glück, Heil*, wozu auf germanischem Boden gehören *got. batiza, ahd. baz, ags. bet, nhd. bass (besser)*, sowie *got. bôta, ags.* und *ndd. bot Nutzen, nhd. Busse* (vgl. *Zubusse = Mehrung)*. Auf deutschem Gebiet ist der Begriff des Förderns, d. i. der unmittelbaren Übertragung von *schwellen, gedeihen machen* noch überall klar ersichtlich. Es fehlt aber auch nicht an deutlichen Spuren der sinnlichen Vorstellung. So in *engl. batten mästen, düngen, battel fett werden; fett, fruchtbar. batner Mastochse. bat Keule, Knüttel. batlet Waschbleuel.* Vgl. ferner *ahd. bôzo Bündel* (eig. wohl *Ballen). mhd. butje Klumpen. nord. bûtr Holzklotz, stumpfes Ding, Haufen* (wovon *frz. butte* entlehnt), *kymr. bot, bôth runder Körper* und *mndl. but grob, stumpf, plump; das dicke Ende einer Sache = ndd. butt.* Vgl. auch *engl. bunt Bausch im Segel.*

Bei einigen der unter diesen drei Gruppen aufgeführten Wörter kann es ja zweifelhaft sein, ob sie wirklich unmittelbar der betreffenden *ig. W. bhag-, bhagh-* oder *bhad-* entsprossen sind. Dagegen lässt sich einerseits nicht verkennen, dass jenen drei Wortsippen in der That eine dem Begriffe *schwellen* verwandte Vorstellung zu Grunde liegt, und andrerseits bieten auch die formell nicht ganz aufgeklärten Wörter dem Anlaute wie der Bedeutung nach für die Beziehung beider höchst brauchbare Beispiele.

Es liessen sich natürlich noch manche mehr oder minder vereinzelte Wörter anführen, die nach Form und Bedeutung Belege für die vermutete Geltung unseres Anlautes geben. Doch wird man ihnen nicht allzuviel Beweiskraft zugestehn dürfen. Ich erwähne nur einige, in denen die Grundvorstellung besonders deutlich hervortritt. Dahin gehören z. B. Ausdrücke wie *d.* **Bauch**, *(ahd.* **bûh**, *ags.* **buc**, *nord.* **bukr** *Körper, Leib) oder* **Busen** *(ags.* **bosm**, *schwed.* **buesn**, *Rocktasche)*, deren Herkunft nicht recht klar ist, die aber noch deutlich fühlen lassen, dass ihnen der Begriff des Schwellens zu Grunde liegt. Oder *gr.* ψυχή, welches doch der Verwandtschaft mit φῦσα dringend verdächtig ist. Oder *ndd.* **Pune**, **Pue**, *Blutgeschwür.* Oder *mndl.* **prul** *dicke Geschwulst, Beule,* **prull** *Busch,* **prül**, **prüll** *Knüttel, Prügel,* welches möglicherweise auf *germ.* **brug-** zurückgeht. Oder *engl.* **pod** *schwellen; Hülse, Schale* (der Bedeutung wegen vgl. *ndl.* **bolster** *Hülse* und *ndl.* **pule** *Hülse, Schote),* **pad** *Polster, Kissen. dän.* **pude** *sich bauschen; Kissen, Polster, Bausch.* Bedeutsamer ist *s.* **bhâsad**, **bhasad** *Hinterbacken* (letzteres auch *cunnus*), **bhansas** *ein Teil des Unterleibes* neben **bhastrâ** *Schlauch, Blasebalg.* Höchst wahrscheinlich gehört hierher auch *got.* **basi** = *d.* **Beere**. Der Gebrauch des Wortes deutet nicht im mindesten auf die Grundvorstellung des Kauens *(s.* **bhas**), die ihm gewöhnlich zugeschrieben wird. Viel eher scheint aus ihm hervorzugehn, dass es von der Gestalt (als *Blase, Bolle*) benannt worden ist. Wenn man somit eine *ig. W.* **bhas-**, **bhes-** *blasen, blähen* ansetzen dürfte, so würde ihr auch wohl *d.* **Besen**, *ahd.* **besamo**, *angl.* **besma** zuzuweisen sein nebst *lat.* **ferula** (aus ***bhesolâ**) *Ginster.* (Vgl. **Busch** und **Bausch** im Sinne von *Büschel, Reisigbündel* sowie *nord.* **bûski** *Gestrüpp, Besen).*

Um einer missverständlichen Auffassung thunlichst zu begegnen, möchte ich noch einmal mit Nachdruck hervorheben, dass ich natürlich nicht daran denke, aus den im Vorigen, wie im Folgenden gemachten Zusammenstellungen etwa die Identität der betreffenden Wörter oder Stämme folgern zu wollen. Die Aufgabe, durch neue Gleichungen den Wortschatz früherer Sprachstufen zu bereichern, liegt durchaus nicht im Bereiche der gegenwärtigen Untersuchung. Dagegen glaube ich, mit voller Sicherheit nachgewiesen zu haben, dass es im Indogermanischen eine grosse Zahl von Wortsippen giebt, die den ursprünglichen Anlaut *bh* mit der Grundvorstellung des Blasens

und Blähens vereinigen, und dass dies Zusammentreffen in einer Ausdehnung und mit einer Gleichmässigkeit der Entwichlung auftritt, die sich durch ein Spiel des Zufalls nicht im entferntesten mehr erklären lassen, die vielmehr mit zwingender Notwendigkeit zur Annahme eines ursächlichen Zusammenhanges zwischen Lautform und Bedeutung führen. Diese Thatsache stellt uns vor die Wahl, entweder jene Familien als selbstständige onomatopoietische Schöpfungen anzusehn, oder sie auf eine Urform zurückzuführen, für die eben jener Laut das wesentliche Merkmal gewesen sein müsste. Auch hier wird man über die Entscheidung nicht zweifelhaft sein können. Es spricht eigentlich alles zu Gunsten der letzteren Annahme. So weit wir die Entwicklung der Sprache zu überschauen vermögen, hat sie sich stets auf diesem Wege der Zusammensetzung und dadurch erfolgten Ableitung vollzogen, und der Hauptsache nach ist dabei die Form des Suffixes angewandt worden. Eine Urform, die lediglich aus der Verbindung des Labials mit einem Hauche bestanden hätte, würde aber als onomatopoietische Bildung ohne weiteres verständlich erscheinen, während sich nicht erkennen liesse, wie die Sprache zu selbstständigen Schöpfungen wie *bhel-*, *bher-*, *bheg-* u. s. w. gekommen sein könnte. Allerdings ist man ja ebenso wenig im stande, die Natur jener ableitenden Suffixe im einzelnen zu erklären, die aus einem *bhe-* ein *bhev-*, *bhel-*, *bher-*, *bheg-*, *bhegh-*, *bhed-*, *bhes-* nebst den dazu gehörenden Sekundärbildungen hervorspriessen lassen. Erstens lässt sich aber die Existenz dieser Ableitungssilben doch kaum bezweifeln, und zweitens versteht es sich von selbst, dass die Analogie bei diesen uralten Bildungen eine ebenso bedeutsame Rolle gespielt haben wird, wie in den späteren Perioden. Aus den anfänglich sinnvollen Kompositionsgliedern sind sehr bald mehr oder weniger farblose Anhängsel geworden, und so wenig wir in der Lage sind, eine grosse Anzahl weit späterer Wortbildungssuffixe einigermassen aufzuklären, so wenig und noch viel weniger wird man erwarten dürfen, dass die Herkunft und Bedeutung jener uralten Ableitungssilben im einzelnen noch nachzuweisen sein müsste. Allerdings unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass die schöpferische Kraft der Sprache sich auch bei diesen Weiterbildungen geltend macht. In ihrer Form tritt vielfach ein, man möchte sagen, ästhetischer Trieb hervor, der gleichfalls durch lautmalende Neigung geleitet wird. Dies ist jedoch eine durchaus sekundäre Erscheinung. Dass aber das Stammwort den eigentlichen Träger der Bedeutung abgiebt, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Daher ist man auch

gewiss berechtigt, jene augenscheinlich nicht primären Schöpfungen als Ableitungen eines und desselben Urwortes oder wenigstens einiger weniger Urformen anzusehn. Da alle jene Wörter auf eine gemeinsame Grundvorstellung hinweisen, da sie alle gemeinschaftlichen Anlaut haben, und da dieser Anlaut in einer unverkennbaren, restlosen Wiedergabe der Grundvorstellung besteht, so liegt nichts näher, als in diesem Anlaute den Keim zu sehen, aus dem die ganze Gruppe hervorgewachsen ist.

Kann man somit kaum umhin, als Grundlage jener Ableitungen ein uraltes **bhe-* vorauszusetzen, auch ohne dass man im stande ist, diese Annahme durch direkte Belege zu stützen, so drängt sich weiter die Frage auf, wie sich denn die allbekannte und weitverbreitete *ig. W. bhâ-, bhan-* zu unserem Urworte verhalte, ob sie in gar keiner Beziehung zu ihm stehe oder ob vielleicht in ihr gar ein unmittelbarer Abkömmling der ursprünglichen Grundform vorliege. Suchen wir zunächst ihre eigentliche Bedeutung zu erkennen.

Das Altindische zeigt ganz allgemein und farblos die Vorstellung *scheinen, leuchten.* So *bhâ scheinen, leuchten, bha Licht, Schein, Aussehn, bhânu, bhâma Schein, Licht, Strahl.* Etwas bestimmter spricht schon das Griechische: φαύειν, φαείνειν, (φαίνειν) *hell, klar machen oder sein,* παμφαίνειν *leuchten, glänzen,* παμφανόων *hell leuchtend,* παμφαής *klar, hell,* φάος (φῶς) wie auch φέγγος *Helligkeit* (besonders *Tageslicht*), φαέθων *leuchtend (vom Tageslicht),* φαεινός *leuchtend, blank* (bei Homer häufig von glänzendem Metall), φανός (doch jedenfall aus φαεινός) *licht, weiss,* auch *rein gewaschen,* φαίδιμος *glänzend (von gesalbten Gliedern oder Haar)* φαιδρός *rein, klar, hell,* φαιδροῦν, φαιδρύνειν *reinigen, blank machen.* Noch eigenartiger erscheint die Bedeutung in den germanischen Sprachen: *mhd. büenen = ags. bonian blank machen, polieren. engl. dial. boon Strassen ausbessern.* Dazu *nhd. bahnen, Bahn* (eig. *die Blänke,* d. i. *Glätte, Ebenheit)* und das aus dem Niederdeutschen stammende *bohnen blank machen (Fussboden oder Möbeln).* Vgl. auch *ir. ban weiss.*

Aus dieser Zusammenstellung ist deutlich zu ersehn, dass die Sippe ausgeht von der Vorstellung *hell, blank sein* oder *machen.* Gewiss wird man zunächst kaum geneigt sein, diese mit dem Begriffe *blasen* irgendwie in Verbindung zu bringen. Nun ist es aber ein eigentümliches Zusammentreffen, dass die *s. W. pu* beide Bedeutungen mit einander vereinigt. Das Wort heisst allerdings vorwiegend *reinigen* — in allen möglichen Arten und Übertragungen —, und *lat. pûrus*

neben *putus, putâre* zeigt, dass diese Bedeutung schon dem Indogermanischen eigen war. Aber daneben bedeutet es auch einfach *wehen*, wozu an Weiterbildungen gehört *pava, pavana, pavamâna Wind, pavâkâ Sturm, Wirbelwind.* Dieser Umstand erfordert also die Entscheidung, welche von beiden Bedeutungen als die ältere und welche als abgeleitet anzusehen sei, ob man das Wehen als Reinigen oder das Reinigen als Wehen aufgefasst und bezeichnet habe. Es scheint mir unmöglich, diese Frage anders, als im zweiten Sinne zu beantworten. Zunächst schon an sich. Dass die sinnlichere, fassbare Bedeutung als die ursprünglichere gelten müsse, darf, richtig verstanden, als allgemeingültiger Grundsatz hingestellt werden. Dies ist hier aber das Blasen oder Wehen. Dieses erscheint als ein handgreifliches Mittel der Säuberung oder Aufhellung, als welches es sich der sinnlichen Auffassung in vielfacher Beziehung auf das natürlichste darstellt. Einen besonders naheliegenden Anknüpfungspunkt scheint das Sondern des Getreides von der Spreu geboten zu haben. Dass das Wort gerade in diesem Sinne sehr gebräuchlich war, zeigt *got. fawjan = mhd. väwen Getreide sichten* neben *s. yavapavamâna Gerstensichtung.*

Nicht minder ergiebt sich dieser Entwicklungsgang aus den übrigen Anwendungen jenes Wortes. Dass die Bedeutung *blasen* auch sonst mehrfach auftaucht, wie in *lit. pusti*, wozu sich noch *lat. pûsula, pustula Blase* stellt, beweist ja weiter nichts für die Priorität, zeigt aber doch, dass jener Begriff gleichfalls schon dem Indogermanischen anhaftete. Wesentlicher ist noch, dass *ig. pev-* auch die Bedeutung *stinken, faulen* hat, wie sie in *s. pû, gr.* διαπύειν, πύθειν, *lat. putêre, lit. puti, d. faul* vorliegt. Die Bezeichnung des Riechens geht aber meistens aus der Vorstellung des Hauchens oder Blasens hervor. Vor allen Dingen, worauf ich an dieser Stelle freilich nicht näher eingehen kann, ist es aber die ganze Entwicklung einer grossen durch den Anlaut *p* gekennzeichneten Wortsippe, welche erkennen lässt, dass auch dieser in ganz ähnlicher Weise wie unserer *bh*-Gruppe in erster Linie die Vorstellung des Blasens zu Grunde liegt.

Wenn wir nun annehmen müssen — und es spricht eigentlich alles dafür und nichts dagegen — dass in *pev-* die Bedeutung *wehen* die ältere und *reinigen*, bezw. *blank, hell sein*, die abgeleitete ist, so drängt sich unabweisbar die Vermutung auf, dass auch *ig. bhê-* die gleiche Entwicklung durchgemacht habe. Der Umstand, dass sich in der einfachen Form kein Anklang an die ursprüngliche Bedeutung

erhalten hat, kann weiter nicht auffallen. Beobachteten wir doch schon öfter den Fall, dass die Stammform die eigentliche Bedeutung vollkommen eingebüsst hat, welche dafür in verschiedenen Sprösslingen fortlebt. *ig. bhê- hell machen* würde sich in dieser Hinsicht zu einem vorauszusetzenden **bhê- blasen, wehn* etwa verhalten, wie *nhd. blähen* zu *eur. bhlê- (flâre)*.

Doch möge zuerst die weitere Entfaltung dieser zweiten grossen Linie betrachtet werden, die sich von unserer Sippe abgezweigt zu haben scheint. Dass auch die abgeleitete Bedeutung sich nicht auf *ig. bhê-* und seine unmittelbare Abkömmlinge beschränkt, sondern ebenfalls zahlreiche Sprossen getrieben hat, ist ja nur natürlich. Die Übergangsstufe zeigt noch *ig. bheugh- (got. baugjan fegen = zend. buj reinigen, bûja Reinigung, baoktar Reiniger*, sowie das nicht weiter aufwärts zu verfolgende *gr.* φοῖβος *rein, klar, leuchtend*, φοιβᾶν, φοιβάζειν, φοιβαίνειν *reinigen, säubern, fegen.*

Vollständig in den Begriff *hell, blank sein* ist übergetreten *ig. bhel-, bhal-* in *gr.* φαλός, φαλαρός *licht, glänzend weiss*, φάλος, φάλαρα *ein blanker Helmteil*, φαλαρίς *das Blesshuhn, ksl. belu weiss, lit. balti weiss werden, s. bhâla Glanz*, aber auch *Stirn (= die blanke*, wie *nhd. Blässe Stirnfleck bei Tieren)*. Vgl. auch *gr.* φαλακρός *kahlköpfig*. Das altindische Verbum *bhal* heisst *wahrnehmen*, offenbar in dem Sinne von *hell werden*. Dahin deutet auch die enklitische Partikel *bhala gewiss*, d. i. etwa *klärlich*.

An Weiterbildungen gehören hierher *ig. bhelg-* in *s. bhargas Glanz, lat. fulgur Blitz, fulgêre glänzen* und das unmittelbar verwandte *ig. bhlêg-, bhleg-* in *s. bhrâj, zend. barâz leuchten = germ. blîkan, nhd. bleich* und *lat. flagrâre, flamma*, ferner *nhd. blank, blinken, blecken* nebst ahd. *blechezen = nhd. blitzen*, sowie *gr.* φλέγειν, φλόξ. Vgl. auch *ndd. blaken flammen*. Ob *gr.* φλέγμα in seiner bekannten medizinischen Bedeutung nebst φλεγμαίνειν *aufschwellen, aufblähen, auch vom Meere brausen, wogen* und *lat. flêmina (für *flegmina) Geschwulst* gewissermassen noch einen atavistischen Anklang enthalte oder zu dem eben behandelten *eur. bhelg-, bhleg- schwellen*, gehöre und von den hier genannten Wörtern völlig zu trennen sei, ist wohl schwer zu entscheiden.

Eine reich entwickelte Weiterbildung liegt ferner vor in *germ. bles-, d. Blässe, nord. blese, engl. blaze weisser Stirnfleck* (wie ähnlich auch *s. bhâla*). Im Althochdeutschen findet sich schon *blasros Pferd mit Blässe*. Daneben steht das allerdings erst im späten Mittelhochdeutsch auftauchende, heute sehr verbreitete *blass*

mit der Nebenform *bliss.* Unmittelbar verwandt ist offenbar *engl. blaze Brand, Flamme; lodern, leuchten, blast Glut = ags. blaest das Entzünden, blæse, bläs Flamme, Fackel, mhd. blas, ndd. Blass rote Glut, Flamme.* Vergl. noch *nord. blys = dän. blus Flamme, Fackel, nord. blossi Lohe, Brand* und viele andere Verwandte.

Auch *eur. bhlêv-* bedeutet offenbar eigentlich nur *hell, leuchtend.* In *lat. flâvus* steht es mit Vorliebe im Sinne von *blond (= hell),* wie auch der Name *Flâvius* ohne Zweifel diese Bedeutung hat, oder von welkenden Blättern oder der reifenden Saat (vergl. den gleichen Gebrauch von *lit. berszti)* oder von der Farbe des Goldes. Das mit *lat. flâvus* identische *d. blau* verdankt seine völlig abweichende Begriffsfärbung wohl der Anwendung auf den leuchtenden Himmel. *ahd. blâo* heisst noch ebenso gut *flâvus* und *lividus,* wie *caeruleus,* und *ags. bleo, bleoh, altfr. blie, bli, engl. blee* bedeutet ganz allgemein *Farbe, Aussehn,* besonders *Gesichtsfarbe* (vergl. *lat. facies* eigentlich auch etwa = *Schein).* Auch *ahd. blîo = nhd. Blei* wird ursprünglich *das helle* sein (vgl. *Blech* von *blicken).*

Ebenso gehört hierher *eur. bhlaid-* in *ahd. pleizza livor* und *ksl. bledu bleich.*

Dass auch *nord. blîdhr mild, anmutig, blîdha Milde, Freundlichkeit, got. bleiths mild, gütig, ahd. blîdi froh, heiter, ndd. blide, mndl. blide, ags. blîdhe fröhlich, engl. blithe lustig* eigentlich *hell, strahlend* bedeutet habe, ist einstweilen zwar blosse Vermutung, die aber im Sprachgebrauch an zahlreichen Analogien einige Stütze findet.

Wenn die ausgedehnte Entfaltung, welche die vorstehende Gruppe in den germanischen Sprachen zeigt, es erklärlich macht, dass dort fast allen mit *bl* anlautenden Stämmen entweder die Vorstellung des Schwellens oder die des Blinkens zu Grunde liegt, so ist die letztere doch keineswegs auf diese Anlautgruppe beschränkt geblieben. So hat schon das Indogermanische die Form *bhrek* (allerdings, wie es scheint, neben *bhlek) s. bhrâç, bhlâç flammen, leuchten, mhd. brehen, brehenen leuchten, glänzen* und das unmittelbar verwandte *got. bairhts = ahd. perht glänzend, gr. φορκός weiss, hell, lit. berszti weiss werden (vom Getreide).*

Ferner gehört hierher *ig. bhas- in s. bhâs leuchten, zend. banh Licht.* Auf europäischem Boden ist die Bedeutung *blank* meistens übergegangen in *bloss.* So in *d. bar = ags. bær* und *lit. basas = ksl. bosu barfuss.* In *ags. basu purpurn* scheint jedoch noch der Begriff *glänzend* zu stecken.

Völlig auf abstraktes Gebiet übertragen, aber doch unverkennbar zugehörig, ist der gleiche Begriff in *ig. bheudh- wachen, wahrnehmen*. Vgl. die gleiche Bedeutungsfärbung in *s. bhal* neben *bhâla Glanz*. Grundvorstellung ist offenbar auch hier *hell sein, werden, machen*. Daraus erwachsen für *s. budh* die Bedeutungen 1) *wachen, erwachen, zur Besinnung kommen* 2) *merken, gewahr werden, erkennen* 3) *caus. erwecken, aufmerksam machen, belehren, mitteilen*. Ähnlich *ksl. budeti wachen, buditi wecken. gr.* πεύθομαι, πυνθάνομαι heisst *ich lasse mir erklären;* vgl. πύστις *Kunde, Ruf,* πυστός *bekannt, berühmt*. Am schärfsten hat auch hier das Germanische die eigentliche Bedeutung ausgeprägt. *got. biudan, ahd. biutan, nhd. bieten* u. s. w. heisst *zeigen, kund geben*, wie aus dem ganzen Gebrauche des Wortes klar hervorgeht. Vgl. darüber besonders die Composita *ent-, ge-* und *verbieten*, sowie die Ableitungen *Bote, Botschaft* u. s. w. Das Wort entspricht begrifflich ziemlich genau dem *gr.* φαίνειν (ἀπο-, ἀνα-, καταφαίνειν), welches seinerseits ja die Herkunft von der Vorstellung des *hell sein* resp. *machen* deutlich zur Schau trägt.

Die gleiche Begriffsentwicklung spiegelt sich — beiläufig bemerkt — auch wieder in dem neben *ig. bhâ- leuchten, scheinen*, selbständig hervortretenden *eur. bha-, bhan- sprechen*. Dass diesem der Begriff *erklären* zu Grunde liegt, wird wohl nicht bezweifelt. *gr.* φάναι, φάσκειν, φάτις, φήμη, *lat. fârî, fâma, fabulârî, ksl. bajati* weisen sämtlich auf die Vorstellung *kund thun* hin, und in *lit. boti, daboti wonach fragen, worauf achten* und *ir. doadbadar ostenditur* prägt sich diese Färbung noch deutlicher aus. Nicht minder ist dies der Fall in den germanischen Sprossen, wie *ags. bannan, mandare, convocare, bann, mandatum, edictum*, eine Bedeutung, die völlig an *d. gebieten, Gebot* anklingt, sowie in dem eigenartig specialisierten *d. Bann, bannen*, eigentlich nur *ankündigen*, dann *verfluchen*. Vergl. auch *got. bandva Zeichen (nhd. Banner), bandvjan bezeichnen, andeuten*.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, dass die vermutete Identität der beiden durch die deutschen Ausdrücke *blasen* und *blinken* kurz zu bezeichnenden Wortsippen sich nicht mit derselben zwingenden Schlussfolgerung nachweisen lässt, wie etwa der Zusammenhang, in welchem die Bedeutung des Blasens und Blähens zu ihrer Anlautform steht. Aber man darf doch jene Vermutung als sehr wahrscheinlich bezeichnen. Wir haben zwei weit verzweigte Wortgruppen, die beide auf die gleiche Grundform zurückweisen,

und von denen der einen die Grundvorstellung des Blasens, der andern die des Blank-, Hell- oder Reinseins, bezw. -machens zu Grunde liegt. Nun finden wir in einer nahestehenden Sippe diese beiden Begriffe zweifellos in demselben Worte vereinigt, und ausserdem lässt sich doch keinen Augenblick verkennen, dass die Übertragung des ersteren Begriffes auf den letzteren bei näherem Zusehen äusserst natürlich und naheliegend erscheint. Ausser der schon oben erwähnten Vorstellung des Fortblasens, d. i. Reinigens, Blankmachens, wird auch die des Anblasens, d. i. Anfachens und damit Aufflammens dabei von Einfluss gewesen sein. Ja, es ist völlig unzweifelhaft, dass die Sprache vielfach die lodernde Bewegung der Flamme ohne weiteres als ein Wehen aufgefasst und bezeichnet hat. Sowohl innerhalb wie ausserhalb unserer Sippe finden sich dafür deutliche Beispiele.

Allerdings ist in manchen Fällen die Zusammengehörigkeit nicht genügend gesichert. So heisst *engl.* *blaze* 1) *blasen,* 2) *lodern, leuchten; Brand, Flamme* und *blast* 1) *Luftstoss, Blasen,* 2) *Glut,* sowie *ags.* *blaest* 1) *Wehen,* 2) *Entzünden.* Es ist nun aber sehr möglich, dass hier eine Vermengung stattgefunden hat und dass die Wörter in der ersteren Bedeutung auf *germ.* *blês- blasen,* in der andern auf *germ.* *bles- hell sein* zurückgehen. Die Verwandtschaft beider Gruppen bliebe freilich auch in diesem Falle durchaus wahrscheinlich; sie würde sich dann nur auf eine sehr viel ältere, nicht mehr nachzuweisende Übertragung gründen. Ebenso ist es fraglich, ob *d.* *brennen, ndd.* auch *bernen, engl.* *burn* unmittelbar zusammenhängt mit *d.* *Brunnen, Born* und *engl.* *bourn Bach.* Es läge ja nahe, beides auf die Vorstellung der wallenden Bewegung zurückzuführen und das aus dem Niederdeutschen stammende *branden, Brandung* scheint diese Beziehung noch deutlich widerzuspiegeln. Aber auch hier sind diese Beziehungen zu unsicher, um darauf irgend eine Annahme gründen zu können.

Völlig unverkennbar dagegen zeigt sich dieser Übergang, wenn neben *s.* *bhram sich lebhaft hin und her bewegen* und *bhrmi Wirbelwind* das Wort *bhrama* die Bedeutungen *Strudel, Quelle* und *Lohe* vereinigt, wozu auch noch *nord.* *brimi Feuer, Hitze* neben *brim Meerflut, brîmir Wogenerreger, Meergott* zu vergleichen ist. — So bedeutet auch *gr.* φῦσα *Wind* und *Lohe,* und πρηστήρ heisst sowohl *Blitzstrahl* wie *Sturmwind.* Auch *gr.* πῦρ = *d.* *Feuer* und das gleichbedeutende *got.* *fôn* dürfte schwerlich von *s.* *pu wehen* zu trennen sein. Vergleiche ferner *gr.* φλοιδοῦν 1) *aufschwellen, gähren, brausen*

lassen, 2) *anzünden*, *verbrennen* und περιφλύειν, -φλεύειν *ringsum verbrennen* neben φλύειν *wallen*, *quellen*. Mit Recht stellt Kluge auch wohl *d. braten* zu *Brodem* und *engl. breathe*.

Demgemäss ist man, wie mir scheint, einigermassen berechtigt, für einige uralte Wortfamilien, die nach Form und Bedeutung hierhergehören, eine ähnliche Entwickelung anzunehmen. Dies gilt besonders von *ig. bhog-* in *d. backen* = *ags. bacan*, *gr.* φώγειν, φαΰζειν und in etwas anderer Färbung *lat. fovēre* = *d. bähen*, nebst *favilla Glut*. — Begrifflich nahe steht auch *s. bhrajj* = *gr.* φρύγειν, *lat. frīgere rösten*, wo neben *preuss. birgakarkis Kochlöffel lett. birga Dunst*, *Qualm* noch auf eine allgemeinere Bedeutung hinweist. Allerdings beruht die Vermutung, dass diesen Wörtern gleichfalls die Begriffsentwicklung *blasen* — *wehen* — *lodern* zu Grunde liege, nur auf einem keineswegs zwingenden Analogieschlusse. Dagegen dürfte die Annahme einer ursprünglichen Verwandtschaft jener beiden grossen Sippen „*blasen* und *blinken*" durch die vielfachen Beziehungen zwischen den Begriffen *blasen* und *brennen* noch eine wesentliche Stütze erhalten haben.

Eine andere Frage ist es, ob wir in der Form **bhe-*, der letzten, die wir durch sprachliche Vergleichung erreichen können, die ursprüngliche, durch lautmalende Schöpfung entstandene Grundform zu sehen haben. Völlig einleuchtend ist ja die Naturwahrheit dieses Lautbildes nicht, so ausgeprägt auch gerade seine charakteristischen Züge — die Lippenstellung und der Hauch — darin vertreten sind. Es hätte auch nichts Unwahrscheinliches, für jene Form schon eine lautliche Wandlung vorauszusetzen. Aus dem zugehörigen Wortschatze lässt sich hierüber freilich nichts ermitteln. Dagegen könnte vielleicht ein ähnlicher, weit späterer Vorgang einige Fingerzeige darüber geben.

Ein merkwürdiges Analogon zu der oben behandelten Wortschöpfung bildet nämlich eine auf germanischem Boden weitverbreitete Sippe, die augenscheinlich sehr viel jüngeren Ursprungs ist. Sie lässt sich durch folgende Beispiele kennzeichnen: *ags. pyffan* = *engl. puff to blow in an intermittent way, thence to swell* (Wedgeworth). Die gewöhnlichen Bedeutungen sind *blasen; aufdinsen, aufschwellen; aufblasen; stolz machen. (p. away forteilen, fortreissen. p. out herausblasen, im Zorne herauspoltern. p. up aufblähen, in die Höhe treiben).* Dann als Substantiv *Hauch, Windstoss; Puderquaste; Er-*

höhung; Falbel; Prahlerei. p u f f b a l l *Bofist.* p u f f p a s t e *Blättergebacknes.* p u f f i n e s s *Aufgeblasenheit, Schwülstigkeit.* p u f f i n g l y *schnaubend, aufgeblasen.* p u f f y *aufgeblasen, schwülstig.*

Ferner *nhd.* p u f f e n, b u f f e n *bauschig machen, aufblähen (Haar, Ärmel od. dgl.).* P u f f, B u f f *Bausch, künstlicher Busen, Geschwulst.* P u f f e r, B u f f e r *eine Art Gebäck, Auflauf (Gr.: weil er dick aufschwillt).* P u f f b o h n e *(von ihrer dicken Gestalt)* B u f j a c k e *eine Jacke, die am Gürtel bauscht.* Ausserdem heisst p u f f e n noch *mit Gewalt herausblasen* (vgl. den technischen terminus A u s p u f f r o h r, sowie den Ausdruck *v e r p u f f e n*), dann auch *losknallen, losplatzen.* Vgl. auch *d.* p a f f e n *den Rauch ausblasen, rauchen.*

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass wir es hier mit einer lautmalenden Neubildung zu thun haben. Das Ausstossen der Luft durch die geschlossenen Lippen lässt sich, sobald man das f rein labial spricht, in der That nicht natürlicher wiedergeben, als durch jene Laute. Der Hergang dürfte wohl der gewesen sein, dass sich zunächst eine Interjection gebildet hat, wie sie vorliegt in *engl., schwed., dän.* p u f f (p u f), *ndl.* p o f, b o f, *d.* sogar p i f f, p a f f, p u f f, und dass dann aus dieser auf dem Wege der Analogiebildung die betreffenden Wörter hervorgewachsen sind.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen fügt es, dass sich fast genau derselbe Vorgang auf dem Gebiete des Romanischen wiederfindet. Allerdings beschränken sich hier die Formen auf den medialen Anlaut. Dahin gehören: *it.* b u f f o *Windstoss,* b u f f a r e *blasen, ein Platz- oder Blasegeräusch erzeugen, losplatzen, buffetare schnauben. frz.* b o u f f e r *die Backen aufblasen,* b o u f f i r *schwellen, altfrz.* b u f e t *Hinterbacken,* b o f e t *Nadelkissen (d. i. etwas Aufgeblähtes, Dietz),* b u f o i *Pomp. prov.* b u f a r *blasen, neuprov.* b o u f f i g a *sich aufblasen,* b o u f f i g o *Blase im Leibe. span. = ptg.* b u f a r *schnauben, Wasser aus dem Munde spritzen.* Auch hier spielt in allen Sprachzweigen die Interjection (b u f, b o f) eine grosse Rolle.

Dass das Wort auf romanischer oder germanischer Seite entlehnt sein sollte, ist in jeder Hinsicht sehr unwahrscheinlich. Schwer ist freilich zu sagen, auf welche Weise man sich seine Entstehung und Verbreitung denken soll, zumal auf romanischem Boden, wo es in allen Mundarten auftaucht und in jeder eine gewisse Selbständigkeit der Bedeutung zeigt. Es muss wohl eine sehr alte Grundform vorausgesetzt werden, die den Ausgangspunkt für die allmählich in der Volkssprache auftauchenden Wortbildungen abgab. Wie ein

solcher Vorgang sich eigentlich abspiele, ist ja nicht leicht zu ermitteln. Gewiss würde sich auch in der Gegenwart derartiges finden, und sorgfältiger Forschung würde es vielleicht möglich sein, wahrscheinliche Wortembryonen in verschiedenen Stadien aufzuspüren. Aber freilich ist eine so allmähliche Entwicklung ebenso wenig unmittelbar zu beobachten, wie etwa das Wachstum einer Pflanze. Wir sehen nie das Werden, sondern immer nur das Gewordene. Nur aus diesem in seinen verschiedenen Erscheinungsformen können wir jenes erschliessen.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, wenn auch im Persischen ein ganz ähnliches *puf* erscheint. Wenigstens führt Pearson in seiner freilich durchaus kritiklosen „Study in philology“ das Wort in der Bedeutung *a breathing, a puff* auf. Leider ist es mir nicht mehr möglich, die weitere Geltung desselben noch zu ermitteln. Sollte vielleicht dort zum dritten Male die gleiche Bildung selbständig entstanden sein?

Von grossem Interesse ist es jedenfalls, jene verhältnismässig jungen Sprachschöpfungen mit ihren uralten Vorläufern zu vergleichen. Zunächst springt uns die merkwürdige Ähnlichkeit der Bedeutungsentwicklung in die Augen. Völlig überein stimmen die primären Übergänge *blasen-* 1) *heftig wehen*, 2) *blähen, schwellen*, 3) *hervorsprudeln, losplatzen*. Aber auch in den weiteren Übertragungen zeigt sich ein auffallender Parallelismus, wie in den Bedeutungen *aufgeblasen sein, prahlen, bauschen, dick sein, zürnen*. Die Ausdrücke für *Blase, Falte, Kissen, Hinterbacken* und selbst die im Italienischen aufgetauchte und auf den Flügeln der Kunst in alle Welt getragene Bezeichnung der *Buffonerie* findet sich innerhalb der älteren Sippe mehrfach wieder. Und vielleicht erstreckt sich diese Ähnlichkeit nicht minder auf die Form des ursprünglichen Lautbildes, als auf seine Bedeutung. Es wäre wenigstens höchst einleuchtend, die Entstehung des Lautes *bh* auf ein **bv* und weiter etwa **buf-* zurückzuführen. Doch wie dem auch sein mag, jedenfalls bildet die zweifellose Zusammengehörigkeit jener neueren Gruppen eine schätzenswerte Stütze für die Annahme, dass auch die älteren in gleichem Zusammenhange gestanden haben. Wenn der Reichtum an Differenzierungen hier erheblich grösser ist, wenn besonders der Übergang *blasen — hell, blank machen* den jüngeren Sippen fehlt, so ist dieser Unterschied nur natürlich. Eine um mehrere Jahrtausende ältere Bildung wird selbstverständlich weit mehr und mannigfaltigere Schösslinge getrieben haben — selbst unter sonst gleichen Bedingungen

— als ihre jüngere Schwester. Ausserdem ist aber doch wohl anzunehmen, dass in jener uralten Periode die Triebkraft der Sprache noch kräftiger gewesen ist, als später, wo die Überfülle des Wortschatzes den neuen Sprossen Licht und Luft weit mehr verkümmern musste.

Übrigens macht uns der Vergleich jener einander so ähnlichen Wortschöpfungen noch auf einen andern Punkt aufmerksam. Wenn wir es als wahrscheinlich bezeichnen müssen, dass die germanische und romanische Sippe, die ursprünglich beide auf ein gleichbedeutendes *buf*, bzw. *puf* zurückgehen, unabhängig von einander entstanden seien, so wird in noch weit höherem Grade die Möglichkeit zuzugeben sein, dass die älteren aus *bh-* hervorgewachsenen Gruppen nicht gerade einem einzigen Keime entsprossen sind. Es ist sehr gut denkbar, dass die gleiche onomatopoietische Schöpfung sich in mehreren räumlich nnd zeitlich getrennten Fällen wiederholt hat. Darüber wird sich allerdings wohl schwerlich Genaueres ermitteln lassen. Aber wenn wir dann weiter bemerken — wovon unten noch eingehender die Rede sein wird —, dass andere ähnliche Anlautformen, wie *p-*, *v-*, *sp-*, und weiter abliegend auch *kv-*, *gv-*, sowie *dh-* und *tv-* ganz ähnliche Wortsippen hervorgebracht haben, so werden wir uns genötigt sehn, jene begriffliche Entwicklung keineswegs als zufällig und willkürlich, sondern vielmehr als naturgemäss und geradezu notwendig anzusehn.

Von nicht geringem Interesse wäre nun weiter die Frage, wie sich im übrigen der mit *bh* anlautende Wortschatz des Indogermanischen zu unserer Sippe verhält, wie weit das formell sonst noch in Frage kommende Wortmaterial ihr anzugehören scheine und ob sich vielleicht noch andere Sippen darunter erkennen lassen.

Wenn wir den noch nicht erwähnten mit *bh* anlautenden Wortschatz des Indogermanischen, soweit er nicht aus völlig unklaren Bildungen späterer Sprachstufen besteht, einer Musterung unterziehen, so bemerken wir bald, dass er in eine kleine Anzahl begrifflich nahe zusammengehöriger Gruppen zerfällt. Unter diesen sind einige, die sich ohne weiteres mit hoher Wahrscheinlichkeit als Verwandte unserer Sippe zu erkennen geben.

Hierzu rechne ich zunächst eine Gruppe, welcher die Vorstellung *stopfen* (eig. wohl *ballen*), *zwängen*, *drängen* zu Grunde liegt. Der

begriffliche Zusammenhang zeigt sich einigermassen deutlich in *eur. bhrek-, bherk-: gr.* φράσσειν (φραγμὸς). *lat. farcire stopfen* und *lett. brankti fest anliegen* nebst dem im Vocal zwar nicht stimmenden, aber doch jedenfalls nahe verwandten *lit. brukti drängen, zwängen.* Das griechische Wort steht in seiner Bedeutungsentwicklung dem *ig. bhergh-* ausserordentlich nahe. Wie φράσσω heisst *s. barh* neben *dick, stark, fest machen* auch *umschliessen, schützen,* und *d. bergen* hat ja gleichfalls eine ganz ähnliche Färbung. Aus dem Begriffe *ballen* musste die weitere Bedeutung *zusammendrücken, feststopfen* von selbst hevorgehn. Dies ist aber gerade die begriffliche Grundlage der ganzen Gruppe.

Sehr deutlich tritt diese z. B. auch hervor in *germ. brem- = ndl. pram Zwang, prame Bremse, Maulklemme, pramen bedrücken,* wovon *nhd. prummeln unordentlich zusammen stopfen* eine die eigentliche Bedeutung klar beleuchtende Weiterbildung giebt. Vgl. ferner *ndd. prammen* und *pramsen fest zusammendrücken, feststopfen* und *mhd. bremsen Klemme, Maulkorb,* wovon wohl das *nhd. bremsen* unmittelbar abgeleitet ist. — Nahe verwandt scheint *ags. brôm, engl. broom, ndd. Brahm Ginster, Besenkraut,* auch *Besen* nebst *ags. brêmel, ahd. brâma, brâmal, ndd. Brummel Brombeere, Dornstrauch, Gebüsch.* Der Grundbegriff ist schwerlich, wie Grimm will, der des Stechens, sondern vielmehr der des *Buschigen, Struppigen,* wie er ja auch in *Bausch* und seinen Verwandten in ganz ähnlicher Anwendung hervortritt. Vgl. *nord. bûski Gestrüpp, Besen* und lat. *ferula* Ginster von *W. bhes-. nhd. Pfriem(kraut) Ginster* ist nur Verdrehung für **Pfrimme, ahd. primma, ndl. brem.* Auf die ältere Vorstellung des Schwellens weist vielleicht noch *engl. brim Rand; bis zum Rande füllen = ags. brymme, bremme, nhd. Brame, Bräme, Breme Rand, Falte, Quast.*

Ähnlich dürfte es sich verhalten mit dem nordgermanischen *prop Pflock* und als Verbum *voll-* oder *feststopfen (ndd. proppen, dän. proppe, schwed. proppa),* woraus *hd. pfropfen* entlehnt wurde. Dass das Wort in dieser Bedeutung nicht zusammenfällt mit dem aus *lat. propago* entlehnten *ahd. phrofâ* und dem sich daranschliessenden *nhd. pfropfen* im Sinne von *oculieren* geht zweifellos hervor aus *engl. prop Stütze; stützen festmachen.* Vgl. auch *nhd. pfrumpfen (Pframpf),* sowie *ndd. prampen voll stopfen.* Doch ist die Entwicklung des Wortes nicht deutlich genug, um sichere Schlüsse zu gestatten.

Noch minder klar ist die Stammform *prang*. Zwar ist man geneigt, *got. praggan drücken, drängen,* mit Schade ohne weiteres als slavische Entlehnung vom Stamme *prang- spannen, spannend drückend* zu betrachten. Aber die reiche und eigentümliche Entfaltung erweckt doch die Frage, ob nicht auch hier Vermengung mit einem vielleicht urverwandten germanischen Stamme stattgefunden habe. Vgl. *mndl. prange=prame, prang Fessel, Gefängnis, Pranger* und *nd. prange, prangel Knüttel, Prügel.*

Die selbe Entwicklung findet sich in germ. *bag-*. Dahin gehören *nord. baggi Last, böggr Bündel; Bürde, Beschwerde, böggla unordentlich zusammenpacken* (ganz wie *ndd. pramsen* und *prammeln), bâgr beschwerlich, baga widerstehn, verwirren, hindern* (aus der Vorstellung *stopfen* erwachsen; vgl. die Bedeutung von *engl. to stop).* In engl. *bag anschwellen, Sack, Beutel* scheint sich die Grundvorstellung besonders deutlich behauptet zu haben, während *bail* (und auch wohl *bale),* das doch gewiss auf *bagl* zurückgeht, in der Bedeutung *Ballen* sich anschliesst an *gael. bag, kymr. baich, bret. beach Last, Bündel.* — Schwierig und hier nicht näher zu behandeln ist die Frage ob die weitverbreiteten Stämme, die mit *d. Pack, packen* zusammenhängen, dieser Wurzel angehören. Die Bedeutung stimmt ja vollständig. Schwerlich davon zu trennen ist die Gruppe, welche gekennzeichnet wird durch engl. *pocket Tasche,* aber auch *kleiner Ballen,* sowie eine zweite, der *engl. pock* und *d. Pocke* und auch wohl *d. Pickel kleine Schwären* angehören. Vgl. auch *engl. pucker Bausch, Falte, Sack.* Sehr in Betracht zu ziehen ist dabei *ndd. backen kleben, backig klebrig.* Die Grundbedeutung dürfte auch hier *ballen* sein. *Der Schnee backt* heisst es in Bremen, wenn er sich leicht ballt. Vergl. auch das Verhältnis von *d. kleben* zu *Kloben.*

Ein ganz ähnlicher Begriffsübergang scheint in *ig. bhendh-* stattgefunden zu haben. Der Gebrauch der dazugehörigen Wörter weist durchaus auf die Vorstellung des Zusammenhäufens oder Ballens. *s. bandh = d. binden* heisst auch *dämmen, verstopfen, einschliessen; (eine Schranke, einen Damm) errichten; (die Faust) ballen.* Vgl. *badva Trupp, Haufe* und *lit. banda Heerde.* — Auch *s. bâdh drängen, hemmen, bedrücken, quälen* ist wahrscheinlich nahe verwandt. Vgl. den ganz ähnlichen Übergang in *nord. baga, bâgr.* Aus der Vorstellung *ballen, zusammendrüken* ging einerseits der Begriff *verbinden,* andrerseits *drängen, bedrücken* hervor. Als Sprösslinge der sinnlichen Grundvorstellung vgl. noch *ahd. potachâ = nhd.*

Bottich, sowie *ahd. potah* = *ags. bodig*, *engl. body Rumpf, Leib*, *gael. bodhaig Rumpf*.

Höchst interessant ist das daneben stehende *eur. bheidh-*. Die Wurzel liegt vor in *got. beidan*, *ags. bîdan*, *nord. bîdha*, *ahd. bîtan warten, bleiben*; ferner *ahd. beidjan drängen, antreiben, fordern* = *got. baidjan gebieten, nötigen*, *ags. baedan antreiben*, *nord. beidha fordern, bitten*. Ebenso ist doch wohl mit Kluge hierherzustellen das vielgedeutete *d. bitten* (welches ursprünglich der i-Reihe angehört). *nord. bidja* heisst neben *bitten* auch *heissen, gebieten* und *engl. bid* auch *gebieten, befehlen, einladen*. Diese Bedeutungen scheinen sämtlich auf die Vorstellung *drängen, stopfen* zurückzuweisen. Der Begriff *warten* dürfte sich ähnlich entwickelt haben, wie in *engl. to stop*, und erinnert an *s. bâdh* sowie *nord. baga* und *d. bremsen*. Die Übertragung von *drängen* zu *bitten* ist an sich sehr natürlich; wir gebrauchen im gleichen Sinne häufig noch viel stärkere Ausdrücke wie *quälen, peinigen, pisacken* u. dgl. Vergleicht man jene nebeneinander vorkommenden Bedeutungen, so lässt sich diese Entwicklung kaum bezweifeln. — Ganz ähnlich liegt die Sache bei *gr.* πείθειν. Es heisst *überreden, durch gütliche Zureden bewegen*, besonders *erbitten*, d. i. also *antreiben* oder *drängen*. πιστός ist etwa *fest, befestigt*. Vgl. den verwandten Übergang in *d. Bürge* von *W. bhergh-* (*Bürgschaft* = πίστις). Die letztere Bedeutung ist auch in *lat. fîdere, fîdus, fîducia, fîdes, fidêlis* in den Vordergrund getreten, während *foedus* mehr der Färbung von *ig. bhendh-* entspicht. Vgl. noch *gr.* πίθος *Fass, Krug* πιθάκνη, *att.* φιδάκνη *Fass*, *lat. fidelia Gefäss, Topf*, in denen die sinnliche Grundvorstellung wieder deutlich hervortritt.

Eine höchst eigentümliche Bedeutungsentwicklung zeigt *ig. bhudhno-* und seine Verwandten. Es gehören dahin *s. budhna Boden, Grund, Fuss (Wurzelstock) eines Baumes*, *lat. fundus Boden, Grund*, *gr.* βυθός, ion. βυσσός *Tiefe*, bes. *Meerestiefe*, πυθμήν *Grund*, besonders auch *Stamm, Wurzelstock eines Baumes*. Dazu die germanischen Wörter *nord. botn*, *ags. botm*, *engl. bottom*, *ahd. bodom*, *ndd. Bodden*, *nhd. Boden*. Ursprünglich bedeutete das Wort offenbar etwa so viel wie *Schwelle*, d. i. das *Dicke* oder *Feste*. Auch die schon indogermanische Spezialisierung auf den Grund des Wassers oder eines Gefässes trägt durchaus den gleichen Charakter. Der Begriff der Tiefe liegt so wenig darin, dass dieser von uns vielmehr durch den Ausdruck *bodenlos* bezeichnet wird. *Boden* bezeichnet stets das *Feste*, auf dem sich fussen lässt. Im

Deutschen wird darunter sogar allgemein das oberste Gelass des Hauses verstanden, was allerdings gerade so gut eine willkürliche Spezialisierung ist, wie im *gr.* βύθος die Beziehung auf den Meeresgrund. Vgl. die parallele Bedeutungsentwicklung in *eur. svel-schwellen (got. gasuljan fundâre, nhd. Thalsohle* und ähnlichen Ausdrücken). Noch deutlicher tritt diese Färbung hervor in *d. Bühne, ndd. Bœn (= Boden, Oberraum im Hause).* Allerdings ist ja fraglich, ob man dies mit Recht auf **budne* zurückführt. Vgl. dazu das mundartliche *Buhne ein ins Wasser gebauter Damm* oder im *Hess. ein Lattenstück*, nach Heyne übrigens auch *Bühne, Bretterboden.* Die Bedeutung dieses Wortes hat sich demnach ganz ähnlich entwickelt, wie die von *Brücke, Brüge.*

Ausser den genannten Wortgruppen gehört noch eine andere hierher, in der sich die Vorstellungen des Drängens und Schwellens in eigentümlicher Weise vermählt haben. Es ist dies *ig. bheugh- = d. biegen. s. bhuj* vereinigt die Bedeutungen *krümmen* und *zur Seite drängen, (die Augen) verdrehen, (die Lippen) verziehen.* Man darf wohl vermuten, dass das Wort ursprünglich die Bewegung des vom Hauche oder Winde Gebeugten oder Fortgeblasenen wiedergiebt. Die sich biegenden Halme oder Zweige *wehen* in naiver Anschauung. Das Wort steht zu unserem Urworte in ganz ähnlicher Beziehung, wie etwa *d. winden, lat. vertere, volvere* zu *vâ wehen.* Die Redensart *in Bausch* und *Bogen* enthält im ersteren Worte den Begriff des Aufblasens, im zweiten die Vorstellung *durch Blasen zur Seite beugen* oder *eindrücken.* Wie nahe sich beides berührt, zeigt *d. Beule,* welches sowohl eine Aufschwellung, wie eine Vertiefung (im Hute oder Kessel) bezeichnet. Es ist deshalb auch durchaus wahrscheinlich, dass Kluge mit Recht *ahd. buhil = nhd. Bühl Hügel* hierherstellt. Zweifelhafter ist dies von *Buckel, ndd. Puckel Rücken.* Jedenfalls ist das Wort nicht, wie derselbe Forscher meint, unmittelbar zu *bücken* zu ziehn. Es bezeichnet nicht die *Biegung,* sondern die *Schwellung,* wie die Bedeutung *Höcker* und die Ableitung *bucklig* zweifellos erkennen lassen. Dass man es aber, wie Heyne will, als gänzlich fremd anzusehn habe, ist doch keineswegs ausgemacht und wird auch durch die von ihm angeführte Glosse durchaus nicht dargethan. Auch im Sinne von *Schildbuckel* ist es schwerlich als entlehnt anzusehn. Vgl. *ahd. rantbogo* und *rantbauc umbo (clypei), buccula.* Wahrscheinlich ist auch hier vielmehr eine Vermischung anzunehmen.

Die begriffliche Entwicklung der vorstehenden Gruppe liesse sich etwa veranschaulichen durch die Ausdrücke *aufblähen,* d. i.

dick, fest sein und *dick, fest machen = ballen, stopfen, drängen.* Es ist übrigens kaum anzunehmen, dass die dahin gehörenden Wörter einer gemeinschaftlichen Grundform entstammen. Es wird vielmehr der gleiche Bedeutungsübergang sich mehrfach vollzogen haben. Dass dieser aber in der That aus der Vorstellung des Schwellens und weiterhin des Blasens erwachsen sei, ist doch in hohem Grade wahrscheinlich und auch aus dem betreffenden Wortmaterial vielfach zu schliesen.

In weit höherem Grade noch gilt dies von einer zweiten Bedeutungsgruppe, welcher die Vorstellung einer hastigen Bewegung zu Grunde liegt.

Am deutlichsten tritt die Verbindung mit unserer Sippe hervor in *ig.* *bhur-*, welches man ja auch unbedenklich mit *bhru-*, *bherv-* *schwellen, brauen, wallen* zusammenstellt. In der That liegen die Bedeutungen beider Gruppen einander so nahe, dass sie sich kaum trennen lassen. Und gerade in *bhur-* tritt die Vorstellung, welche als natürliche Übertragung des Wehens (d. i. Blasens) erscheint, äusserst deutlich hervor. Es gehört dahin *s.* *bhur sich rasch hin und her bewegen, zappeln, zucken, züngeln (von Flammen),* *bhurvan unruhige Bewegung des Wassers. gr.* φύρειν, φυρᾶν *verwirren, vermengen,* πορφύρειν *wogen, sich unruhig bewegen, lat.* *furere rasen, wüten, ausgelassen sein, ksl.* *burga Sturm, Aufruhr, nord.* *byr Fahrwind = md.* *bur.* Vgl. die ganz ähnliche Entwicklung der *ig. W.* *dhû-*, *dhev-* *in s.* *dhû schütteln, erschüttern, nord.* *dya bewegen, schwingen, gr.* θύειν, θύνειν *stürmen, wogen, toben, rasen, s.* *dhav laufen, strömen, gr.* θεῖν *laufen, sich rasch bewegen,* θοός *schnell, rasch,* während aus andern Ableitungen die Grundvorstellung des Wehens, Hauchens deutlich hervorgeht. So z. B. *s.* *dhavithra Fächer, Wedel, gr.* θύος *Räucherwerk* θυμιᾶν *räuchern, rauchen,* θυμός (wie *animus* von *W. an-* eigentlich = *Hauch*), *s.* *dhûma* = *lat.* *fûmus Rauch* (eigentlich *das Wehende*); ebenso *s.* *dhûli Staub, dhûlikâ Nebel, lat.* *fulîgo Russ, got.* *dauns, ahd.* *tunist* = *nhd.* *Dunst* und *ahd.* *toum Dunst, Dampf,* *tou* = *nhd.* *Tau.* Vgl. weiter noch *eur.* *dhves-*, *dhvês-* in *lit.* *dvesti hauchen, atmen, dvase Atem, Geist, Gespenst, gr.* θεός, sowie weiter *ig.* *dhves-* in *s.* *dhvams zerstieben, dhûsara staubfarbig, engl.* *dust Staub* u. s. w. Auch hier wird man schwerlich verkennen können, dass diese Wurzeln in Urverwandtschaft stehen mit *ig.* *dhem- blasen (s.* *dham, ksl.* *duma).*

Wenn es aber richtig ist, dass *ig.* *bhur-* mit *bhru-* und *bherv-* zusammenfällt und auf die Grundvorstellung des Wehens

zurückgeht, dann lässt sich auch das Gleiche von dem unendlich verbreiteten *ig. bher-* kaum bezweifeln. In seinen Sprösslingen *s. bhar, gr.* φέρειν, *lat. ferre, got. bairan* u. s. w. vereinigt sich der Begriff der raschen Bewegung mit der des Hervorbringens, Hebens. Wie Fick treffend hervorhebt, hat sowohl im Altindischen, wie im Griechischen und Lateinischen das Medium den Sinn *sich schnell fortbewegen*, ein gemeinsamer Zug, der auf Ursprünglichkeit deutet. Während das Wort sich in dieser Hinsicht also mit *W. bhur-* enge berührt, weist es daneben auf die Vorstellung des Schwellens zurück und steht begrifflich der *W. bhu-* sehr nahe, bei der ja auch die Bedeutung des Hervorbringens besonders hervortritt. Es scheint demnach in dieser uralten Wurzel nur eine abgeblasste und verallgemeinerte Wiederholung der selben Entfaltung vorzuliegen, die wir in den Formen *bhur-, bherv-, bhru-* gefunden haben. Da drängt sich dann doch von selber die Vermutung auf, dass beide Gruppen auch ihrem Ursprunge nach einander nahe stehen.

Gestützt wird diese Annahme auch dadurch, dass in verschiedenen Weiterbildungen der *W. bher-* die kräftigere Bedeutungsfarbe, wie sie *W. bhur-* zeigt, deutlich hervortritt. Dahingehören *nord. brâdha eilen, brâdhr jach, hastig, schnell, ahd.* und *ags. brettan rasch bewegen* in mannigfachen Anwendungen (so z. B. *ahd. gabrettan weben, arbrettan zücken; erwecken; fortreissen*); *bruttan heftig bewegen (rabies maris); erschrecken, gabruttan* auch *incutere, arbruttan* auch *conturbare*. Ferner *nord. bregdha* eig. *rasch bewegen, schwingen, ags. bregdan rasch bewegen, reissen, zücken.* Diese Wörter, denen sich noch eine Anzahl ähnlicher anschliesst, sind zwar im einzelnen schwer zu erklären, bilden aber offenbar eine zusammengehörige Gruppe, denen die Vorstellung einer raschen Bewegung zu Grunde liegt, und die mit hoher Wahrscheinlichkeit — so gut wie das abgeschwächte *ig. bhrengh-, got. briggan, ags. bringan, d. bringen* — auf eine gemeinsame, in *W. bher-* vorliegende Quelle zurückgehen.

Auf gleiche Abkunft weist *s. bhram sich hin und her bewegen, umherschweifen, taumeln, schwärmen (von Bienen), drehen, schwingen. bhrama das Umherstreichen, Drehung, Lohe, Strudel, Quelle, Springbrunnen, Schwindel* u. s. w. *bhrâmana das Schwingen, Drehen, bhrmi Wirbelwind.* — Ob das auf europäischem Boden weit verbreitete Tonwort *lat. fremere, ahd. breman, nhd. brummen* unmittelbar mit den altindischen Wörtern zusammenhängt, ist ja allerdings fraglich. Eher möchte man dies annehmen bei

nord. *brim* *Brandung, Meer,* *brimi* *Feuer, Hitze, ags.* *brim* *Woge, Meer,* Ausdrücke, denen doch wohl die Vorstellung des Wogens und Wallens, schwerlich die des Brummens, d. i. Rauschens, Brausens zu Grunde liegt.

Ausser dieser reich entfalteten Sippe giebt es noch einige andere zum Teil vielleicht nahe verwandte Familien von ähnlicher Grundbedeutung, die sich aber wohl unabhängig von jener Gruppe entwickelt haben. Dahin gehört *eur.* *bheg-* in *lit.* *begti* *laufen, ksl.* *beza* *fliehen,* *begu* *Flucht gr.* φέβεσθαι *fliehen,* φόβος *Flucht, Furcht.* In φόβη *langes flatterndes Haar, Laub, Blumenbüschel* scheint die Grundvorstellung *(flattern = wehen)* noch durchzuleuchten. Auch *ndd.* *Beke* = *nhd.* *Bach, engl.* *beck* *Bach, Quell* stellt Fick gewiss mit Recht zu dieser Wurzel, dagegen sicher nicht das oben bereits erwähnte *engl.* *back* *Rücken. Engl.* *beck* *winken, Wink* hat, wie es scheint, den Begriff *rasch hin und her bewegen* noch in einer anderen Übertragung bewahrt.

Hieran schliesst sich wohl unmittelbar *eur.* *bheug.-* in *gr.* φεύγειν = *lat.* *fugere, lit.* *bugti* *erschrecken,* *bauginti* *scheuchen.* Die Herleitung des Begriffes *schrecken* von dem der raschen Bewegung kommt öfter vor. .So heisst ja *schrecken* selbst eigentlich *springen* (vgl. *Heuschreck*), und *ndd. (sik) verjagen* bedeutet *(sich) erschrecken.*

Dieselbe Bedeutungsentwicklung liegt offenbar vor in *ig.* *bhī-*, *bhey-.* *s.* *bhî* heisst *fürchten; Furcht, Schrecken.* In den germanischen gewiss mit Recht als Intensivbildung erklärten Verwandten tritt aber die Grundvorstellung noch deutlich hervor. So in *d.* *beben (Erdbeben), nord.* *bifa* *bewegen, erbeben machen,* *bif* *Bewegung, Wasser, Meer (das Wogende), engl.* *bibble* *aufwallen, ndd.* *bubbeln* *Blasen werfen,* *Bubbel* *Wasserblase,* *bibbern* *sich zitternd hin und her bewegen (von Gallert).* In *nord.* *bifr* *Lust, Begehren* ist eine andre Übertragung eingetreten. Auch ohne das würde es wohl keiner Auseinandersetzung bedürfen, dass auch hier der Begriff des Fürchtens erst aus dem der zitternden Bewegung abgeleitet ist.

Höchst interessant stellt sich hierzu noch das *germ.* *bîs-*, welches sich zu *ig.* und *eur.* *bhi-* ebenso zu verhalten scheint, wie *blês-* zu *bhlê-* oder *bhrûs-* zu *bhrû-*. Zunächst liegt es vor in *ahd.* *bisjan* und *pisôn* = *nhd.* *biesen,* *bisen, ndd.* *bissen* *unruhig oder wild hin und her laufen (besonders üblich von brünstigen oder durch Bremsen wild gemachten Rindern), nord.* *bisa* *summo et rudi*

nisu moliri, dän. b i s s e *unruhig rennen.* Auch hier haben wir als Grundbegriff die hastige Bewegung, woraus einerseits die Vorstellung *geängstet sein* (wie in *s.* b h î) und andrerseits *eifrig begehren* (wie in *nord.* b i f r) hervorgewachsen ist. — Hieran schliesst sich ferner die Weiterbildung *d.* b i e s t e r *umherschweifend, verirrt, verwirrt* (eig. niederdeutsch), wo sich auch findet b î s t e r n *unruhig hin und her laufen,* s i k v e r b î s t e r n *irre gehn,* v e r b î s t e r t *verwirrt, verschüchtert.* So auch *ndl.* b i j s t e r l o o p e n *irre laufen.* — Von besonderem Interesse ist das an die kürzere Stammform sich unmittelbar anschliessende *ahd.* b i s a = *nhd.* B i e s e, B e i s w i n d, *Nordwind, ndl.* b y s e *storm uit het noorden.* Dies Wort weist mit grosser Wahrscheinlichkeit darauf hin, dass auch hier der Begriff des unruhigen Hastens aus dem des Wehens hervorgegangen ist. Wie nahe diese Entwicklung liegt, haben wir schon unter den *W.* b h u r- und d h e v- gesehn. Auch nach unserm Sprachgebrauch wehen Halme, Zweige, Bänder, Haare so gut wie der Wind.

Schwierig wird es sein, über das Verhältnis der begrifflich einander zum Verwechseln ähnlichen Wurzeln *germ.* b î s-, b î s t- und b û s-, b û s t- ins Klare zu kommen. Doch kommen derartige Parallelen ja mehrfach vor. Neben *ndd.* b î s t e r, b î s t e r n findet sich auch b ü s t e r, b ü s t e r n (so in Bremen; s. auch Br. W.). Vgl. dazu *engl.* b o i s t e r o u s *ungestüm, lärmend* und *altengl.* b o i s t o u s, b u s t u s *roh, wild,* sowie *kymr.* b w y s t, b w y s t u s *brutal, wild.* Daneben steht *ags.* b y s i g = *engl.* b u s y, *ndl.* b e z i g *geschäftig.* Ob, wie Fick annimmt, unmittelbarer Zusammenhang mit *s.* b h û s *sich bemühn, eifrig sein* bestehe, ist ja fraglich. Jedenfalls aber beruhen auch diese Wortgruppen sämtlich auf der Grundvorstellung *(sich) hastig hin und her bewegen.* — Auch hier ist es übrigens wenig wahrscheinlich, dass diese Gruppe eine einzige Familie bilde, d. h. aus einer und derselben Grundform entsprossen sei. Vielmehr dürfte auch hier die Übertragung *wehen — wallen — sich unruhig bewegen* des öftern eingetreten sein. Im einzelnem wird sich dies freilich kaum aufhellen lassen. Man wird sich mit der Überzeugung begnügen müssen, dass die Verwandtschaft der hierhergehörigen Familien mit unserer grossen Sippe im allgemeinen nicht wohl bezweifelt werden könne.

Minder klar liegt die Sache bei einer andern Bedeutungsgruppe, deren Zusammengehörigkeit schon Grimm als höchst wahrscheinlich bezeichnet, die aber bei näherer Betrachtung zu allerhand schwierigen Fragen Anlass giebt. Es gehören dazu hauptsächlich 1) *ig.* b h e n g-

(s. bhanj brechen, ir. comboing dasselbe), 2) *eur. bhreg-, bhreng- (lat. frangere, got. brikan = nhd. brechen)*, 3) *eur. bhrest- (ir. brissim breche, ahd. brestan = nhd. bersten, ags. berstan = engl. burst*, 4) *germ. briut- (nord. briota brechen, hervorstürzen, mhd. briuzan schwellen, sprossen).*

Zunächst käme schon der formelle Punkt in Frage, ob man berechtigt ist *ig. bheng-* mit *eur. bhre(n)g-* zu identifizieren. Weit wichtiger aber wäre es noch, die eigentliche Grundvorstellung dieser Wortstämme festzustellen. Ist der Begriff des Zertrümmerns, der ja im Gebrauche der Wörter am meisten hervortritt, auch als der ursprüngliche anzusehn? Oder ist dieser etwa erst hervorgegangen aus der Bezeichnung des damit verbundenen Geräusches, was Heyne anzudeuten scheint, wenn er *brechen* erklärt: *mit krachendem Geräusch kurz ablösen.* Und allerdings findet sich ja neben *eur. bhreg- brechen* auch *lat. fragor das Krachen* und das gleichbedeutende *nord. brak* nebst *braka rauschen, tosen* sowie *lett. brâschu, brâsu sausen, brausen*, und *nord. bresta* heisst ausser *bersten* auch *krachen*, ein Übergang, der auch in *nhd. prasseln* neben *nord. brasta* hervortritt. Für sehr viel wahrscheinlicher halte ich jedoch die Annahme, dass die Bedeutung des Schalles in diesem Falle die abgeleitete sei und dass die Bezeichnung *brechen* auf dem Begriff einer starken Bewegung beruhe. Es wäre etwa die selbe Übertragung, wie sie *d. springen* zeigt *(die Knospen springen, das Glas, der Topf hat einen Sprung).* Dies würde auch zum sonstigen Gebrauche der Wörter trefflich stimmen. Vgl. die Vorstellung *eine Hülle durchbrechen* (ganz wie *sprengen*), die bei den meisten Sprösslingen deutlich hervortritt, oder die Färbung *hervorbrechen*, d. i. *in Hast stürzen*, wie sie unter andern *nord. briota* besonders klar zeigt und wie sie auch in *d. brechen* und sonst unverkennbar zu Grunde liegt (vgl. *ndd. ausbrutzen in Lachen ausbrechen, engl. to burst out in tears* u. v. a.). Darnach würden auch diese Wörter unserer Sippe angehören. Vorausgesetzt dass *ig. bheng-* wirklich mit *bhre(n)g-* identisch ist — was übrigens doch noch recht fraglich scheint —, so müsste man die ganze Gruppe unmittelbar zu der ausgedehnten Familie rechnen, die aus W. *bher-* 1) *schwellen, wallen* 2) *sich lebhaft, energisch bewegen, stürmen, sprudeln* u. s. w. hervorgewachsen ist. Doch bleibt dies einstweilen natürlich nur eine leidlich wahrscheinliche Vermutung. — Mehr als einen ziemlich hohen Grad von Wahrscheinlichkeit dürfen wir freilich überhaupt nicht für die Annahme beanspruchen, dass auch jene entfernteren Bedeutungsgruppen als

Sprösslinge unseres Urwortes anzusehen seien. Ihre Entstehung würde sich auf diese Weise nach Form und Bedeutung recht gut erklären, und eine andere Erklärung liegt einstweilen nicht vor. Wie viel hierauf zu geben sei, wird wesentlich davon abhängen, was sich bei anderen Urwörtern an parallelen Erscheinungen auffinden lässt. Damit müssen wir uns vor der Hand begnügen.

Die sekundäre Stellung, die wir in der letztbesprochenen Gruppe für die dorthin gehörigen Schallwörter annehmen zu müssen glaubten, scheint diesen in unserer Sippe auch sonst zuzukommen. Am deutlichsten lässt sich dies natürlich bei verhältnismässig späten Übertragungen beobachten. So bezeichnet *d. brausen* so gut das Getöse des starken Windes oder des schäumenden Wassers, wie das starke Wehen oder das schäumende Fliessen selbst. Unter *platzen* verstehn wir nicht nur das Aufbersten eines Körpers, sondern auch das dabei entstehende Geräusch, und Ausdrücke wie *plappern (blabbern), plaudern (blodern), poltern, ballern, bullern, puffen* u. a. verdanken ihre Geltung als Schallwörter offenbar erst einer nachträglichen Anwendung.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass solche Übertragungen auch schon in uralter Zeit stattgefunden haben. So steht dem *ar. bhram- sich hastig hin und her bewegen, schwirren* ein *eur. bhrem- tosen, brausen, brummen* u. s. w. gegenüber. So stellt Fick wohl mit Recht *ig. bhels-*, welches er nach Fortunatov aus *lit. balsas Stimme, Ton* und *s. bhas bellen, bhâs sprechen* erschliesst, nebst *ags. bellen, ahd. pellan* und *nord. bjalla = engl. bell Glocke* zu *ig. bhel- hell sein*, und es mag auch begründet sein, Wörter wie *ndd. bölken* und *nhd. blöken* als Sprösslinge der selben Wurzel anzusehen. Trotzdem wäre es nicht unmöglich, dass daneben auch auf dem Gebiete dər Schallwörter noch eine onomatopoietische Wortschöpfung stattgefunden hat, der z. B. *ig. bheuk- (s. bukk bellen, hsl. bucati brüllen)* und *eur. bherg- (lat. frigere zirpen, ags. beorcian = engl. bark bellen, nord. berkja bellen, lärmen)* entsprossen sein könnten. Aus den einzelnen Sprachen liesse sich noch allerhand Material zusammentragen, wie etwa *d. brüllen, blarren, blaffen* u. dgl. mehr, und in *gr.* φωνή könnte sogar ein unmittelbarer Abkömmling des Grundwortes stecken. Auch würde eine lautmalende Schöpfung wie *bhe* im Sinne von *schreien, brüllen* oder dergleichen nicht unnatürlich erscheinen. Indessen würde diese Vermutung doch nur eine Möglichkeit bedeuten, aber durchaus nichts Zwingendes oder auch nur sehr Wahrscheinliches haben. Aus dem

vorliegenden Wortschatze lassen sich schwerlich zuverlässige Schlüsse ziehn, und über ein non liquet wird man wohl kaum hinauskommen.

Nicht viel anders liegt die Sache bei einer andern Bedeutungsgruppe, welche durch den Begriff *schlagen* gekennzeichnet wird. Vielleicht würde man überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, diese Gruppe mit unserer Sippe in Verbindung zu bringen, wenn es nicht eine längst beobachtete Thatsache wäre, dass die Ausdrücke des Schlagens und Blasens auffallend häufig zusammentreffen. Dieser begriffliche Zusammenhang ist so zweifellos und so bekannt, dass es eines weitläuftigeren Nachweises nicht bedarf. Besonders deutlich tritt er in der jungen, auf *W. buf-, (puf-)* zurückgehenden Sippe hervor und zwar sowohl auf germanischem, wie auf romanischem Gebiete. Das Deutsche hat sowohl die Form *puffen*, wie *buffen* in der Bedeutung *schlagen, stossen*. Letztere ist freilich wohl als niederdeutsch zu bezeichnen, wie auch das Englische *buff stossen, buffet puffen, schlagen; Faustschlag* von *puff blasen* unterscheidet. Doch ist dies offenbar eine jener nachträglichen Lautdifferenzierungen, wie sie sich in der sprachlichen Entwicklung so häufig einstellen, um begriffliche Unterschiede zu kennzeichnen. Im Romanischen gehört hierher *altfr. buffe Backenstreich, buffier einen Backenstreich geben, sp. bofetado Backenstreich*. Diese Bedeutung tritt überall so deutlich hervor, dass man sie vielfach für die ursprüngliche gehalten hat. Der Laut *buf* sollte onomatopoietisch das dumpfe Geräusch des Schlages wiedergeben. Diese Auffassung ist allerdings gewiss irrtümlich. Aus jenem Grundbegriffe hätten die andern Bedeutungen nicht hervorwachsen können. Grundvorstellung ist vielmehr das (mit dem Aufblasen der Backen verbundene) Ausstossen der Luft durch die geschlossenen Lippen. Daran knüpfen sich unmittelbar die Vorstellungen 1) *blähen*, 2) *hervorplatzen, hervorsprudeln* 3) *ein platzendes Geräusch verursachen*, 4) *einen Schlag oder Stoss versetzen*. Der letztgenannte Übergang liegt offenbar dem natürlichen Sprachgefühle sehr nahe, Vgl. z. B. *frz. soufflet* und *d. Backpfeife* oder auch bloss *Pfiff*. Das energische Hervorstossen der Luft malt eben den Begriff des Schlages, der natürlich ursprünglich durch eine entsprechende Geberde erläutert wurde. Pflegen wir doch heute noch die Geste des Hiebes gerne mit einem kräftigen Blasegeräusche zu begleiten.

So ist es auch gewiss kein blosser Zufall, wenn *engl. blow* die Bedeutung des Blasens und Schlagens vereinigt. Allerdings gehört das Wort im letzteren Sinne sicher nicht unmittelbar zu

ags. *blâven*, sondern zu einem aus *got.* *bliggvan*, *ahd.* *bliuwan*, *nhd.* *bleuen* zu erschliessenden **bleovan*. Aber dies ist offenbar derselbe Stamm, dem wir — freilich in ganz anderer Bedeutung — in *gr.* φλύειν und *lat.* *fluere* begegnen. Wir haben oben gesehn, dass dem europäischen Grundworte **bhlev-* noch die Vorstellung des Blasens innegewohnt haben muss. Von diesem bilden das graecoitalische und das germanische Wort nur je eine einzelne Spezialisierung. In ähnlicher Weise ist ja auch das Deutsche nahe daran, das Verbum *puffen* auf die Bedeutung *stossen, schlagen* zu beschränken.

Ob wir nun aber berechtigt sind, die gleiche Herkunft auch für *eur.* *bhâ-* *schlagen* anzunehmen, ist natürlich eine andere Frage. Die Ausdehnung dieser Familie ist nicht leicht festzustellen, da sie sich mit anderen vermengt. Doch dürfte mit Sicherheit dazu gehören das aus dem Keltischen entlehnte *lat.* *batuere* *schlagen*, *it.* *battere*, *frz.* *battre*, *ksl.* *biti* *schlagen, töten*, *an.* *bödh* = *ags.* *beadu* *Schlacht, Kampf* u. s. w. Sollte vielleicht *lat.* *fatuus* im Sinne von *albern, possenhaft* noch auf ähnliche Färbung deuten, wie sie in *rom.* *buf-* (*buffone* u. s. w.) steckt?

Ebenso zweifelhaft ist die Ableitung des *eur.* *bher-*, *bhor-* in *lat.* *ferîre*, *ahd.* *perjan*, *ags.* *berian*, *nord.* *berja* *schlagen, klopfen, treten; kneten*, *ksl.* *brati* *kämpfen*, *brani* *Kampf*. Das diesen Wörtern völlig entsprechende *lit.* *barti* *schelten*, *barni* *Hader* deutet auf eine allgemeinere Vorstelluug, so dass es fast scheint, als ob sich die Familie von der *ig.* *W.* *bher-* abgezweigt habe. Grundbedeutung würde dann das heftige Bewegen sein. Vgl. auch das ohne weiteres zu *bharâmi* gestellte *s.* *bhara* *Kampf, Schlacht*. Doch sind diese Verhältnisse wohl schwerlich genau aufzuhellen.

Noch weniger ist dies der Fall bei Wörtern wie *engl.* *bang* *schlagen, prügeln; Schlag, Stoss* = *d.* *bangen*, *bangeln*, *nord.* *bånga* *klopfen, schlagen* nebst *bangle* *Prügel* = *d.* *Bengel* oder *ahd.* *bôzzan*, *ags.* *beatan*, *nord.* *banta* = *nhd.* *banzen* oder bei *d.* *bocken*, *pochen*, *schwed.* *boka* *schlagen* nebst der Weiterbildung *engl.* *box* *schlagen, Ohrfeigen geben; Schlag, Streich*, *ndd.* *Bax* *Ohrfeige*, *baxen* *ohrfeigen*, *dän.* *baxe* u. s. w. Diese Familien schweben trotz ihrer ausgedehnten Verbreitung viel zu sehr in der Luft, als dass sich auf ihre Abkunft irgendwie schliessen liesse. Dagegen verdient Beachtung, dass die Sprache mit Vorliebe zahlreiche Denominative gebildet hat, in denen der Begriff des Schlagens nach dem Gegenstande bezeichnet ist, mit welchem geschlagen wird.

Vgl. z. B. Ausdrücke wie *d. geisseln, holzen, keilen, hämmern, prügeln, lat. flagellârî, verberare* u. a. m. Es wäre doch sehr möglich, dass auch ältere Sprachperioden schon ähnlich verfahren wären. Jedenfalls gestattet auch diese Bedeutungsgruppe nur sehr unsichere Rückschlüsse über die Entwicklung der ihr angehörigen Familien. So unzweifelhaft die Begriffe *schlagen* sich manchmal aus der Grundvorstellung des Blasens entwickelt hat, so gut ist es auch möglich, dass er in anderen Fällen einen ganz abweichenden Ursprung gehabt hat.

Auf festerem Boden sind wir dagegen wieder bei der folgenden und letzten Gruppe, welche die mit *bh* anlautenden Wörter erkennen lassen. Diese hat ohne Frage mit unserer Sippe nichts zu thun und steht ganz auf eigenen Füssen. Am deutlichsten spricht sich ihr Charakter aus in *ig. bheid- : s. bhi(n)d- = lat. findere spalten, got. beitan = nhd. beissen, got. baitrs = nhd. bitter* u. s. w.

Hier wiederholt sich die Frage, welcher Begriff als der ursprünglichere anzusehen sei, der allgemeinere, farblose des Spaltens oder der sinnlich greifbare des Beissens. Auch in diesem Falle scheint mir die Stellung der Frage schon ihre Lösung zu geben. Wie das Blähen als Aufblasen, das φλύειν als Hervorblasen, Herauspuffen, das Blankmachen als Abpusten aufgefasst und bezeichnet wurde, so liess sich das Zerspalten am natürlichsten als Zerbeissen wiedergeben. Dieses aber wurde von der Sprache durch genaue Nachahmung dargestellt, wovon unten noch weiter die Rede sein wird. Die gleiche Grundvorstellung finden wir auch in *ig. bhas-* und weiter *psê-* (aus **bhasê-) : s. bhas kauen, verzehren, psâ verzehren, gr.* ψῆν, ψαίειν *zerreiben, zermalmen, mahlen,* ψωμός *Bissen,* ψώρα *Krätze, Räude (= Beissen).* Daneben auf iranischem Boden *bharv- : s. bharv- kauen, verzehren, zend. bravara nagend, baourva Speise.* Wenn aus dem letztgenannten Stamme auf ein älteres **bhar-, *bher-* gleicher Bedeutung geschlossen werden darf, so wird dies ursprünglich eins gewesen sein mit *ig. bher-, bhrey- : s. bhrî versehren, bhurij Scheere, zend. bar schneiden, bohren, barôithra das Holzhauen (= Spalten), ksl. briti scheeren, gr.* φαροῦν, φαρᾶν *pflügen,* φάραγξ *Kluft, Thal* (= Spalt) und in ursprünglich gleichem Sinne wahrscheinlich *eur. bhorug- Luftröhre (gr.* φάρυ(γ)ξ, *lat. frûmen* und in etwas anderer Form *nord. barki).* Ferner *lat. forâre bohren, forfex Scheere; friâre zerreiben, d. bohren; Brei (= das Zerriebene).*

Zu dieser Sippe gehört wohl auch *eur. bhrûg-*, *bhrug-* (eig. wohl *essen, verzehren)* in *lat. frui, fructus, frûgês, frumentum*, *got. brûks, brûkjan* = *nhd. brauchen* und möglicherweise auch *ig. bheug- : s. bhuj erfreuen, med. geniessen, lat. fungî*. Ebenso dürfte *ig. bhûko : s. bhûka Loch, Öffnung, lat. faux, fauces* eigentlich *Spalt* bedeuten. Doch würde es zu weit führen, wenn ich auf diese Gruppe, die mit der oben behandelten Sippe nur zufällig im Anlaut zusammentrifft, hier noch näher eingehn wollte.

Zunächst dürfte es vielmehr am Platze sein, über die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung eine kurze Übersicht zu geben. Gewiss werden sich gegen manche der oben gezogenen Schlussfolgerungen begründete Einwendungen erheben lassen, gewiss wohnt einem erheblichen Teile derselben nur beschränkte Überzeugungskraft inne, und nur in wenigen Fällen ist die Entwicklung genügend klargelegt, um die Bildung der einzelnen Wörter bis zur letzten Quelle deutlich verfolgen zu lassen. Aber wenn auch im Einzelnen Vieles fraglich bleibt, so treten doch eine Reihe von wesentlichen Punkten mit voller Sicherheit zu Tage. Das Wichtigste davon lässt sich etwa in folgenden Sätzen zusammenfassen.

Bei den indogermanischen Wörtern, die den Begriff *blasen* bezeichnen, steht der Anlaut in deutlicher Beziehung zur Bedeutung. Besonders unterliegt es keinem Zweifel, dass derjenige Anlaut, den die Grundsprache als *bh* bezeichnet, lautmalenden Charakter besessen hat. Seine ursprüngliche Beschaffenheit lässt sich zwar nicht genau ermitteln; doch darf als völlig sicher gelten, dass er aus der unmittelbaren Nachahmung des Blasens hervorgegangen ist.

Es ist zwar an sich sehr wahrscheinlich, dass diese onomatopoietische Wortschöpfung mehrfach stattgefunden habe; aber innerhalb der *bh*-Sippe lässt der ältere Sprachstoff eine derartige Verschiedenheit des Ursprunges nicht mehr erkennen. Wenn darauf beruhende Unterschiede bestanden haben sollten, sind sie jedenfalls völlig verwischt, und der zugehörige Wortschatz macht einen durchaus einheitlichen Eindruck. Nur aus verhältnismässig später Zeit ist eine merkwürdige, auf die Grundform *buf*, *puf* zurückweisende Neuschaffung erkennbar, die, wie es scheint, unabhängig, aber auffallend gleichartig und auch ungefähr gleichzeitig in mehreren getrennten Gebieten auftritt.

Für die ältere Sippe lässt sich als Grundform nur ein — möglicherweise aus *bv entstandenes — *bhe ermitteln. Wahrscheinlich ist in *ig. bhâ- blank machen* oder *sein* ein unmittelbarer Spross dieses Urwortes zu sehn. Im übrigen ist es nur aus zahlreichen Weiterbildungen zu erschliessen, deren verwandtschaftlicher Zusammenhang bei genauer Betrachtung unmöglich bezweifelt werden kann. Die begriffliche Entfaltung stimmt auffällig mit den Ansätzen überein, welche die jüngere Sippe erkennen lässt, wenn sie natürlich auch zu unendlich viel grösserem Reichtum gediehen ist. Als primäre Bedeutungen, wie sie unmittelbar aus der Grundvorstellung hervorwuchsen und wie sie auch später die ganze Entwicklung beherrschen, sind folgende mit Sicherheit festzustellen: 1) *blasen, heftig wehn,* 2) *aufblasen, blähen, schwellen,* 3) *hervorblasen, heraussprudeln, sich heftig oder unruhig bewegen,* 4) *hervorpuffen, hervorplatzen, auch ein platzendes Geräusch verursachen,* 5) *puffen, stossen, schlagen.* Diese Bedeutungen sind eigentlich nicht als Übertragungen anzusehn, sondern als unmittelbare Färbungen der Grundvorstellung, die ohne weiteres in dem Sinne verstanden wurden, den ihnen der Zusammenhang und begleitende Geberden verliehen. An diese primären Begriffe schliessen sich dann eine grosse Anzahl von speziellen oder abstrakten Anwendungen. So wurde das Blasen, Wehen als ein Windig-, Nichtigsein oder auch als ein Reinigen, Blankmachen aufgefasst, das Aufblähen als ein sich Brüsten, Prahlen oder Zürnen, das Schwellen als ein Sprossen, Wachsen oder auch als ein Gedeihen, Fördern, das heftige Bewegen als ein Toben oder als siedendes Aufwallen u. dgl. m. Wie weit diese Übertragungen im einzelnen als zweifellos anzuerkennen, wie weit sie wenigstens für wahrscheinlich zu halten seien, ist natürlich in jedem Falle besonders zu entscheiden. Das Vorhandensein jener grossen Sippe aber und ihre ungefähre Entwicklung scheint mir durch die obigen Ausführungen mit genügender Sicherheit nachgewiesen zu sein.

Diese Thatsache würde allerdings einigermassen in der Luft schweben und keine bedeutsamen Folgerungen gestatten, wenn sie völlig vereinzelt bliebe, wenn sich jenem lautmalenden Urworte nicht eine Reihe anderer an die Seite stellen liesse, für die eine ähnliche Art des Ursprunges und der sprachlichen Entwicklung dargethan werden könnte. Ich glaube daher diesen Aufsatz nicht schliessen zu dürfen, ohne auch diesen Punkt kurz zu behandeln. Wenn ich mich im Folgenden auf knappe Andeutungen werde beschränken

müssen, so möchte ich doch eine Anzahl anderer Sippen wenigstens namhaft machen, die meiner Überzeugung nach in der Sprache eine ähnliche und wenigstens zum Teil nicht minder bedeutende Rolle spielen, wie die, welche ich oben eingehender zergliedert habe.

Zunächst nenne ich ausser dem bereits erwähnten und genügend besprochenen *â-*, *ê-* *atmen, hauchen,* noch einige andere diesem und dem Urworte **bhe-* sinnverwandte Wörter. Natürlich werden auch diese in der Gestalt aufgeführt werden, in welcher sie auf der indogermanischen Sprachstufe erscheinen. Wenn sich diese mit der eigentlichen Urform ohne Zweifel nicht überall völlig deckt, so kommt sie ihr in den im Folgenden angegebenen Fällen doch hinreichend nahe, um die lautmalende Beziehung deutlich erkennen zu lassen, und weiter zurück würde man ja lediglich an der Hand unsicherer Vermutungen gelangen können.

Formell und begrifflich am nächsten steht der *W. *bhe-* die ebenfalls bereits kurz behandelte *W. *pe-.* Dass auch diese wohl geeignet ist, die Vorstellung des Blasens wiederzugeben, leuchtet ja ohne weiteres ein, wie z. B. im Altindischen neben *bhan* auch *pût* als lautmalende Interjektion des Pustens steht. Für den Nachweis der Grundbedeutung ist oben bereits ausreichendes Material zusammengestellt. An dieser Stelle genüge die Bemerkung, dass sich hier die übrigen primären Bedeutungen ganz ähnlich und teilweise noch ausgeprägter und charakteristischer vorfinden, wie bei der Sippe **bhe-*, und dass auch die weiteren Übertragungen vielfach in gleicher Art wiederkehren. Unwillkürlich drängt sich sogar die Vermutung auf, ob nicht vielleicht zwischen **bhe-* und *pe-* ein ähnliches Verwandtschaftsverhältnis bestehe, wie es die germanischen Bildungen *buf-* und *puf-* zeigen, so dass jene beiden Formen nur als Unterarten derselben Wortschöpfung zu betrachten wären.

Etwas ferner steht die durch den Laut *v* gekennzeichnete Sippe. Onomatopoietisch unterscheidet sie sich von den beiden vorhergehenden so, dass bei diesen der Hauch durch die geschlossenen, bei jener durch die verengten Lippen getrieben wird. Diesem lautlichen Charakter entspricht auch die begriffliche Färbung. Hier ist es vor allem die Vorstellung des Wehens, welche die ganze Entwicklung beherrscht und sich ja auch in *ig. vê- (s. vâ, ksl. veja, gr.* ἀϝῆναι, *got. vaian = nhd. wehen)* nebst seinen Ableitungen in reicher Fülle erhalten hat. Dem entsprechen auch in überraschender Weise die Bedeutungen, welche diese Sippe in grosser Mannigfaltigkeit, aber auch — wie Fick sich ausdrückt — fast

eintöniger Wiederholung entwickelt hat. Die Weiterbildungen bezeichnen zumeist entweder im allgemeinen eine mässige Bewegung (wie z. B. *d. bewegen, lat. vehere, vadere)* oder ein auf und ab, hin und her, ein *wiegen* und *winden, winken* und *wanken, wickeln* und *wackeln, wirken* und *weben, wölben* und *wälzen* u. s. w. Wie natürlich gerade die Vorstellung des Wehens durch den Laut *v* wiedergegeben wird, bedarf keiner Auseinandersetzung. Übrigens ist dabei nicht sowohl an den eigentlichen Begriff im engen Sinne zu denken, sondern an die wehende Bewegung überhaupt, in die ja auch die Luft bei der Aussprache jenes Lautes versetzt wird. Der Laut ist eben das Produkt dieser Nachahmung.

Wenn bei dem Urworte *v* der Begriff des Blähens mehr zurücktritt, so scheint derselbe Laut im Anschluss an verschiedene Verschlusslaute gerade diese Vorstellung in erster Linie auszudrücken. Auch dieser Umstand steht mit der lautmalenden Wiedergabe in vollstem Einklange. Denn bei einer einigermaassen energischen Aussprache wird die Mundstellung des *v* zur Folge haben, dass der den Verschluss durchbrechende Luftstrom die Backen aufbläht, und es lässt sich ohne weiteres verstehn, dass ein *kv, gv, tv* als Nachahmung des schnaubenden Aufblasens verwandt wurde. Bei den Gutturalen scheint sich die Entwicklung so abgespielt zu haben, dass ursprüngliches *kv, gv* entweder zu labialisierendem *k (q)*, bzw. *g* wurde oder aber das *kv*, bzw. *gv*, gelegentlich auch in der Form *kev-, gev-* bewahrte. Vielleicht ist das letztere als Grundform anzusehen. Die begriffliche Übereinstimmung der beiden Wurzeln erinnert übrigens abermals an das Verhältnis von *buf* und *puf*. Unwillkürlich denkt man dabei an die Zusammenstellungen, die Steinthal über das Verhältnis der Wurzeln mit auslautender Tenuis zu denen mit auslautender Media giebt. Sollte sich jene unzweifelhafte Beziehung nicht auch im Anlaute finden? Dass sie sekundär häufig genug verkommt, wissen wir Deutschen am besten. Wäre es aber nicht höchst natürlich, wenn die Sprache auch von vorneherein in vielen Fällen einander ähnliche Laute zur Wiedergabe derselben Begriffe verwandt und vielleicht im Dienste feinerer Färbung benutzt hätte? Doch das beiläufig.

Zu *kv-* vgl. als Beispiele *ig. çu-, çvê- schwellen, stark sein. kekus Keule, Knüttel* (woran sich auch *gr.* κύκυον und *lat. cucumis Gurke* schliesst). *kerbheto Gurke, Kürbis, kela Knospe, kelo, kole, kula, Schar, Volk (= Haufe), kouphos Haufe, Hübel, kousos Gefäss, Schale, Schädel Haus, Ei, kondos Knolle, Kern,*

Knoten, *eur.* *kven-*, *kun- schwellen* u. s. w. Auf die eigentlichere Bedeutung weisen *ig.* *çves- schnaufen*, *kas- kusten* und *eur. kvap- hauchen*, *rauchen* und *knîdh- duften*, sowie das zwar erst neuhochdeutsche, aber jedenfalls auf ältere Formen zurückgehende *hauchen*.

Ganz ähnliche Entwicklung zeigt *gv-*. Vgl. *ig.* *gu-*, *gev- schwellen* und zahlreiche andere Bildungen. Noch in den heutigen germanischen Sprachen tritt überraschend hervor, in wie grosser Ausdehnung neben dem Anlaut *b* anlautendes *k* zur Bezeichnung von etwas dickem dient. Vgl. z. B. nur die deutschen Ausdrücke: *Kloben*, *Klotz*, *Kloss*, *Klumpen*, *Knauf*, *Knäuel*, *Knopf*, *Knospe*, *Knolle*, *Knorren*, *Knorpel*, *Knoten*, *Kropf*, (vgl. *nord.* *kroppa*, *kruppa Buckel*, *Höcker)*, *Kern*, *Korn*, *Keil*, *Keule*, *Kolben*, *Kugel*, *Kegel*, (eig. etwa Klotz), *Kopf*, *Kuppe*, *Quese*, *Quast*, *Quaddel* u. s. w. Die Vorstellung des Keuchens *(engl.* *cough* u. s. w.*)*, worüber oben bereits einiges mitgeteilt wurde, tritt hier weniger hervor.

Minder verbreitet ist die Anlautform *tv (ig. tev-*, *tû- schwellen*, *stark sein)*. Auffallend ist hier die Bedeutung *husten (ig.* *tud-*, *tuds-)*, die zur Lautform so wenig zu passen scheint. Unwillkürlich drängt sich die Vermutung auf, ob *tv-* in diesem Falle vielleicht nur eine uralte euphonische Nebenform für *kv-* sei. Doch fehlt hierfür wohl jeder nähere Anhalt.

Nicht ohne weiteres verständlich ist auch die Verbindung *sv* als Nachbildung des Blasens und Blähens, worauf zu schliessen ist aus *ig.* *sver- schwären* (eig. *schwellen*, vgl. *eur.* *svôrâ*, *lat.* *surâ Wade)* und *eur.* *svel- schwellen*, während *germ.* *svegl- blasen*, *pfeifen* auf die ursprüngliche Vorstellung deutet. Aber der Vorschlag eines *s* scheint bekanntlich öfter unabhängig von der lautmalenden Bildung gewissermassen als eine Art Verstärkung eingetreten zu sein. Sollte vielleicht in diesem Falle der s-Laut aus einem energischen Einziehen der Luft hervorgegangen sein, ein Vorgang, der weiterhin auf dem Wege der Analogiebildung dazu geführt haben könnte, ihm überhaupt die Geltung eines verstärkenden Vorschlages zu verleihn?

Auch einem Urworte *sphe-* liegt wohl eine ähnliche Vorstellung zu Grunde. Vgl. *ig.* *sphê- gedeihen*, *strotzen*, *spherag- schwellen*, *strotzen*, *platzen*, *sphoino- Schaum*, *Gischt (= Gebläse?)*, *sphig- dick*, *fett sein*. Ob **spe-*, auf welches aus *lat.* *spîrâre*, *gr.* σπέος *(eig. = Blase)* u. s. w. hinweist, nur als Nebenform von *sphe-* zu betrachten ist, oder als selbstständige Bildung, lässt sich schwer entscheiden.

Dazu kommt noch das oben schon erwähnte und genügend besprochene *dhe- = blasen*, welches besonders die Vorstellung

einer kräftigen Bewegung in reicher Fülle entwickelt hat. Man sieht, es ist eine ziemliche Reihe von ursprünglichen Wortschöpfungen, die auf die Vorstellung des Blasens, Hauchens oder Keuchens zurückgehen. Aber abgesehen von dem einer besonderen Erklärung bedürfenden Vorschlage des *s* ist keine Form darunter, die sich nicht ohne weiteres als lautmalende Nachahmung zu erkennen gäbe, und auf der anderen Seite fehlt es gänzlich an derartigen Wortbildungen, die sich dieser Auffassung nicht fügen würden. Mag man daher die Tragweite dieser Schöpfungen auf die Bildung der Sprache einstweilen auch minder hoch veranschlagen wollen, als es in den obigen Ausführungen geschehen ist, die Thatsache eines ziemlich weitgehenden onomatopoietischen Einflusses lässt sich unmöglich verkennen.

Ganz kurz sei endlich noch eine Anzahl ursprünglicher Wortbildungen anderen Sinnes angeführt, die gleichfalls lautmalenden Charakter zur Schau tragen. Ausschlaggebend für die Annahme eines solchen muss der Umstand sein, dass Form und Bedeutung einander nicht nur völlig entsprechen, sondern dass auch beide durchaus primärer Natur sind. Das Lautbild darf gerade nur das enthalten, was als unmittelbare Wiedergabe der betreffenden Vorstellung erscheint, und diese muss wiederum so beschaffen sein, dass das betreffende Lautbild ohne weiteres aus ihr hervorwachsen konnte. Gewiss dürfte sich keine Klasse von Ausdrücken besser dafür eignen, als die bisher angeführten, welche die verschiedenen Arten des Aushauchens bezeichnen, d. h. also derjenigen Thätigkeit, auf der die Erzeugung jedes Lautbildes in erster Linie beruht. Ich glaube aber, dass der indogermanische Wortschatz noch eine ganze Reihe ähnlicher Schöpfungen bietet. Dahin gehören *spju-* (oder ähnlich) *speien, spützen, spucken*, dann in den Ableitungen auch *spritzen, sprudeln, spriessen, springen* u. dgl. m. Doch ist die Wurzel in ihren Ableitungen manchmal schwer zu sondern von *sphe-*, dem sie ja auch in der Bedeutung ziemlich nahe steht. Auch zu diesem Worte giebt es verschiedene Nebenformen gleichen oder ähnlichen Sinnes. Bemerkenswert ist, dass das Altindische hier gleichfalls den Dental zeigt *(s. sthîv speien)*. Vielleicht steckt darin derselbe Unterschied, wie wir ihn oben bei *bhe-* und *dhe- blasen* vermuteten. Vgl. auch die indogermanischen Ausdrücke für *niesen*, die ebenfalls deutlich auf lautmalenden Ursprung hinweisen. Ferner erwähne ich

engh- enge sein eig. offenbar *würgen*, d. h. *im Halse zugeschnürt sein* (ἄγχειν), daher auch *in Angst sein.*

agh-, eig. wohl *ächzen*, dann *betrübt sein* (ἄχος, ἀκαχίζειν), *sich fürchten (got. agan, agis, nord. ægir, ôgn, ôgrligr* u. s. w.), *böse, schlimm sein (s. agha).*

gha- gähnen, den Mund aufreissen, dann *gaffen*, d. i. *weit offen sein* oder *machen*, (χαίνειν, χάσκειν, *lat. hiâre, hiscere)* in weiter Verbreitung.

m- im Gegensatz zum vorigen *den Mund (dann auch die Augen) geschlossen haben* (μύειν, μυᾶν), *stumm sein* (*s. mûka, lat. mûtus)*, auch mit geschlossenem Munde Laute hervorbringen *(mümmeln, murren, murmeln, gr.* μύζειν, μύλλειν, *lat. mutîre, murmurâre*, auch überhaupt *geschlossen sein* oder *schliessen (s. mû).* — Eng damit zusammen hängt der Begriff *(mit geschlossenen Lippen) saugen (gr.* μύζειν, ἀμύζειν, μυζᾶν) und weiter die unmittelbar an die Kindersprache sich anschliessende und auch ausserhalb des Indogermanischen unendlich oft wiederkehrende Bezeichnung *m-*, *ma-*, die zugleich den Namen für die Mutter, die Mutterbrust und die Amme abzugeben pflegt. Dass die gerade bei diesen Ausdrücken in allen möglichen Sprachen wiederkehrende Übereinstimmung nicht auf Zufall beruhen könne, ist längst allgemein anerkannt. Ebenso herrscht wohl keine Meinungsverschiedenheit darüber, dass dieses *m* dem Lallen des Säuglings entstamme. Bei näherer Betrachtung wird man aber nicht bezweifeln können, dass dieser lallende Laut des Säuglings hervorgegangen ist aus der Thätigkeit und weiterhin der Nachahmung des Saugens.

Ein zweites *m-* bedeutet vermutlich *die Lippen dick aufwerfen, vorschieben*, daher *hervorstehen (lat. êminêre, mons, d. Mund), vorschieben (s. miv, lat. movêre)*, dann auch *schützen; fördern, mehren; gross sein, vermögen (got. magan, gr.* μέγας, *lat. magnus; got. manags)* u. s. w. in starker Verbreitung. — Schwer davon zu sondern ist in vielen Fällen eine auf *sm-* zurückgehende Familie, welcher gleichfalls die Vorstellung *den Mund verziehen* zu Grunde liegt. Vgl. dazu *ig. smei- lächeln* und die deutschen Wörter *schmollen, schmunzeln, schmatzen, schmecken, schmausen, schmeicheln*, sowie *engl.* neben *smile* auch *smirk, smerk grinsen, schmunzeln, smouch abschmatzen, smatch schmecken* u. a. m.

n- ist der unwillkürlich sich einstellende Laut dessen, der sich unwillig einer Zumutung entzieht oder sich gleichsam zur Wehr setzt, daher von der Sprache zum Ausdruck der Negation verwandt.

t- drückt eigentlich wohl das Stöhnen bei einer Anstrengung aus, daher *sich anstrengen*, bes. *ziehen, anspannen (s. tan, gr.* τείνειν, *lat.*

tendere, *d. dehnen* und weiter *lit. testi*, *got. thinsan* und eine Reihe anderer Ableitungen und Übertragungen wie etwa *d. dringen*, *drängen*, *drücken*, *drehen*, *dreschen* und viele andere in weiter Ausdehnung.

Noch deutlicher tritt diese Entwicklung in der ziemlich gleichbedeutenden Form *st-* hervor, wo die ursprüngliche Bedeutung sich noch vielfach erhalten hat (gr. στένειν, στενάζειν, *d. stöhnen*). Vgl. dann weiter den Begriff *drängen*, *fest machen* (*gr.* στείβειν, στιβαρός, στέμβειν, *d. stemmen*, *stampfen*, *stopfen*, *steifen*, *strengen*, *strecken*, *strammen*, *straffen* u. s. w.).

Schwerlich wird man es ferner als rein zufällig betrachten wollen, dass die indogermanischen Ausdrücke für *lecken* (*lambere*) gerade den Anlaut zeigen, dessen Hervorbringung auf einer diesem Begriffe entsprechenden Bewegung der Zunge beruht. Hier wiederholt sich mit grosser Deutlichkeit die Erscheinung, dass sich die Grundbedeutung nur in abgeleiteten Formen, die Grundform nur in übertragenen Bedeutungen erhalten hat. Denn während die Bedeutung *lecken* in *ig. leigh-* (*gr.* λείχειν) und *eur. lak-* (*ksl. lokati*), *lag-* (*lat. lambere*) vorliegt, heisst die doch als ziemlich ursprünglich zu betrachtende Form *ig. ley-* etwa *beschmieren* (*lat. linere*) und dann weiter *netzen*, *fliessen lassen*, *giessen* (*s. ri*, *ksl. lijati*). Vgl. des weiteren auch *ig. leip- schmieren*, *bestreichen* (*s. lip*), *leik- netzen*, *flüssig machen*, *sein*, (*lat. -liquāre-*, *liquēre*), sowie *eur. lev- spülen*, *waschen*, *beschmieren* (*lat. luere*, *lavāre*, *lutum*).

Ähnlich steht es mit einer Sippe, in welcher ein wahrscheinlich durch Einziehen der Luft gebildetes *s* den Begriff des *Saugens*, *Saufens*, *Schlingens*, *Schluckens*, *Schleckens*, *Schlürfens*, *sorbendi* u. s. w. ausdrückt. Auch in diesem Falle liegt offenbar einerseits onomatopoietische Schöpfung und andererseits reiche Entwicklung vor. Doch wird die nähere Untersuchung durch den Charakter und die vielfache Verwendung des s-Lautes sehr erschwert.

Endlich erwähne ich noch eine Anzahl lautmalender Bildungen, die sich an die Vorstellung des Essens anschliessen. Wie der Begriff des Blasens, Hauchens und Atmens, so lässt sich auch der des Essens, Beissens, Kauens in verschiedener Färbung auffassen und lautlich wiedergeben, und wie dort, so giebt auch hier die sprachliche Form die Verschiedenheit der Auffassung deutlich zu erkennen. Stehn einander dort hauptsäcdlich die beiden Vorstellungen gegenüber *mit geschlossenen und verengten Lippen* oder *mit geöffnetem Munde die Luft ausstossen*, so hier die Begriffe *mit den Zähnen packen und zerreissen* und *im Munde die Speisen zerkleinern*.

Dem ersteren entsprechen die Laute *bh* (die schon oben erwähnte etwa durch *d. beissen* gekennzeichnete Gruppe) und *d.* Von letzterem ist die Grundform erhalten in *ig. ed-* (*s. ad, gr.* ἐδ-, *lat. edere, lit. esti, ksl. jasti, got. itan, nhd. essen*). Das Wort bezeichnet zunächst die Thätigkeit des Beissens. Es wird in allen Sprachen in erster Linie auf feste Nahrung bezogen und dem Trinken gegenübergestellt. Übertragungen, wie etwa *d. ätzen*, verraten deutlich den eigentlichen Sinn. Es ist höchst wahrscheinlich, dass auch der *Zahn* seinen Namen unmittelbar dieser Wurzel verdankt und dass in ὀδούς und ὀδάξ nebst ὀδάξειν nicht ein Vokalvorschlag steckt, sondern ein Überrest des Stammvokals. In δάκνειν, δάπτειν, δαρδάπτειν, δαίνυσθαι, δέρειν (*d. zehren*) liegen charakteristische Ableitungen vor. Die Grundform *ed-* hat allen Anspruch darauf, als lautmalende Wiedergabe zu gelten. Ich wüsste nicht, wie sich gerade die ihr zu Grunde liegende Vorstellung treffender darstellen liesse. Diesem Urworte entsprechend würde als Grundform der andern durch *bh* charakterisierten Gruppe etwa ein **ebh-* oder wohl besser **ebv-* anzunehmen sein, von dem sich freilich keine unmittelbare Spur erhalten zu haben scheint. Dem dentalen Worte gegenüber hat diese mehr den Begriff *mit den Zähnen packen;* doch stehn die beiden einander begrifflich sehr nahe, so dass sich ihr Unterschied vielfach verwischt.

Erheblich ferner liegen zwei andere Gruppen, von denen eine etwa auf ein **eg-* zurückgeht und sich vielleicht durch *d. kauen* charakterisieren liesse, während die zweite sich in *lat. mandere* deutlich ausprägt. Ihre Grundform ist möglicherweise erhalten in *ig. om-, am- schädigen.* Der Bedeutungsgegensatz zu den beiden andern Sippen spiegelt sich beispielsweise noch anschaulich wieder in den niederdeutschen Ausdrücken *Täne* und *Kusen.* Jener bezeichnet die Vorderzähne, dieser die Backenzähne. Vgl. dazu gr. γομφίος *Backenzahn* neben γαμφαί, γαμφηλαί *Kinnbacken* von *ig. gembh- beissen, zermalmen (s. jambh),* sowie die Bezeichnung *dentes molârês* und *Mahlzähne.* Auch *ksl. zivati* verrät deutlich die Vorstellung unseres *kauen;* es heisst z. B. auch *wiederkauen.* Als charakteristische Ableitungen des Urwortes *m.*, vgl. noch *ig. mel-* (*d. mahlen, malmen*), *mer-* (*s. mar zermalmen*), *merk-* (*lat. marcêre*), *merd-* (*s. mard zerreiben, zermalmen*), sowie *s. mac zermalmen, lat. mâcerâre, gr.* μάσσειν u. s. w.

Auf die weitere, zum Teil überaus reiche Entfaltung dieser Sippen, sowie auf einen näheren Nachweis ihrer lautmalenden Be-

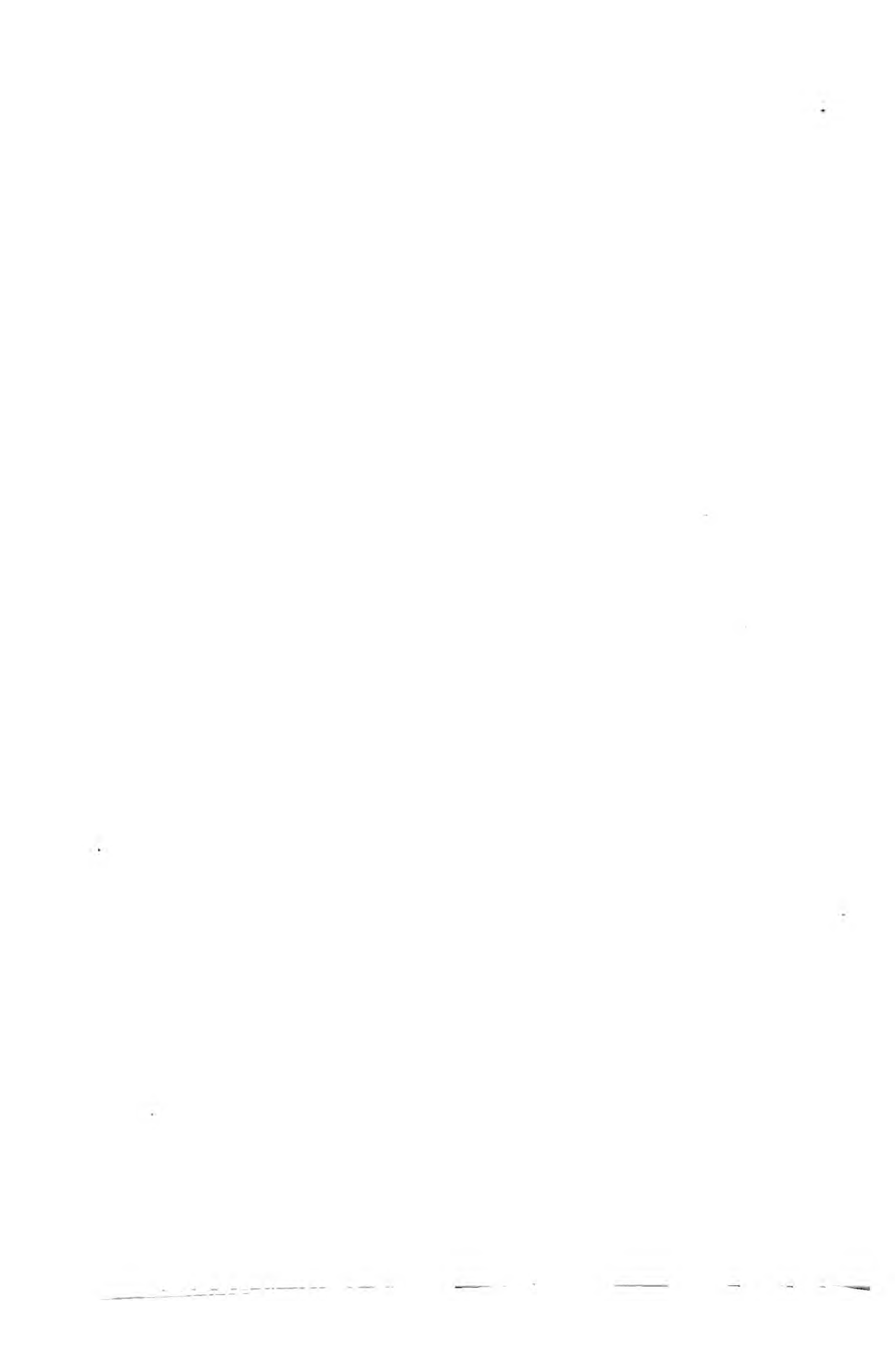
schaffenheit kann hier natürlich nicht näher eingegangen werden. Das Angeführte wird genügen, um erkennen zu lassen, dass es neben der näher besprochenen Sippe *bh-* keineswegs an andern hinreichend deutlichen Spuren lautmalender Wortschöpfung mangelt. Natürlich bedürften diese ebenfalls erst einer eingehenden und vorsichtigen Untersuchung, um auf ihre Echtheit und Beweiskraft hin richtig gewürdigt zu werden. Wenn die in der vorliegenden Studie gezogenen Schlüsse wenigstens soweit Zustimmung finden, dass man in den dort besprochenen Fällen das Vorhandensein bestimmter Beziehungen zwischen Urform und Grundvorstellung anerkennt, wenn man die Möglichkeit zugiebt, auf dem eingeschlagenen Wege die Entstehungsweise und Entfaltung gewisser Wörter, wenn auch nicht im einzelnen klar aufzuhellen, so doch im grossen und ganzen erkennbar zu machen, wenn man eine Betrachtungsweise billigt, die nicht sowohl darauf ausgeht, den überlieferten Wortschatz durch Vergleichung möglichst weit zurückzuverfolgen, sondern die auch darüber hinaus — allerdings unter Verzicht auf genaue Feststellung — seinem letzten Ursprunge auf Grund gemeinsamer Merkmale beizukommen versucht, so würde sich ja von selbst die weitere Aufgabe ergeben, auch jenen anderen Spuren nachzugehn, sie in ähnlicher Weise zu prüfen, wie es hier mit dem Worte *blasen* und seiner näheren und entfernteren, seiner sicheren und zweifelhaften, seiner wirklichen und einer nur auf lautlicher und begrifflicher Ähnlichkeit beruhenden Verwandtschaft geschehen ist. Die obige Zusammenstellung soll nur darthun, dass es solcher Prüfung an Stoff nicht fehlen würde.

Ich brauche wohl nicht darauf aufmerksam zu machen, dass sich die aufgeführten Beispiele auf eine bestimmte Gattung der Wortschöpfung beschränken. Sie bestehen sämtlich in einer, sozusagen, mimischen Wiedergabe ihrer Bedeutung. Sie bezeichnen das, was sie ausdrücken, nicht sowohl dem Klange nach, als vielmehr durch eine sprechende Geberde, von welcher der begleitende Laut nur einen vielleicht nicht einmal in erster Linie stehenden Teil bildet. Unmittelbare Verständlichkeit und Bestimmtheit wurde ihnen offenbar erst durch sichtbare Gesten verliehn. Aber im Verlaufe des sprachlichen Verkehrs trat das zweckmässigere und bequemere Ausdrucksmittel der hörbaren Laute allmählich ganz in den Vordergrund, indem diese selbst mehr und mehr verfeinert wurde. Auf sie richtete sich in immer höherem Grade die Aufmerksamkeit, so dass sie schliesslich fast die alleinigen Träger des Gedankenausdrucks wurden. Und dieser Vorgang musste um so grössere Ausdehnung gewinnen, als sich auch die Analogiebildung bald in ihm geltend machte, die

ja in der sprachlichen Entwicklung eine so bedeutsame Rolle spielt. So sind denn die wirklichen Sprachlaute nur als Reste jener deutlicheren und vollkommneren Bezeichnung anzusehn, gewissermaassen als Abkürzungen, die sich nach und nach als ausreichende Verständigungsmittel einbürgerten. Wie die Buchstaben aus Abbildungen der durch sie bezeichneten Gegenstände, so erwuchsen die Laute aus der Wiedergabe der Begriffe, welche sie darstellten. Geiger macht gelegentlich darauf aufmerksam, dass gerade der ältere Sprachschatz eine unverhältnismässig grosse Zahl von Ausdrücken besitzt, die sich auf Mienenspiel und Gesichtsverzerrungen beziehn. Merkwürdigerweise sucht der allzu scharfsinnige Beobachter den Grund dieser Erscheinung im Objekte der Sprache, indem er aus ihr den Schluss zieht, dass es der Anblick des menschlichen Antlitzes gewesen sei, der vorzugsweise zur Lautäusserung Anlass gegeben habe. In Wahrheit gewannen doch ohne Frage jene Gesichtsgeberden nur deshalb einen verhältnismässig bedeutenden Einfluss auf die Wortschöpfung, weil sie eine höchst natürliche Quelle des lautlichen Ausdrucks bildeten. Liegt es doch in der Natur der Sache, dass die Thätigkeit der Lautwerkzeuge für die Darstellung von Lautbildern vorwiegend Verwendung finden musste. Dass das Material der Sprache auch noch auf andere Weise gewonnen worden ist, wird allerdings wohl niemand bestreiten wollen. Neben den eigentlichen Schallnachahmungen kommen besonders die sogenannten Empfindungslaute in betracht, wohl die ursprünglichste und deshalb vielleicht bedeutsamste, aber auch am schwersten zugängige Quelle der Sprache. So viel erscheint jedoch zweifellos, dass die Abkömmlinge der Lautgeberden, wie sie wohl im Wortschatze den grössten Raum einnehmen, so auch der wirklichen Beobachtung am ehesten Erfolg versprechen.

Wenn die Endergebnisse, zu denen ich im Vorstehenden gelangt bin, nicht gerade neu genannt werden können, wenn sie sich im grossen und ganzen mit den heute geltenden Lehren der spekulativen Wissenschaft decken, so wird diese Übereinstimmung ihrer Glaubwürdigkeit keinen Abbruch thun. Auf dem hier eingeschlagenen Wege den Problemen der Sprachschöpfung näher zu kommen, ist meines Wissens noch nicht ernstlich versucht worden. Möchten die gemachten Wahrnehmungen zur Aufhellung der einschlägigen Fragen ein wenig beitragen oder — um an den Schlusssatz der Steinthalschen Abhandlung über den Ursprung der Sprache anzuknüpfen — möchten sie helfen, uns auch in diesem Jahrzehnt wieder etwas besser sehen zu lehren.





Das englische Fremdwort

in der

modernen französischen Sprache.

Von

Dr. Hermann Tardel.

I.

Nachdem sich in Frankreich aus der lateinischen Volkssprache die französichen Idiome gebildet hatten, erfuhren diese im 5. und 6. Jahrhundert infolge des Eindringens fränkischer Stämme in Gallien einen nicht unbedeutenden Einfluss durch die germanische Sprache, namentlich in betreff des Wortschatzes. Die Einwirkung ist zum Teil volkstümlicher Art, das heisst durch den lebendigen, mündlichen Verkehr zweier verschieden redender Völker entstanden, die schriftliche Vermittlung kam in zweiter Linie hinzu. Dementsprechend ist auch die Assimilation der deutschen Wörter an die französiche Sprache verhältnismässig weit fortgeschritten. Alle späteren Beeinflussungen, welche das französische Idiom in seiner Entwicklung zum massgebenden Dialekt, zur allgemeinen Schriftsprache und schliesslich zur Weltsprache erfahren hat, sind überwiegend gelehrter, litterarischer Natur, durch die Schrift vermittelt. Dies gilt von dem Eindringen lateinischer und griechischer Wörter im 16. Jahrhundert durch die Bestrebungen des Humanismus, und zum grösseren Teil auch von der Infusion italienischer Wörter, welche durch die politischen Beziehungen Frankreichs unter Franz I. und Heinrich II. zu Italien in derselben Zeit veranlasst wurde. Im 17. Jahrhundert gewann die spanische Sprache, namentlich durch die Politik Heinrichs IV., litterarischen Einfluss auf die französische. Die Assimilation der griechischen, lateinischen, italienischen und spanischen Wörter an die französche Sprache ist infolge der überwiegend gelehrten Einführung im ganzen nicht soweit entwickelt wie früher bei den germanischen Wörtern. Gegen die jeweiligen Bestrebungen zur Erweiterung des heimischen Wortschatzes machte sich naturgemäss eine puristische Gegenströmung geltend, die dem Übermass in der Anhäufung fremder Worte mit Recht steuerte, aber die berechtigte Bereicherung des Wortschatzes nicht zu hindern vermochte. Gerade durch den Kampf beider Prinzipien ist es der stets im Fluss be-

griffenen Sprache gelungen, das Wertvolle und Neue der fremden Wörter sich anzueignen, das Überflüssige und nur momentan Bedeutungsvolle abzustossen. Die Sprache des 18. Jahrhunderts, welche selbst verhältnismässig wenig Neubildungen geschaffen hat, hat ausgleichend und klärend gewirkt. Die erwähnten Vermehrungen des französischen Wortschatzes stellen sich der geschichtlichen Betrachtung nur als ein Teil eines allgemeineren kulturellen Einflusses dar, welchen das fremde Volk auf das französische in einer gewissen Zeit gehabt hat. Diese genetisch-historische Auffassung ist auch für die neueste Bereicherung der französischen Sprache durch die englische massgebend. Englands überragende politische und soziale Machtstellung im vorigen und in unserem Jahrhundert, seine kommerziellen und kolonialen Erfolge, durch welche es den Welthandel beherrscht, seine freiheitlichen Institutionen, die man mit Sympathie begrüsste, seine Litteratur, welche man anfing mit Interesse zu verfolgen, sind der Grund, dass man auch der englischen Sprache Eingang verschaffte.

Die Anfänge der anglicistischen Sprachbewegung reichen bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, als sich Voltaire, die Encyklopädisten und die Schriftsteller der Revolution vielfach mit englischen Verhältnissen beschäftigten. Voltaire war von 1726—29 in London, seine „Lettres philosophiques sur les Anglais“ erschienen 1734, der Erfolg war ein ausserordentlicher, und seitdem waren der richtigen Erkenntnis englischer Verhältnisse in Frankreich die Wege geebnet. Sein Buch kann in mancher Hinsicht mit dem Werk der Mme. Staël über Deutschland verglichen werden, es war eine „révélation“ für die Franzosen. Montesquieu berücksichtigte in dem „Esprit des Lois“ vielfach die englischen Verhältnisse, mehr persönliche Anschauungen und Erfahrungen finden sich in den Skizzen „Notes sur l'Angleterre“ und „Des Anglais et des Français“. Der Einfluss Englands auf die Philosophen und Staatsmänner des Jahrhunderts ist oft geschildert worden, die litterarischen Beziehungen Frankreichs zu England hat neuerdings J. J. Jusserand in seinem vortrefflichen Buch „Shakespeare en France sous l'ancienne régime“ (Paris 1898) eingehend dargestellt. Von dem Eindringen englischer Sitten etwa seit 1750 entwirft er folgende anschauliche Schilderung: Tout se faisait „à l'anglaise“; on montait à l'anglaise, on boxait à l'anglaise; Ollivier représentait, en un charmant tableau (aujourd'hui au Louvre), un thé à l'anglaise chez le Prince de Conti; on passait des matinées à l'anglaise, ce qui signifiait sans rien dire: „Nous avons passé aujourd'hui une matinée à l'anglaise, réunis et dans le silence, goûtant

à la fois le plaisir d'être ensemble et la douceur du recueillement", écrivait Saint-Preux à milord Eduard (Nouvelle Héloise). Il se fit des paris, on but du ponche, on mangea avec délices le rosbif et le pouding, on préféra le vin de Bordeaux au champagne et au bourgogne; on lutta avec les forts de la halle, comme faisaient les milord dans les rues de Londres. D'aucuns préférèrent même „Shakespeart" à Corneille (L'Observateur Français). Les costumes modifièrent: on renonça aux habits galonnés, aux petits chapeaux sous le bras, aux dentelles. C'est aujourd'hui un ton parmi la jeunesse, écrit Mercier (Tablau de Paris), de copier l'Angleterre das son habillement. Le fils d'un financier, un jeune homme dit de famille, le garçon marchand, prennent l'habit long, étroit, le chapeau sur la tête, la cravate bouffante, les gants, les cheveux courts et la badine. — Vielleicht die älteste Satire, die über die Anglomanie geschrieben worden ist, ist das interessante Lustspiel des Akademikers Saurin „L'Anglomane ou l'Orphéline leguée" in Vers libres, das 1765 als dreiaktiges Lustspiel aufgeführt und, in einen Akt zusammengezogen, 1774 in Paris gedruckt wurde (die hiesige Stadtbibliothek besitzt ein Exemplar des Werkes). In der Einleitung verwahrt sich Saurin dagegen, dass er die auch von ihm geschätzten englischen Schriftsteller trotz einiger Witzeleien habe verspotten wollen: je n'ai voulu attaquer que cet enthousiasme aveugle de nos Anglomanes, que cette espèce de culte qu'ils rendent aux Auteurs Anglais, peut-être moins pour les exalter, que pour rabaisser les nôtres. Er findet den Grund der Schwärmerei für ausländische Schriftsteller in dem geheimen, halb unbewussten Neid, mit dem man die grossen Männer des eignen Vaterlandes ansieht, während man sich ungestraft in dem Ruhme fremder Grösse sonnen kann. Der Anglomane des Stücks, Eraste, kleidet sich englisch, seine Tochter und seine Dienerin müssen einen kleinen Hut „à l'anglaise" tragen, zum ersten Frühstück trinkt er Thee. Finette, die Servante, schildert das Leben auf dem Landhaus:

Mais dans cette campagne, où d'ordinaire il vit,
On s'habille, on se coeffe et l'on toste à l'Anglaise,
(J'estropiai long-tems ce mot encor nouveau).
A son œil prévenu, sans un petit chapeau,
Il n'est point de femme qui plaise.

Er lässt sich ein englisches Rennpferd kommen und will sich einen englischen Park anlegen lassen:

Avec mes ouvriers j'étais dans mon jardin,
Où, par un changement qui doit peu vous surprendre,
Suivant l'usage Anglais, j'ai voulu, ce matin,
Qu'on fît d'un grand parterre, un petit boulingrin;
J'y veux avoir de tout, des vallons, des collines.
Des près, une plaine, des bois,
Une Mosquée, un pont Chinois,
Une rivière, des ruines . . .
Si je ne puis en grand imiter la nature,
D'un parc Anglais, du moins, j'aurai la miniature.

Damis, der Liebhaber von Erastens Mündel, macht sich die Schwäche des Anglomanen zu nutze, indem er sich als englischer Lehrer unter dem Namen Blacmore einführt, uud die Liebe Sophiens gewinnt — auf dieser Paraphrase des alten Hauslehrermotivs beruht das ganze Lustspiel. In den Gesprächen Erastens mit Damis, der das Französische mit englischem Accent spricht und gelegentlich englische Worte gebraucht wie Kismi [Kiss me], werden nun Hogard, Locke, Newton, Pope und Othouai (Otway) erwähnt; Eraste spielt einmal auf die Totengräberscene im Hamlet an und spricht Shakespear viersilbig, während Damis von Chespir (Reim zu sentir) redet.

Doch scheint die Zahl der englischen Fremdwörter im Französichen bis zur Revolutionszeit nicht allzu gross gewesen zu sein, die folgende Zusammenstellung wirklich belegter Wörter kann nur lückenhaft sein. Manche der erst in unserem Jahrhundert häufiger auftretenden Fremdwörter mögen im 18. Jahrhundert schon sporadisch vorkommen (über verschiedene noch ältere maritime Ausdrücke s. weiter unten). An Getränken und Speisen kommen punch, rosbif und pouding (pudding) frühzeitig vor. Littré citiert rosbif aus Voltaires Jenni (1775); Boissy nennt in dem Lustspiel „Le Français à Londres“ (aufgeführt im Théâtre français 1727, gedruckt 1759) einen englischen Kaufmann und Quäker „Jacques Rosbif“. Was die Kleidung betrifft, so kam um die Mitte des 18. Jahrhunderts der frock auf, den man in Frankreich fraque anglais oder kurz fraque, fracq, frac (deutsch Frack) nannte (s. Heyne, Deutsches Wörterbuch I, 961). Das Wort redingote (aus engl. riding-coat) kommt bei Destouches und Voltaire vor. Zur Zeit der Revolution werden noch mehrere Wörter für Kleidungsstücke eingeführt sein. Eine vornehme grosse Gesellschaft nannte man raout, rout (engl. rout), das Littré in den Memoiren der Mme. Genlis nachweist. Das Verbum toster (s. oben Saurin) begegnet in Voltaires Dictionnaire de philo-

sophie und in Montesquieus Correspondance. Das Kartenspiel whist schrieb Voltaire whisk. Das Ballspiel (jeu de paume) spielte man auf dem boulingrin (engl. bowling-green), einer Rasenfläche im Park, von Littré belegt aus Hamiltons Memoiren (1731), aus den Briefen der Mme. Sévigné (1735), den Oden Lafares und der Chaumière indienne (1790) von Bern. de Saint-Pierre. Aus dem Gebiet des Sports war jockey und boxer bekannt. In der Politik kommt der Ausdruck bill (Gesetzvorschlag) vor, dichterisch verwertet in Gresset's Vert-Vert (1735):

Après ce bill des myladys de l'ordre
Dans la commune arrive un grand désorde (chap. II).

Das Wort spleen, das Littré als forme de l'hypochondrie, consistant en un ennui sans cause, en un dégout de la vie definiert und dem die volkstümliche deutsche Bedeutung von „Verrücktheit" ganz fern liegt, findet sich in Voltaires Dialogues, Grimms Correspondance, Delilles Conversations, Mussets Mardoche und sonst. Aus Richardson's Romanen stammen die auch in Frankreich bekannten Bezeichnungen Lovelace für einen Wüstling (aus der Clarissa Harlowe 1748)*) und Grandison für einen vornehmen Herrn (aus dem gleichnamigen Roman 1753). Den Romanen Defoe's sind die Bildungen robinsoniade und lilliputien, ne (engl. liliputian) entlehnt. Das engliche Clubwesen fand in Frankreich Nachahmung, meistens zu politischen Zwecken. Einer der ältesten Club ist der 1724 gegründete Club de l' Entresol (s. Cosack in Kloepper's Reallexikon). Als Vorbote der Revolution wurde 1782 der Club politique gegründet, aber bald aufgehoben. Im Jahre 1789 entstand der Club breton, der bald den Namen Club des amis de la constitution erhielt, und aus dem schliesslich der berühmte Club des Jacobins wurde. Ausserdem gab es den Club des impartiaux, des feuillants, des cordeliers und viele andere (cf. Diction. de l'Académie unter „club"). Delille sagt in den Conversations (III) von dem wilden Klubgetriebe:

Dans les clubs ébranlés par leurs rauques accents
Il laisse s'enrouer leurs gosiers glapissants etc.

Interessant ist das Lustspiel „Le Club des Bonnes Gens" von Cousin Jacques, das 1791 aufgeführt und im fünften Jahre der

*) Vergl. Th. Gautier in dem Lustspiel „L'amour souffle où il veut" bei einer Aufzählung berühmter Liebespaare (Théâtre [2] 1877 p. 114):

Miss Harlowe, qui songe entre ses vieux parents
Aux moyens d'envoyer sa lettre à Lovelace.

Revolution in Marseille gedruckt wurde. Der Pfarrer sagt von seinem antipolitischen Club:

Mon club s'appellera le club de la Gaîté,
Ce titre seul ramène à la tranquillité!
Club! ce n'est pas le mot; mais, aprés tout, qu'importe
Que l'on fasse le bien d'une ou d'autre sorte?
Un club de bonnes gens, mais vraiment bonnes gens,
Doit chez tout bon François trouver des partisans!

Aber was machen Nigoudinet, der Gärtner des Pfarrers, und die Bauern aus dem Fremdwort?

Quoiq' c'est que c'Croub qu'il établit cheux lui . . .
Mais . . queuq' ça li fait, c'croub, c'est donc par jalousie.
Un Gleub! un Gleub au jardin du Curé!
Faut l'voir ed'mes yeux pour en et'assuré.

Einen neuen, mächtigen Anstoss erhielt die anglicistische Bewegung in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts durch den Kampf der Romantiker, die sich an Shakespeare, Byron und Scott gebildet hatten, gegen den Klassizismus, und den Sieg derselben, wodurch eine fortschreitende Entwickelung der französischen Litteratur gesichert wurde. Die Bedeutung des englischen Handels und der englischen Industrie steigerte sich auch für Frankreich sehr. Der Sport beschäftigte zwar in erster Linie die reichen Nichtsthuer der vornehmen Gesellschaft, fand aber allmählich in weiteren Kreisen der Bevölkerung Teilnahme und Nachahmung. Dichter, Politiker, Industrielle, Kaufleute, Sportsleute wurden die Propagandisten des englischen Einflusses. Mit den Ideen, Sitten und Gewohnheiten und neuen Erfindungen, die ihnen an den Engländern auffielen, für die sie sich interessierten, und die sie zum Teil nachahmten, nahmen sie auch eine grosse Anzahl englischer Wörter in ihre Sprache auf, und zwar bei weitem mehr als im vorigen Jahrhundert. Seit den Zeiten der Romantik ist die anglicistische Strömung fortwährend im Steigen begriffen. Das Bürgerkönigtum, das Kaiserreich und die heutige Republik sind der Ausbreitung förderlich gewesen. Die puristische Gegenströmung gegen die „Anglomanie“ hat das Anwachsen derselben nicht zu verhindern vermocht. In der Gegenwart scheint sich die Bewegung ihrem Höhepunkt zu nähern; an Sympathie hat das englische Bildungselement viel eingebüsst, aber die litterarische Wirkung dauert fort. Obwohl Béranger kein sonderlicher Freund des Engländertums war — man vergleiche die Verse aus dem „Bon Français“:

Redoutons l'anglomanie,
Elle a déjà gâté tout —

so hat er doch den Umfang der fremden Einwirkung richtig erkannt. In der letzten Strophe der „Boxeurs" sagt er:

Anglais, il faut suivre en tout,
Pour les lois, la mode et le goût,
Même aussi pour l'art militaire.
Vos diplomates, vos chevaux
N'ont pas épuisé nos bravos.

Das englische Sprachelement ist mittelbar durch die Einführung deutscher Wörter und Ideen gestärkt worden. Auch diese Neuerung beginnt mit den Romantikern, welche in die deutsche klassische und romantische Litteratur mit vielem Eifer eingedrungen waren; sie ist seit dem Kriege 1870/71 im Zunehmen begriffen.

Bei der Herübernahme englischer Wörter begegnet es, dass Wörter von ursprünglich französischer Herkunft nun in der englischen Form wieder eingeführt werden, z. B. budget (zu franz. bougette), fashion (zu façon), touriste (zu tour), tunnel (afrz. tonnel), groom (afrz. gromet), button (afrz. bouton, boton) u. a.

Über den Grad der Assimilation, den das englische Fremdwort im Französischen erfahren hat, und über die Art und Häufigkeit seines Vorkommens wäre folgendes zu sagen.

Die Art der Assimilation der Fremdwörter erkennen wir besonders an der Aussprache derselben und an den Weiterbildungen, zu denen sie Anlass gegeben haben. Was den ersten Punkt betrifft, so giebt es naturgemäss zwei Prinzipien: entweder wird das Wort genau in der lautlichen Gestalt der Ursprache herübergenommen, oder es wird dem Lautsystem des aneignenden Volkes angepasst. Es ist klar, dass in der lebendigen Entwicklung der Sprache keins dieser logischen Prinzipien ausschliesslich entscheidend ist. Beide werden sich vielfach gegensätzlich gegenüberstehen, bis doch im Laufe der Zeit in dem speziellen Falle das eine oder das andere Prinzip siegen wird und eine normale oder fast normale Aussprache erzielt werden wird. Der Entwicklungsprozess des englichen Fremdworts ist zur Zeit noch nicht beendet und entzieht sich daher einer abschliessenden Beurteilung. Soviel lässt sich aber schon jetzt sagen, dass die assimilierte Aussprache die Oberhand erhalten wird. Dies erhellt schon daraus, dass die Klangfarbe der englischen Laute im Französischen als einer romanischen Sprache garnicht oder nur mit grossen Schwierigkeiten

nachgeahmt werden kann. Dazu kommt die Art der Entlehnung, die zwar auch auf mündlichem Wege, in der Hauptsache aber durch die Schriftsprache erfolgt. Die Einführung der englischen Wörter ist im wesentlichen eben eine litterarische. So dient denn meistens die englische Schreibung als Grundlage der französischen Aussprache, die sich dann, so gut es geht, ihrer eigenen Gesetze bedient. Dabei werden in der Praxis des täglichen Lebens viele Verschiedenheiten und Unklarheiten zu Tage treten. Die Gebildeten und Sprachkundigen werden stets geneigt sein, die ursprüngliche Aussprache beizubehalten. und diejenigen Berufsstände, die zuerst das Bedürfnis haben, für eine neue Idee oder Sache ein neues, fremdes Wort einzuführen, werden anfangs ebenfalls die Aussprache des Heimatlandes bevorzugen, zumal ihnen häufig persönlicher Verkehr mit Ausländern zu Gebote steht. So bemühen sich die gewerbsmässigen französischen Sportsleute den englischen Jockeys die schwierigen Ausdrücke des Turfs richtig nachzusprechen. Je mehr aber die fremden Ausdrücke durch mündlichen Gebrauch und besonders durch die schriftliche Verbreitung in weitere Kreise kommen, die nicht mehr sprachkundig sind, um so mehr wird die originale Aussprache verdunkelt und in den meisten Fällen durch die französische auf Grund des englischen Schriftbildes ersetzt werden. Die Aussprache der Massen entscheidet gegenüber der Minorität der Gebildeten und wird zur Norm, jedoch bleiben Schwankungen vorläufig nicht aus. Der Leser der folgenden Beispiele verfährt am richtigsten, wenn er die englischen Wörter nach französischer Art ausspricht; bei mehrsilbigen Wörtern und im Satzgefüge gilt das französische Accentuationsgesetz. Nasalierung der Laute wird hinzugefügt (pippermint, punch, handicap), engl. ch wird meistens ohne t-Vorschlag gesprochen (lunch), th wie t (authoress), oo und aw wie $\bar{o}$ (waterproof, drawback), die Endung -er wie -ère (porter). Einige Wörter lassen sich schlechterdings nur englisch aussprechen (spleen).

Ein weiteres Zeichen der Assimilation sind die Weiterbildungen, die die Fremdwörter durch Anhängung französischer Endungen erfahren. Neue französische Verben werden sowohl von englischen Substantiven wie Verben durch die Endung -er gebildet, welche sich auch hier vor den andern archaistischen Konjugationsformen als die einzige forme vivante nach Chabaneaus Ausdruck erweist, z. B. sporter, boxer, canter, interviewer, luncher, toaster, shopper etc. Seltener kommt die Erweiterungssilbe -iser vor (reportériser, revolvériser, macadamiser, quakériser,

se gentlemaniser etc.). Abstrakte Substantive werden durch die Endung -isme gebildet (reportérisme), doch ist diese Endung schon im Englischen als -ism meistens vorhanden, ferner durch -age (blackboulage, skatinage, flirtage etc.), durch -erie (clownerie, snoberie), durch -ation (flirtation) und -ade (robinsoniade). Bei konkreten Substantiven findet man die Endungen -eur, se (boxeur, flirteur, luncheur), -iste (turfiste), -ien, ne (byronien, revolvérienne) und -esse (clownesse, quakeresse). Adjektivische Bildungen haben die Endungen -if, ve (sportif), -ique (sportique), -ien (shakespearien), -aire (budgetaire), selten -al und -eux (croupal, croupeux).

Die Einführung der Fremdwörter geschieht zunächst von denjenigen Berufsständen, die ein Interesse daran haben, mit dem fremden Wort eine neue Idee oder einen neuen Gegenstand einzuführen. Die Sportsleute, Seeleute, Techniker, Kaufleute, Politiker und Litteraten sind die ersten, die die ihrer Berufsphäre angehörenden, ihnen neu und bedeutungsvoll erscheinenden Fremdwörter einführen. Von da kommen sie in die Tagespresse, den Sammelpunkt aller bedeutenden politischen und sozialen Strömungen; die Zeitung wird zum grössten Verbreiter des Fremdworts. Auch die selbständigen Schriftsteller können sich dem sprachlichen Einfluss der Presse nicht ganz entziehen. Je mehr ein Schriftsteller dem pulsierenden Leben der Gegenwart in seinen Schilderungen Raum gewährt, um so mehr wird er den sprachlichen Neuerungen der Zeit, bewusst oder unbewusst, folgen. In den Novellen eines Theuriet wird man vergebens nach einem grossen Vorrat von englischen Wörtern suchen, aber in den Gesellschaftsromanen Daudets, in den Prosadialogen der Gyp findet man sie bei weitem häufiger. Doch hat individuelle Neigung oder principielle Abneigung eines Schriftstellers hierbei ziemlichen Wert, so scheint Zola, soweit ich sehe, kein Freund des englischen Fremdworts zu sein. Von besonderer Wichtigkeit sind natürlich diejenigen französischen Schriftsteller, die das englische oder amerikanische Leben selbst darstellen wie neuerdings Paul Bourgets Reisebeschreibung von Amerika oder Laboulayes satirischer Roman „Paris en Amérique“, oder deren Romane in Ländern englischer Zunge spielen, wie zahlreiche Werke Jules Vernes, denn diese Schriftsteller sind als Vermittler der Fremdwörter zugleich ihre besten Interpreten. Als Zeugnis für die Häufigkeit des englischen Fremdworts seien die Nummer einer Pariser Zeitung und einige neueren Romane herangezogen.

Ich wähle den „Gil Blas“ vom 5. Juni 1895, das bedeutendste Unterhaltungsblatt in Frankreich, das freilich durch stets interessante und pikante Berichte dem Geschmack der Masse in höherem Maſse huldigt als andere Blätter, aber grade deshalb für uns besonders wertvoll ist, weil es den Wortschatz und die Ausdrucksweise der grossen Menge mitbestimmen hilft. Da beginnt ein Litterat Gustave Guiches mit einer Scene aus dem Badeleben in Biarritz, betitelt „Trait d'astuce d'une gouvernante au service d'un ministre épiscopalien“. Der Verfasser wird hier in die Familie eines englischen Pfarrers eingeführt, dieser ist Besitzer einer aimable cottage, abends setzt er sich an den höchsten Punkt des felsigen Strandes, um bei einer lanterne de policeman „le Times“ zu lesen, seine sehr häusliche Gattin überwacht morgens die Zubereitung von „tartes à la rhubarbe et puddings“, eine deutsche Gouvernante beaufsichtigt die babies; der Franzose beginnt natürlich, aber zunächst ohne Erfolg, mit dieser eine Liebelei, es war nur ein flirt préliminaire (vorläufige Tändelei). Wir übergehen den malitiösen Schluss der Erzählung, in der der englische Pfarrer „Sir John Matthews“ selbstverständlich sein „All right“ noch anbringen muss. In der Rubrik „Echos“, wo kleine Nachrichten und Anecdoten aus der vornehmen Gesellschaft, aus den Sportskreisen und aus der Theaterwelt gesammelt werden, wird erzählt, wie zwei reiche Bewerber um eine Variétéprinzessin sich im Überbieten in grossartigen Geschenken den Rang abzulaufen suchen. Nach vierzehn Tagen muss sich die Dame aber entscheiden, und sie thut es mit den boshaften Worten: „Eh bien, messieurs, vous arrivez **dead head!** C'est à recommencer: il y a ballotage;“ das ist ein technischer Ausdruck vom Wettrennen: wenn zwei Pferde das Ziel erreichen, ist das Rennen ergebnislos (dead). Im weiteren wird eine Matinée im Trocadéro „une des plus réussies de la **season** parisienne“ genannt, fünf „clubmen“ geben eine Feier zur Rückkehr eines Mitglieders aus Indien. Eine vornehme junge Dame ist als Novize in den Orden Marie Réparatrice eingetreten: une assistance des plus nombreuses et surtout des plus **select**, assistait à cette prise d'habit. Dann wird ein Buch „Sportwomen, notes et croquis par „Pug“ angezeigt. Die folgende Erzählung „La Mouche“, ein Erlebnis auf der Eisenbahnfahrt nach Versailles, enthält keine englischen Fremdwörter. In einer Skizze über das Elend der Cocotten, „Sans travail“ überschrieben, wird gesagt, dass der bekannte, sittenstrenge Senator Bérenger eine solche Dame une condamnée de la société nennt, aber une

condamnée à des travaux forcés que le **hard labour** de messieurs les Anglais ne supplante guère en souffrances. Die nun folgenden Artikel über Politik sind frei von Fremdwörtern. Der Aufsatz „L'Art et l'Américaine“ enthält den Satz: cet événement (nämlich die Aufnahme P. Bourgets in die Académie) est le sujet actuel des conversations . . ., et nos **clubmen,** sûrs de leur petit effet, colportent **de five o'clock en five o'clock** les anecdotes de la dernière heure. Das letztere Fremdwort, vollständig five o'clock tea, bezieht sich auf die englische Sitte, von 5—7 Uhr bei einer Tasse Thee intimere Freunde zu empfangen. In der Veröffentlichung des Fahrplans der Bahnlinie Paris—Lyon—Méditerrané (P. L. M.) wird sleeping-cars gleichbedeutend mit „voitures-lits“ gebraucht. Bei einer Konzertanzeige des „Casino de Paris“ wird das „orchestre hors lique dans le hall“ gelobt. Es folgen Berichte mit den Überschriften: La Vie sportive, Nouvelles sportives, Bulletin sportique. Es wird von einem „toute la France sportive“ gesprochen, das sich bei den grossen Rennen ein Rendez-vous giebt; über die Wetten, welche beim Rennen um den „Grand-prix de Paris“ vorgekommen sind, wird unter dem Titel Dernier betting eine Tabelle veröffentlicht. Der Abschnitt „Cyclisme“ erhält den Leser über den Radfahrersport auf dem Laufenden. „Le match“ beherrscht alles; es handelt sich um den Wettstreit zwischen Houben und Protin, der endlich im Vélodrome in Brüssel ausgefochten worden ist, und den man den match-fantôme nennt, weil schon über ein Jahr lang darüber geredet worden ist. „Ce great event“ zieht alle Sportshelden, sportsmen, herbei. Der Wettstreit besteht aus einer „1re manche du match, der ersten Partie auf 2000 Meter Entfernung und dem „Deuxième tandem“, auf 5000 Meter. Im weiteren wird noch von record, sprint handicap und scratch gesprochen; ein dead-head ist auch leider dabei gewesen. So enthält diese eine Zeitungsnummer etwa 25 englische Wörter.

Ich ziehe ferner das 1895 bei Charpentier erschienene Buch „Les gens chics“ von Gyp, Pseudonym für die Gräfin Martel, mit den grotesken Illustrationen von Bob zur Feststellung der dem Englischen entlehnten Wörter heran. Die fünf vereinigten durchweg in der Umgangssprache gehaltenen Dialoge enthalten eine derbe Satire auf die jüdische Geldaristokratie in Paris. Die Hauptperson dieser Gespräche, der stets kritisierende „Le Grincheux“, erörtert, wie sich unter dem Einfluss der Romanlitteratur die einfachen Leute die Herren

und Damen der vornehmen Gesellschaft vorstellen und sagt: les petites bourgeoises modestes rêvent du duc de Bligny en tenue de **rallye** selon M. Georges Ohnet. Wie dieses Kostüm bei der Schnitzeljagd aussieht, wird aus Ohnets „Le Maître des Forges" (p. 356) erklärt: Le duc avait arboré la grande tenue anglaise, habit rouge, culotte de peau blanche. La cape de velour ornée par derrière d'un nœud vert, ses couleurs. In dem Abschnitt „Aux courses" gebraucht die Gyp ausser dem jockey auch bookmaker (p. 133), später abgekürzt „books" (150 c'est lui [le baron J. Münzer] qui a fait presque tous les paris de Jassy . . . les books sont exaspérés contre lui . . . les voyous de la pelouse voulaient envahir et lui faire un mauvais parti); ferner paddock (134) für das den Jockeys und Pferden angewiesene Gehege, box (142) für eine Loge auf den Rennplätzen (vergl. 146 M. Jassy est toujours terré dans son boxe). Le hall ist der Saal eines Schlosses, indem sich die Gesellschaft nach dem Dîner versammelt (153), man trifft sich aux five o'clocks (164).

Schliesslich sei eines Romans gedacht, der nicht dem bewegten Leben der Weltstadt Paris seine Entstehung verdankt, sondern das einfache, kleinstädtische Leben der Provinz schildert. Daudets humoristischer Roman Tartarin de Tarascon (1885) entwirft in fein ironischen Strichen ein anheimelndes Bild südfranzösichen Volkslebens und zeichnet in seinem Helden einen gutherzigen Bramarbastypus, das Opfer der „mirage méridional", der provenzalischen „enflure". Das Buch enthält verschiedene englische Wörter und grade solche, die nicht auf einzelne Berufs- und Gesellschaftskreise oder auf die Litteratursprache beschränkt sind, sondern die in die weitesten Schichten der Bevölkerung eingedrungen, zum Gemeingut geworden sind. Nämlich: rifle, couteaux-revolvers (p. 4, cf. 28), tomahawk (25); un flacon de rhum (5), le punch aux œufs (53); du pemmican (Fleischextract) en tablettes pour faire du bouillon (69 u. ö); wagon (75), rail (230), l'express Paris-Marseille (75); bogheys (tout un peuple . . . de portefaix avec leurs bogheys attelés de petits chevaux corses); un grand brick marseillais (81), das Schiffskommando machine stop! (89); un water-proof, ein wasserdichter Regenmantel (69); une petite place macadamisée (100); tunnel (129). Tartarin empfindet Reue, dass er, statt seinem Versprechen gemäss auf Löwenjagden zu gehen, sich thatenlos orientalischem

Lebensgenuss hingiebt, aber diese Reue entbehrt nicht eines neuen Reizes: c'était comme un **spleen** voluptieux qu'il éprouvait à rester là tout le jour sans parler, en écoutant le glouglou du narghilé, le frôlement de la guitare. In manchen der in England oder den englischen Kolonien spielenden Romanen Jules Vernes kommen je 60—70 englische Wörter vor.

Sehr lehrreich ist es zu beobachten, wie das englische Fremdwort auch in der Dichtung gelegentlich Verwendung gefunden hat, freilich nicht eigentlich in der abgeklärten Sprache der reinen Gefühlslyrik, sondern in der Satire und der ernst-heiteren Chanson. Beispiele bietet Béranger, dessen erste Liedersammlungen aus den Jahren 1815, 1821 und 1825 stammen. In der „Faridondaine“ (1820), die gegen eine Polizeiverordnung betreffs Einschränkung der sog. goguettes (sociétés chantantes) gerichtet ist, sagt Béranger ironisch zum „mouchard“ (Spitzel):

Surtout transforme avec éclat
La faridondaine
En crime d'Etat.
Donnons des juges sans jury,
Biribi.

und weiter:

Si l'on ne prend garde aux chansons
L'anarchie est certaine.
Que le trône soit préservé
De faridondaine
Par le God save.

Das Gedicht „Les Boxeurs ou l'Anglomane“, das sich gegen die Einführung des rohen Faustkampfes in Frankreich wendet, beginnt spöttelnd:

Quoique leurs chapeaux soient bien laids,
God dam! moi, j'aime les Anglais:
Ils ont un si bon caractère.

Im „Vieux Célibataire“ heisst es:

Mademoiselle, auriez-vous un amant?
De mon neveu le jockey vou amuse;

In einem ernsten, philosophischen Gedicht „Le Globe“ in den erst 1857 veröffentlichten „Dernières Chansons“ hat Béranger zwei englische Worte aus dem Eisenbahnbetrieb, wagon und rail aus der gemeinen Sphäre der Umgangssprache in den Bereich der Kunst-

poesie zu heben versucht, und zwar ist rail in dem eigentlichen Sinn von „Eisenbahnschiene“, nicht als Abkürzung für railway (Eisenbahn) verstanden:

Mais qu'est-ce enfin que la sphère où nous sommes?
Un vieux wagon qui peut, en fendant l'air,
Sortir du rail, au nez des astronomes,
Et nous verser sur son chemin de fer.
Que de convois à puissance attractive
Semblent là-haut comme nous se mouvoir!
De ces wagons ce que je voudrais voir,
C'est la locomotive.

Musset hat in dem Proverb „Les Marrons du feu“ (1829) Scene III das Wort blockhead (eigentl. Klotz, Dummkopf) in eigenartiger Verwendung:

On me nomme seigneur Vide-bourse, casseur
De pots; c'est en anglais, Blockhead, maître tueur
D'abbés.

In den „Secrètes Persées de Rafaël, gentilhomme français“ (1831) bringt der Dichter im Sinn einer skeptisch-pessimistischen Weltanschauung, wie sie ihm und der blasierten vornehmen Welt seiner Zeit eigen war, das Leben und Weben der Seele mit den Kobolden des Punches und des Grogs in Verbindung:

Notre âme (si Dieu veut que nous ayons une âme)
N'est pas assurément une plus douce flamme,
Un feu plus vif, formés de rayons plus ardents,
Que ce sylphe léger qui plonge et se balance
Dans le bol ou le punch rit sur son trépied d'or,
Le grog est fashionable.

Der Ausdruck sloop (Schaluppe, Yacht) wird von Victor Hugo im hohen pathetischen Stil verwandt in den „Orientales“ Nr. 5 Navarin, Abschnitt VI, Str. 5, wo alle möglichen Schiffsgattungen dichterische Verwertung finden:

Adieu, sloops intrépides,
Adieu jonques rapides,
Qui sur les eaux limpides
Berçaient les icoglans.

In dem ergreifenden Gedicht „Les Paysans au bord de la mer“ in den „Légendes des Siècles“ Nr. XXXVII (ed. J. Hetzel III, 167) wird das Wort auf das Gespensterschiff des fliegenden Holländers bezogen:

Dans les mers il n'est pas rare
Que la foudre au lieu de phare
Brille dans l'air,
Et que sur l'eau qui se dresse
Le sloop-fantôme apparaisse
Dans un éclair.

Auguste Barbier's Satire „Lazare“ (1834), die uns einen furchtbaren Blick in das soziale Elend Englands thun lässt, enthält einen Abschnitt „Le Gin“, einen andern „Le Spleen“ überschrieben; den englischen Ausdruck für eine bei Wahlen errichtete Bühne, der dem Namen des ältesten Londoner Lokalgerichtshofs, dem Court of Hustings, entnommen ist, findet man in dem Abschnitt „La menace et la corruption“ I:

Les hustings dressés et le sabbat commence:
Vieille Corruption!

Ein sehr poetisches Beispiel bietet Hégésippe Moreau in dem Gedicht „L'Incendie“ aus der berühmten Sammlung „Le Myosotis (1838; Œuvres compl. II, 46):

Mais en vain mille bras épuisaient les caneaux;
Il semblait qu'en poussant des rires infernaux
Satan même attisât ce punch alcoolique.

Häufiger trifft man englische Wörter bei dem Vorläufer der Parnassiens, Théophile Gautier, stellenweise haben sie bei ihm einen nicht unwesentlichen Anteil an der Eigenart seines Stiles, der sich vielfach an Heine herangebildet hat. Das unvollendete Lustspiel „L'amour souffle où il veut“ enthält ausser „steamer“ I, 2 und „spleen“ (I, 5) u. a. folgende Stelle:

Pourtant j'aurais voulu, plus rayonnante encore
Sous l'hermine ducale et la couronne d'or,
La voir, lady Durley, dans son carrosse à glace,
Allant au Drawing room de Buckingham's palace!
Le Times à l'article: „High life and fashion“,
Eût conté longuement sa présentation.

(Théâtre. Mystère, Comédies et Ballets. 2. Aufl. Paris, Charpentier, 1877 p. 99.)

Man ersieht aus den Reimpaaren glace: palace und fashion: présentation, dass die Aussprache dieser fremden Wörter der französischen vollkommen angepasst ist, und zwar auf Grund der englischen Schreibung. Im Prolog zur Henriette Maréchal (1865) heisst es (p. 227):

Hamlet du trois pour cent, ayant mis un faux nez,
Il débite son speech aux titis avinés.

Der Prolog, den Gautier zu einer Bearbeitung des Shakespeareschen John Falstaff von Meurice und Vacquére im Jahre 1842 schrieb, bringt uns ein Beispiel für die Einführung des englischen „humour“ annähernd im Sinn des deutschen „Humor“; dem französischen, derselben Wurzel entstammenden Wort „humeur“ liegt eine so tiefe Beziehung auf das Gemüt wie im englischen und deutschen Wort fern, so dass die Herübernahme des Fremdwortes durch den Mangel in der eigenen Sprache durchaus gerechfertigt ist:

Pour dérider le spleen, l'humour hasarde tout.

II.

In der Erwägung, dass es auch zur Aufgabe der Sprachforschung gehört, neben den organischen Bestandteilen einer Sprache, denen immer unser Hauptinteresse zugewandt sein wird, auch die unorganischen Bestandteile gebührend zu berücksichtigen, giebt der specielle Teil dieser Arbeit eine Zusammenstellung der englischen Fremdwörter in der französischen Sprache, hauptsächlich in der Gegenwart. Die einzelnen Wörter sind unter sachliche Rubriken verteilt, wobei freilich die Zugehörigkeit eines Wortes zu dieser oder jener Abteilung zuweilen strittig sein kann. Um die Verwendung im Satze und dem Inhalt nach zu zeigen, sind, soweit es der Raum gestattete, Beispiele mit Quellenangabe gegeben. Es liegt in der Natur der Sache, dass eine Darstellung dieser Art bei weitem nicht vollständig und in keiner Weise abschliessend sein kann, handelt es sich doch um eine in stetem Fluss begriffene Bewegung, wo jeder Tag neues entstehen und altes verschwinden lässt. Auch konnte nur ein kleiner Teil der hier zu berücksichtigenden Litteratur durchgesehen werden; die weit zerstreute, schwer zugängliche französische Kampflitteratur um das Pro und Contra des englischen Fremdworts musste ausser Betracht bleiben. Sicher hat manches angeführte Fremdwort nur ephemere Bedeutung, aber manches wird zum bleibenden Bestand der Sprache gehören. Im Prinzip ist festzustellen, dass viele Fremdwörter nur in denjenigen Kreisen Eingang und Verbreitung gefunden haben, denen sie

inhaltlich angehören und aus denen sie hervorgegangen sind, dass dagegen nur ein Teil wirkliches Gemeingut geworden ist. Auch der gebildete Franzose bedarf eines Lexikons, wenn er alle fremden in seiner Sprache vorkommenden Wörter verstehen will.

Englische Fremdwörter wurden meistens dann in die Sammlung aufgenommen, wenn sie schon von Littré (Dictionnaire), Sachs (Wörterbuch, Ausgabe A und besonders Supplement) und Villate (Parisismen) verzeichnet waren, sonst auf Grund der Beispiele. Diese wurden aus der Tageslitteratur (Figaro, Temps, Journal des Débats, Libre Parole, L'Illustration, Annales politiques et littéraires, Vie parisienne u. a.), aus Romanen Daudets (Nabob, Tartarin de Tarascon, Numa Roumestan, Petite Paroise), der Gyp (Petit Bob 1882, Autour du mariage 1883, Plume et Poil 1884, Autour du divorce 1886, Joies conjugales 1887 u. a.), Jules Vernes (besonders Le tour autour du monde 1873, Cinq semaines en ballon 1863) und einigen Schriften historischen und litterarischen Inhalts entnommen.*)

Es ist selbstverständlich, dass häufig vorkommende Ausdrücke aus der Geschichte des englischen und amerikanischen Volkes sich oft in geschichtlichen französischen Werken und in der Tagespresse finden, so l o r d, m i l o r d, l o r d m a i r e, m y l a d y, b a r o n e t, b a r o n(n)e t a g e (engl. b a r o n t a g e), s q u i r e, g e n t r y, y e o m a n, a l d e r m a n, w h i g s und w h i g g i s m e (engl. w h i g g i s m), t o r i e s und t o r i s m e, c o v e n a n t (davon c o v e n a n t a i r e), w i c k l i f i s m e, c r o m w e l l i s m e, b a c o n i s m e, q u a k e r**) und vieles andere. Ein Gleiches gilt von den Spitznamen J o h n B u l l, P a d d y, Y a n k e e,

*) Das Meiste wurde im Sommer 1895 während meines Aufenthalts in Genf und Paris gesammelt, seitdem vermehrt und geordnet. Einige Wörter habe ich aus Nowacks Progamm „Beiträge zur neufranzösischen Lexikographie" entnommen. Nach Abschluss der Arbeit vor anderthalb Jahren wurde mir der Artikel „Anglomanie" in Kloeppers Franz. Real-Lexikon (von Dr. Cosack) bekannt; ich habe daraus etwa 25 Wörter (leider ohne Beispiele), die meistens aus dem Almanach Hachette 1897, einem kleinen französischen Conversationslexikon, entstammen, herübergenommen.

**) Die Quäker haben seit den frühesten Zeiten das Interesse und den Spott der Franzosen erregt. Von ihren Versammlungen berichtet schon Misson in seiner Reisebeschreibung vom Jahre 1698, er schreibt „c o a c r e s e t c o a c r e s s e s". Die bekannteste Schilderung entwirft Voltaire von ihnen in den Briefen über die Engländer (1734). Man vergleiche eine Stelle in Parnys bekanntem Epos „La guerre des Dieux anciens et modernes" (1799) Chant III:

Dans ce bosquet les Q u a k r e s sédentaires
Forment un club; on y fume.

Uncle Sam, von berühmten Lokalitäten Londons wie Hydepark, Westminster-Abbey, Haymarket u. a. Für franz. un Anglais findet man neuerdings un English, auch Ingliche, Inglicheman (nach der englischen Lautform). Auch sonst werden manche Fremdwörter zunächst in bezug auf englische Verhältnisse gebraucht, dann unter Umständen auf französische Verhältnisse übertragen und im Übergangsstadium zuweilen mit einer Übersetzung oder Erklärung versehen (auch dergleichen Beispiele sind gelegentlich angeführt). Seit Walter Scotts Romanen findet man schottische Ausdrücke wie brownie, claymore, black-mail, pibroch, Borderer, Highland, Highlander (auch highlandais s.u.a.), glen u. a. In den von Cooper beeinflussten französischen Indianerromanen kommen vor scalpe, davon scalpement, scalper, scalpeur; vergl. creeks, buffalo(e)s, squatter, coolies etc. Bei Jules Verne und sonst trifft man sipoys (auch cipayes), sutty (Leichenverbrennung in Indien), tea-house (in Japan) etc.

Von den anzuführenden englischen Fremdwörtern sind ein Teil auch in die deutsche Sprache übergegangen und lassen sich die folgenden ca. 100 englischen Wörter wohl als ziemlich bekannt und häufig gebraucht bezeichnen: Porter, Ale, Rum, Grog, Punsch, Sherry, Bowle, neuerdings Bar; Rostbeef, Beefsteak, Rumsteak, Pudding, Corned beef, Mixed Pickles, Chester, auch wohl Curry-Sauce, Sandwich; Plaid, Shawl, Cheviot, Buckskin, Shirting, Havelock, Cape, Knickerbockers, Smoking, vergl. die Unaussprechlichen (Übersetzung von inexpressibles); Tender, Express, Tunnel, Lowry; Dock, Yacht (nied.-dtsch.-holländ., aber unter englischem Einfluss verbreitet), Brigg, Cutter, Steamer, auch wohl Skuller, Gig, ferner Steward, Logg, Stoppen; Revolver, Shrapnel und mehrere Kanonenarten; Highlife, Gentlemen, Dandy, fashionable, Comfort, comfortable, Lunch, Picknick, Toast, Baby, seltener Groom; Club, Whist, Boston, Singleton, Robber, Sport, Lawntennis, Football, Boxen, Match, Record, Tandem, Turf, Tattersall, Handicap, Steeple-chase, Start, Jockey, dazu Buchmacher (Übersetzung von book-maker); Budget, Meeting, Detective, Interview, Reporter; Essay, Spleen, Jury, Humbug, Mob, Boycott, Manchesterschule, Check, Clown; Pony, Dogge, Bulldogge; Cokes, macadamisieren; pitch-pine; shampooing. Würde man die deutsche Litteratur auf englische Fremdwörter durchsuchen und die nur in engeren Fachkreisen geläufigen Ausdrücke hinzurechnen, so würde sich die Zahl wahrscheinlich verdoppeln. Wie man den Ausdruck „Flirt“ neuerdings einzuführen sucht, mögen

einige Beispiele aus der neueren Litteratur zeigen.*) Die eben aufgeführten englischen Fremdwörter, um einige Dutzend vermehrt, bilden auch den Grundstock des anglicistischen Elements im französischen Sprachschatz; dazu kommen dann ausserordentlich zahlreiche, nicht allgemein verbreitete Fremdwörter und viele Ableitungen. Die Franzosen der Gegenwart scheinen weniger puristisch gestimmt zu sein als die Deutschen.

1. Getränke und Speisen.

Was die Getränke betrifft, so haben englisches Bier und englischer Schnaps die Welt erobert. Man kennt in Frankreich ebenso wie in Deutschland die Bezeichnungen der schweren Bierarten ale (zuweilen französich aile), pale-ale und porter; half and half wird im Restaurationsbetrieb verstanden. Von Branntweinarten sind gang und gäbe: brandy, gin und whisky (wisky, vhiskey), ferner rum (auch rhum), vielleicht indischen Ursprungs, aber von England nach Frankreich gekommen. Verschiedenartig zusammengestellte Mischungen von Wasser, Alkohol und Essenzen sind grog**) und punch (dieses angeblich indischen Ursprungs). Dazu kommen die amerikanischen Getränke cocktail, cobbler, sherry-cobbler (auch gobler) und sherry-brandy. Dem Englischen wird auch wohl eine Art Glühwein bishop (auch bischop, bischoff) entlehnt sein, doch ist Anlehnung an das Deutsche nicht ganz ausgeschlossen. Ein Erfrischungsgetränk aus Pfefferminzlikör und Wasser wird pippermint (engl. peppermint)

---

*) Rudolf Lindau schrieb 1894 eine Novelle „Flirt". Paul Heyse sagt in den „Neuen Gedichten und Jugendliedern" (1897) p. 66:

Gute Frauen sorgten auch,
Dass es ja beim blossen Flirt nicht bliebe,
Und fragten teilnahmvoll, ob man nicht bald
Glückwünschen könne.

In der „Jugend" 1898 Nr. 8 heisst es:

Oft wird's der braunen Frau verdacht,
Dass ihr der Flirt Vergnügen macht.

„Snobisme" findet sich ohne Erklärung in Bornsteins Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst 1898 p. 457, auch häufig in M. Nordan's „Conventionellen Lügen" 1883. — In den Grenzboten 1897 p. 623 wird der Versuch gemacht, das Wort „sandwichmen" ins Deutsche zu übertragen („das Geschäft des billigen Mannes, der sein neu eröffnetes Warenhaus mit haushohen Plakaten und Bemmchenmännern — so darf man wohl Sandwichmänner übersetzen — angekündigt hat").

**) Im modernen Argot bildet man von dem ersteren Wort une grogeuse als Bezeichnung einer Cocotte, die im Café Kunden anlockt (Vill.).

genannt. Erwähnt sei soda-water, neben deutschem soda-wasser, vergl. soda-powder (Littré). Von Weinsorten ist nur die englische Bezeichnung des Xeresweins sherry verbreitet. In diesem Zusammenhang seien die häufigen Worte bol und bar angeführt. Das erstere vom engl. bowl ist eine Schale, Tasse ohne Henkel, häufig in der Wendung un bol de punch; dazu gehört eine Weiterbildung une bolée, eine Schale voll; vergl. bol-sein bei Sachs-Vill. Suppl. Das Wort bar bedeutet Buffet (les belles petites des bars Buffetdamen, Journ. amus. Vill.), dann ein fein eingerichtetes Restaurant meistens mit engl. Getränken, oft in der Verbindung american bar. Man sagt auch bar-room (Schenkzimmer). Grill-room (Garküche, Bratherd) ist eine Restauration mit sichtbarer Zubereitung des Fleisches auf dem Rost.

Die englischen Fleischgerichte roastbeef, beefsteak und rump-steak erscheinen im Französischen als rosbif, bifteck (biftec), rumsteak (romstek). Gelegentlich findet man auch horsesteak und biftec d'ours. Was biftec de grisette und ähnliche Wendungen im Argot bedeuten, hat Villatte in den Parisismen verzeichnet. Eine Weiterbildung ist bifteckifère im im Sinn von „einträglich, ergiebig." Aus dem Gebiet der Kochkunst sind curry (Art Ragout) und soupe à la Rumford zu erwähnen, letzteres eine einfache Suppe aus Knochenabfällen und Gemüse, Armensuppe, nach dem englisch-amerikanischen Physiker und Philanthropen Rumford (1753—1814) benannt.*) Man findet pudding (und pouding), plum-cake (Fruchtkuchen), seltener pie (nach englischer Art zu sprechen, Pastetengebäck) und lumps (im Engl. Stückenzucker, im Franz. nach Littré pain de sucre de qualité inférieure). Bei Jules Verne begegnet man corn-beef (engl. corned-beef). Erwähnt seien noch du pemmican, pickles (engl. mixed-pickles), chester (Käseart) und stilton (s. Nowack, 16; bei Muret als Käseart bezeichnet). Sehr verbreitet ist une sandwich (belegtes Butterbrödchen), angeblich nach einem Earl of Sandwich (gest. 1792) benannt.

La Libre Parole 10. VII.**) en grog, en punch froid ou simplement étendu d'eau sucrée, le rhum St. James est incomparable. — Jul. Verne, Le Tour: c'étaient les cristaux

---

*) Rumford hat auch sonst in der Namengebung Spuren seines Schaffens hinterlassen; sein Name ist auch in Frankreich die Bezeichnung eines Sparofens (engl. Rumford furnace).

**) Ergänze bei den Zeitungen stets 1895, wenn nichts anders bemerkt ist.

. . du club qui contenaient son sherry (5); le guide lui fit boire quelques gorgées d'eau et de brandy (99); quelques-uns vidaient de pintes de bière anglaise, ale ou porter (143); le rez-de-chaussée de l'hôtel était occupé par un immense bar, sorte de buffet ouvert gratis à tout passant (202); il lui offrait donc souvent, au bar-room du „Mongolia“ quelques verres de whiskey ou de pale-ale (56). — J. Verne, Cinq semaines: si l'on y trouve du gin (58); va pour un verre de grog (141). — Daudet, Pet. Paroisse: le bol russe . ., il est à ras bord (11); id. Numa Rumestan: les bols à punch (28). — Le Rappel 12. VII. les grands vins mousseux des Côtes du Rhône, mi-secs ou extrady (d. i. herb, ohne Bouquet), ont cette année toutes les faveurs des five o'clock élégants.

Jul. Verne, Cinq semaines: le déjeuner se composa d'un peu de viande séchée et de pemmican; id. Le Tour: passer les nuits dans les oysters-rooms d'Haymarket (11); son déjeuner se composait d'un hors-d'œuvre, d'un poisson bouilli relevé d'une reading sauce, d'un roast-beef écarlate agrémenté de condiments „mushroom“ (d. i. Champignon) . . . et d'un morcean de chester (14). — Gyp, Plume et Poil: qu'est-ce que ce gâteau-là? — C'est un plum-kek, mon colonel (167). — Drumond, La France juive II, 162 pour aller manger de temps en temps une sandwich chez les gens.

2. Kleidung.

Sehr zahlreich sind die englischen Ausdrücke für Kleidungs-Stoffe und Stücke, welche mit den jeweilig herrschenden Moden nach Frankreich gekommen sind. Ihre Verbreitung war zunächst auf die Kreise der Interessenten beschränkt, manches davon ist in die Litteratursprache übergegangen, einiges ist allgemein volkstümlich geworden. Wohl vom Anfang des 19. Jahrhunderts an sind eine Reihe ursprünglich schottischer Namen von Kleidungsstücken eingeführt, von denen plaid (eigentlich Überwurf der Bergschotten, dann allgemein mantelartiges Umschlagetuch) das bekannteste ist und möglicherweise schon im 18. Jahrhundert bekannt war. Zu erwähnen sind ferner: makintosch (engl. mackintosh), wasserdichter Überrock, mac-farlane, Überwurf, dem Plaid ähnlich, auch ein Möbelstoff, seltener kilt, der kurze Rock der Bergschotten; an Stoffen giebt es tweed (Wollstoff) und cheviot. Vergl.

brogues, roh gearbeitete Riemenschuhe in Schottland und Irland. Ursprünglich indisch ist die Bezeichnung einer groben Kattunart madapolam (engl. madapollam); erwähnt sei franz. calicot, engl. calico, von der Stadt Kalikut in Indien. Johnson ist ein englisch-indischer Sonnenhut. Ein sackartiger Paletot raglan oder lord-raglan ist nach einem englischen General dieses Namens aus dem Krimkrieg (gest. 1855) benannt. Der lange Herrenmantel havelock führt seinen Namen nach einem englischen General in Indien, der 1857 gestorben ist. Unter dorsay versteht man oder verstand man ein elegantes Jäckchen mit Schössen (Sachs), dann auch einen Stepprock (ibid. Suppl.), der Name ist wahrscheinlich nach dem Count d'Orsay gebildet, der in der Zeit von 1825—50 ein Modeheld Londons war (Muret). Modeausdrücke aus der Zeit um 1850 sind bloomérisme und bloomériste (s. f.), welche nach dem Namen der Frau eines amerikanischen Advokaten Bloom gebildet sind und die Bestrebungen zur Annahme einer Frauentracht, die der männlichen sehr ähnlich ist, bezeichnen. Ein moderner Ausdruck ist masher (im engl. Slang, Stutzer, Gigerl) für einen enragierten Anhänger der englischen Mode. An Kleidungsstoffen kommen sonst vor: buckskin, haircord und shirting (daher chemise shirting), sämtlich Baumwollenzeuge, ferner moleskine, molesquine (engl. moleskin) Art Baumwollzeug und schwarzer Möbelplüsch, sarsenet, geglätteter Futterkattun und reps (engl. auch rep) gerippter Kleider- und Möbelstoff; Cosack notiert ausserdem homespun, whipcord, lasting, sparagon, Melton drap, Oxford (A. H. Stoff für Cravatten). Namen für einzelne Kleidungsstücke sind spencer = habit sans basques, corsage sans jupe (L.), yersey, Trikottaille, guernesey, Art Damenkleid (die englische Bedeutung ist Wolljacke, besonders für Matrosen, Trikotjacke), shetland (Art Kleidungsstück?) und carrick, ein mit mehreren Kragen versehener Reitrock und neuerdings cape (auch cap), kurzer Kragenmantel für Damen. Für Regenmäntel giebt es noch die Ausdrücke waterproof (von wasserdichtem Stoff) und ulster, der sog. Kaisermantel, davon ulstérien, (-ne). Bezeichnungen für bestimmte Muster von Damenhüten sind tudor (Mode von 1866 mit Pfauenfedern garnirt), devonshire (Mode etwa um 1882) und gainsborough, besonders grosser Frauenhut, nach den Bildern des englischen Malers Thomas Gainsborough (1727—1788) benannt. Allgemeinere Ausdrücke sind coating Anzug, teagown Anzug für Nachmittagsgesellschaften, für den Five o'clock

und smoking, elegantes Herrenjaquet, oft an Stelle des Fracks. Die Wendungen chapeau Greenaway, dentelles genre Greenaway beziehen sich auf die drolligen Kostümbilder, wie sie in den Schriften der englischen Schrifstellerin Kate Greenaway vorkommen. Familiäre und scherzhafte Wendungen sind robinson für Regenschirm und inexpressibles für Hosen. Schliesslich sind anzuführen: rugs verschiedene Arten wollener Decken, conforter (engl. comforter) wollener Herrenshawl, leggens (engl. leggin(g)s) lange, lederne Gamaschen und knickerbockers, ferner manchester, Art Sammet und laine de shuddy (shoddy).

Über die teilweise zu dem Begriff Mode gehörenden Fremdwörter fashion und dandy siehe man den Abschnitt „Gesellschaftsleben".

Gyp. Aut. du mariage: gainsborough de paille de riz à plumes blanches (63); Montespan, très joli garçon, Jersey de soie rouge plaquant prodigieusement (143, im Badekostüm). — id. Plume et Poil: on se serre les uns contre les autres sous des couvertures et des plaids (51); elle est jolie, cette petite anglaise, rose, blanche, rousse; un Greenaway vivant (120); je me contente de deux pantalons, d'un jersey en flanelle, un bonnet bien chaud, un conforter et trois habits (147); je le trouve superbe, moi, ce monsieur drapé dans son ulster (272). — id. Petit Bob: costume de cheviot (271). id. Aut. du divorce: gainsborough fabuleux (203). — J. Verne, Le Tour du monde: vous descendrez mon makintosch et ma couverture de voyage (26). — id. Cinq semaines: (les femmes des nègres) portaient le kilt en fibres de callebasse, fixé autour de leur ceinture (111). — Journal amusant 1896 Nr. 2011 c'est à jeter le smoking aux orties (= jeter le froc aux orties, sein Geschäft an den Nagel hängen, umsatteln). — Don Juan 22, les jerseys blancs, tant à la mode cet été, sont une des plus gentilles innovations. — Le Figaro 5. VII. A la mer, voyez quelle joie! Toilette matinale; déshabillage pour le bain; tenue de lawn-tennis; amazone quelquefois; demi-élégance dans la journée; robe de casino le soir; yachtswoman suit sous prétexte de navigation. Etonnez-vous donc après ça si les vingt baskets comptés par la Vie parisienne sont insuffisants. Le succès on ne peut plus justifié du Highland cap devait amener certains développements de l'idée première si favorablement accueillie. La maison Scotland, pour

y faire suite, a créé l'Eiderdown cape, des collets, mantes, rotondes, ulsters et costumes complets, toujours composés avec les célèbres Scotch rugs qu'elle a introduits en France. — Figaro 18. I. 98 un cycliste . . . la taille emprisonnée dans une jaquette extrêmement „sport“, les mollets bien pris dans des bas à grosses côtes, les knicker-brocker (sic!), les souliers ouverts. — Vie parisienne 28. V. 98 costume tailleur parisien moins sec que le costume anglais réservé maintenant à la campagne, au shopping, au chemin de fer. En cover-coat léger bleu strié imperceptiblement de rouge. — Racinet, Le costume historique (Paris 1888): les chapeaux, turbans châles, spencers, devaient être à l'anglaise pour fair honneur; le chapeau de type anglais, dit à la jockey, était en effet la casquette du coureur avec sa culotte ronde.

3. Wohnung und Familie.

Es sind besonders die Bezeichnungen der Wohnsitze der vornehmen Welt, welche in Frankreich Eingang gefunden haben. Mansion ist der Ausdruck für ein herrschaftliches Wohnhaus, estate ein grösserer Landbesitz, beide Wörter scheinen zur Zeit noch nicht sehr verbreitet zu sein. Allgemein bekannt ist aber cottage, Landhäuschen, Villa (schon in den Anmerkungen zu Saint-Beuves Pensées d'Aout 1837) und cottager, der Bewohner einer Villa, beide natürlich nach französischen Sprachprinzipien auszusprechen. Von einzelnen Wohnungsräumen kommen vor hall, im Sinn von Versammlungssaal und Speisesaal, dressing-room, Ankleidezimmer und le ladies-room = franz. vestiaire des dames (Now.). Von einzelnen Möbeln sei rocking-chair = fauteuil à bascule, Schaukelstuhl, erwähnt und dazu rocker (engl. to rock), in einem Schaukelstuhl sitzen oder sich wiegen. Sehr gebräuchlich ist gegenwärtig der Ausdruck home im Sinne von „Heim“, der nicht bloss ein Familienwohnhaus im allgemeinen bedeutet, sondern auch, geistig vertieft, die Ruhe und Gemütlickkeit einer eigenen Häuslichkeit, den Frieden des Familienlebens anzeigt. Der Begriff „Privatpension“ kann mit family-hôtel wiedergegeben werden. Hier sei ein älteres Wort pique-nique (engl. picknick, picnic) erwähnt, das nach Littré schon am Anfang des 18. Jahrhunderts eingeführt worden ist, und das jetzt wohl nur den Sinn einer Landpartie mit einer im Freien eingenommenen Mahlzeit hat, ohne dass jeder der Teilnehmer das Seinige zum Mahl

beisteuert. Davon sind zwei franz. Neubildungen un pique-niqueur und das Verbum pique-niquer (engl. to picnic) vorhanden.

Ein herrschaftlicher Diener wird un groom (oder pleonastisch un valet-groom) genannt, diese Bezeichnung führt schon die Bedientenrolle in Alfred de Vignys Chatterton (1835); seltener kommt in dieser Anwendung button (engl. a boy in buttons) vor, ein Diener mit einer mit Knöpfen besäten Livree. Nowack zitiert ferner la vieille house-keeper.

Aus dem Bereich der Kindersprache ist hauptsächlich baby, der gewähltere Ausdruck für franz. bébé, anzuführen. Man findet gelegentlich hobby, Steckenpferd und dolls Puppen. Cockney ist soviel wie Zierbengel, Maulaffe. Aus Nowack entnehme ich die Wendung installer quelques nursery (sic!). Eine Badewanne ist tub, tob (engl. tub), dazu se tuber.

Aus dem Schulleben habe ich nur school-house notiert (C. Mendèz, Méphistophéla 133 Sophie en regardant de sa fenêtre passer en fil deux à deux les pensionnaires des couvents et des school-houses [sc. à Fontainebleau]). Im Schülerargot kann unter boy der Schuldiener verstanden werden.

Annales pol. et litt. 1892 dans les mansions de nos voisins (sc. des Anglais) le confortable est peut-être plus grand (221); 1895 c'est dans leur estate ou château situé dans leur comté, qu'ils ont donné cette fête (158); l'époque de la chasse au renard les rapellera sur leur estate (221); le couvert du souper était dressé dans ce hall (158). — Catulle Mendèz, Méphistophéla: on dressera la table dans le hall (391). Annales pol. et litt. 1892 le dressing-room de la baronne H*** n'est pas mal non plus. — Daudet, Numa Roumestan: le Méridional n'est pas homme d'intérieur. Ce sont le gens du Nord, les climats pénibles qui ont inventé le home, l'intimité du cercle de famille auquel la provence et l'Italie préfèrent les terrasses des glaciers, le bruit et l'agitation de la rue (98), Figaro 12. VIII. les Anglais qui sont des gens subtils, ont, pour expliquer leurs raisons le quitter le home, une expression dont la brièveté contient en même temps la formule du spleen et celle de l'utilité des voyages. Ils disent qu'ils s'en vont for a change — pour changer. — Annales pol. et litt. 1892 pendant que le sujets britanniques voyagent, nous rentrons chez nous, dans le vrai home, dans le château (221). — Vie parisiene 1895 p. 379: la grande cantatrice, la Patti, donnera . . .

en son palais une primeur aux habitués de son home. — Gyp, Aut. du mariage: les pique-niques inévitables, je les connais... Sous prétexte qu'on est à la campagne, on boit dans le même verre et on s'allonge sur l'herbe comme des veaux, dans une promiscuité révoltante (93). — Ann. pol. et litt. 1891 un bal (de cuisinières) que, moi, je nomme un pique-nique de ruses ourdies contre les maîtres (42). — Cat. Mendèz, Méphistophéla: dans la voiture à deux places, à côté d'un valet-groom, vêtu d'une livrée bleue d'azur (p. 1). — ibid. c'était elle (Magalo) qui lavait Sophor, avec l'énorme éponge, dans le tub, la peignait etc. (275). — Daudet, Petite Paroisse: ce baby râblé et superbe, tout nu sur les fleurs d'un tapis (89). — Pailleron, Le monde où l'on s'ennuie (50): je ne suis plus un baby, va, j'ai bien réfléchi pendant ces six mois; j'ai appris des choses (Suzanne).

4. Gesellschaftsleben.

Die vornehme Welt unserer Zeit nennt man vielfach le highlife (spr. iglīfe), man spricht von den scandales du higlife; Nowack verzeichnet die Wendung très hig life. Neben dem eigentlichen französischen Wort dafür „le monde" hat das prägnantere Fremdwort gute Berechtigung. Man bildet ein Verb highlifer, üppig und vornehm leben, und ein Substantiv highlifeur, se (engl. high-liver) davon. Die gute Gesellschaft hat ihren eigenen Schneider, le High-Life Tailor. Um zu dieser Gesellschaft zu gehören, muss jeder gentleman sein oder sich dafür ausgeben; will man es erst werden, so kann man es mit der Wendung se gentlemaniser bezeichnen. Ein vornehmer Landherr, Landedelmann, ist ein gentleman-farmer, das man gentleman campagnard übersetzt hat, und das franz. gentilhomme campagnard entsprechen würde. Fashion bezeichnet den Ton, die Manieren und die Mode der vornehmen Welt, wird aber vielfach auf die herrschenden Moden beschränkt, in welchem Fall man auch von old fashion sprechen kann. Man hat auch das engl. fashionable als Adjectif und Substantif (Stutzer, Modeherr) herübergenommen. Ein Modeheld, Modefatzke mit den Allüren der vornehmen Welt, der Blasiertheit der Unbildung und dem Ausdruck der Charakterschwäche ist un dandy. Was im 17. und 18. Jahrhundert die petits maîtres, zur Zeit der Revolution und des Direktoriums der incroyable, merveilleux oder élégant

war, war zur Zeit der Romantik der dandy, dem man in der Litteratur noch den Mantel der Schwermut und des Weltschmerzes umhing. Man schuf dazu das Abstractum le dandysme (engl. dandyism). Die reiche und vornehme Welt bedarf des confort (engl. comfort) — das Gegenteil inconfort (engl. discomfort) kommt seltner vor, man gebraucht häufig das Adjectif confortable (engl. comfortable). Als Bezeichnung für die Exclusivität der Gesellschaft werden die Ausdrücke select und selected modern. Man hat auch das Wort shocking entlehnt und bildet dazu se shockiner (engl. to shock, to be shocked), sich durch Verletzung des Anstandes empört fühlen. Für franz. saison giebt es auch engl. season (Saison der Badezeit, der Gesellschaften und Bälle, des Theaters). Auch die englischen Gartenfeste (garden-party) bürgern sich in Frankreich ein. Ein Wohlthätigkeitsbazar heisst une fancy-fair (e). Hier sei auch das Wort le toast, dazu toaster = porter un toast à qn. (engl. to toast) und un toasteur (engl. toaster) erwähnt. Der allerneueste Ausdruck für chic ist „smart“.

Der Codex der Liebe ist um das engl. flirt (Tändelei) bereichert worden und verbreitet sich rasch, es giebt davon flirtage und flirtation, sowie das Zeitwort flirter (engl. to flirt), vergl. flirting-room. Ein Courschneider kann mit flirteur (engl. flirter) gegeben werden, das entsprechende Femininum dazu, eine Kokette, heisst une flirteuse oder une flirt. Paul Hervieu hat 1890 einen Roman „Flirt“ geschrieben. Hier sei angeführt, dass die Gyp 1894 eine Dialogsammlung mit dem englischen Titel „Professional Lover“ herausgegeben hat. Die Lexika verzeichnen shake-hands (Händedruck).

Auch in Frankreich haben die Bezeichnung des Gabelfrühstücks lunch und der Vesperthees five o'clock-tea Eingang gefunden. Unter lunch versteht man ein Frühstück nach der kirchlichen Trauung eines Brautpaares, aber auch bei sonstigen Festlichkeiten. Man bildet dazu luncher (engl. to lunch) und luncheur (-se). Für franz. déjeuner-dînatoire sagt man auch luncheon-dînatoire und bildet luncheonner = luncher. Kleinere Nachmittagsgesellchaften der vornehmen Welt heissen five o'clock (meistens ohne tea), auch fivocloque, das man thé de cinq heures oder nur cinq heures übersetzt hat. Im Jahre 1895 hörte man vielfach in Paris einen komischen Monolog vom Five'oclock recitieren, der Komponist Fahrbach gab einem Polka diesen Namen, wenigstens in der französischen Ausgabe. In diesem Zusammenhang möge

shoppage, shopping (zwecks Einkaufs von Laden zu Laden fahren) und shopper (umherfahren) erwähnt werden.

Hier sei des englischen Clubwesens gedacht, das in Frankreich zur Zeit der Revolution hauptsächlich politischen Zwecken diente, später und namentlich in der Gegenwart überwiegt das Interesse am Sport und Vergnügen. Es giebt eine grosse Zahl von Sportclubs, die weiter unten verzeichnet sind, ausserdem le Roulette Club, Photo-Club, club nautique, alpin etc. In Jul. Vernes Romanen kommen der Reform-Club und der Traveller's-Club vor. Das Mitglied eines Clubs heisst clubiste (engl. clubbist) oder clubman. Man kennt das Verbum cluber, ferner club-house und clubbable (auch englisch). Die Aufnahme in einen Club oder eine Vereinigung geschieht durch Ballotage; jemanden dabei (durch eine schwarze Kugel) durchfallen lassen, blackboller, blackbouler, selten blackbuler (von engl. to blackball). Eine Neubildung dazu ist blackboulage.

Hieran seien eine Reihe von Gesellschaftsspielen angeschlossen, die in Frankreich bekannt geworden sind. Von Kartenspielen sind zu erwähnen whist, cribbage, boston (man sagt jouer au boston, faire un boston) und poker.*) Davon sind die beiden letzten Kartenspiele amerikanischen Ursprungs. Ausdrücke beim Spielen sind robber, robbre oder rob (engl. rubber), zwei gewonnene Partieen von dreien, tric (engl. trick) jeder Stich über die sechs ersten und singleton (avoir un singleton, jouer un singleton). Englische Würfel- und Puffspiele sind backgammon und creps (auch crabs), ein Tricktrackspiel ist jockey (Litt.). Das Billardspiel truc, das schon bei Voltaire begegnet, ist vielleicht englisches truck (doch vergl. italien. trucco).

Annales pol. et litt. 1892 ce quartier, du reste, ne pouvait fournir un public de high-life (p. 167). — Drumond, La France juive II, 173 souvent le mari, plus sensé, est resté au château, il vit là loin du high-life. — La Libre Parole 10. VII. mais les hommes ont toujours le High-Life-Tailor .. dont les costumes n'ont pas de rivaux pour l'élégance et le bon goût. — Drumond, La France juive I, 40 il a reconnu le coréligionnaire sous le gentleman. — Ann. pol. et litt.

*) In der englischen Bedeutung „Kamineisen“ kommt der Ausdruck in dem Roman „Léo“ von H. Delatouche vor: On eût dit le bruit d'une canne ou d'un poker de foyer anglais, heurtant le plafond afin de réveiller quelqu'un.

1892 le roi Humbert y (sc. à Monza) vit en gentleman-farmer avec une étiquette réduite à sa plus simple expression (181); la condition d'un noble Anglais ou d'un gentleman campagnard de vieille famille (221). — Le Journal 9. VII. on les (sc. les modes) trouve encore dans ces délicieuses mantes de taffetas glacé à capuchon, dont quelques-unes vous ont un petit air „old fashion" vraiment plein de charme. — Ann. pol. et litt. 1892 un groupe de jeunes actrices ratissant avec des râteaux exquis le sable d'une grève fashionable et vlantesque (116). — Augier, Les Lionnes pauvres 1858, II, 1: ces dandys femelles (sc. les lionnes). — Cat. Mendèz, Méphistophéla: Sourire — ressource aussi contre l'horreur de soi, élégance de la mélancolie, dandysme du désespoir et du remords (8). — Gyp, Aut. du mariage: c'est ennuyeux, les préparatifs de départ! Autrefois, on comprenait bien mieux le confortable (44). — J. Verne, Le Tour: les admirables bâtiments égalent en vitesse et surpassent en confortable tous ceux des autres lignes (267). — Drumond, La France juive: La baronne E*** fait partie de la société selected de la Duchesse de B*** (Préf. XI); Le bal de la baronne A... est plus select, mais celui de la baronne S... est plus brillant (I, 510). — Paris-Vélo 17. V. Assistance des plus select malgré le temps pluvieux. — Ann. pol. et litt. 1895: Ladies et misses, faisant concurrence aux Espagnoles, fument comme de jolies petites locomotives, et personne ne songe à trouver ça shocking; en Angleterre, c'est pendant la season, en plein été, qu'on prend plaisir à étouffer sous le masque et les déguisements (150). — Le Rappel 12. VII. La garden-party offerte hier soir, à cinq heures, par le ministre de la guerre et Mme Zurlinden, a été des plus brillantes. — Le Figaro 21. VI. la revue illustrée „La Critique" offrira à ses amis et collaborateurs une garden-party dimanche. — Ann. pol. et litt. 1895 il boit un verre de vin rouge, quand un toast de ses invités l'y oblige (150). — Le Genevois 28. VI. les deux vaisseaux allemands qui ont donné l'hospitalité à vos officiers, toasté et banqueté avec eux. — Maurice Muret im Journ. des Débats 1898 Nr. 338 Après „chic" qui ne dura qu'un temps et qui ne s'étend plus guère que sous l'orme du Mail, nous avons eu „vlan", „pschutt" et d'autres monosyllabes moins harmonieux encore: les mots vont

vite. Désormais on dira smart. En effet, pour étrange que cela paraisse, ce nouveau vocable d'une consonance si purement britannique, a rapidement conquis la faveur de nos élégants; le dandysme, comme l'art, n'aurait-il pas de patrie? . . . Etre smart, c'est donc être vêtu à la dernière mode . . . Muret citiert aus dem Cri de Paris: le smart gentleman changera de costume trois fois par jour.

Ann. pol. et litt. 1892 Bichette flirte beaucoup (60). — ibid. 1895 ce sont ceux qui ont supprimé de la société moderne le flirt aimable et respectueux avec les jeunes filles (133); le petit salon que Mme d'O. appelle le flirting-room (85). — Gyp, Aut. du mariage: pas de flirtages aux cinq heures des amies (12); moi qui comptait sur cette journée de chasse pour flirter le plus possible (193). — id. Joies conjugales: et savoir adroitement, en ayant l'air de m'intéresser à ces petites flirtations, jusqu'à quel point sont allées les choses (287). — Daudet, Petite Paroisse: Vraiment, elle aimait donc cet enfant? Mais alors, son flirt avec le père? (58); Baïa s'étant permis un léger flirt.. avec un interprète de l'armée (110). — Don Juan 22. VI. L'insolence de ce flirteur devenait à la fin insupportable. — Vie parisienne 1898 Nr. 48. On l'a envoyé, pour se perfectionner dans l'étude des langues, dans une vertueuse ou scientifique famille anglaise ou allemande, où le flirt ou la rêverie à deux avec Maud ou Gretchen, n'est nullement interdit quand on a bien travaillé avec le clergyman ou herr professor toute la journée.

Figaro 12. VII. au retour de l'église, réception et lunch chez Mme de Corny. — ibid. 20. VI. après la musique, on a servi le lunch. — Gyp, Joies conjugales: Hugues, qui avait copieusement lunché, se sentait la tête lourde de champagne et l'estomac légèrement embarrassé (268). — id. Aut. du mariage: pas de bals gais, pas de parties de théâtre, pas de petits cinq heures (83). — Daudet, Numa Roumestan: on venait de servir ce petit lunch de cinq heures qui mêle à l'excitation des causeries le cliquetis des cuillères fines sur des porcelaines du Japon, la chaude vapeur du samovar et des pâtisseries sortant du four (95). — Ann. pol. et litt. 1895 mais aux five o'clock, changement complet des toilettes (78). — Cat. Mendèz, Méphistophéla: ce fut à un thé de cinq heures, chez Mme de Ligneris (322).

Ann. pol. et litt. 1892: sa haute position dans le club le mit à l'abri des bons juges (181); — Le Figaro 21. VI. le clubiste dont le numéro sortait à la roulette devait avoir mis à ses jours dans les douze heures. — C. Mendèz, Méphistophéla: M. de Paël-Parbaix était un fort célèbre clubman. Ce nom „clubman“, on le donnait déjà à ces aimables oisifs, levés tard, qui traînent la paresse de leur indifférence de la salle d'armes au cercle, du cercle à l'alcôve de quelque cabatine, pas encore rentrée, mais qu'on attend. (230). — Paris-Vélo 17. V. une excursion a été décidée pour samedi. Départ du Club-House à 10 heures du matin. — Gil Blas illustré 4. VIII. M. de O. se repentit presque de l'avoir fait blackbouler au cercle. — J. Verne, Le Tour: jouer au whist (4); enragés joueurs de whist (15); mais entre les robbres, la conversation interrompue reprenait de plus belle (19). — Ann. pol. et litt. 1892 cet avoué, dans la petite partie quotidienne du poker entre amis, avoit l'habitude etc. Il s'ensuivit une telle quantité de full aux as que les adversaires finirent par ouvrir l'œil (181). — La Carricature 18. V. La Journée de Zézette: après midi, un poker avec quelque gigolo sans conséquence.

Auch einige englische Theaterausdrücke sind herübergenommen. Man spricht von box(e) und tautologisch loge-box; ein Billet heisst auf Dampfern, am Totalisator und sonst auch ticket. Man nennt den Leiter eines Theaters den manager. (Vgl. Figaro 21. VI. 95 le manager idéal d'un hôtel.) Von dem allgemein bekannten clown bildet man das Femininum clownesse, ferner clownesque, clownisme, clownerie (spr. klo-). Theater geringeren Grades werden music-hall und concert-hall genannt, ein Musikfest ist festival-concert, vergl. die Wendung les minstrels parisiens.

Annales 1895 p. 152 elle fait de Salomé une jeune clownesse qui ne ressemble guère, sans doute, à la fille d'Hérodiade. — Figaro 20. VI. telle est l'opinion de M. Ducaire, le directeur des Ambassadeurs, sur l'étoile (sc. Yvette Guilbert) de son élégant music-hall. — Ann. 1892 p. 255 donc, aprés avoir flâné le public houses le jour et au Concert-hall le soir, il prit la résolution d'aller etc. — Jusserand, Shakespeare (45) ils (sc. les acteurs anglais parcourant la France à la fin du 16e siècle) faisaient de la musique, amusaient par

leurs clowneries (au sens moderne du mot) et excitaient l'admiration par des cabrioles dignes d'acrobates.

5. Sport.

Die dem Englischen entnommenen Sportausdrücke nehmen bei weitem den grössten Umfang der Fremdwörter ein, thatsächlich hat auch der Sport in Frankreich vielfach Eingang gefunden und das Interesse an ihm ist in weitere Kreise gedrungen. Jede Pariser Zeitung bringt namentlich im Sommer eingehende Berichte über die neuesten Ereignisse der Sportwelt. Aber der Sport trägt in Frankreich immer das Gepräge des Angeeigneten, des Gelernten; er ist in den unteren Schichten der Bevölkerung lange nicht so verbreitet wie in den höheren Ständen. Er bezeichnet eben keine nationale Eigentümlichkeit wie in England. Le sport ist entsprechend seiner englischen Herkunft der Gesamtausdruck für alle Arten der öffentlichen Belustigung wie Wettrennen, Jagen, Rudern, Radeln, Tennisspielen etc. Von diesem Wort giebt es vier französische Adjektive, sportesque, sportique, sportier (-ière) und sportif (-ive), letzteres auch substantivisch, und ein Verbum sporter. Man spricht von la gent sportique, was englisch the sporting world sein würde. Ein Berichterstatter für Sportsangelegenheiten heisst un reporter sportif oder un sportif. Die einzelnen Sportsleute werden wie im Englischen sportsman (pl. -men) und sportswoman (pl. -women) genannt.

Wir beginnen mit den Ballspielen. Man spielt wie in Deutschland lawn-tennis; die Fläche, auf der gespielt wird, ist lawn-grass. Auch gehört ein besonderes costume lawn-tennis dazu. Das Schlagballspiel cricket ist ebenso bekannt wie der football (Fussball). Von letzterem Wort wird ein Verbum foot-baller und ein Substantiv un footballer gebildet. Eine bestimmte Art des Fussballspiels, rugby, ist auch im Französischen belegt. Für den Sport des crosscountry liegt ebenfalls ein Zeugnis vor. Der Ruf des Anspielers „Play“ (Achtung!) beim Beginn des Cricket- oder Tennisspiels wird auch in Frankreich gebraucht. Es giebt einen Football-Club und einen Cricket-Club.

Le Figaro 5. VII. 95 les Anglais ont introduit parmi nous le goût du lawn-tennis, jeu coquet, suffisamment actif, sans arriver à la brutalité. — Gyp, Autour du mariage 166, ce lawn-tennis en plein soleil, . . . allez-vous me

reprocher de jouer au lawn-tennis, à présent. — Daudet, Petite Paroisse 371 ils se figuraient entendre son rire (sc. de Charley), ses cris sur la pelouse . . . „Play“ . . . dans le bourdonnement des abeilles autour des troènes. — L'Illustration 2. IV. 98 chaque dimanche, toute une jennesse . . . court, saute, lutte, sporte et se porte bien. — Figaro 18. I. 98 Football. — Le premier match de rugby comptant pour le championnat de France s'est joué dimanche. — Illustration 2. IV. 98 parmi les sports athlétiques qui ont ces dernières années, en France en général, à Paris en partial, atteint un développement prodigieux, il faut citer le cross-country (course à travers la campagne). — Vgl. einen alten Bericht über den Sport in England von Misson (Mémoires et observations faites par un voyageur en Angleterre, La Haye 1698) en hiver, le football est un exercice utile et charmant. — Trois Z'Aunes de Revue. Vaudeville local de Genève (um 1890), darin das Couplet „Les Foot-Baller“

All right! all right!
C'est fini le foot-ball!
All right! all right!
A la Plaine, peau de balle,
Notre torse qui se cambre
Où l'montrer désormais?
Il nous faut foot-baller en chambre,
Adieu, cher Plainpalais.

Jagdausdrücke aus dem Englischen sind nicht viele vorhanden. Die Schnitzeljagd ist rally-paper, oder dem Französischen angeglichen, rally(i)e-papier; der Plural davon rallye-papers (Gyp, Joies conjugales 59 les rallies papier).*) In demselben Sinn kommt nach Villatte auch paper-hunt vor, im Argot heisst eine solche Jagd mit künstlicher Fuchsspur dem Englischen ent-

*) Die Schnitzeljagd ist ein Hauptsport der vornehmen Militärkreise Frankreichs. An militärischen Wörtern sind noch aus dem Englischen mess (Messe) und raid, auch reid, raide (Streifmanöver besonders bei der Kavallerie, Einfall grösserer Reitermassen, Ritt von längerer Dauer), davon raidiste zu nennen. Vgl. Don Juan 22. VI. 95 le soir, après l'absinthe, réunis au mess, ils (sc. les officiers) causèrent longuement; Gyp, Plume et Poil 226 le général se dédommage en racontant de raides à la belle comtesse. Ann. pol. et litt. 92 p. 279 il ne s'agit pas du fameux raid d'officiers entre Berlin et Vienne. Vgl. die Fremdwörter horse-guard und buffetier (beef-eater, Leibgardist).

sprechend auch drag. Hunting-box ist soviel wie Jagdrendezvous (A. H.). Zahlreich sind die englischen Namen für die verschiedenen Hunderassen. Schon aus dem 15. Jahrhundert ist dogue (engl. dog) belegt; man sagt auch boule-dogue (engl. bull-dog). Man vergleiche die Zusammensetzungen bull-ratier (Rattenbeisser) und bull-terrier (Kreuzung von Bulldogge und Dachshund). Jagdhunde sind beagle, auch bigle, ferner pointer und foxhound. Hühnerhundarten sind clumber und gordon. Ein Federwild-Stöberhund ist spaniel, ein Wachtelhund king-charles, ein Schnepfenhund cocker, ein langhaariger Vorstehhund setter. Ein Apportierhund ist retriewer, ein kleiner Dachshund toy-terrier. Der Almanach Hachette führt noch blood-hound, colly-dog, field-trials und harrier an.*) Die unten angeführte Stelle aus einem Roman der Gyp zeigt, wie die Namen dieser Hundearten, die zunächst nur den Züchtern und Besitzern geläufig sind, in die Litteratur eingeführt und verbreitet werden.

Le Journal 9. VII. 95. dans la belle saison, nous offrirons quelques rallye-papers pour culs-de-jatte. — La Gaudriole 31. I. 95 à une soirée donnée par les uns (sc. les lignards d'une petite ville), les autres (sc. les houssards de la même garnison) ripostaient par un bal; à un rallye-papers (sic!), par une fête vénitienne. — Les Annales 1892 p. 277 tout son quartier le connaissait (sc. le journaliste Albert Millaud), ayant remarqué l'original coutume qu'il avait d'emporter toujours sous son bras son fidèle ami, le king-charles Kiki. — Gyp, Plume et Poil: pour voir (à l'exposition des chiens) des caniches, des bulls, des chiens de berger et des chiens à rats (27); mon grand retriewer noir . . . il y a dix ans que je vous vois chasser avec cette malheureuse bête (28); ils sont splendides, les cockers de M. Paul Caillard (30); comment voulez-vous que ces malheureux petits beagles, gros comme le poing, chassent la bête noire (35); qu'est-ce que vous me conseillez? un Saint-Germain, un setter ou un spaniel-clumber? — Mais, ça n'a aucum rapport . . . le spaniel-clumber par exemple, ne sert qu'à rabattre le gibier . . . il n'est utile que dans les pays excessivement giboyeux (39); un Purdey (?) admirable (39); je crois bien, qu'elle est jolie; c'est un cockers-spaniels (sic!) . . . elle

*) Vgl. die Ausdrücke race dorset (Schafrasse aus der Grafschaft Dorset) und rasse dorking (Hühnerrace aus Dorking).

est au Kennel studbock (118). — Jusserand, Shakespeare (18) Le Lieutenant de la Tour qui l'accompagnait, certifia leur origine et pedigree (sc. des chiens).

Von den übrigen Sportarten wird der Faustkampf la boxe (engl. boxing) jetzt nicht mehr so gepflegt wie zur Zeit Bérangers. Das Verbum dazu heisst boxer, se boxer (engl. to box), das Substantiv un boxeur, une boxeuse (engl. a boxer). Über den Rudersport vergleiche man den Abschnitt „Schiffahrt". Nicht so sehr ist das shooting (=tir aux pigeons, Taubenschiessen) verbreitet, das Mitglied eines Taubenschiessvereins ist un shooter. Das einmal belegte le pulleur scheint eine Bildung von der beim Taubenschiessen gebräuchlichen Interjektion pull! (los!) zu sein. Neuerdings ist der Sport des Rollschlittschuhlaufens sehr beliebt geworden und dient besonders zu öffentlichen Schaustellungen. Das englische to scate, Schlittschuhlaufen (franz. patiner) und das dazugehörige Substantiv scating haben im Französischen eine Reihe von Bildungen hervorgerufen, die sich in ihrer Bedeutung zu dem Begriff des Rollschlittschuhlaufens verengert haben (engl. a roller-skate). Das Zeitwort heisst scatiner, das Substantiv skatinage, der Läufer ist un skateur (skateuse) oder un scatineur (-se), was engl. a skater sein würde. Skating-ring (rink) ist die Bahn für den Rollschlittschuhläufer; daher das abstrakte rinkomanie, das eine übertriebene Begeisterung für diesen Sport bedeutet. Daudet hat im Numa Roumestan (256 fg.) eine Schilderung dieses Sports gegeben, bei dem das weibliche Publikum (la femme du scating) meistens ein sehr gemischtes ist.

Ich schliesse hieran eine Aufzählung englischer Wagenarten, die, meistens zierlich und leicht gebaut, zum Inventar vornehmer Familien gehören, doch kommen auch englische Namen für Droschken und Lastwagen vor: 1) un break, offener Wagen mit Quer- und Längsbänken wie beim Omnibus, vergl. break-poste, ein offener Postwagen in dieser Art, 2) un brougham, niedriger zwei- oder vierrädriger Wagen mit einem Pferd, nach dem Lord Brougham benannt, 3) un buggy, auch boghey, boghei (Litt.), leichtes Kabriolett ohne Verdeck mit einem Pferde, 4) un cab, auch ein leichter Einspänner, dessen Kutscher cabby genannt, hinten sitzt, vergl. aérocab Luftfahrzeug, 5) cob, zweirädriger Karren (Vill.), 6) dog-cart, zweirädriger Jagdwagen und boggcart (Cosack), 7) dorsay, eleganter hoher Wagen, nach dem oben erwähnten Count d'Orsay, 8) drag, Jagdkutsche, 9) four-in-hand, ein

Viergespann mit Wagen, 10) gig, auch gigue, zweirädriges Kabriolett, 11) handsom(e) (-cab), eine Art Droschke, 12) mail oder mail-coach, langer, vierspännig vom Bock gefahrener Wagen für Landpartien — das Fahren mit derartigen Wagen heisst coaching, 13) milord, leichter vierrädriger Wagen, 14) poneychaise, ein mit Ponies bespannter Wagen, 15) spider (eigentlich Spinne), hoher, einsitziger Wagen auf zwei Rädern, 16) tandem (lateinisch, aber aus dem Englischen übernommen), offener, leichter Wagen mit zwei hintereinander gespannten Pferden, 17) tilbury, auch ein zweirädriger, eleganter Wagen, nach dem Namen des Erfinders benannt und 18) truc, truck (engl. truck), Last- und Transportwagen und 19) wagonnet (engl. waggonette), leichter, offener Wagen mit zwei Längsbänken.

Jules Verne, Le Tour du monde; il administra au malheureux inspecteur une volée superbe, qui demontra la haute supériorité de la boxe française sur la boxe anglaise (197); — Gyp, Plume et Poil; le coup part au milieu du groupe et va crever la guérite du Pulleur. — Gyp, Autour du mariage: la scène se passait dans des ménages interlopes, chez les rouleuses du skating ou du Paillasson. —

Balzac, Excentricités du langage: une de ces voitures nouvellement mises en circulation sur les places de Paris et nommées des milords etc. (Litt.) — Jul. Verne, Le tour du monde: monter dans un cab (27,) sauter dans un cab (304), le passage incessant des coaches (203). — Gyp, Aut. du mariage: aller en mail (8), les de X... sont là-bas en break (256); id. Joies conjugales: le comte de L*** a donc remisé son buggy chez sa bonne tante. A. Daudet, Petite Paroisse: de grands breaks de chasse (19), quand un break passa, chargé de monde, toilettes claires, ombrelles éclatantes (115), nous prendrons le boghey pour aller plus vite (149). Guy de Maupassant, Histoire d'une fille de ferme: maître Vallin ayant attelé son tilbury partit un jour pour le consulter (38). — Journal des Débats 2. VII. 97 le défilé des mail-coaches (à Londres). — Le petit Journal 12. VI. 95 deux grands breaks à quatre chevaux fermaient la marche (sc. des voitures automobiles).

Das grösste Interesse nehmen der Radfahrsport und die Wettrennen ein, auch hier herrscht die englische Mode und englische Ausdrucksweise. Ein sehr häufiger allgemeiner Ausdruck für eine sportliche

Unternehmung, für einen Wettkampf beim Rennen, Radeln und Rudern ist un match, ein Teilnehmer einer solchen Partie un matcheur. Der Radfahrsport heisst le sport vélocipédique oder kurz le vélo-sport. Dies ist auch der Titel eines Pariser Sportblattes. Ein Radler heisst un veloceman (pl. -men), eine Radlerin une velocewoman (pl. -women), seltener cyclewoman, (eigentlich bicyclewoman). An Clubs giebt es: le club cycliste, le Véloce-Club oder Vélo-Club, auch le Rallye-Vélo, ferner le Touring-Club (Tourenklub) und le Racing-Club (Rennklub). Das Wort record, die höchste notierte Leistung in einem Sport, wird im Französischen auch in figürlichem Sinn gebraucht. Die im Sachs-Vilatte Suppl. gegebene Erklärung als eine jemand gutgeschriebene Leistung trifft nicht für alle Fälle zu. In den Annales litt. et polit. 1892 p. 214 und 229, wo die Frage nach der Bedeutung des Wortes aufgeworfen wird, wird in der Einschränkung auf den Radfahrsport, wo das Wort auch am meisten verbreitet ist, folgendes erklärt: le **record** est le trajet que l'on fait, d'un point à un autre, non en un temps déterminé, mais le plus vite possible, danach wird tenir le record von jemandem gesagt, der eine bestimmte Strecke in der kürzesten Zeit durcheilt. Nach einer andern angeführten Erklärung bezieht sich der Ausdruck nicht bloss auf die Zeit, in der die Strecke zurückgelegt wird, sondern auch auf die Entfernung zwischen Anfangs- und Endpunkt der Strecke. Von dem Wort giebt es eine Ableitung un recordman. In übertragenem Sinne heisst détenir le record etwa „den höchsten Anforderungen entsprechen.“ Unter un team (eig. Gespann) versteht man die Personen, die eine Sportpartie zusammen unternehmen, oder die Mannschaft, die eine Sportgesellschaft zu einem Radfahr- oder Rudermatch stellt. Das einfache Rad führt den Namen bicyclette, ein Rad mit zwei oder mehreren Sitzen hintereinander den englischen tandem (die anderweitige Bedeutung des Wortes s. oben).

„Sur le turf“ ist eine beliebte Überschrift in den Zeitungen bei den Berichten über die Wettrennen. Ursprünglich Rasenplatz, Rennbahn bedeutend, ist es jetzt eine Gesammtbezeichnung für alles aufs Rennen Bezügliche. Ein Freund dieses Sports ist un turfiste. Unter Derby races versteht man in England die vom Lord Derby gegründeten Rennen in Epsom bei London, welche jährlich in den letzten Tagen des Mai stattfinden, in Frankreich bedeutet derby die grossen Rennen in Chantilly im Norden von Paris. Tattersall

ist auch im Französischen die Bezeichnung einer Reitbahn, die neben Übungszwecken gleichzeitig dem Verkauf von Pferden, Wagen und allen Reitutensilien dient. Es war ursprünglich der Name eines solchen Etablissements in Paris, das nach Littré im Jahre 1855 von der Regierung konzessioniert wurde, und das ganz nach dem Muster des Londoner Tattersalls eingerichtet war, dessen Gründer Richard Tattersall 1795 gestorben ist. Der Renntag kann meeting genannt werden. Für die verschiedenen Arten des Wettrennens kommen vier englische Bezeichnungen vor: handicap und scratch, steeple-chase und flat-race. Handicap ist ein Rennen, wobei die Reiter je nach ihrer Geschicklichkeit durch Gewichte verschieden beschwert werden, um die Chancen für alle möglichst gleich zu machen. Derjenige, dem dies Abschätzen der Chancen und das Bestimmen der Gewichte zufällt, ist engl. handicapper, franz. le handicapeur; das entsprechende Verbum ist engl. to handicap, franz. handicaper. Die Beschwerung des Reiters geschieht nach stones, man sagt feather-weight und top-weight, das am leichtesten und das am schwersten beladene Pferd (A. H.). Ein Rennen ohne einschränkende Bedingungen, wo die Chancen der Pferde und Reiter in Hinsicht auf ihre Tüchtigkeit nicht abgeschätzt oder ausgeglichen werden, ist scratch (engl. scratch-race); scratch ist eigentlich der Ausgangspunkt, der Strich am Boden, von dem an ein solches Rennen beginnt. Ein derartiger Renner heisst un scratchman. Handicap und scratch werden auch in demselben Sinne beim Radfahrsport gebraucht. Ein Wettrennen mit Hindernissen heisst steeple-chase, franz. course au clocher, vergl. hurdle-race, ein Flachrennen ohne Hindernisse flat-race oder course-plate. Ein Graben als Hinderniss ist brook (engl. Bach). Derjenige, der das Zeichen zum möglichst gleichzeitigen Abrennen (start) der Pferde giebt, ist der starter; vergl. flying-start, fliegender Start, und false start = faux départ (A. H.). Der gewerbsmässige Reiter heisst jockey, jockei*), der Herrenreiter gentleman-rider, der Schrittmacher pacemaker. Ein bewährter Reiter oder Radfahrer, der nahmhafte Erfolge aufzuweisen hat, erhält die ehrende Bezeichnung eines stayer. Unter paddock versteht man eigentlich die Umzäunung einer Pferdekoppel und diese selbst, dann auch den Platz

*) Ein Femininum dazu, la jockeyte, findet sich in einer Revue de Guignol von Gardel-Hervé, welche im Juli 1895 in der Horloge in Paris aufgeführt wurde.

der Rennpferde mit der Umhegung, box (boxe) ist eine Abteilung des Pferdestalls auf dem Rennplatze, lad der Stallbursche, auch stable lad.

Die Rennpferde werden in das stud-book (Gestütbuch) eingetragen, ihr Stammbaum ist pedigree. Ihre Leistungen nennt man performances (pl.), doch kann der Ausdruck auch von Reitern und Radfahrern gebraucht werden; ein sich durch Ausdauer auszeichnendes Rennpferd ist unstayer (was auch von den Jockeys und Radfahrern gesagt werden kann). Ein Probegalopp vor dem eigentlichen Rennen heisst un canter. Unter sprint versteht man einen kurzen, forcierten Wettlauf im Galopp; danach ist un sprinter ein Jockey, der in dieser Gangart besonders geübt ist; beide Ausdrücke lassen sich auch auf Radfahrer anwenden. In der Reitkunst bedeutet das Adjectivum tride, kurz und geschwind in der Schenkelbewegung. Dasjenige Pferd, das die meisten Aussichten auf Erfolg hat, der Favorit, heisst un crack, was natürlich auch le favori genannt wird. Das Gegenteil davon ist der outsider, das Pferd, das keine Chancen hat. Plater wird von Sachs-Villate (Supp.) als ein für das Flachrennen bestimmtes Pferd bezeichnet, im englischen Wörterbuch von Muret wird es als ein um einen plate (Preis aus Silber oder Gold von hohem Werte) laufendes Pferd erklärt. Hack ist ein allgemeinerer Ausdruck für ein Rennpferd, das nicht zu den eigentlichen Rassepferden gehört und auch zum Jagen und zum Spazierenreiten geeignet ist. Stepper, steppeur (engl. stepper), das Littré als cheval qui a de l'action erklärt, ist ein guter Traber, Renner; die Abrichtung dazu heisst steppage. Ein kleines, aber kräftiges, gedrungenes Pferd ist un cob, ein Jagdpferd un hunter. Sehr verbreitet ist die Bezeichnung pony, poney, ponet, auch ponette, ponyette (engl. pony, poney.*) An sonstigen Bezeichnungen an Pferdearten kommen vor: blood horse, Vollblutpferd, guilledin (engl. gelding, Wallach), hobin (engl. hobby, schottischer Passgänger), erwähnt sei daw, dauw, ein Gebirgspferd vom Cap,

Unzertrennlich vom Rennplatz ist das Wetten, betting, das in mehreren Verbindungen vorkommt: betting-man (pl. -men), der Wettende, betting-book oder auch nur book) das Wettbuch und betting-room (das Wettzimmer). Der gewerbsmässige Buch-

---

*) Figürlich von Cocotten gesagt: Jolie taille! Laquelle? la pouliche de pur sang, ou la poneytte? (Gyp, Plume et Poil 230.)

macher heisst un bookmaker (fem. bookmakeuse). Fielders (pl.) bezeichnet beim Wetten die Gesamtheit der gegen einen oder mehrere Favoriten wettende Personen, was franz. etwa prendre le champ (Vill.) sein würde. Jemand, der nur auf ein Pferd wettet, ist ein backer. Aus dem Argot der Buchmacher sei die Wendung avoir gagné son poney (= 500 Fr.) angeführt; monkey ist eine Summe von 500 £ als Einsatz einer Wette. Ein allgemeinerer Ausdruck für die Einsätze beim Wetten ist stakes, der dann auch die Wetten selbst bezeichnet. Un ring ist eigentlich der Wägeplatz beim Rennen, davon das Verbum ringuer, auf dem Wägeplatz halten, dann der Kreis der wettenden Personen, deren jede wieder mit ringueur bezeichnet wird. Tipster ist jemand, der den Wettenden das im Rennen wahrscheinlich siegreiche Pferd gegen Geld angiebt, vergl. die Wendung donner un tip(e). Einer, der die Geheimnisse der Rennställe ausspioniert und sie den Tipstern und Buchmachern verrät, heisst un tout (engl. auszusprechen). Wenn jemand wettet, sich aber beim Bezahlen drückt oder mit erhaltenem Gelde durchbrennt, wird un welcher (engl. welsher, abgeleitet von Welsh) genannt; davon giebt es eine substantivische französische Neubildung une welcherie (velcherie).

An Rennclubs fehlt es nicht, der wichtigste ist der Jockey-Club, es giebt ferner einen Trotting-Club (Traber-, Rennclub) und einen Coursing-Club (Rennclub).

Jenes eigenartige englische Ballspiel zu Pferde, polo genannt, eine Vereinigung zweier Sportarten, ist auch in Paris bekannt. Im Paris-Vélo (17. V. 95) wird ein Polo-Club erwähnt; vergl. un match of polo, Figaro 12. VIII. 95.

Echo de Paris 5. VIII. 95 c'est aujourd'hui que se dispute ce match de 50 kilomètres qui passionne tous les sportsmen. — Don Juan 22. VI. 9 le cyclisme! Quel adorable sport, même pour ceux qui n'apprécient pas directement les charmes de la bicyclette et du tandem! ... les cyclewomen ont inventé de merveilleux costumes, grâce auxquels nos yeux s'initient à des plaisirs délicats et charmeurs. — Les annales pol. et litt. 1892 d'ailleurs les velocemen emploient un vocabulaire très particulier (214); c'est ce dernier qui tient le record, jusqu'à ce qu'il se rencontre un veloceman plus leste encore. — Le Figaro 20. VI. 95 le même jour, le sport vélocipédique parisien fera courir son handicap annuel de 50 kilomètres. — Paris-Vélo, organe quotidien du Cyclisme 17. V. 95 l'inauguration

de la saison sportive ... le Prix de la Seine, réservé aux tandems professionnels, a réuni des équipes de tout premier ordre. Nous constatons la présence des teams suivants ... en tout, treizes équipes ... Protin comptait débuter dans le handicap de 900 mètres, il courra un match important le lundi ... une épreuve de 5000 mètres tandems réservée aux amateurs ... malgré une belle défense de l'équipe française, le team américain a triomphé ... monté sur un tandem de fabrication allemande, la fourche d'avant en cassa net; bicycle handicap, tandems scratch; le seul scratchman rendait dans sa série jusqu'à 120 mètres; triomphant d'une ou deux longueurs après un sprint merveilleux. — L'Intransigeant 15. VIII. 95 (Vélocipédie) il sera intéressant de voir aux prises avec nos meilleurs sprinters ... le fameux Barden; Bauker en est le scratchman et les coureurs cités plus hauts prendront également part à cette course. Beaucoup de sportsmen de la province et de l'étranger ont profité de la Fête nationale pour venir assister à ce meeting sensationnel. — Le Rappel 12. VII. 95 le match aura lieu dimanche prochain au vélodrome, chacun des matcheurs a déjà mobilisé un lot imposant de triplettes et de quadruplettes. — L'Eclair 28. VII. 95 Béalu, le recordman de Brest-Belfort, a, comme il s'y était engagé, abaissé son record du tour de Sarthe; cette performance, dont l'intérêt a été doublé, au point de vue cycliste, par l'horrible temps que nous subissons. — La Presse 16. VII. 95 le recordman de Paris-Milan descend allègrement de machine et va prendre un repos bien mérité. — Le Temps 18. VI. 95 à enlever les records conquis par notre redoutable stayer. — Figaro 12. VII. 95 le record est battu de 55 secondes. ibid. 10. V. 95 le coureur anglais a battu tous les records du mondes de 1 à 10 kilomètres en 12 minutes 13 secondes. — L'Intransigeant 15. VII. 95 il fait couramment pour le tour de piste 22 secondes $^4/_5$, ce qui est bien près d'égaler le record. — Paris-Vélo 17. V. 95 les Chalets du Cycle ont détenu, dimanche, le record de la foule; la Maison Cook et Cie détient le record de cette spécialité (sc. en maillots d'hommes et maillots corsages pour femmes). — Figaro 29. VI. 95 on approche de la ville monstre (sc. Londres) qui détient le record de la population. — Le Temps 15/16. VII. 95 (Le Record de la Paperasserie) voici une petite historiette qui nous paraît digne

d'obtenir le record parmi les récits des prouesses bureaucratiques et paperassières.

Le Genevois 18 VI. le Derby a été couru à Londres et le Grand-Prix à Paris, c'est-à-dire que, pour le monde, la saison estivale commence. — Figaro 18. I. 98 On était (à Nice) serré, entassé comme à Longchamps ou à Auteuil le jour du Grand Steeple-Chase; Vicieuse (nom d'un cheval) culbutait à l'entrée du paddock. — La Presse 16. VI. Pluton (nom d'un cheval) a fait toutes sortes de difficultés pour aller se placer sous les ordres du starter, Son jockey et le lad qui le tenait par la bride ont fini par décider que le mieux était de se rendre au poteau à reculons; en prenant son canter, le cheval Premier Né s'est emballé; puis, ramené au poteau, il s'est montré beaucoup moins vigoureux; j'aurais voulu voir Premier Né disputer le handicap où il semble que sa chance eût été meilleure. La voilà (le cheval Velleda) de nouveau dans un steeple-chase, sera-t-elle plus heureuse? — Le Rappel 12. VI. Prix Waverer (steeple-chase, hacks et hunters, gentlemen-riders, 4000 fr. 3,800 mètres. — Le Journal 9. VII. 95 Prix de Royallieu — Epreuve réservée aux gentlemen-riders. — Paris-Vélo 17. V. Jolie vente hier au Tattersall, 24 rue Beaujon. — Gyp, Plume et Poil, Brest (nom d'un cheval) sera amené fit and well pour la course (137); combien pesez-vous? — Sept stones sur mes souliers . . . il fallait me soulager de trois stones pour monter (146). — Journ. amus. 7. V. 98. Courses avec entraîneurs (tandems électriques): stayers contre sprinters. — L'Illustration 18. II. 99 on le (sc. un lutteur) matche avec Schackmann. — Gyp, Autour du mariage: vous avez un cob superbe, général. — N'est-ce pas. Il est surtout très bien mis (279); Id., Joies conjugales: il y a deux jours que les poneys ne sont pas sortis (108). — Id. Plume et Poil: vous ne savez pas ce que c'est qu'un crack! . . c'est le favori de l'écurie, le cheval de tête (142); parce que c'est très chic d'avoir un chien inscrit au Kennel stud-book . . . c'est envahi comme l'Almanach de Gotha (32). — Jules Verne, Te tour: Phileas Fogg fut inscrit comme un cheval de course, à une sorte de stud-book. — Annales 1892 (Henri Lavedan): c'est à cheval que je me promène, sur mon cob. — Le Journal 9. VII. la course pour hacks et hunters est restée à Ephémère. — Figaro 21. VI.

attelage poney. Cadix (nom d'un cheval) l'attendait (sc. Bayan) pour l'aider à franchir le brook, mais tous deux perdaient beaucoup de terrain. Au brook, Bayan se dérobait et venait en contacte avec Cadix. Nous avons assisté (à Auteuil) aux victoires de plus extrêmes outsiders. — Figaro 5. VII. Le prix est revenu à l'outsider Demonio qui ne manque pas d'une certaine qualité. — Figaro 10. V. Les toilettes commencent à devenir tendres et sont agréables à regarder, groupées sur les bancs-trianon du paddock. ibid. North Star venait, dans un rush (ungestümen Lauf, Wettlauf) foudroyant, la battre (sc. Néerlandaise) d'une courte encolure. — Le Journal 9. VII. lors les récents Jubilee stakes.

6. Verkehrsmittel.

Für „Pferdebahn" giebt es kein französisches Wort, man sagt tramway oder meistens gekürzt tram, vergl. tram électrique, tram-omnibus, tramway à vapeur, train-tramway (Dampfbahn mit mehreren Waggons). Die Anlage einer Pferdebahn ist tramwayage. Das Verdeck des Pferdebahnwagens, das für gewöhnlich l'impériale heisst, kann auch mit engl. top wiedergegeben werden. Der Ausdruck car bezeichnet sowohl einen Pferdebahn- wie einen Eisenbahnwagen, vergl. autocar, dining-car. Aus dem Eisenbahnbetrieb ist rail (Schiene, Eisenbahnschiene) sehr verbreitet und kommt in vielen Verbindungen vor. Für chemin de fer lässt sich auch un railway, gekürzt un rail, seltener rail-road verwenden; auch findet sich das engl.-franz. Mischwort rail-route. Eine Trajektbahn heisst floating-railway. Zahlreich sind die Ausdrücke für Wagenarten: tender (Kohlenwagen für die Lokomotive), wagon (engl. waggon) mit vielen Ableitungen, lory, lowry, lori (engl. lowry, lorrie, lorry) offener Schleppwagen; ferner die feineren Waggons: salon-car (engl. saloon-car), sleeping-car oder nur sleeping Schlafwagen und Pullmann-car (amerikanischer Salonwagen, nach dem Erfinder genannt). Ein Blitzzug ist express; z. B. Express-Orient, Nice-Express, Express de Strassbourg. Unter un Cook versteht man den Besitzer eines Cookschen Rundreisebillettes, vergl. un circulaire Cook. Als Bezeichnung einer Haupteisenbahnlinie hat J. Verne den Ausdruck trunck, Nowack verzeichnet für Stationsvorsteher statio-master (engl. station-master). Erwähnt sei das häufige tunnel (Eisenbahn-

tunnel). Ausserdem giebt es verschiedene technische Bezeichnungen, die sich nicht ausschliesslich auf den Eisenbahnbetrieb beschränken, deren Verbreitung aber nur gering ist, so crossing = cœur d'un croisement Herzstück, truck-support Drehgestell, drop Hängemaschine u. a. Vom engl. trip (Ausflug) wird trippisme im Sinn von „Reisewut" neugebildet. Das interessante Wort railway-spine bedeutet eigentlich die Rückenmarkserschütterung, die durch anhaltendes Eisenbahnfahren entstehen kann, dann aber auch die Reisefurcht des Publikums nach Unglücksfällen. Englisches tourist schreibt man im Französischen touriste (Reisender).

Journ. des Déb. 2. VII. je courrai la ville à pied ou sur les tops d'omnibus. — Ann. pol. et litt. 95, il le (c. Napoléon III) photographiait en sleeping (100). — J. Verne, Le Tour: Même si les Indous ou les Indiens enlèvent les rails (21); en cet endroit, le rail-road atteignait le plus haut point du parcours (238); dans les rues, voitures nombreuses, omnibus, cars de tramways (201); „Ocean to Ocean" — ainsi disent les Américains, et ces trois mots devraient être la dénomination générale du grand trunk, qui traverse les Etats-Unis d'Amérique dans leur plus grande largeur (209); à huit heures, un stewart entra dans le wagon et annonça aux voyageurs que l'heure du coucher était sonnée. Ce wagon était un sleeping-car qui, en quelques minutes, fut transformé en dortoir (212).

7. Schiffahrt.

Auf dem Gebiete der Nautik sind schon im 16. und 17. Jahrhundert eine Reihe von Wörtern, die im Englischen und Holländischen gleich oder ähnlich lauten, durch den Verkehr mit beiden Völkern eingeführt worden, so dock (engl. dock, holl. dok), flibot (engl. fly-boat, holl. vlie-boot, kleines Lastschiff), yak, yacht*) und yole (engl. yole, yawl, holl. jol); mit chaloupe wird gewöhnlich engl. sloop, holl. sloep zusammengestellt. Älteren Ursprungs sind auch ferler, ferlage (engl. to furl, die Segel einziehen), héler (ein Schiff anrufen, zu to hail), gabord, meist pl. (engl. gar-board) die untersten Planken eines Schiffes; zweifelhaft ist der englische Ursprung von sabord, Kanonenpforte eines

*) J. Frank, Die Heimat des Schiffsnamens „Yacht" in der Zeitschr. des allgem. deutsch. Sprachvereins XII, 12.

Schiffes, davon saborder, ferner brick (engl. brig), péniche (vielleicht zu engl. pinnace), quaiche (engl. ketch). Neueren Ursprungs sind sloop, sloup (engl. sloop), cutter oder cotre, steamer und steam-boat (auch nur steam), ferner ram (Widderschiff), launch à naphta (Naphtaboot), cunard oder cunard-steamer (Oceandampfer der Cunardlinie, nach dem Begründer benannt), blockship (Schiff für den Hafenschutz), lightboat (Feuerschiff), smuggler Schmuggelschiff, auch Schmuggler = smogleur), daudy (Sachs, Suppl.?) und ballast (kann auch dem Deutschen entlehnt sein).

Der Ruder- und Segelsport bedarf besonders leichter Böte, für welche man sich der englischen Bezeichnungen bedient: gig, yolegig, skiff (davon skiffeur), skuller (Boot für eine Person mit zwei kurzen Rudern), outrigged and inrigged boats, Böte, die mit einem Ausleger (outrigger) versehen sind. Die Ruderer heissen rowingmen und es giebt natürlich einen rowing-club. Von dem Ausdruck yacht (yak, yac), der oft in den Wendungen yacht de course, de plaisance vorkommt, giebt es die Neubildungen yachtsman und yachteur, sowie die Zusammensetzung steamyacht (Dampfyacht). Le Yachting ist der Sport des Yachtfahrens sowie der Segleranzug.

Bekannt sind die Ausdrücke captain und stewart; zuweilen kommen vor purser (Zahlmeister, Rendant auf Schiffen) und midshipman oder midship (Seekadet).

Zur Nautik gehören ferner folgende Fremdwörter: loch (spr. lok) Logge, engine-room (Maschinenraum), tank (der Flüssigkeitsbehälter, das Wasserfass auf den Schiffen), wharf (Werft, bei J. Verne), pier (Hafendamm), spardeck (Oberdeck), cruising (das Kreuzen), bouline (engl. bowling, bowline, Boleine) mit den Ableitungen boulinage (das Segeln vor dem Winde), bouliner (Verb.) und boulinier (Adj. und Subst.), merlin (engl. marline, holl. marlijn, Marling, dreidrätiges Seil), jack (Gösch, Schiffsflagge). Man kennt den Commandoruf stop! Englisches to stop ist franz. stopper, anhalten, wofür Littré ein Beispiel vom Jahre 1847 beibringt. Man bildet davon stoppeur = appareil mécanique destiné à saisir et arrêter le câble lorsqu'il file, l'ancre lorsqu'elle descend au fond de la mer, le moteur d'une machine. (Litt.).

Dem Fischereibetrieb sind shrimping und corceron entlehnt (s. Littré).

Mérimée, Tamango (1829) il ne resta plus de vivant à bord du brick l'Espérance; id. Théâtre de Clara Gazul (1825): le sloop s'est rapproché pour nous (Les Espagnols II, 2). — Daudet, Pet Paroisse: l'achat d'un petit sloop, dont Richard avait eu la fantaisie (23); le captain, le second, le stewart, bonnes figures anglaises, congestionnées, consternées (122); à la fin, sur un ordre réitéré de sa maîtresse, le cocher fut obligé de stopper (325). — Figaro 26. VII. 85 nous fréterons un bateau-mouche, et là nous nous esbattrons . . . stoppant à tous les pontons (sc. de la Seine) pour toaster à ce gobeloteur insigne. — J. Verne, Le Tour: ni les bassins ni les docks de Londres n'avaient jamais reçu un navire (2); des docks, des hôpitaux, des wharfs, des entrepôts (141); steamer en fer à hélice et à spardeck (34); quelques-uns restèrent sur le spardeck à contempler le panorama pittoresque (40); le purser, l'homme de confiance de la Compagnie, l'égal du capitaine à bord, faisait somptueusement les choses (52); lorsque quelque steamboat passait en hennissant et troublait les eaux consacrées du Gange (106); appuyé sur la rambarde de l'engine-room, il regardait la puissante machine (133); le train s'arrêtait dans la gare, sur la rive droite du fleuve, devant le pier même des steamers de la ligne Cunard (261); le steamer dépassait le Light-boat qui marque l'entér de l'Hudson (273). — J. Verne, Cinq Semaines: un jeune midshipman (55). — Figaro 18. I. 98 le froid n'a pas empêché les rowing-men du Stade français de faire dimanche une sortie en Seine.

8. Politik und Presse.

Der frühzeitig vorkommende Ausdruck bill wurde schon erwähnt. Das englische Wort budget, das jetzt vollkommen eingebürgert ist, begegnet nach Littré bereits in einem „Arrêté des Consuls du 17 germinal an XI" (Considérant que les budgets présentés au gouvernement en exécution de l'arrêté du 4 thermidor ne remplissent point l'objet de cet arrêté . . .), im Rapport au roi sur la situation des finances au 1er avril 1814 und öfter. Victor Hugo hat in den Chants du Crépuscule (1835) das Ungeheuer von Budget allen Ernstes angesungen:

Le budget, monstre énorme, admirable poisson,
A qui de toutes parts on jette l'hameçon etc.

Vorwiegend politische Prägung hat das häufige Fremdwort meeting, man liest jetzt viel von dem meeting antisémite, socialiste. die beginnende Französierung zeigt die Schreibung métingue (L'Illustration 18. II. 99); es giebt davon meetinguiste und meetingomanie. Nowack führt meetinguer, jemn. zum Helden eines Meetings machen, an, sonst als v. n. einem Meeting beiwohnen, Seltener sind hustings (Rednerbühne für Wahlreden) und caucus (die die Wahl vorbereitende Versammlung, ursprünglich in Amerika). Man spricht vielfach vom leader (Parteiführer) und der leadership; ein neuer Abgeordneter hält seine maidenspeech, auch speech allein kommt häufiger vor. Auch in Frankreich ist self-government ein politisches Schlagwort. Man findet ferner die Wörter Foreign-Office und government-house, prince-consort und Her gracious Majesty, meistens in Bezug auf englische Verhältnisse. Hinzugefügt seien zwei komische Wendungen, Bildungen des Augenblicks, die keine weitere Verbreitung beanspruchen: chistle-hurstienner (von Chistlehurst, dem Wohnort Napoleons III. in England), einen bonapartistischen Jahrestag feiern (Vill.) und godsavethequeener v. n. die englische Nationalhymne oft spielen (Figaro nach Sachs, Suppl.).

In den Berichten der französischen Presse über die irische Frage werden die Ausdrücke home-rule (auch -roule), davon un home-rouler (s.m.), landligue und landbill herübergenommen.

Ich schliesse hieran einige juristische Ausdrücke. Gang und gäbe ist jury, selten juri, Geschworenencolleg und dann Schiedsrichtercolleg jeder Art z. B. le jury du concours publique du Conservatoire. Thiers schrieb 1826 eine Histoire du Law. Man findet gelegentlich verdict (Wahrspruch des Gerichts) und warrant (Verhaftsbefehl). Dem englischen Gefängniswesen sind hard labour (Zwangsarbeit) und système auburnien (System der Einzelhaft nach dem Namen des Urhebers) entnommen. Convicts sind die zur Deportation in die französischen Kolonien Verbannten. Erwähnt seien outlaw und claim.

Als Organe der öffentlichen Sicherheit findet man policeman, détective und seltener watchman. Alex. Dumas (père) schrieb 1859 die Mémoires d'un policeman.

Maxime du Camp, Paris, ses organes, ses fonctions etc. (1869) comment ne pas accorder de bonne grâce ce que les Anglais appellent un bill d'indemnité. — Drumond, La France juive: on organise des meetings d'indignation (I 58). — Daudet,

Numa Roumestan: le grand Numa, le député leader de toutes les droites (2); entraînés par l'autorité du leader (16). — Journ. des Déb. soir 27. VI. le leader de la Chambre des Communes; Salesbury prend le Foreign-Office. — Figaro 18. IX. 86. le futur empereur d'Allemagne (sc. Kaiser Friedrich), il est vrai, se laisse facilement guider par les exemples que lui a légués son beau-père, le fameux prince-consort. S'il ne dépendait que de lui d'établir en Allemagne le selfgovernment. — Annales 95 p. 78 rien ne plaît davantage à Her Gracious Majesty que de voir etc. — J. Verne, Cinq Semaines: ce qui nécessita de nouveaux toasts à Sa Très Gracieuse Majesté. — Journ. amus. 24. XII. 98 aller voir les sergots qui en files sombres, attendent la sortie des gens qui sont allés meetinguer. — La Libre Parole 10. VII. le jury rend un verdict d'acquittement. — Journ. des Déb. s. 21. VII. réunion des jurys et comités des expositions universelles. — Drumond, Fr. juiv. II, 39 c'est alors que la France interviendrait pour traquer ces outlaws (sc. les Arabes), comme n'ont jamais été traqué les Iroquois, les Peaux-Rouges. — Le Prince des voleurs, par P. Egan, publ. par Alex. Dumas: la vie aventureuse de l'outlaw (hors la loi, proscrit) Robin Hood . . . est devenue en Angleterre un sujet populaire. — J. Verne, Le Tour 285 au moment de l'arrestation, Passepartout avait voulu se précipiter sur le détective. Des policeman le retinrent.

Die französische Presse hat sich eine Reihe englischer Ausdrücke angeeignet, von denen einige gang und gäbe geworden sind, z. B. interview (fem.), davon das Substantiv un interviewer oder intervieweur und das Verbum interviewer, ferner reporter, davon reportériser und reportérisme. Ein Leitartikel heisst leading-article, und auch leader (s. oben), wovon leaderette, kleiner Leitartikel, im Journalistenargot vorkommt. Stehende Kapitelüberschriften in den Zeitungen sind oder waren vielmehr notes and queries (Bemerkungen und Fragen) und obituary = article nécrologique. Unter einem reviewer versteht man einen Revuenschreiber, Kritiker. Aus dem Reich der Reklame wäre der bekannte homme sandwich anzuführen.

Annales 1891 j'ai bien peur que de retour à Paris, les intervieweurs ne se précipitent chez Coppée (54); L'interviewer n'insiste généralement pas (1892, p. 198); un rédacteur

du Gaulois a eu l'idée d'aller interviewer l'ancien coiffeur de Napoléon (ibid.); votre soi-disant interview est démentie formellement 1895, p. 101); là-dessus grande fureur de l'artiste et le l'auteur qui ont épanché leur indignation dans le sein des reporters (1892 p. 23). — Maxime du Camp, Paris; importation anglaise: Notes et queries, que nous avons bien fait d'adopter. — Le Temps 19. VI. les journalistes de Printing-House square.

9. Litteratursprache.

Unter dieser freilich sehr dehnbaren Rubrik sind eine Anzahl zum Teil abstrakter Worte, die vornehmlich der Litteratursprache angehören, zusammengefasst. Erwähnt wurden schon spleen, Lovelace, Grandison, robinsoniade und lilliputien. Antony (engl. Anthony, franz. sonst Antoine), der Held eines gleichnamigen Romans (1831) von Dumas père, bezeichnet einen Menschen, der mit seiner Schwermut affektiert, eine Art Werthergestalt; man bildet davon antonyque (a.), antonyste (s.) und antonysme. Eine verwandte Bedeutung hat der Ausdruck un byronien (cf. byronisme). Mehr der neueren Zeit gehört das herübergenommene Fremdwort humour an, das Littré gaieté d'imagination, veine comique umschreibt. Man bildet davon das Adj. humo(u)ristique (engl. humoristic) und das Subst. humo(u)riste (engl. humorist). Nicht bloss Sterne, auch Heine ist den Franzosen ein écrivain humoriste. Seit der englische essay besonders durch Macauly überall vorbildlich gewirkt hat, kennt man auch das Wort essayiste (engl. essayist). In der französischen Litteratur unserer Tage giebt es zwei Typen, deren Grundwort und zum Teil auch deren Bedeutung dem Englischen entlehnt ist, snob und struggleforlifer. Im Französischen kommen vor snob, fém. snobesse, die Abstracta snobisme und snoberie, ferner selten snobocratie; hinzu kommt das vulgaire snoboye = famos. Im Englischen giebt es ausser snob die Substantive snobbism, snobbishness, auch snobdum und die Adjektive snobbery und snobbish. Villatte erklärte in den Parisismen snob als einen Menschen, der niedrig gesinnt, niedrige Dinge bewundert, was ersichtlich auf Littrés Erklärung von snobisme als état d'un homme qui admire platement des choses vulgaires zurückgeht. Im Sachs-Villatte findet sich die entschieden

richtigere Erklärung „eingebildeter Geck, der immer für etwas besseres gehalten werden will als er ist“. Das englische Wort ist in dieser Bedeutung durch Thackerays Snob-Papers (1848), einer Sammlung seiner Jugendsatiren, geprägt worden; er selbst sagt a snob is that man or woman who is always pretending to be something better—especially richer or more fashionable—than they are. Im Webster (1864) wird das Wort umschrieben: an effected and pretentious, especially a vulgar person, who apes gentility, or affects the intimacy of noble or distinguished persons. Als ältestes Beispiel aus dem Französischen erwähnt Littré nach dem Journ. des Déb. vom Mai 1867 den Titel einer Schrift „Introduction à l'histore du snobbisme parisien“. Es giebt einen neueren „Snob“ betitelten Roman von Gavault. — Auch in Frankreich kennt man die durch den Darwinismus entstandene Wendung struggle for life (Kampf ums Dasein). Im englischen Slang versteht man unter a struggle-for-lifer demnach jemanden, der den Kampf ums Dasein kämpft. Im Französischen giebt es un struggleforlifer (-eur), struggleforlifisme und selten als Verbum struggleforlifer (Figaro). Die Bedeutung ist eine konkretere, verengerte geworden. Es bezeichnet einen Büffler, der ein gutes Examen machen will, einen Streber, der zu höheren Stellungen gelangen will. Als litterarische Gattung ist der „struggleforlifeur“ anscheinend zuerst von Daudet in seinem Drama „La lutte pour la vie“ (1889) in der Gestalt des Paul Astur geschaffen worden. Hier ist es der Mensch, der den darwinistischen Grundsatz, dass im Kampf ums Dasein der Stärkere den Schwächeren vernichtet, gewissenlos in die Praxis des Lebens überträgt; ein Mensch, der, mit der Bildung der Zeit ausgerüstet, mit den Formen des Umgangs vertraut, seine Überlegenheit rücksichtslos erkennen lässt und für sich ausnutzt, ein brutaler Mensch mit dem Bewusstsein seiner Brutalität. Der Ausdruck personnage représentatif ist vielleicht aus dem Englischen übersetzt, unter dem Einflusse der bekannten Schrift Emersons (Representative Men (1849).

An einzelnen Ausdrücken seien erwähnt: cant und slang, folklore (cf. Athenaeum 1846 p. 862), lun (Laune, Stimmmung; cf. Nowack: sentir et exprimer le lun des situations les plus critiques), gipsy und romany (im Jahre 1839 erschien ein von Ambroise Thomas componiertes Ballet „La gipsy“; cf. Nowack: les gipsy parties de sa jeunesse, Brausejahre.

Bohêmezeit), authoress (weiblicher Schriftsteller als Ergänzung zu männlichem écrivain), ferner strangéomane, strangéomanie, truisme (Gemeinplatz), keepsake (s. unten), faire du trublotage, viel Staub aufwirbeln, matter of fact man (kühler Verstandesmensch), parler business = parler affaires, forget-me-not (Vergissmeinnicht), blue devils (Trübsinn, vergl. Vignys Stello) u. a.

Drumond, La France juive II, 79 le lord d'Angleterre dévoré par le spleen s'efforce parfois de noyer, sous de flots d'ale et de sherry, l'Hamlet morose et maladif qui excite dans tout Anglais. — Le Temps 12. VIII. cette pointe d'humour bon enfant qui me semble un des traits distinctifs de l'esprit bavarois. — Annales pol. et litt. 1895 de braves petits jeunes gens, persuadés qu'ils sont des adeptes, quand ils ne sont que des snobs (Sarcey, p. 98); tout cela me paraît d'un snobisme assez caractérisé (sc. Strindbergs Ansicht von der Inferiorität der Frau, Mirbeau p. 104); si parmi ces gens-là (sc. Antiwagnerianern bei der ersten Lohengrinaufführung in Paris), il se trouvait beaucoup d'énergumènes, de sots et de snobs (Sarcey p. 130); Flaubert accuse gaillardement Balzac de snobisme (le mot n'était pas encore inventé) . . . Mais est-il sûr de ne pas encourir le même reproche? N'y a-t-il pas un soupçon de snobisme dans cette affection à toujours parler de l'art, de cet art sibyllien, de cet art que nul en France ne peut servir ni comprendre (Brisson, 1892 p. 364). — Don Juan 22. VI. des étudiants circulent . . Hélas! comme ils n'ont guère la mine des bohèmes de Murger! . . . ce sont de jeunes messieurs, très corrects, très snobs, trop élégants, trop semblables à leurs frères ainés ou à leurs pères. — Le Journal 9. VII. ces bandeaux (à la Botticelli), très esthétiques, sont dans la plupart des cas traîtres au minois chiffonné de nos Parisiennes qui, dans un accès de snobisme, se sont cru obligées de les adopter. — Figaro 12. VII. 97 toutes choses un peu puériles (sc. die Obliegenheiten eines bâtonnier de l'Ordre des avocats) . . . mais qui servent à rétablir dans le struggle for life une sorte d'égalité en rendant le charlatanisme à peu près impraticable. — Ann. pol. et litt. 1895 p. 108 Il (sc. Charlexis dans la „Petite Paroisse“ de Daudet) est le type accompli du jeune struggleforlifer; il n'a pas à lutter pour conquérir la fortune . . . il lutte pour ses plaisirs,

pour la réalisation de ces caprices . . . il s'habitue à traiter les femmes comme autrefois Don Juan. — ibid. 1892 p. 244 Adéline, Eléonore, Lilian etc. étaient des personnages de keepsake, sortis de la main d'un amoureux et d'un artistc (sc. de Tennyson). — L'Illustration 2. IV. 98 les sisters Harrison, les étoiles des Folies Bergères, toutes quatres habillés de même, avec leurs figures de keepsake, sous d'extravagantes capotes de tulle rose. — Drumont, La France juive I, XI je prends (sc. le duc de la Rochefoucauld) . . . comme un personnage représentatif, ainsi que s'expriment les Anglais (cf. II, 536).

Hieran schliesse sich die Aufzählung einiger Interjectionen, Schimpfwörter und verwandter Ausdrücke. Die Wörter right! all right! very well! sind in Frankreich ebenso verbreitet wie in Deutschland. Das schon bei Béranger nachgewiesene goddam! kommt bereits in Beaumarchais „Mariage de Figaro" (III, 5) vor, wo Figaro dem Grafen klar zu machen sucht, dass man mit diesem einen Fluch in England alles erreichen könne, ohne sonst Englisch zu können. Littré vermerkt die komische Wendung un gros goddam für den Engländer. Daudet hat in der „Petite Paroisse" die Ausrufe by God! (122) und horrible, most horrible! (120); man findet auch godfordome! verdammt (engl. godforedoom). Im Journal (9. VII. 97) findet sich what a shame! Wahrscheinlich ist auch die Interjection puff! bah! pfui! englischen Ursprungs, le puff ist Schwindel, Humbug, worüber Scribe in dem Lustspiel Le Puff (I, 2) eine längere Auseinandersetzung giebt. Davon bildet man puffiste (subst. und adj.) und puffisme, ein Schlagwort für schwindelhafte Unternehmungen jeder Art. Man kennt auch das sinnverwandte humbug, davon un humbugger. Als Ausdruck des Sensationellen trifft man un great eastern, great event, great attraction (J. Verne).

An Schimpfwörtern kommen in der Litteratur vor rascal (cf. D . . . d rascal, Laboulaye, Paris en Amerique 69), ruffian, auch ruffien, ruffienne, davon ruffianerie und booby (Tölpel, s. J. Verne, La Tour 64). Dem nordamerikanischen Farmerleben ist tramp (Stromer) entnommen; trappeur ist der nordamerikanische Fallenjäger und im Pariser Argot die vulgäre Bezeichnung der Rattenfänger. Man findet mountebank (Quacksalber, Marktschreier) und pickpocket, pickpockette (Taschendieb), wovon es ein Verbum pickpocketer giebt. Hier sei auch der

Ausdruck cum despectu „mob“ (Pöbel) erwähnt, den J. Michelet in dem unten angeführten Beispiel für das wilde Heranstürmen aufgeregter Wogenmassen bildlich verwertet hat.

Drumond, La France juive: L'Algérie fut alors le théâtre d'épisodes inouïs, auxquels se mêle cet élément d'impudence et de puffisme qui est entré dans les affaires publiques à la suite des Juifs (II. 18): il (Gordon) ne lui cacha pas ce qu'il pensait de Disraëli et des autres gouvernants de son espèce qu'il appelait the mountebanks, les saltimbanques (II, 3). — Figaro 29. VI. si je n'apercevais pas des affiches d'émail, recommendant des savons miraculous et toutes sortes de produits delicious, je croirais n'avoir point quitté la Normandie. — La Libre Parole 10. VII. „Prenez garde aux pickpockets!“ disaient les affiches de la dernière Exposition. — Journ. des Déb. 2. VII. les pickpockets ont fait leur réapparition depuis quelques jours dans les grands magasins de nouveautés. — Elles (sc. les vagues tourbillonnées) me faisaient l'effet d'un épouvantable mob, d'une horrible populace, non d'hommes, mais de chiens aboyants (Ann. 95 p. 103).

10. Handel, Technik, Wissenschaft.

Aus der Theorie der Volkswirtschaft und des Handels wäre die Wendung l'école de Manchester anzuführen. Bekannt sind boycottage und boycotter (v. jem. geschäftlich und social in die Acht erklären); vergl. lock-out (Aussperrung streikender Arbeiter).

Im Bankwesen kommen vor bank-note, chèque (engl. check), treasury-note, greenbacks (amerikanische Banknoten). In Erörterungen über die Währungsfrage findet sich les silvermen.[1]) Dem Börsenleben gehört das Wort stock-exchange

[1]) Journ. des Déb. 27. VI. cependant, les indications ne manquent pas, permettant de juger ce qui se passerait si les silvermen l'emportaient. Après 1890 le trésor féodal a émis, pour 790 millions de francs de monnaie nouvelle, un billet d'Etat appellé „Treasury Note“, à l'aide duquel le ministère des finances achetait tout l'argent produit alors dans le pays. — Le Journal 9. VII. Le Stock-Exchange ne s'est occupé aujourd'hui que de la liquidation, qui n'est pas aussi importante qu'on s'y attendait. La Crœsus est faible sur avis défavorable des „Cruthings“. — Journ. des Déb. 98 No. 338 c'est une invite à légiférer de manière que le papier-monnaie, les greenbacks, indéfiniment rachetés et réunis en circulation, ne puissent plus drainer les quantités illimitées d'or du Trésor, dont ils font un véritable tonneau des Danaïdes. —

an. Eine in französischen Zeitungen häufiger anzutreffende Börsennotiz lautet cottons low middling (so Journ. des Débats 27. VI. und 2. VII. 95). Für „agent financier“ findet sich broker (Temps 1. VIII. 95). Die englischen Münzen sind natürlich bekannt ebenso Maass- und Gewichtsbestimmungen. Für shilling findet sich auch shelling, man sagt une livre sterling (pl. livres sterling).

Im Zollwesen ist drawback geläufig (d. i. der Rückzoll für die Ausfuhr von Fabrikaten aus fremden Rohstoffen). Jul. Verne hat Costum-house (Tour 285).

Aus dem weiten Gebiet der Technik ist die Sammlung englischer Fremdwörter am unvollständigsten. Mehrere Maschinenarten wie jenny (Spinnmaschine) sind in Kloeppers Real-Lexikon aufgeführt. Die Waffenfabrikation ist reich an englischen Wörtern. Da sind an Handwaffen un revolver, an Gewehren rifle, dazu rifleman (J. Verne, Cinq semaines 94 sans être un rifleman, Joé maniait adroitement une arme à feu), hammerless (A. H. Gewehr ohne Hahn), peabody, remington, winchester und Purdey (J. Verne, ibid. 232, 254), an Geschützen un canon-revolver, hotchkiss, gatling, an Geschossen shrapnel, von Torpedoarten un whitehead. Von revolver giebt es mehrere Ableitungen revolvériste, revolvéreuse oder revolvérienne, Revolverheld (in), ferner revolvérer und revolvériser, jem. mit einem Revolver erschiessen; cf. revolvéromanie. — In der Papierbranche kennt man die Wendungen papier Bath, papier (carton) Bristol, papier creamlaid (gelbliches geripptes Briefpapier), ferner blocknote (Abreisszettel).*)

Die Elektrotechnik bedient sich der Ausdrücke shunt (Nebenschluss), Jack-Knife (Kommutator) und candle (Einheitsmaass der Lichtstärke).

Der Landwirtschaft gehört an drain, drainable, drainage, drainer, draineur (engl. to drain, trocken legen, drainieren).

Nach dem Namen englischer Physiker oder Erfinder sind benannt: daltonisme (Farbenblindheit, nach Dalton), davyne (Sicherheitslampe für Bergleute, nach Davy), faradisme (Inductionselektrizität, nach Faraday), cf. faradigue, faradisation; gree-

*) Was einzelne Gewerbe betrifft, so findet man bei den Coiffeuren einige englische Wörter, so shampooing (Kopfwaschen) und davon shampooinguer (verb.). Namen von Parfums sind cold-cream (Daudet, Nabob 11) und white rose (Numa Roumestan). Die technische Bezeichnung eines Stücks Seife ist love (engl. loaf).

nière (Luftballon mit Leuchtgas, nach Green) und talbotypie (Art Photographie, nach Talbot). Erwähnt sei cumberlandisme (Gedankenlesen).

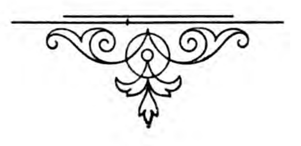
In Werken über Mineralogie und Metallurgie findet man black-band, kis (engl. kish), crownglass, flint (flin), flintglass, poudingue (Puddingstein), puddlage, puddler (v.) — puddleur, engl. to puddle, wootz, gram-tin etc. Die Bedeutungen sind im Sachs-Villate angeführt. Weiter verbreitet als diese Wörter sind die verschiedenen Kohlenarten wie coak (coke), cannel-coal (Rohrsteinkohle), bog-head (Gaskohle), coaltar (Steinkohlentheer), davon coaltarer (verb.) und coaltarisation, wobei an die frühere Pflasterungsart macadam, macadamisage, macadamiser erinnert sei.*)

Aus der Botanik wären zu erwähnen: black-rot, turneps, mildew (mildion), ray-grass, erneute (ernotte?), molène (?) vergl. arrow-root u. a. Die Holzarten pitch-pine und tawn kommen im Handel vielfach vor, daher auch in der Möbelindustrie und selbst in Romanen bei der Schilderung von Zimmereinrichtungen.

Dem Gebiete der Geologie gehören an étage bathonien, drift, formation wealdienne.

In der Medizin giebt es folgende englische Worte: système Banting (Entfettungskur, cf. Gyp, Plume et Poil 83), brownisme (cf. brownien, browniste), catgut und croup, letzteres seit der Schrift von Francis Home über diese Krankheit vom Jahre 1765 bekannt. Victor Hugo schildert den croup in den Contemplations III, 23. —

*) L'équipe K . . . glissait sur le coaltar rendu liquide par la forte chaleur et tombait (Paris-Velo 17. V.); c'était un spectacle navrant que de voir ces jeunes filles habituées à la vie de salon, arpenter le macadam d'un air navré (ibid).



Index.

(Abgeleitete Wörter sind unter den Stammwörtern zu suchen.)

Die Gestalt des Sokrates

in der Litteratur des vorigen Jahrhunderts

von

Emil Brenning.

Karl Hase erzählt in seinem Handbuche der Kirchengeschichte*): „Unter einer antiken Sokrates-Büste im Nationalmuseum zu Neapel fand ich einst diese Inschrift eingegraben, diese wohl zweitausendjährige Urkunde, nach meiner Übersetzung: Es ist nicht von heute, sondern allezeit bin ich so gewesen, dass ich keiner andren Eingebung folgte, als der Vernunft (etwa Logos), und diese ist meinem Nachsinnen als das Schönste erschienen.“ Er bemerkt dazu: Hätte die hohe Polizei unter den letzten Königen von Neapel griechisch verstanden, sie würde erschrocken sein vor dieser Anreizung zur Vernunft. — Wir lassen das auf sich beruhen, nehmen aber jene Urkunde unsrer Betrachtung über die Bedeutung und Stellung des Sokrates in der Litteratur, besonders des vorigen Jahrhunderts, zur Überschrift. Gerade damals war der Sinn lebhafter als in einer früheren Periode mit der Person und der Wirksamkeit des Sokrates beschäftigt. Und das ist erklärlich genug. Denn als man anfing, hauptsächlich unter dem Einfluss der Wolfschen Philosophie, auf religiösem Gebiet den Rationalismus auszubilden, hätte es sonderbar zugehen müssen, wenn man sich nicht der Gestalt des Sokrates von manchen Seiten her genähert hätte. Wir wollen hier nicht die Gesamtgeschichte der Aufklärung wiederholen, von ihrer Herleitung aus den letzten Quellen, dem englischen Deismus, absehen, weil das für die spezielle Untersuchung, um die es sich hier handelt, zu weit führen würde. Die Sache selbst ist ja auch bekannt genug und auf eine Geschichte der philosophischen Lehrmeinungen ist diese Arbeit nicht angelegt. Es ist für unsere Frage gleichgültig, woher die ersten Anregungen stammen, genug, wir stehen vor der Thatsache der rationalistischen Theologie, die in erster Linie den Begriff der Offenbarung verwirft und alles, was der Mensch weiss, aus der menschlichen Vernunft herleitet. Glauben soll man überhaupt nicht mehr, nur wissen und eine Erkenntnis aus der andern gewinnen,

*) Karl Hase, Kirchengeschichte auf Grundlage akademischer Vorlesungen. I. S. 73.

für welchen Prozess die von Wolf nicht erfundene (cf. Spinozas Ethik) aber durchgeführte mathematische Methode ein vorzügliches Hilfsmittel bot. Auf wenigen, unzweifelhaften Grundsätzen, wie in jedem Lehrbuch der Geometrie diese vorausgeschickt werden, wird ein zweifellos sicherer Bau von Theorien errichtet und so ein wissenschaftliches Kompendium gewonnen, mit dem man jeden Zweifel niederschlagen kann und sich den Bezitz der Wahrheit verbürgt weiss. Nun geht man hübsch sicher auf der Erde dahin, kein Weg führt darüber hinaus, Schwingen braucht man nicht mehr zu rühren, um den Himmel zu erfliegen, denn diesen giebt es nicht. Man gesteht zwar drei Begriffe zu, die freilich über den Kreis der menschlichen Erfahrung hinausreichen und nur als angeborne Ideen ihre Geltung haben können, die Überzeugung von der Existenz eines göttlichen Wesens, von dem Vorhandensein der Willensfreiheit und der Unsterblichkeit der Seele, aber diese drei, die noch für Kant die Postulate der praktischen Vernunft blieben, sind ein unveräusserlicher Besitz des menschlichen Geistes und von dem Begriff des Menschen als solchen nicht zu trennen. Dass die Führer des Rationalismus nach vielen Seiten hin zu kämpfen und sich zu verteidigen hatten, beweist die Gelehrtengeschichte des vorigen Jahrs. Wollen wir nur ein Blatt daraus aufschlagen, so sei an Lessing im Fragmentenstreite erinnert, wo er wirklich alle Kraft und Frische seiner schneidigen Natur nötig hatte, um sich seiner Haut zu wehren und erst den Sieg in Händen hatte, als er von der blossen scharfen und leidenschaftlichen Negation zu dem Herauskehren des positiven Pols in seinem grossen Evangelium der Toleranz und des Deismus, seinem unvergänglichen Nathan dem Weisen, überging. Aber gerade in diesem Kampf um ihr Recht und ihre Existenz wurden die Rationalisten überhaupt dazu geführt, sich nach einer vorbildlichen Gestalt, einer höchsten Verkörperung ihrer Anschauungen umzusehen, um denen, welche mit ihnen haderten und ihnen den Boden streitig machten, gewissermassen vor die Augen malen zu können, was ihnen eigentlich vorschwebte, sie durch die Greifbarkeit eines wirklichen Menschenlebens von der Berechtigung ihrer Theorien zu überzeugen. Und ein solches Ideal deistischer Religions- und Sittenlehre fanden sie in Sokrates.

Eine erhabenere Gestalt aus dem Altertum, erwachsen mitten im Heidentum und ohne die Möglichkeit der Einflössung irgend welcher Offenbarung giebt es in der That nicht. Man mag wohl sagen, ein vollkommener Mensch, soweit dieser Begriff überhaupt

zulässig ist, von einer Klarheit und Ruhe des Denkens, die seinen philosophischen Grundsätzen nach manchen Seiten hin eine nie vergängliche Dauer sichert, einer Freiheit der Anschauung, die ihm verstattet, den ganzen Reichtum der heimischen Mythologie zum Symbol zu machen, ohne des Kernes einer tiefen Religiosität damit verlustig zu gehn, einer Menschenliebe, die sein ganzes Leben in den Dienst an den Seelen und dem geistigen Wohle seiner Mitbürger stellt, einer Sittlichkeit, die, soweit es seiner Zeit möglich, das Gute um des Guten willen sucht und thut und ihren Höhepunkt in der freiwilligen Übernahme des Todes erreicht, den er so leicht hätte vermeiden können, mit dem er aber das Siegel auf seine Wahrhaftigkeit und Tugendliebe setzen wollte. Nun freilich brauchte er den düsteren unheimlichen Knochenmann nicht zu scheuen, er war ihm ja nur der Führer zu einem besseren Dasein, der Pförtner eines höheren Reichs, in dem er Freiheit, Genesung von der Krankheit des diesseitigen Lebens zu finden, felsenfest überzeugt war. Wer Platons Phaedon, dies hohe Lied von der Unvergänglichkeit des menschlichen Geistes, noch heut ohne Bewunderung und Erschütterung zu lesen im stande ist, dem ist nur ein bescheidenes Maass von Empfänglichkeit für das echte Wehen des Geistes verliehen. Da war also der ideale Mensch, von dem Standpunkt des Deismus aus, eine Verkörperung des höchsten menschlichen Wollens und Vermögens. Kann es uns deshalb wundern, wenn wir gerade dem Sokrates in der Litteratur des 18. Jahrhunderts so oft begegnen, ihn zum Gegenstande mancher Werke gemacht sehen und manches nicht einmal zu stande kam, das diesen Weg einschlagen wollte. Wissen wir doch, dass auch Goethe sich in den Zeiten seines Sturmes und Dranges mit der hohen Aufgabe trug, den edelsten Athener aller Zeiten dichterisch zu gestalten. „Jetzt studiere ich Leben und Tod eines anderen Helden, schreibt er Ende des Jahres 1771 aus Frankfurt an Herder,*) und dialogisier's in meinem Gehirn. Noch ist's nur dunkle Ahnung. Den Sokrates, den philosophischen Heldengeist, „die Eroberungswut aller Lügen und Laster“, besonders derer, die keine scheinen wollen, oder vielmehr den göttlichen Beruf zum Lehrer der Menschen, die ἐξουσίαν des μετονοεῖτε, die Menge, die gafft, die wenigen, denen Ohren sind zu hören, das phariseische Philistertum der Meliten und Anyton, die Ursache nicht, die Verhältnisse nur der Gravitation und endlichen Übergewichts der Nichtswürdigkeit. Ich brauche Zeit,

---

*) Der junge Goethe I. p. 303.

das zum Gefühl zu entwickeln. Und dann weiss ich doch nicht, ob ich von der Seite mit Aesopen und Lafontaine verwandt bin, wo sie nach Hamann mit dem Genius des Sokrates sympathisieren; ob ich mich von dem Dienste des Götzenbildes, das Plato bemalt und vergüldet, dem Xenophon räuchert, zu der wahren Religion hinaufschwingen kann, da statt des Heiligen ein wahrer Mensch erscheint, den ich nur mit Liebesenthusiasmus an meine Brust drücke und rufe: Mein Freund und mein Bruder! Und das mit Zuversicht zu einem grossen Menschen sagen zu dürfen! — Wär' ich einen Tag und eine Nacht Alkibiades, und dann wollt ich sterben!

Wir wissen, dass dieser Keim, den wir hier in des edlen Dichters Seele gelegt finden, nicht treibkräftig geworden ist. Zu viel Grosses, Wichtiges, Bedeutendes füllte damals seine Brust in gährendem Durcheinander. Eine Gestalt, an der seine schaffende Phantasie in der Blüte ihrer jugendlichen Kraft rastlos schuf und schmückte, vertrat der andern den Weg, eine machte der andern das Recht auf Leben und Dasein streitig, und an der eigentlichsten Natur des Dichters, der doch nur verlebendigen konnte, was seines eignen tiefsten Wesens war, ging auch dieser werdende Sokrates zu Grunde, wie der Julius Cäsar, der Mohamed, der Ewige Jude, und nicht mit einem kleinsten Rest seines Daseins hat er sich uns erhalten. Ward überhaupt etwas daran gearbeitet, dann verfiel es wohl, wie so manches andere seiner jugendlichen Entwürfe, einem der oft von ihm vollzogenen Autos-da-fé und fand seinen Untergang in den Flammen.

In derselben Lage wie Goethe befand sich auch Hölderlin, von dem Carl Litzmann, Hölderlins Leben, Berlin, Herz. 1890. S. 186 berichtet: Indessen freute er sich jetzt schon, während seiner Arbeit am Hyperion, nachdem das Fragment dieses Romans in der Neuen Thalia gedruckt war, auf den Tag, wo er mit dem Ganzen im Reinen sein würde: „weil ich dann unverzüglich einen andern Plan, der mir beinahe mehr am Herzen liegt, den Tod des Sokrates, nach den Idealen der griechischen Dramen zu bearbeiten versuchen werde.“ Spuren einer Ausführung dieses Planes sind nach Litzmanns Wissen nicht vorhanden.

Aber auch ein anderer der Grossen jener Zeit war nicht blind gegen die hohen Vorzüge des edlen Weisen. Klopstock, der mit der jungen Richtung nicht so innig zusammenhing, wie sein Jünger Goethe, und dem es keine Welt und keine Poesie gab, ohne den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Göttlichen, hat dem Sokrates auch eine höchst ehrenvolle Erwähnung gegönnt.*) Im siebenten

*) Vgl. Erich Schmidt „Charakteristiken“, S. 131.

Gesang des Messias wird vom einem Besuch Marias bei Portia, der Gemahlin des Pilatus, erzählt. Etwas wunderlich fällt die ganze Sache aus. Die heilige Mutter will Gnade für ihren Sohn erflehen. Portia erkennt sie gleich an ihrer hohen Reinheit und der Tiefe ihres Schmerzes und ist auf ihren Besuch sozusagen vorbereitet durch ein Traumgesicht.

Sokrates, — heisst es dort v. 399 ff. — zwar du kennest ihn
nicht, doch ich schaure vor Freuden,
Wenn ich ihn nenne! Das edelste Leben, das jemals gelebt ward,
Krönt er mit einem Tode, der selbst dies Leben erhöhte!
Sokrates, immer hab ich den Weisen bewundert; sein Bildnis
Unaufhörlich betrachtet, ihn sah ich im Traum. Da nannt er
Seinen unsterblichen Namen: Ich, Sokrates, den du bewunderst,
Komm' aus den Gegenden über den Gräbern herüber. Verlerne
Mich zu bewundern! Die Gottheit ist nicht, wofür wir sie hielten,
Ich in der strengeren Weisheit Schatten, ihr an Altären.

Diese Äusserung ist charakteristisch. Man fühlt wohl, welche Verehrung der Dichter dem Philosophen zollt. Aber die Grenze ist scharf bezeichnet. Er kommt doch nur als ein Bote des Höchsten, um seine eigne Absetzung sozusagen zu verkünden und dem Höhern den Weg zu bereiten, zunächst

Sieh, ich führe dich nur den ersten Schritt in den Vorhof
Ihres Tempels. Vielleicht, dass in diesen Tagen der Wunder,
Da die erhabenste That der Erde geschieht, dass ein bessrer
Höherer Geist kommt, und dich in das Heiligtum tiefer hineinführt.
Soviel darf ich dir sagen, und dies verdiente dein Herz dir:
Sokrates leidet nicht mehr von den Bösen! Elysium ist nicht,
Noch die Richter am nächtlichen Strom. Das waren nur Bilder
Schwacher irrender Züge. Dort richtet ein anderer Richter,
Leuchten andere Sonnen, als die in Elysiums Thale!
Siehe, es zählet die Zahl und die Wagschal wägt und das Maass misst
Alle Thaten . . . .
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung.

Wieder eine sehr bezeichnende Stelle. Man erkennt in diesen Worten wohl den vor allem christlichen Dichter, dem es um die Anerkennung der höheren Würde des Christentums gegenüber aller heidnischen Philosophie zu thun ist. Sokrates erscheint als ein Bote Gottes, um diesem Höhern den Weg zu bereiten, zunächst in dem Herzen und der Erkenntnis der Heidin, die zum Range einer Christin erhöht werden soll. Aber Klopstock verleugnet doch auch nicht „den Lehrling der Griechen“, zu dem er in seiner geistigen Heimat Schulpforta erzogen war, indem er sich nicht scheut, Sokrates an den Rechten der Seligen teilnehmen

zu lassen, eine Überzeugung, der von der orthodoxen Seite lebhaft widersprochen wurde und die wir bald nachher zum Gegenstande eingehender philosophischer Untersuchung gemacht finden.

Wenn wir aber den Schriftstellern nahetreten wollen, die Sokrates zum Gegenstande eigner Werke gemacht haben, so bin ich geneigt, Christian Thomasius aus dieser Reihe auszuschliessen. Julian Schmidt erwähnt zwar in seiner Geschichte des geistigen Lebens im 18. Jahrhundert eine Schrift dieses Gelehrten über Sokrates. Ich finde bei Luden,*) immer noch dem einzigen Gewährsmann für Thomasius' Leben und Wirken, nur folgende Bemerkung (S. 228 Note): In dem vorigen Jahre (1682) hatte Thomasius noch eine Übersetzung der Memorabilien des Sokrates drucken lassen, aber da er nur die Übersetzung des Franzosen Charpentier übersetzte und dessen Fehler wenigstens nicht vermied und verminderte, so haben wir seine Arbeit nur in einer Note anführen wollen. Thomasius scheint hin und wieder Beweise zu geben, dass er den Platon und den Aristoteles griechisch lesen konnte; darum muss man sich wundern, dass der Mann sich die reine Quelle erst durch den Franzosen trüben liess, ehe er daraus schöpfen mochte.

Sehen wir also von Thomasius ab, so sind es vor allem vier der allgemein bekannten Schriftsteller, die sich mit dem grossen Idealbild zu schaffen gemacht haben, nicht alle eines Sinnes und gleicher Richtung. Es sind Eberhard, Mendelssohn, Hamann und Wieland, manche kleinere Arbeiten werden daneben ihre Erwähnung finden.

Johann August Eberhard, 1739– 1809, geboren zu Halberstadt, studierte in Halle, ward 1759 Hauslehrer, 1763 Prediger in Halberstadt, 1768 in Berlin, 1774 in Charlottenburg, 1778 Professor der Philosophie in Halle. Er ist von den vier genannten Schriftstellern ohne Zweifel der am wenigsten bekannte und nur durch das eine gleich anzuführende Buch aus dem Kreise seiner engen Fachwissenschaft herausgetreten. Seine ganze Richtung schliesst ihn am nächsten an Semler an, den damaligen bedeutendsten Theologen Halles, der zugleich ein eifriger Vorkämpfer des Rationalismus war. Der Titel seiner Schrift, die eine der umfänglichsten von allen ist, die hier zur Sprache zu kommen brauchen, lautet: N e u e A p o l o g i e d e s S o k r a t e s o d e r U n t e r s u c h u n g d e r L e h r e v o n d e r S e l i g k e i t d e r H e i d e n. Es sind zwei dicke Bände, jeder über 500 Seiten stark, der erste erschien 1772, also während der Verfasser noch in Berlin weilte (bei

*) Christian Thomasius nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt von H. Luden. Mit einer Vorrede von Johannes von Müller. Berlin 1808.

Friedr. Nicolai, dem immer eifrigen Makler der Aufklärung) und erlebte drei Auflagen; der zweite 1778.

Den Ausgangspunkt seiner Schrift findet Eberhard in dem Belisaire des Marmontel, der in Frankreich lebhafte Anfeindungen gefunden hat. Und zwar war es auch der Kampf der Alten mit den Jungen, der bisher gültigen orthodoxen Richtung gegen die freiere religiöse. In manchen Stellen seines Buches hatte der Dichter sich freigeisterisch geäussert. Die Anfeindungen, die von der Sorbonne ausgingen, suchte Marmontel dadurch zu beschwichtigen, dass er sich mit dem Direktor Mr. Ribaltier in eine Korrespondenz einliess. Indess half ihm das nicht. Es erschien das „Examen du Belisaire de Mr. Marmontel“ und bald darauf die „Pièces rélatives à l'Examen“. Beide Schriften erschienen unter dem Namen eines Mr. de Legge, der aber nur als Pseudonym galt und hinter dem Ribaltier selbst vermutet ward. Auch Voltaire mischte sich ein und zahlreiche Streitschriften nahmen für und wider Partei.*) Besonders wichtig davon war Marmontels eigenes Exposé des motifs qui m'empêchent de souscrire à l'intolerance civile. Die Sorbonne verurteilte trotzdem den Belisaire in einer Schrift, die den Titel trug: Les 37 vérités opposées aux 37 impiétés de Belisaire. Hierüber ward sie aber von so vielen Seiten angegriffen und mit so herbem Spott verfolgt, dass sie diese Schrift zurückzog und in einer neuen Censure de la faculté de Théologie de Paris contre le livre qui a pour titre Belisaire die Zahl der verdammten Sätze auf 13 herabsetzte.

Nun mischten sich die Holländer in den Streit, zunächst der Rotterdamer Prediger Hofsteede in einer holländischen Schrift, die 1769 auch in deutschen Übersetzung unter dem Titel: Der von Herrn Marmontel herausgegebene Belisar berurteilt und die Laster der berühmten Heiden angezeigt, zum Beweise, wie unbedachtsam man dieselben ihrer Tugend wegen selig gepriesen, erschien. Nichts, als eine lange Liste von Lastern der würdigsten Männer des Altertums, bemerkt Eberhard dazu (Neue Apologie S. 6). Eines Sinnes mit Hofstede zeigte sich der Deutsche Ernesti, der**) in seiner Beurteilung der Censur der Sorbonne es Marmontel nicht gestatten wollte, dass er den Unterschied des blinden und des wirklichen Glaubens (fidei implicitae und explicitae) einer öfters aufgestellten theologischen Lehre auf seine tugendhaften Heiden anwende, obwohl

*) Dies findet man z. T. gedruckt in der Leipziger französichen Ausgabe des Marmontel von 1768.

**) Neue theologische Bibliothek, Bd. 9 H. 6 p. 514 ff.

die angeführten alten Lehrer der Kirche diesen Unterschied gerade zum besten der vortrefflichen Heiden erdacht haben.

Hofsteede hatte in seiner Beurteilung des Belisar den Sokrates nicht geschont und dessen Gestalt trat nun in den Mittelpunkt der Schlachtfeldes. Ein Remonstrantenprediger Nozemann wies in seiner Schrift: Sokrates Eere gehandhaefed (gerettete Ehre des Sokrates) 1769 Hofstedes leidenschaftliche Angriffe zurück, worauf dieser mit einer neuen Streitschrift*) antwortete und sich auf keinen Geringeren als den berühmten Kirchenvaters Tertullian berief, der schon gegen den sittlichen Wandel des Sokrates ernste Bedenken erhoben und ihn in einem weit schlimmeren Sinne, als es seine athenischen Ankläger gemeint hätten, einen Verderber der Jugend genannt habe. Nozemann, der 1775 in einem zweiten Stücke seiner Eere gehandhaefed seine Verteidigung gegen Hofsteede führte, fand Unterstüzung an einen unbekannten Schriftsteller, der unter dem Namen Philalethes Aretophilus (Amsterdam 1770) vier Briefe (Vier Brieven) mit gründlichen Anmerkungen über die verteidigte Beurteilung des Belisar niederlegte, während Hofsteede noch einmal mit lebhafter Streitlust seine Stimme gegen diese Meinungen in einer langen Vorrede und einem nicht minder ausführlichen Anhange erhob, womit er die Schrift eines Züricher Theologen J. J. Zimmermann in Rotterdam 1770 herausgab. Diese Schrift war bezeichnet als „Abhandlung von der Vortrefflichkeit des christlichen Gottesdienstes, verglichen mit der Philosophie des Sokrates."

Und diese Schrift war der Anlass für unseren Verfasser, mit seiner „neuen Apologie des Sokrates" auf den Plan zu treten. Allerdings führt die Schrift diesen Titel insofern nicht mit vollem Recht, als sie über diese nächste Absicht weit hinausgreift und vor allem die Frage nach der Möglichkeit, auch den Heiden die Seligkeit zuzusprechen, erhebt. Mit Sokrates im besondern beschäftigt sich nur der Abschnitt des ersten Teils S. 449– 493. Diese Apologie ist dem Sokrates selbst in den Mund gelegt, freilich nicht eigentlich dem geschichtlichen, sondern einem idealisierten Weltweisen, der vom Standpunkte des Deismus des vorigen Jahrhunderts aus seine Sache führt. Besonders geistreiche oder treffende Wendungen fallen dem heutigen Leser nicht dabei auf. Die ganze Schrift erscheint in einem predigerhaften Stil gehalten. Von S. 458 an findet sich der Versuch, die Gesprächsform der platonischen

*) de Bevordeeling van den Belisarius vornamelyk mid Betrekking des Sokrates tegen den Heer C. Nozemann en andere verdeedigt. 1769.

Apologie nachzuahmen, indem sich hier Sokrates persönlich an seine Ankläger wendet: Wen hältst du für einen Tugendhaften? fragt er. Ist nur der ein Arzt, der alle Leiden gesund macht, nur der ein Tonkünstler, der nie einen falschen Ton hören lässet, nur der ein Rechenmeister, der sich nie verrechnet, — so giebt es keinen Arzt, keinen Tonkünstler, keinen Rechenmeister.

Dann geht Eberhard auf die Beschuldigungen ein, die gegen Sokrates im einzelnen erhoben wurden. So wenn ihm Trunksucht vorgeworfen war, lässt er (S. 475) seinen Helden sagen: Wenn mich jemand zur Rede stellte und sagte: Sokrates, warum findest Du Dich bei fröhlichen Gastmahlen ein? würde ich ihm nicht antworten können: Wohin glaubt Ihr, dass ein Arzt gehen müsse? Muss er nicht die Kranken besuchen oder bedürfen die Gesunden seines Rats nicht da am meisten, wo sie in Gefahr sind zur Übertretung von Gesundheitsregeln gereizt zu werden? — Oder: Muss sich nicht der Steuermann selbst mit auf das Schiff begeben, das seine Wissenschaft leiten soll? Wenn ich junge Leute in ihrem Vergnügen lenken will, so muss ich mich ihnen beigesellen.

Wie man sieht, ist weder die Anklage in dieser Allgemeinheit sehr bedrohlich, noch trifft die Selbstverteidigung des grossen Weisen des Pudels Kern, da die gute Absicht, wenn wirklich schlechte Handlungen in Frage kämen, nicht den Mohren weiss waschen könnte.

Zu den besonderen Vorwürfen, die der grosse Ankläger Hofsteede gegen Eberhards Heiligen erhebt, ist auch der des Ehrgeizes. Wer von einer wirklich geschichtlichen Auffassung des griechischen Altertums ausgeht, kann einem Hellenen, sei er wer er wolle, deswegen unmöglich einen Tadel machen wollen, da den Griechen der Ehrgeiz als die höchste männliche Leidenschaft galt. Er verfährt aber auch ungeschickt insofern, als er das von Sokrates bekanntlich an den Antisthenes gerichtete Wort: Ich sehe Deine Ehrsucht durch Deinen zerlumpten Mantel, auf jenen selbst bezieht und somit dem Vorwurf der Oberflächlichkeit oder Unwissenheit nicht entgeht. Eberhard beruft sich nun auf einen Zug, den Platon in seiner Apologie überliefert, (S. 478): Als Sokrates von den Oligarchen den Auftrag erhalten hatte, mit seinen vier Kollegen den Salaminier Leon von dort herbeizuschaffen, damit er durch die 30 Tyrannen hingerichtet würde, und die anderen gingen, hielt er sich in seinem Hause und lud durch diese Aufführung den Unwillen dieser Männer auf sich. — Er setzt hinzu, und dies mit Recht: So handelt schlaue Ehrsucht nicht.

Besonders hart und böswillig ist die Anschuldigung die Hofsteede gegen den sittlichen Lebenswandel des Sokrates erhebt. Auch hier scheut er vor allerlei Erschleichungen nicht zurück.*) Eberhard widmet diesem Punkte eine eingehende Besprechung (S. 487 ff), deren Hauptgedanken folgende sind: Der Name eines Liebhabers hatte im Griechischen nicht entfernt einen durchaus obscönen Sinn. Es war nur eine uneigennützige Freundschaft, welche z. B. die thebanischen und kretischen Cohorten unüberwindbar gemacht hat; Sokrates nennt das Amt eines Liebhabers geradezu ein sehr wichtiges und ehrenvolles. Und selbst wenn die Schönheit des Alkibiades, des Charmides, des Xenophon ihn entzückt und er deshalb ihren Umgang vorzugsweise gesucht habe, ist das gleich eine tierische Brunst, was so natürlich die reinste Begeisterung von dem Anschauen der Schönheit sein kann? Es giebt zwei Arten der Liebe, die eine aus dem Meere geboren, ist wild und ungestüm, die andere ist eine goldene Kette, die uns zum Himmel zieht. Wehe denen, die nur eine Art kennen; sie sind an dem edelsten Teile ihrer selbst verstümmelt. Ich habe, lässt er seinen Helden selbst fortfahren, diesen Schönheitssinn nie in dem Grade besessen, worin ihn mir mein Freund Platon beilegt. Ich habe meiner Phantasie nie diesen hohen Reiz erlaubt, ich bin aber auch nicht gegen belebte Schönheit ganz unempfindlich gewesen. **)

Am wichtigsten muss natürlich wegen der ganzen Stellung des Verfassers zu den die Zeit am meisten bewegenden religiösen Gedanken das sein, was Eberhard über die Religiosität des Sokrates beibringt. (S. 497). Seine Götterlehre war freilich unendlich von der der Staaten und des gemeinen Volkes verschieden.***) Insonderheit machte er sich ein ernsthaftes Geschäft daraus, sie von den Verzierungen der Fabel zu säubern, die Götter ohne die Schwachheiten und Leidenschaften und ohne die schändlichen Laster vorzustellen, die ihnen die Sage der öffentlichen Religion beilegte. Er hielt es für wahrscheinlich, dass es ausser dem höchsten Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge

*) Man vergleiche seine Ausdeutung der Worte in Platons Charmides cap. 6. (ed. Heindorf, Berlin 1802 S. 62 d. — ed. K. L. Hermann III, 4 d.) τὰ ἔντος τοῦ ἱματίου: De bedeckte Leden, denen er nur einen obscönen Sinn abgewinnen kann.

**) In demselben Sinne ist zu verstehen: Gesner: Sokrates sanctus paederasta in comment. Götting. tom. II. 8, 23.

***) Aber doch nicht so deistisch, wie Cudworth, Systema intellectuale in der von Morheim 1733 besorgten lat. Übersetzung cap. 4 § 23 und Brucker Hist. philos. V. p. 1. l. 2 u. cap. 2 § 6, meinen.

noch gewisse Dämonen gebe, eine höhere Klasse von endlichen Geistern, die von dem höchsten Gott der Regierung gewisser Teile des Weltbaus vorgesetzt seien und dieses Amt unter der Aufsicht und nach dem Willen des höchsten Wesens führten. Sie äusserten seiner Meinung nach ihren Einfluss auch auf die Menschen, indem sie sie von manchen Dingen benachrichtigten, sie ermahnten, warnten, zurückhielten. Zur Klasse dieser Geister gehörte sein Schutzgeist, dessen Verrichtungen an seiner Seele er an mehr als einem Orte beschreibt.*)

So zufrieden nun Eberhard auch im ganzen mit der religiösen Anschauung des Sokrates ist und namentlich den Fortschritt von der heidnischen Vielgötterei zur Anerkennung der Einheit eines göttlichen Wesens mit seinem Beifall begleitet, so wenig behagt ihm im Grunde diese Dämonenlehre, weil sie gegen ein Grunddogma des Deismus, das der Alleinheit und Überweltlichkeit Gottes, verstösst. Und so schränkt er seine Anerkennung (S. 499) mit der Bemerkung ein, Sokrates habe einige Vorurteile in seiner Philosophie beibehalten. Er bezeichnet diese nicht näher, aber dem ganzen Zusammenhange nach kann er nur dieses δαιμόνιον meinen. Er schliesst seine Philosophie, lesen wir dort, in die engen Grenzen der Moral ein und nur sofern sie dieser dienen konnten, erstreckte er seine Untersuchungen in das Gebiet der Geisterlehre. Aber diese teilt er mit allen Weisen des Orients, mit der alten ebräischen Philosophie, mit der Schule der Pythagoreer, mit nicht wenigen Kirchenvätern, worunter sich so gelehrte Männer, als Clemens von Alexandrien und Origenes befinden und mit vielen neueren als Olearius und le Clerc (Pneumatologie, Sect. 2, cap. 3 § 4) gemein.

Als seiner eigenen Anschauung entsprechend führt Eberhard abschliessend gewissermassen eine Stelle aus Bolingbrokes Schriften (Band 2 S. 73**) an, die Nozemann in seiner „geretteten Ehre des Sokrates“ ihm darbot. Es heisst dort: Ein einsichtsvoller Gottesgelehrter verteidigt den Weltweisen folgendermassen: Dieser Beste der Menschen in der heidnischen Welt wurde, weil er fest an der

*) Montaigne in seinen Essays l. I cap. XI sagt hierüber sehr gut: Der Dämon des Sokrates war vielleicht ein gewisser Antrieb des Willens, der sich ihm ohne den Rat der Überlegung darbot. In einer recht reinen und durch beständige Übung der Weisheit und der Tugend zubereiteten Seele ist es wahrscheinlich, dass diese vielfach schnellen und unüberlegten Antriebe allezeit richtig und würdig waren, befragt zu werden.

**) Aus Lelands Abriss der deistischen Schriften.

Wahrheit hing, in ein Gefängnis geworfen, und erwartete mit der Heiterkeit und Entschlossenheit eines Märtyrers seine ungerechte Hinrichtung. Es hört nicht auf, bis ans Ende seinem Charakter und den Umständen, worin er sich befand, gemäss seine Freunde zu ermahnen, dass sie die Tugend üben, sich über die Sinnlichkeit zu intellektuellen Genüssen erheben und das erste und beste Wesen nachahmen möchten. — Die Grösse, die ich bewundere, ist in dem Betragen des Sokrates, in seiner Unterwerfung unter die Vorsicht, in seinem Siege über seine Feinde und die Welt, die aus einem starken Vertrauen auf eine glückliche Zukunft entsprang.

Den weiteren Inhalt seines umfangreichen weitschichtigen und auf der Grundlage einer grossen Gelehrsamkeit ruhenden Buches füllt Eberhard mit dem, was ihm vor allem am Herzen lag, nämlich der Untersuchung über die Möglichkeit der Seligkeit für tugendhafte Heiden. Alle möglichen Zeugen dafür und dagegen werden vernommen. Er neigt natürlich dazu, ihnen die Wohlthat eines seligen Zustandes nicht zu verschliessen, indem er sich ohne Einschränkung zu den Sätzen der deistischen Religionsauffassung bekennt. Er fasst dies Bekenntnis in folgenden Sätzen (Bd. I. 250) zusammen:

1. dass ein Gott sei;
2. dass man Gott dienen müsse;
3. dass die Tugend, Frömmigkeit und Menschenliebe, ihm der angenehmste Dienst sei;
4. dass man durch aufrichtige Reue zu dem Wege der Rechtschaffenheit zurückkehren müsse, wenn man ihn verlassen hat;
5. dass es Strafen und Belohnungen in dem gegenwärtigen und zukünftigen Leben giebt.*)

Auf das einzelne seiner Beweisführung braucht hier nicht eingegangen zu werden, weil dies mit dem nächsten Gegenstand dieser Abhandlung doch keine Verbindung hat und allen den Seitenwegen der theologischen Untersuchung, die sich mit allen namhaften Schriftstellern alter und neuerer Zeit, von den Kirchenvätern bis zu den Kirchenlehrern seiner Zeit auseinandersetzt, zu folgen, doch nur ermüden würde. Jedenfalls war Eberhards Schrift für seine Zeit von Bedeutung. Der erste Band war gleich nach seinem Erscheinen ins Französische übersetzt worden und 1776 schon zum zweitenmale aufgelegt. 1778 erschien der zweite, der den Gedankenkreis des ersten nicht wesentlich erweitert, sondern sich hauptsächlich der

*) Man findet in der angegebenen Stelle nur die Sätze 2—5 aufgezählt, weil der erste, dass ein Gott sei, vorweggenommen ist.

kritischen Auseinandersetzung mit einer ganzen Reihe von Schriften widmet, die jener hervorgerufen. Namentlich holländische Theologen hatten den Streit wieder aufgenommen. Aber das ist jetzt alles Spreu, die der Wind verweht hat. Interessant ist es nun, dass sich auch Lessing an der Erörterung der Frage beteiligt, indem er in dem ersten Beitrage aus dem Jahre 1773 (Nr. VII von S. 201 an) „Zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ die Ansichten Leibnitz' „von den ewigen Strafen“ entwickelte.*) Es geschah dies im Anschluss an die Mitteilung einer lateinischen Vorrede, die Leibniz zu einer Schrift Ernst Soners**): Demonstratio theologica et philosophica, quod aeterna impiorum supplicia non arguant Dei justitiam sed injustitiam geschrieben hatte. Diese Vorrede, die im Eingange der Sonerschen Schrift gedruckt war, hatte das Schicksal dieses Büchleins geteilt und war ganz in Vergessenheit geraten. Lessing grub sie aus der Wolfenbütteler Bibliothek wieder aus und stellt in seinem Aufsatz fest, dass Leibniz allerdings an die Ewigkeit der Höllenstrafen geglaubt und die Lehre von der Wiederbringung aller geleugnet habe. Es geschieht das in dem grössten Teil seiner Abhandlung (S. 81—100) in unmittelbarem Anschluss an Eberhards neue Apologie, von der er sonst viel Gutes zu sagen geneigt ist. Er nennt sie (S. 97) ein in vieler Ansicht sehr vortreffliches Buch. Aber in Bezug auf diese Lehre kommt er zu dem Ergebnis (S. 98): Auch schon wegen dieser Übereinstimmung aller Religionen möchte ich nicht mit dem Herrn Eberhard sagen: „dass die Vernunft diese schreckliche Lehre (von der ewigen Dauer der Höllenstrafen) verkenne“ oder, wie er sich an einem andern Orte noch nachdrücklicher äussert, „dass die Vernunft an diesem Lehrsatz unschuldig, dass in dem ganzen Umfange ihrer Wahrheiten sich nicht eine finde, die durch richtige Folgerung dahin führe.“ Was alle Religionen gemein haben, kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund sein; und ohnstreitig ist die von jeher, obschon mehr dunkel empfundene, als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde hinlänglich gewesen, darauf zu bringen. Oder vielmehr diese Wahrheit und die Lehre von den ewigen Strafen ist im Grunde Eines, nur in den verschiedenen Religionen durch die

*) Ausgabe von Hempel Bd. 18, S. 69—100.

**) geb. 1572 zu Nürnberg, 1605 Professor der Physik und Medizin in Altorf, gest. 1612.

Bemühung, diese Strafen sinnlich zu machen, mehr oder weniger verstellet.

Lessing fährt dann unter Nr. XVIII seiner Abhandlung (S. 98 ff.) fort: Ich schliesse mit der nähern Anzeige der gleich anfangs erwähnten Ursache, warum ich wünschen könnte, dass sich Herr Eberhard gegen die ewigen Strafen der Lasterhaften wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es ist diese, weil Sokrates selbst solche ewigen Strafen in allem Ernste geglaubt, wenigstens soweit geglaubt hat, dass er es für zuträglich gehalten, sie mit den unverdächtigsten, ausdrücklichsten Worten zu lehren. Er führt zum Beweis den Anfang des 81. cap. des Platonischen Gorgias an, worin sich allerdings ausgesprochen findet, dass die Strafen verhängt werden, um den Verurteilten zu bessern, oder andern ein Beispiel zu geben. „Die aber das grösste Unrecht verübten und durch solche Ungerechtigkeiten unheilbar würden, werden andern dadurch zum warnenden Beispiel; ihnen erwächst weiter kein Nutzen, indem sie unheilbar sind, andern aber erwächst er, die sie ihrer Vergehungen wegen die grössten, schmerzlichsten, grauenvollsten Leiden immerdar (τὸν ἀεὶ χρόνον) erdulden sehen, indem dieselben offenbar in dem Kerker des Hades als Beispiel hingestellt sind, ein Schauspiel und eine Warnung für die fort und fort dorthinhommenden Ungerechten. — Hier ist aller Ausflucht vorgebauet . . . Und was wäre auch alle Zweideutigkeit bei dem ausdrüchlichen Gegensatze von Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, damit sie sich bessern und von Verdammten, die sich durchaus nicht bessern können, sondern bloss andern zum Beispiel in alle Ewigkeit gemartert und gepeinigt werden . . . Freilich ist es wahr, dass wenigstens sonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt, ohne Unterschied ewig machte.“ Und wenn Sokrates schon zu dieser Ansicht sich erheben konnte, was hindert dann unsere Religion, sich desselben Vorteils zu bedienen? und in jenem mittlern Zustand, jenem Zwischenreich, das die menschliche Seele nach dem Abscheiden von ihrem Leibe zur Säuberung bis zur letzten, endlichen Entscheidung durch das Weltgericht aufnehme, dem katholischen Fegefeuer mit einem Worte, glaubt Lessing die bessernde Sokratische Hölle erkennen zu dürfen. — O meine Freunde, schliesst er, warum sollten wir scharfsinniger als Leibnitz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?

Eberhard sucht sich diesen Einwürfen gegenüber nach besten Kräften zu verteidigen, offenbar bemüht, wo er kann, die Über-

einstimmung mit Lessing zu betonen, dem er auch mehrfach zugesteht, dass er ihn berichtigt und zur Erkenntnis mancher Irrtümer geführt habe. Auf die letzen, in Zusammenhang gegebenen Einwendungen Lessings antwortet er dann abschliessend: (Neue Apologie II, 514—24): Ebensowenig hab ich mich darüber erklärt, was Sokrates und Plato über diese Materie gedacht haben. Dass meine Untersuchungen darüber in einem Buche stehn, welches die Aufschrift: Neue Apologie des Sokrates führt, daraus folgt nicht, dass ich dem Sokrates meine Meinung beigelegt habe, so wenig ich ihm alle übrigen Meinungen beilege, die ich in demselben behauptet habe. Allein geh ich denn von dem, was Sokrates über die zukünftigen Strafen scheint geglaubt zu haben, wieder ab? oder bin ich zu tadeln, wenn ich von ihm abgehe? Ich habe über Herrn Lessings Worte, worin er dieses andeutet, einige Anmerkungen zu machen.

1. Sokrates' Meinung über den künftigen Zustand kennen wir aus dem, was ihm sein Schüler Plato in den Mund legt. Ist aber in den Dialogen des Plato alles von der gleichen esoterischen Genauigkeit? — Er benutzt zahlreiche Mythen, die aus dem Volksglauben oder der Tradition stammten. — Da es also bloss nach den Gesetzen seiner Methode kann geschehen sein, dass Plato dem Sokrates die populäre Vorstellung der künftigen Strafen in den Mund legte, so bleibt uns die eigentliche esoterische Meinung des Sokrates über diesen Punkt noch immer unbekannt. Und gesetzt nun, dass meine Meinung darüber ebensoweit von Sokrates Gedanken abginge, als des Plato Gedanken im Timaeus von des Sokrates' Gedanken im Gorgias, im Phaedo, oder in der Republik abgehen, wäre ich deshalb zu tadeln? Warum soll mir nicht erlaubt sein, was dem Plato erlaubt war? (S. 526). Herr Lessing weiss das ohne Zweifel besser als ich; denn nachdem er seinen Ton so positiv angefangen: weil Sokrates selbst solche Strafen in allem Ernste geglaubt, -- so mässigt er diesen Ton und setzt hinzu: wenigstens so weit geglaubt, dass er es für zuträglich gehalten, sie mit den unverdächtigsten, ausdrücklichsten Worten zu lehren.

2. gesteht Herr Lessing: Freilich ist es wahr, dass wenigstens sonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt ohne Unterschied ewig machte. Ja es ist wahr, dass seiner Meinung nach es *ἰάσιμα ἁμαρτήματα* auch in dem Hades gab, dass es noch in dem Hades möglich war, *βελτίονα γίνεσθαι καὶ ὀνίσασθαι*. Wie verschieden ist dieser Hades, d. h. die unsichtbare Welt, wie sie Plato nennt,

von dem Hades, den man durch Hölle übersetzt, und worin der Zustand aller Gestraften in alle Ewigkeit gleich, auch im Kleinsten unverbesserlich ist.

Wenn das also meine Meinung ist (S. 528), so habe ich weder scharfsinniger als Leibniz, noch menschenfreundlicher als Sokrates scheinen wollen. Sollte es aber demungeachtet scheinen, so erkläre ich nochmals, dass ich keinen Sterblichen kenne, dessen Scharfsinn und Philanthropie die Grenze alles menschlichen Scharfsinns und aller menschlichen Philanthropie sein müsste.

Wer würde das Eberhard nicht bereitwillig zugeben? Wir sehen überhaupt, dass er mit diesem mannhaften Schlusswort sich die Selbständigkeit seiner Ansicht wahrt. Aber auch das zeigt sich eben so deutlich, dass sich seine rationalistische oder deistische Auffassung zu einem vollen Aufgehen in Sokrates' Lehren nicht entschliesst. Seine Bewunderung für diesen ist mehr allgemein, man kann auch sagen, nur auf das Sittliche gerichtet. Der dogmatische Codex des Deismus blieb doch dem gegenüber ein geschlossenes Ganzes.

Ein zweiter Beurteiler des Sokrates war der seiner Zeit berühmte Philosoph Moses Mendelssohn, 1729—86, der Freund Lessings, das Urbild Nathans des Weisen; zeitlich trat er sogar schon vor Eberhard mit seiner Schrift hervor. Eine Charakteristik dieses wohlbekannten Mannes hier zu geben ist unnötig. Die hundertste Wiederkehr seines Todesjahres hat eine ganze Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen gebracht, und sein etwas verblasstes Bild in der Erinnerung der Zeitgenossen wieder aufgefrischt, Wichtig ist vor allem zu bemerken, dass er auch zu den Hauptträgern der damaligen Aufklärung gehört und darum die Gestalt des Sokrates sozusagen nicht umgehen konnte. Er trat ihr nahe in seiner Schrift „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele in drei Gesprächen". Diese erschien zuerst 1767. Mir liegt die zweite vermehrte und verbesserte Auflage vom Jahre 1768 (Frankfurt und Leipzig) vor. Schon in seinem Titel liegt der Anschluss an Platons berühmtes Gespräch ausgesprochen.*) Es ist also wieder eine allgemeine philosophische Frage, die im Anschluss an Sokrates behandelt wird. Allerdings leitet Mendelssohn seine Schrift mit einer Abhandlung über Sokrates'

*) Über das Verhältnis des Mendelssohnschen Phaedon zu dem Platonischen handelt eine Hallische Doktordissertation von F. Kampe aus dem Jahre 1880.

Leben und Charakter ein, die für die allgemeine Beurteilung dieses Mannes von besonderer Wichtigkeit ist. Als seine Quelle bezeichnet er im Schluss seiner Vorrede Coopers Life of Sokrates — London 1750, das ihm zum Leitfaden gedient habe; — „jedoch sind auch die Quellen zu Rate gezogen worden.“ Nicht gerade Neues oder Wichtiges ist in diesem Abschnitte vorgebracht. Er hält sich in der Hauptsache an die bekannten Dinge. Aber es ist doch nicht gleichgültig, wie er sich dazu stellt. Auch Mendelssohn giebt sich in seiner Darstellung als der echte Vertreter der Aufklärung, die alles, was über den gesunden Menschenverstand, seine Regungen, seinen Maassstab hinausliegt, mit offenem Misstrauen betrachtete. Auf S. 10 zitiert er, was Aulus Gellius berichtet: Man sah ihn zuweilen vierundzwanzig Stunden auf eben der Stelle, mit unverwandten Blicken, in Gedanken vertieft stehen, als wenn der Geist von seinem Körper abwesend wäre, und knüpft daran die Bemerkung: Man kann nicht leugnen, dass diese Entzückungen eine, wenigstens entfernte, Anlage zur Schwärmerei gewesen, und man findet in seinem Leben mehrere Spuren, dass er nicht völlig davon befreit geblieben. Aber seine Verehrung für den grossen Mann ist doch so lebhaft, dass er diesen immerhin schon milden Tadel, denn in seinen Augen war es ein solcher, — noch weiter durch das Folgende abzuschwächen bemüht ist, wenn er fortfährt: Indessen war es eine unschädliche Schwärmerei, die weder Hochmut noch Menschenhass zum Grunde hatte, und die in der Verfassung, in welcher er sich befand, ihm sehr nützlich gewesen sein mag. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, um Menschen zu so grossen Gedanken und standhaften Entschliessungen zu erheben.

Im weiteren Verlaufe kommt Mendelssohn auf die Verspottung des Sokrates in den Wolken des Aristophanes zu sprechen. Er giebt darüber folgende Darstellung. S. 19: Als Sokrates von Athen abwesend war, um an dem Kriege seines Volks gegen die Böoter teilzunehmen, in dem er so sehr seine Pflicht that, dass der Feldherr Laches bei Plato sagt: Hätte jedermann seine Pflicht so gethan, wie Sokrates, so wäre der Tag (bei Delium) gewiss nicht unglücklich für uns gewesen — machten sich die Priester, Sophisten und Redner und andere die dergleichen feile Künste trieben, denen Sokrates ein Dorn im Auge sein musste, desselben Abwesenheit zu nutz, und suchten die Gemüter wider ihn aufzubringen. Bei seiner Zurückkunft fand er eine geschlossene Partei, der kein Mittel ihm zu schaden zu niederträchtig war. Sie mieteten, wie man zu glauben

Ursache hat, den Komödienschreiber Aristophanes, dass er durch ein Possenspiel, das man damals Komödie nannte, den Sokrates verhasst und lächerlich zu machen suchte, um das gemeine Volk teils auszuholen, teils vorzubereiten, und wenn der Streich gelänge, ein mehreres zu wagen. Diese Fratze führte den Namen Die Wolken. Sokrates war die Hauptperson, und die Figur, die diese Rolle machte, gab sich Mühe, ihn nach dem Leben zu konterfeien. Kleidung, Gang, Geberde, Stimme, alles äffte er natürlich nach. Das Stück selbst hat sich, zur Ehre des verfolgten Weltweisen, bis auf unsere Zeit erhalten. Man kann sich kaum etwas ungezogeneres denken, — Sätze, die freilich die Verehrung für den Philosophen deutlich bekunden, indessen dem ästhetischen Urteil des Verfassers kein günstiges Zeugnis ausstellen und es deutlich machen, dass die gesamte Aufklärung einer wirklichen Schätzung des Genialen, das über die gewohnte Linie stark hinaussprang, nicht gewachsen war und immer mit einem zu kurzen Massstabe mass.

Sehr am Herzen liegt unserm Philosophen auch das sittliche Verhalten seines Helden. Niemals unterliess er der Jugend, die ihn suchte, seinen freundschaftlichen Umgang zu gönnen und ihr durch Lehren und gutes Exempel die Liebe zur Tugend einzuflössen (S. 22). Wie er aber überall ein grosser Freund und Liebhaber der Schönheit war, so schien er in der Wahl seiner Freunde auch auf körperliche Schönheit zu sehen. Ein schöner Körper, pflegte er zu sagen, verspricht eine schöne Seele und wenn sie der Erwartung nicht zusagt, so muss sie verwahrlost worden sein. — Plato lässt ihn bei dieser Gelegenheit öfters Ausdrücke brauchen, die beinahe verliebt scheinen, daher man in späteren Zeiten Gelegenheit genommen, den Sokrates eines sträflichen Umgangs mit jungen Leuten zu beschuldigen. Allein die Feinde des Sokrates selbst, Aristophanes in der Komödie und Meletus in seiner Anklage thun hiervon nicht die geringste Erwähnung. Meletus beschuldigt ihn zwar, dass er die Jugend verderbe; allein wie aus der Antwort des Sokrates gar deutlich erhellet, ging dieses auf die Gesetze der Religion und der Politik, gegen welche er die Jugend gleichgültig gemacht haben sollte. Gesetzt auch, die damalige Verderbnis der Sitten wäre so weit gegangen, dass man dieses widernatürliche Laster beinahe für natürlich gehalten, so hätten seine Feinde dennoch diesen Umstand nicht ganz verschwiegen, wenn es nicht offenbar unmöglich gewesen wäre, das Muster der Keuschheit und Enthaltsamkeit einer so viehischen Geilheit zu beschuldigen. Man lese die strengen Vorwürfe, die er dem Kritias und Kristo-

bulus macht, man lese das Zeugnis, das ihm der mutwillige, halbberauschte Alkibiades in Platons Tischgespräche giebt. Das Stillschweigen der Feinde und Verleumder, und seiner Freunde positives Zeugnis vom Gegenteil lassen keinen Zweifel zurück, dass die Beschuldigung ungegründet und eine strafbare Verleumdung sei. Die Ausdrücke des Plato, so fremd sie auch unserm Ohre klingen, beweisen weiter nichts, als dass diese unnatürliche Galanterie damals die Modesprache gewesen, wie etwa der ernsthafteste Mann in unsern Zeiten sich nicht entweihen würde, wenn er an ein Frauenzimmer schreibt, wie verliebt zu thun.

Wenn hier Mendelssohn also mit voller Überzeugung für seinen Helden eintritt, so sind seine Äusserungen vorsichtiger und gewundener, wenn er auf dessen Dämonion zu sprechen kommt. Über den Genius heisst es S. 24, den er zu besitzen vorgab und der ihn, wie er sagte, allzeit abhielt, wenn er etwas Schädliches unternehmen wollte, sind die Meinungen der Gelehrten geteilt. Einige glauben, Sokrates habe sich hierin eine Erdichtung erlaubt, um bei dem abergläubischen Volke Gehör zu finden; allein dies scheint mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit zu streiten. Andre verstehen unter diesem Genius ein geschärftes Gesicht vom Guten und Bösen, eine durch Nachdenken, durch lange Erfahrung und anhaltende Übung zum Instinkt gewordene moralische Beurteilungskraft, vermöge welcher er jede freie Handlung nach ihren mutmasslichen Folgen und Wirkungen prüfen und beurteilen konnte, ohne sich selbst von seinem Urteile Rechenschaft geben zu können. Man findet aber beim Xenophon sowohl als Plato verschiedene Vorfälle, wo dieser Geist dem Sokrates Dinge vorhergesagt haben soll, die sich aus keiner natürlichen Kraft der Seele erklären lassen. Vielleicht sind diese von seinen Schülern aus guter Meinung hinzugesetzt worden, vielleicht auch hatte Sokrates, der, wie wir gesehen, zu Entzückungen aufgelegt war, selbst Schwachheit oder schwärmende Einbildungskraft genug, dieses lebhafte moralische Gefühl, das er nicht zu erklären wusste, in einen vertraulichen Geist umzuschaffen, und ihm hernach auch diejenigen Ahnungen zuzuschreiben, die aus ganz anderen Quellen entsprungen. Muss denn ein vortrefflicher Mann — und hier hören wir den Aufklärungsphilosophen des vorigen Jahrhunderts im vollen Brustton seiner Überzeugung — notwendig von allen Schwachheiten und Vorurteilen frei sein? In unsern Tagen, nun kommt der Trumpf, ist es kein Verdienst mehr, Geistereingebungen zu verspotten. Vielleicht hat zu den Zeiten des Sokrates eine An-

strengung des Genius dazu gehört, die er nützlicher angewendet hat, — man würde im Zusammenhange erwarten: die er nützlicher hätte anwenden können oder sollen! — Er war ohnedem gewohnt, jeden Aberglauben zu dulden, der nicht unmittelbar zur Unsittlichkeit führen konnte, wie bereits oben erinnert worden.

In dem ferneren Verlauf seiner Darstellung wendet unser Philosoph sich den geschichtlichen Umständen aus dem Leben des Sokrates zu, worüber weiteres zu bemerken nicht nötig erscheint, da er über das sonst schon sattsam Bekannte mit keinem Schritte hinausgeht. Nur die eine Stelle verdient noch hervorgehoben zu werden, wo er über das Verhältnis des Sokrates zur Religion sich (S. 32) folgendermassen äussert: Den öffentlichen Gottesdienst, so abergläubisch er auch sein mochte, hat er allezeit in Ehren gehalten; und was die Eleusinischen Geheimnisse betrifft, so riet er allen seinen Freunden, sich in dieselben einweihen zu lassen, ob er gleich selbst seine Ursachen haben mochte, es nicht zu thun. Man hat sehr guten Grund, zu glauben, dass die grösseren Geheimnisse zu Eleusis nichts anderes waren, als die Lehren der wahren natürlichen Religion, und eine vernünftige Auslegung der Fabeln. Wenn Sokrates sich weigerte, die Einweihung anzunehmen, so geschah es, wahrscheinlicher Weise, um die Freiheit zu behalten, diese Geheimnisse ungestraft ausbreiten zu dürfen, die ihm die Priester durch die Einweihung zu entziehen suchten. Eine wieder für den Aufklärer sehr charakteristische Äusserung, die deutlich die Neigung verrät, sein eignes Ideal schon in der Vergangenheit vorgebildet zu sehen. Hätte er von den Eleusinien schon die Vorstellung haben können, die uns heute geläufig ist, dass die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele den Mittelpunkt der geheimen Weihen und Vorgänge bildete, so würde ihm das als eine besonders schickliche Einleitung in den eigentlichen Gegenstand seines Buches erschienen sein, denn worum es sich ihm darin handelt, ist nichts anderes, als ein neuer Beweis für diese wichtige Meinung, die zu der Trias der von der damaligen Philosophie als unveräusserlich dem Menschen zuerkannten Grundwahrheiten gehörte. Da es hier nicht um eine Kritik und Darstellung Mendelssohnscher Philosophie zu thun ist, braucht darauf nicht weiter eingegangen zu werden. Ich will nur so viel sagen, dass von den drei Gesprächen, in denen er den Inhalt darlegt, das erste in Form und Inhalt eine unmittelbare Anlehnung an den platonischen Dialog zeigt. Dieselben Personen treten der Hauptsache nach darin redend auf. Es ist dieselbe Einkleidung beibehalten,

dass Phädon auf des Echekrates Nachfrage nicht nur das Ganze erzählt, sondern das Gespräch zwischen Sokrates, Simmias, Kebes u. s. w. in allen seinen Einzelheiten Wendung für Wendung wiederholt, die man nicht anders als gekünstelt bezeichnen kann. Grösstenteils kann man dies geradezu als Übersetzung aus dem Griechischen des Plato betrachten. Aber mehr und mehr entfernt sich der moderne Nachahmer von seinem Vorbilde, verkleidet sich immer bewusster in seinen Helden und auch fast ganz auf die Form des Gesprächs verzichtend, giebt er seine eigene Philosophie zum Besten, die mit der platonischen oder sokratischen nichts mehr zu thun hat. Nur zum Schluss besinnt er sich gewissermassen auf die Rolle, die er doch nur zu spielen sich vorgesetzt und indem er die letzten Augenblicke des Sokrates nach Plato erzählt, erteilt er dem Phädon wieder das Wort, der dann mit dem auch fast wörtlich platonischen Satze schliesst: Dieses war das Ende unsers Freundes, o Echekrates! eines Mannes, der unter allen Menschen, die wir kannten, unstreitig der rechtschaffenste, weiseste und gerechteste gewesen. Den Höhepunkt der Untersuchung, die im wesentlichen auf dem Gedanken ruht, dass jedes Menschen innerstes Wesen ein Unveränderliches, durchaus Stetiges sei, das darum auch der Vernichtung trotzen könne und müsse, kann man in dem religiösen Gedanken (S. 166) finden: Wir wollen diesen Satz, dass uns Gott nicht zum ewigen Elende bestimmt, zum Massstab für die Gewissheit unsrer Erkenntnis annehmen, so oft von zukünftigen Dingen die Rede ist, die einzig und allein von dem Willen des Allerhöchsten abhängen. Deutlich legen sie von der Thatsache Zeugnis ab, dass es unserm Philosophen so wenig, wie manchen anderen wissenschaftlichen Bearbeitern derselben Frage, geglückt ist, einen strikten Beweis für die Zweifellosigkeit der Unsterblichkeit der Seele zu führen, dass es ihm auch nur darauf ankommen kann, unsere Überzeugung gefangen zu nehmen, uns zu überreden, uns aber nicht zu überzeugen, wobei man der sittlichen Hoheit seiner Anschauung und der schönen Wärme seines Gefühls die herzlichste Anerkennung zollen mag.

Nur zwei Stellen seien hier noch aus dem dritten Gespräche ausgezogen, da sie für den Mann, der so rühmlich und tapfer für Sokrates eingetreten, nicht minder rühmlich sind, insofern sie von einer Anschauung und Auffassung des Verhältnisses des Menschen zu seinem Vaterlande Zeugnis ablegen, wie man sie bei seinen Zeitgenossen selten findet. So sagt er (S. 181), indem er Sokrates ein Gesamtbild der menschlichen Entwickelung entwerfen lässt: In ihrem

Verlauf erlangt der Mensch Pflichten, Rechte, Befugnisse und Obliegenheiten, die ihn in die Klasse moralischer Naturen erheben; es entstehen Begriffe von Gerechtigkeit, Billigkeit, Anständigkeit, Ehre, Ansehen, Nachruhm, der eingeschränkte Trieb der Familienliebe wird in Liebe zum Vaterland, zum ganzen menschlichen Geschlecht erweitert, und aus dem angebornen Keime des Mitleidens entsprossen Wohlwollen, Mildthätigkeit und Grossmut. Und noch bestimmter lautet die Stelle S. 191: Ich kann daher unmöglich glauben, dass ein Mensch, dem mit diesem Leben alles aus ist, sich, nach seinen Grundsätzen, dem Wohle des Vaterlandes oder des ganzen menschlichen Geschlechts aufopfern könne. Ich bin vielmehr der Meinung, dass so oft die Erhaltung des Vaterlandes z. B. unumgänglich erfordert, dass ein Bürger das Leben verliere, oder auch nur in Gefahr komme, es zu verlieren, nach dieser Voraussetzung ein Krieg zwischen dem Vaterlande und diesem Bürger entstehen muss, und was das seltsamste ist, ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist. Denn hat das Vaterland nicht ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, dass er sich dem Wohle des Ganzen aufopfert? Wer wird dieses leugnen? Allein dieser Bürger hat das gerade entgegengesetzte Recht, sobald das Leben sein höchstes Gut ist. Er kann, er darf, ja er ist diesen Grundsätzen nach verbunden es zu thun, den Untergang seines Vaterlandes suchen, um sein allerteuerstes Leben um einige Tage verlängern. Jedem moralischen Wesen kommt, nach dieser Voraussetzung, ein entschiedenes Recht zu, den Untergang der ganzen Welt zu verursachen, wenn es sein Leben, das heisst sein Dasein, nur fristen kann. Ebendasselbe Recht haben alle Nebenwesen. Welch ein allgemeiner Anfstand! welche Zerrüttung, welche Verwirrung der sittlichen Welt! Ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist, ein allgemeiner Krieg aller moralischen Wesen, wo jedes in Wahrheit das Recht auf seiner Seite hat; ein Streit, der an und für sich selbst, auch von dem allergerechtesten Richter der Welt, nicht nach Recht und Billigkeit entschieden werden kann: was kann ungereimter sein? — Alle diese Gedanken, so unwidersprechlich an sich, sind mit grossem Recht gerade Sokrates in den Mund gelegt worden, der sie durch seinen Tod in vollstem Maasse bewährte.

Golgatha und Scheblimini, das war der Schlachtruf, mit dem Hamann, der Magus des Nordens, sich im Jahre 1784 gegen Mendelssohn wendete, um gegen dessen Jerusalem, worin der Deist die Religion des Judenthums als die reinste Verkörperung des Aufklärungsgedanken pries, die Würde des Christentums siegreich zu behaupten. Aber in der Verehrung des grossen Weisen aus Athen stimmen beide doch überein und indem Hamann, ohne seine Grundrichtung zu verleugnen, auch seinerseits diesem ein ehrendes Denkmal errichtet, giebt er seine Zugehörigkeit zu dem Kreise des philosophischen Jahrhunderts doch deutlich genug zu erkennen. Es geschah dies in seinen Sokratischen Denkwürdigkeiten, die in erster Auflage schon 1759 in Amsterdam d. h.: Königsberg erschienen.*) Der Magus des Nordens giebt das, was er dem Publikum mitteilt, nicht so, wie er inhaltlich zeigen will, sondern sein witziger und mit scherzhaften Einfällen geladener Kopf bietet ihm allerlei Schnörkel und Zierraten, mit denen er sein Werkchen ausputzt. So lautet der volle Titel: Sokratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publikums zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile. Mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween, dazu das Motto aus Persius: O curas hominum! o quantum est in rebus inane! Quis leget haec? ... Min'tu istud ais? ... Nemo hercule! ... Nemo. Vel DUO vel NEMO.

Die erste Zuschrift Seite 5—8 richtet sich demnach an das Publikum oder Nemo, den Kundbaren. Diese ist höchst geistreich, so gleich im Anfang: Du führst einen Namen, und brauchst keinen Beweis deines Daseins, du findest Glauben, und thust keine Zeichen, denselben zu verdienen, du erhältst Ehre und hast weder Begriff noch Gefühl davon. Wir wissen, dass es keine Götzen in der Welt giebt. Ein Mensch bist du auch nicht; doch musst du ein menschlich Bild sein, das der Aberglaube vergöttert hat. — Wie die ganze Ausdrucksweise Hamanns von biblischen Anspielungen strotzt, so wird auch hier auf das Publikum angewandt, was Elias nach Samuel höhnend von Baal sagt: du dichtest, hast zu schaffen, bist über Feld oder schläfst vielleicht, wenn deine Priester rufen und du ihnen und ihrem Spötter mit Feuer antworten solltest. So heisst es auch nachher: Ich werfe mich wie der Philosoph zu den erhörenden Füssen eines Tyrannen. Meine Gabe besteht in nichts, als Küchlein,

*) Ich citiere nach der Ausgabe Friedrich Roths: Hamanns Schriften, Band 2. Berlin 1821 S. 1—50. Über die Schrift selbst und ihre Entstehung vgl. Gildemeister, Hamanns Leben und Schriften Bd. 1, S. 227 ff.

vor denen ein Gott wie du, nicht bangt.*) Überlass sie daher einem Paar deiner Anbeter, die ich durch diese Pillen von dem Dienste deiner Eitelkeit zu reinigen wünsche. — Dieses Paar oder diese Zween werden dann nachher witzig charakterisiert, der eine sei ein Menschenfreund, der am Stein der Weisen arbeitet und ihn für ein Mittel ansieht, den Fleiss, die bürgerlichen Tugenden und das Wohl des gemeinen Wesens zu fördern. Der andre möchte einen so allgemeinen Weltweisen und guten Münzwardein abgeben, als Newton war. — Weil aber, schliesst er, diese Küchlein nicht gekaut, sondern geschluckt werden müssen, gleich denjenigen, so die Cosmische Familie zu Florenz**) in ihr Wappen aufnahm, so sind sie nicht für den Geschmack gemacht. Was ihre Wirkung anbetrifft, so lernte bei einem ähnlichen Gefühl derselben Vespasian zuerst das Glück deines Namens erkennen, und soll auf einem Stuhl, der nicht sein Thron war, ausgerufen haben: Uti puto, Deus fio.

Die zweite Zuschrift an die Zween (S. 11—12) enthält weniger witzige Anspielungen. Von allgemeinem Interesse auch für unsern besondern Zweck ist die Stelle (S. 12): Sokrates war, meine Herren, kein gemeiner Kunstrichter. Er unterschied in den Schriften des Heraklitus dasjenige, was er nicht verstand, von dem, was er darin verstand, und that eine sehr billige und bescheidene Vermutung von dem Verständlichen auf das Unverständliche. Bei dieser Gelegenheit redete Sokrates von Lesern, welche schwimmen können. Ein Zusammenfluss von Ideen und Empfindungen in jener lobenden Elegie vom Philosophen machte desselben Sätze vielleicht zu einer Menge kleiner Inseln, zu deren Gemeinschaft Brücken und Fähren der Methode fehlen.

Aus diesen Worten darf man doch wohl einen Hieb auf die Philosophie seiner Zeit heraushören, deren Formalismus und Schematismus einem genialen Kopf wenig Behagen erwecken konnte und in Hamann auch mit dem religiösen Bedürfnisse und Verständnisse in Widerspruch kam. Ein polemischer Charakter wird sich darum seiner Schrift nicht abstreiten lassen. Er sagt auch selbst über seine Art der Auffassung: Ich habe über den Sokrates auf eine sokratische Art gesprochen. Die Analogie war die Seele seiner Schlüsse, und er gab ihnen die Ironie zu ihrem Leibe. Ungewissheit und Zuversicht

*) Nach der apokryphischen Schrift vom Drachen zu Babel v. 26.

**) Gemeint sind die sieben Kugeln (palle), die das Wappen der Mediceer bildeten und schon in den Zeiten ihres Glanzes von Spöttern mit Anspielung auf den Namen des Geschlechtes mit Apothekerpillen verglichen wurden.

mögen mir so eigentümlich sein, als sie wollen, so müssen sie hier doch als ästhetische Nachahmungen betrachtet werden.

Die Einleitung, S. 13—20, giebt dann eine Übersicht der philosophischen Litteratur, soweit sie sich auf Sokrates bezieht, ohne allgemein interessante Gesichtspunkte, nur dass er den Cooper, Life of Sokrates, auf den als seine wichtigste Quelle sich noch Mendelssohn bezog, mit den Worten abfertigt: Was Cooper herausgegeben, ist nichts als eine Schulübung, die den Ekel sowohl einer Lob- als Streit-Schrift mit sich führt. Er schliesst dann mit einer captatio benevolentiae in folgenden Sätzen: Sokrates besuchte öfters die Werkstätte eines Gerbers, der sein Freund war und Simon hiess. Der Handwerker hatte den artigen Einfall, die Gespräche des Sokrates aufzuschreiben. Dieser erkannte sich in denselben besser als in Platons, bei deren Lesung er gestutzt und gefragt haben soll: Was hat dieser junge Mensch im Sinn aus mir zu machen? — Wenn ich nur so gut als Simon der Gerber meinen Held verstehe! —

Die Schrift gliedert sich in drei Abschnitte und giebt in der Hauptsache ein mit vieler Wärme und Liebe gezeichnetes Charakterbild ihres Helden, das kaum neue Züge bringt, nur durch die Art, wie des Verfassers Richtung und Stellung sich darin zeigt, anziehend ist. So heisst es S. 23 f.: Hier ist der Ort, die Übersichtigkeit einiger gegen das menschliche Geschlecht und dessen Aufkommen gar zu witzig gesinnter Patrioten zu ahnden, die sich die Verdienste des Bildhauers im Sokrates so gross vorstellen, dass sie den Weisen darüber verdammen, die den Bildhauer vergöttern, um desto füglicher über des Zimmermanns Sohn spotten zu können. Wenn sie im Ernst an Sokrates glauben, so sind seine Sprüche Zeugnisse wider sie. Diese neuen Athenienser sind Nachkommen seiner Ankläger und Giftmischer, abgeschmacktere Verleumder und grausamere Mörder, denn ihre Väter, — eine Stelle in der eine gewisse Derbheit des christlichen Empfindens hervorbricht, die man sonst in ihrer Geradheit, ohne witzige Verhüllung nicht bei ihm gewohnt ist.

Er fährt dann fort (S. 24), um auch auf das von keinem Beurteiler verfehlte Gebiet der Stellung des Sokrates zu den geschlechtlichen Verirrungen seiner Zeit zu kommen: Bei der Kunst, in welcher Sokrates erzogen worden, war sein Auge an der Schönheit und ihren Verhältnissen (so!) so gewohnt und geübt, dass sein Geschmack an wohlgebildeten Jünglingen uns nicht befremden darf. Wenn man die Zeiten des Heidentums kennt, in denen er lebte, so ist es eine thörichte Mühe, ihn von einem Laster weiss zu brennen, das unsere

Christenheit an Sokrates übersehen sollte, wie die artige Welt an einem Toussaint die kleinen Romane seiner Leidenschaften, als Schönfleckchen seiner Sitten. Sokrates scheint ein aufrichtiger Mann gewesen zu sein, dessen Handlungen von dem Grund seines Herzens, und nicht von dem Eindruck, den andere davon haben, bestimmt werden. — Dass er das ihm beschuldigte Laster (so!) gehasst,*) wissen wir aus seinem Eifer gegen dasselbe, und in seiner Geschichte sind Merkmale seiner Unschuld, die ihn beinahe losprechen. Man kann keine lebhafte Freundschaft ohne Sinnlickkeit fühlen und eine metaphysische Liebe sündigt vielleicht gröber am Nervensaft, als eine tierische an Fleisch und Blut. Sokrates hat also ohne Zweifel für seine Lust an einer Harmonie der äusserlichen und innerlichen Schönheit in sich selbst leiden und streiten müssen. Überdies wurden Schönheit, Werke des Leibes und Geistes, nebst dem Reichtum an Kindern und Gütern, in dem jugendlichen Alter der Welt für Sinnbilder göttlicher Eigenschaften und Fussstapfen göttlicher Gegenwart erklärt. Wir denken jetzt zu abstrakt und männlich, die menschliche Natur nach dergleichen Zufälligkeiten zu beurteilen. Selbst die Religion lehrt uns einen Gott, der kein Ansehen der Person hat; ohngeachtet der Missverstand des Gesetzes die Juden an gleiche Vorurteile mit den Heiden gebunden hielt. Ihre gesunde Vernunft, woran es den Juden und Griechen so wenig fehlte, als unsern Christen und Muselmännern, stiess sich daran, dass der Schönste unter den Menschenkindern ihnen zum Erlöser versprochen war, und dass ein Mann der Schmerzen, voller Wunden und Striemen, der Held ihrer Erwartung sein solle.

Im zweiten Abschnitt kommt Hamann auf die Unwissenheit des Sokrates zu sprechen und ich glaube, man kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, hier seinen Helden zu unterschätzen. Das Wort stolzer Bescheidenheit: ich weiss, dass ich nichts weiss, ist doch

*) An diese Auffassung erinnert, was Jakob Burckhardt aus Firmicus Maternus zitiert. Jak. Burckhardt: Die Zeit Constantins des Grossen. 2. Aufl. Leipzig, Seemann 1880. S. 214 f. Citat aus Firmicus Maternus: Mattheseos Libri VIII ed. Basileae 1551, lib. 1 cap. 2 (Firmicus schrieb bald nach Constantin). Firmicus glaubt, man könne auch den furchtbarsten Dekreten der Sterne Widerstand leisten durch vieles Gebet und eifrige Verehrung der Götter; so habe Sokrates sternenhalber alle Leidenschaften gehabt und sichtbar auf dem Antlitz getragen, sie jedoch tugendhalber bemeistert, „denn den Sternen gehört, was wir leiden, und was uns wie mit Feuersbränden stachelt (d. h. die Leidenschaften), der Göttlichkeit des Geistes aber gehört unsere Kraft zum Widerstande“.

wahrlich mehr als ein Eingeständnis eigner mangelnder Bildung, eher ein Zeugnis ehrfürchtiger Anerkenntnis der Grösse und Höhe des Wissens, oder richtiger der Wahrheit, der gegenüber wir doch durch die Bank allen Grund haben, demütig an unsere Brust zu schlagen mit dem Geständnis: wir sind allzumal Stümper. Hamann aber sagt hierüber (S. 29): Die Reihe von Lehrmeistern und Lehrmeisterinnen, die man dem Sokrates giebt, ist ansehnlich genug; und doch blieb Sokrates unwissend. Das freche Geständnis davon war gewissermassen eine Beleidigung, die man aber dem aufrichtigen Kandidaten und Klienten scheint vergeben zu haben, weil sie auf ihn selbst am schwersten fiel. Das Los der Unwissenheit und die Blösse derselben macht ebenso unversöhnliche Feinde als die Überlegenheit an Verdiensten und die Scheu davor. War Sokrates wirklich unwissend, so musste ihm auch die Schande unwissend sein, die vernünftige Leute sich ergrübeln, unwissend zu scheinen. Ein Mensch, der nichts weiss und der nichts hat, sind Zwillinge eines Schicksals. Sokrates scheint von seiner Unwissenheit so viel geredet zu haben, als ein Hypochondrist von seiner eingebildeten Krankheit. Wie man dieses Übel selbst kennen muss, um einen Milzsüchtigen zu verstehen und aus ihm klug zu werden, so gehört vielleicht eine Sympathie der Unwissenheit dazu, von der sokratischen einen Begriff zu haben.*)

Aber dieser Vorwurf hindert Hamann doch nicht, Sokrates in der rechten Weisheit, die sich doch immer auf Selbsterkenntnis gründen muss, einen hohen Rang zuzugestehen: Erkenne dich selbst! schreibt er S. 30 ff., sagte die Thür seines berühmten Tempels allen denen, die hereingingen, dem Gott der Weisheit zu opfern und ihn über ihre kleinen Händel um Rat zu fragen. Alle lasen, bewunderten

*) Man vergleiche hiermit, wie Schopenhauer in seinen Fragmenten zur Geschichte der Philosophie (S. 57 ff.), (Parerga und Paralipomena I. S. 45—163 in der Reklamschen Ausgabe, Band IV.) über Sokrates urteilt: Er riskiert sogar den Scherz: Nach Lukianos (Philopseudes 24) hätte Sokrates einen dicken Bauch gehabt, welches eben nicht zu den Abzeichen des Genies gehört. Aber auch von dessen Weisheit, obwohl sie ein philosophischer Glaubensartikel sei, urteilt er nicht allzu günstig. Ein grosser Geist muss doch allmählich zum Bewusstsein seiner selbst kommen, wissen, das er nicht zur Heerde, sondern zu den Hirten, zu den Erziehern der Menschheit gehört. Dann aber wird er von selbst dazu geführt, sich in Schriften zu äussern, weil man zur Menschheit nur im Buche reden kann. Somit wird es mir schwer (S. 58) an den eigentlich grossen Geist derer zu glauben, die nicht geschrieben haben; vielmehr bin ich geneigt, sie für hauptsächlich praktische Helden zu halten, die mehr durch ihren Charakter, als durch ihren Kopf wirkten.

und wussten auswendig diesen Spruch. Man trug ihn, wie der Stein, in den er gegraben war, vor der Stirn, ohne den Sinn davon zu begreifen. Der Gott lachte ohne Zweifel unter seinem güldnen Barte, als ihn die küzliche (kitzliche) Aufgabe zu Sokrates Zeiten vorgelegt wurde: Wer der weiseste unter allen damals lebenden Menschen wäre? Sophokles und Euripides würden nicht so grosse Muster für die Schaubühne, ohne die Zergliederungskunst des menschlichen Herzens, gewesen sein. Sokrates übertraf sie alle beide an Weisheit, weil er in der Selbsterkenntnis weiter als fast jedermann war, und wusste, dass er nichts wusste. Apoll antwortete jedem schon vor der Schwelle: wer weise wäre und wie man es werden könne? jetzt war die Frage übrig: wer sich selbst erkenne? und woran man sich in dieser Prüfung zu halten hätte: Geh Chärephon und lerne es von deinem Freunde. — Nach langer Zwischenrede kommt Hamann (S. 74) doch noch einmal auf den Vorwurf der Unwissenheit zurück. Er braucht das Bild eines Menschen, der, zum Spiel aufgefordert, erwidert: Ich spiele nicht, nicht um damit zu sagen, er verstehe das Spiel nicht, sondern in dem Sinne: Ich will nicht mit Leuten spielen, die das Gesetz des Spiels brechen und das Glück desselben stehlen. In diese weisen Töne lässt sich die Meinung des Sokrates auflösen, wenn er den Sophisten, den Gelehrten seiner Zeit, sagt: Ich weiss nichts. Daher kam es, dass dies Wort ein Dorn in ihren Augen und eine Geissel auf ihrem Rücken war. Alle Einfälle des Sokrates, die nichts als Auswürfe und Absonderungen seiner Unwissenheit waren, schienen ihnen so fürchterlich, als die Haare an dem Haupte Medusas, dem Nabel der Ägide. Die Unwissenheit des Sokrates war Empfindung. Zwischen Empfindung aber und einem Lehrsatz ist ein grösserer Unterschied, als zwischen einem lebenden Tier und anatomischem Gerippe desselben. Die alten und neuen Skeptiker mögen sich noch so sehr in die Löwenhaut der sokratischen Unwissenheit einwickeln, so verraten sie sich durch ihre Stimmen und Ohren. — Hamann dagegen kommt im Gegensatz zum Wissen auf den Glauben hinaus (S. 35). — Unser eigen Dasein und die Existenz allerdings ausser uns muss geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden. Was ist gewisser als des Menschen Ende und von welcher Wahrheit giebt es eine allgemeinere und bewährtere Erkenntnis? Niemand ist gleichwohl so klug, solche zu glauben, als der, wie Moses zu verstehen giebt, von Gott selbst gelehrt wird, zum Andenken, dass er sterben müsse. Was man glaubt, hat daher nicht nötig bewiesen zu werden, und ein

Satz kann noch so unumstösslich bewiesen sein, ohne deswegen geglaubt zu werden. — Und deshalb schliesst er ab S. 37: Ich weiss für das Sokrates-Zeugnis von seiner Unwissenheit kein ehrwürdigeres Siegel und zugleich keinen besseren Schlüssel, als den Orakelspruch des grossen Lehrers der Heiden: So jemand sich dünken lässt, er wisse etwas, der weiss noch nicht, wie er wissen soll. So aber jemand Gott liebet, der wird von ihm erkannt. I. Kor. 8, 2. 3.

Natürlich liess sich Hamann auch nicht das Dämonion des Sokrates entgehen. Er schliesst die Untersuchung nahe an die vorhergehende — wenn er S. 38 sagt: Was ersetzt bei Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakespeare die Unwissenheit oder Übertretung jener kritischen Gesetze? Das Genie, ist die einmütige Antwort. Sokrates hatte also freilich gut unwissend sein; er hatte einen Genius, auf dessen Wissenschaft er sich verlassen konnte, den er liebte und fürchtete als seinen Gott, an dessen Frieden ihm mehr gelegen war, als an aller Vernunft der Ägypter und Griechen, dessen Stimme er glaubte, und durch dessen Bund, wie der erfahrene Wunderdoktor Hill uns bewiesen, der leere Verstand eines Sokrates so gut, als der Schooss einer reinen Jungfrau fruchtbar werden kann. Ob diesr Dämon des Sokrates mehr als eine herrschende Leidenschaft gewesen, und bei welchem Namen sie von unserm Sittenlehrer gerufen wird; oder ob er ein Fund seiner Staatslist, ob er ein Engel oder Kobold, eine hervorragende Idee seiner Einbildungskraft, oder ein erschlichener und willkürlich angenommener Begriff einer mathematischen Unwissenheit; ob dieser Dämon nicht vielleicht eine Quecksilberröhre, oder den Maschinen ähnlicher gewesen, welchen die Bradleys und Leuvenhöks ihre Offenbarungen zu verdanken haben; ob man ihn mit dem wahrsagenden Gefühl eines nüchternen Blinden oder mit der Gabe, aus Leichdornen und Narben übelgeheilter Wunden die Revolutionen des Wolkenhimmels vorher zu wissen, am bequemsten vergleichen kann: hierüber ist von so vielen Sophisten mit soviel Bündigkeit geschrieben worden, dass man erstaunen muss, wie Sokrates bei der gelehrten Erkenntnis seiner selbst, auch hierin so unwissend gewesen, dass er einem Simmias darauf die Antwort hat schuldig bleiben wollen. Keinem Leser von Geschmack fehlt es in unseren Tagen an Freunden von Genie, die mich der Mühe überheben werden, weitläufiger über den Genius des Sokrates zu sein.

Mit diesen schwunghaften Wendungen 'zieht sich Hamann also aus einer allerdings recht überflüssigen und ergebnislosen Untersuchung heraus. Es seien aber hier noch die Schlussworte dieses Abschnitts angeführt (S. 42.), die in der Hauptsache Hamanns Anschauungen zum Ziel führen. Denn der dritte Abschnitt handelt von des Sokrates Kriegsthaten und sonstigen Lebensverhältnissen, die in der That belanglos sind, wenn sie auch in ihrer Schilderung bei Hamannn immer wieder die gross Verehrung für den alten Athener bezeugen. Er kommt dann auf dessen Tod zu sprechen, den er in Parallele zu Christi Kreuzestode bringt. Das sind ja aber keine wesentlich neuen Züge, da wir bei ihm den Übergang vom Heidentum und seiner Philosophie auf das Gebiet der religiösen Betrachtung schon vielfach wahrgenommen haben. Die vorher angedeuteten Worte aber lauten: Kurz, Sokrates leitete seine Mitbürger aus den Labyrinthen ihrer gelehrten Sophisten zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt, zu einer heimlichen Weisheit, und von den Götzenaltären ihrer andächtigen und staatsklugen Priester zum Dienste eines unbekannten Gottes. Plato sagte es den Atheniensern ins Gesicht, dass Sokrates ihnen von den Göttern gegeben wäre, sie von ihren Thorheiten zu überzeugen und zu seiner Nachfolge in der Tugend aufzumuntern. Wer den Sokrates unter den Propheten nicht leiden will, den muss man fragen: Wer der Propheten Vater sei? und ob sich unser Gott nicht einen Gott der Heiden genannt und erwiesen?

Unbedingte Zustimmung hat Haman mit seiner Schrift nicht gefunden. Die Lessingschen Litteraturbriefe waren allerdings wohl zufrieden. Im 6. Bande, Stück 25, 19. Junius 1760 S. 385—400 steht die Rezension mit D. unterzeichnet, also von Moses Mendelssohn verfasst, die des Lobens nicht genug thun kann und an dem entschieden christlichen Grundgedanken der Hamannschen Schrift nicht den geringsten Anstoss nimmt. Der Kritiker beschränkt sich in der Hauptsache auf Auszüge, und bemerkt in bezug hierauf selbst (S. 395): Ich muss heute wider meine Gewohnheit bloss abschreiben; ein andermal will ich Glossen machen, wenn ich einen schlechteren Autor vor mir habe. Bemerken will ich noch, dass über den Stil auf (S. 386) gesagt wird: die Schreibart hat viel Ähnlichkeit mit der Winkelmannschen, — worauf heutzutage nicht leicht jemand, der von den beiden Schriftstellern etwas kennt, verfallen würde.

Dagegen erregte seinen lebhaften Unwillen ein Artikel in den Hamburger Nachrichten aus dem Reich der Gelehrsamkeit im 57.

Stück des Jahres 1760. Es handelte sich darin um den Gegensatz der landläufigen Aufklärung gegen den positiv christlichen Standpunkt Hamanns und der gab ihm Veranlassung, eine besondere Schrift dagegen zu richten, die unter dem Titel: Wolken. Ein Nachspiel sokratischer Denkwürdigkeiten. Cum notis variorum in usun Delphini, Amsterdam 1761*) erschien und das Motto aus Aristophanes' Wolken trug.

Χαῖρ' ὦ πρεσβῦτα παλαιγενὲς, θήρατα λογῶιν φιλομούσων
Σύ τε λεπτοτάτων λήρων ἱερεῦ.

Es ist eine gesalzene und gepfefferte Streitschrift, höchst interessant für die Beurteilung ihres Verfassers nach Stil und Darstellung, und namentlich energisch in der Hervorkehrung seines besonderen Standpunkts, unermüdlich in dem Hin und Her des Witzes, der Anspielung, der Citate aus zahlreichen Schriftstellern des Altertums, besonders aber der Bibel. Für Hamanns Stellung zu Sokrates aber findet sich kein neuer wichtiger Gesichtspunkt, weshalb es sich hier nicht lohnt, näher darauf einzugehn.

Nach 1773 kam Hamann mit einer neuen kleinen Schrift: Beylage zun Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates. Von einem Geistlichen in Schwaben. Zweite Auflage. Halle (in Schwaben) 1773 heraus, die aber auch die Sache in unserm Sinne nicht förderte.

Was die damalige Zeit an Sokrates besonders beschäftigte und anzog, war das Dämonion. In Boies deutschem Museum,**) (Jahrgang 1777, sechstes Stück, Junius —) einer der ohne Zweifel damals am meisten geschätzten Zeitschriften, findet sich eine Abhandlung (S. 481—510) vom Genius des Sokrates. Sie ist zwar ohne den Namen des Autors gedruckt, wir wissen aber durch Weinhold†), dass der Verfasser Mauvillon††) war. Unter dem Genius ist das

*) Hamann, Werke 2. S. 51—102. — vgl. Gildemeister, Hamanns Leben und Schriften Bd. 1 S. 304 ff.

**) Leipzig, Wiegandt.

†) Karl Weinhold, Heinrich Christian Boie. Halle 1868. S. 270.

††) Jakob Mauvillon, 9. März 1743—11. Juni 1794 aus Leipzig, Ingeniör in hannoverschen Diensten, dann Hauptmann in Cassel, seit 1785 Major in Braunschweig und Lehrer am Collegium Carolinum, Vertreter des physiokratischen Systems und Freund Mirabeaus, nach dessen Papieren er einen „Entwurf des preussischen Staats unter Friedrich II.“ in 4 Bänden, Leipzig 1793—95 herausgab.

Dämonion gemeint und der Aufsatz, ein ledernes und pedantisches Stück Arbeit, vertritt alles Ernstes die Ansicht, dieser Genius sei wirklich ein dem Sokrates beigegebener Schutzgeist gewesen. An diesem Punkte scheiden sich also besonders scharf und deutlich die Ansichten. Alles, was zur vollen Aufklärung schwur, wendet sich von diesem Stück Schwärmerei oder Aberglauben, als garnicht denkbar in dem Rahmen ihres Bekenntnisses, mit bedauerndem Achselzucken ab. Hier haben wir einen Mann, der mit einem ganzen Aufwand gelehrter Arbeit den Beweis für die Möglichkeit nicht nur, sondern die Wirklichkeit eines himmlischen (oder höllischen?) Genossen unseres würdigen Freundes antritt.

Mauvillon geht von dem Gedanken aus, dass einige Theologen gegenwärtiger Zeit den Beweis der christlichen Religion, der aus den Wunderwerken hergenommen wird, verwerfen; so Ernesti Semler, Michaelis. Aber die innere Unmöglichkeit einer Sache gegen ihre sonst ausgemachte Existenz zu beweisen, ist immer eine missliche Sache. Zwei sich wiedersprechende Erfahrungen heben sich sichtbarlich auf; eine kann nur wahr sein. Haben sie aber beide gerade einerlei Beweismittel für sich, so folgt daraus, dass dieselben keinen wahren Beweis abgeben und dass mithin beide Erfahrungen, samt allen darauf sich gründenden Schlüssen zweifelhaft sind. Nun will er aber ein zu den Wundern Christi in „exaktem Parallelismus der Beweise“ stehendes Wunder aus der heidnischen Religion der Griechen anführen. Einen Schutzgeist haben, der einen durch einen geheimen Zuruf wegen bevorstehender unvorsehbarer Unfälle warnt, ist gewiss ein wahres Wunderwerk, wo eines auf der Welt sein kann. Das ist kein Wunder einer Stunde, sondern eines ganzen Lebens; eine beständige ausserordentliche Äusserung der Allmacht zu Gunsten eines Menschen, das ihm den Stempel einer übernatürlichen Sendung auf eine unwiderstreitliche Art auflegt. Sokrates hatte einen solchen Schutzgeist, der ihn nie verliess. Allerdings haben wir von Sokrates unmittelbar kein eigenes Zeugnis. Aber wir verlassen uns auf Plato und Xenophon, die beide sehr rechtschaffene Männer waren, die die Tugend kannten und liebten. Und sollten noch Zweifel gegen ihre Worte aufkommen, so müssten sie an der Thatsache zerschellen, „dass niemand, der noch bei Sinnen ist, etwas Böses thun wird, wenn es ihm gar nichts hilft, sondern schadet.“ Und das wäre hier der Fall gewesen. Gerade dieses Wunder war der Hauptvorwurf, den man dem Sokrates machte, deswegen ward er verdammt, und seine Schüler so lange verhasst, bis nachher des

Sokrates Tugend über die Verleumdung im Andenken der Athenienser siegte. — Und da hätten sie lügen, sich sogar viel Mühe um eine Lüge geben sollen? Und wie hätten sie, ohne als Unsinnige ausgepfiffen zu werden, von einem Klaggrunde bei einem öffentlichen Gerichte reden und schreiben können, der gar nicht existiert; und eine Sache als stadtkundig erwähnen können, von der kein Mensch etwas gewusst hätte? Oder will man etwa, dass sie ganz Athen beredet hätten, ihnen zu helfen, die Welt hierinnen zu betrügen, und den Schimpf und das Lächerliche auf sich zu laden, einen vortrefflichen Mann wegen einer Sache am Leben zu strafen, die ihn allenfalls ehrwürdig hätte machen sollen. Und zur etwaigen Erhöhung des Rufes ihres Lehrers und damit vielleicht ihres eigenen Ansehens konnten sie doch auch nicht eine Sache vertreten, die das offenbare Gegenteil bewirkte, den Meister in den Tod stürzte und sie auch eher Verfolgungen aussetzte, als zu ihrer Verherrlichung zu dienen. Also hätten sie höchstens verwegene Betrüger sein können. Aber dagegen, dass Sokrates ihnen das selbst nur vorgeredet haben sollte, spricht seine wie oft gerühmte Aufrichtigkeit und seine Bescheidenheit, die lieber zu wenig als zu viel von sich rühmen wollte. Und er starb ja doch für die Wahrheit dieser Behauptung. — Freilich (S. 489) Sabbathai Levi*), der sich für einen Messias der Juden ausgab, von einem grossen Teil der Nation dafür gehalten ward, grosse Ehre und Vorteil davon gezogen hatte und hoffen konnte, wenn er standhaft dabei blieb, so würde sein Ruhm unter seinem Volke ewig dauern und sie bis ans Ende der Welt wie die Narren auf seine Rückkehr harren, machte, sobald man ihm mit dem Tode drohte, der Farce ein Ende und ward ein Türk. Aber zwischen einem Juden, unter dem feigsten und kriechendsten Volke auf diesem Erdboden geboren, und einem Griechen, einem Bürger des edelsten Volkes, nach den Römern, dass je die Menschheit geziert, ist ein grosser Unterschied.

Jedenfalls aber muss man doch dem Sokrates, wenn man seinen Charakter auch wirklich ganz bei Seite lassen wollte, Klugheit zugestehen, und sich sagen, dass seine Schüler die klügsten und scharfsinnigsten Menschen ihrer Zeit waren. Und diese hätte er leichthin betrügen sollen? Xenophon sagt im ersten Buch seiner Memorabilien gleich im Anfange: Sokrates sagte, weil er es gewiss wusste, ein Gott zeigte ihm, was er thun und was er lassen solle;

*) Über diesen (1626—76) vgl. H. Graetz, Geschichte der Juden. Bd. 10 S. 205—258.

und er warnte seine Freunde oft zuvor, weil es ihm sein Dämon angezeigt habe. Und denen, die ihm glaubten, schlug es gut aus; die aber, die ihm nicht glaubten, gereute es. Nun ist unter allen Dingen in der Welt, welche man Menschen, die nicht ganz alte Weiber oder Kinder sind, (S. 492) weiss machen kann, keins leichter zu entdecken, als das Vorgeben eines beständigen Wahrsagergeistes. Offenbarungen, Erscheinungen, Heikraft, Wunderthaten, sind weit leichter solchen Menschen, die man übersieht, glaublich zu machen. Also hätte Sokrates die allergefährlichste aller Arten von Thaumaturgien gewählt, um sie den allergefährlichsten Zeugen einzureden, das ist aber schlechterdings nicht zu glauben und unmöglich, dass er sein Leben damit ausgekommen wäre. Und Sokrates war doch auch kein Schwärmer, der sich selbst also hätte betrügen können oder wollen. Allerdings kommt Mauvillon nun auch auf die Erzählung, die Plato im Gastmahl und Aulus Gellius*) in seinen attischen Nächten erzählt, und deren in dem Frühern ja auch schon mehrfach gedacht ist, er habe einmal 24 Stunden lang wie entgeistert auf demselben Fleck gestanden. Aber dagegen führt Mauvillon mit vollem Grunde Gegenbeispiele von Leuten an, die in einer starken geistigen Arbeit der Mit- und Umwelt völlig vergassen, wie von einem Rechenmeister, der über einer wichtigen Rechnung beinahe erfror, von Lord Cherbury, der sich auch einbildete einmal in einer Zeit des höchsten Enthusiasmus eine von aussen an ihn herandrängende Stimme zu hören. Und so gilt ihm denn (S. 698) die Existenz des sokratischen Schutzgeistes so dargethan, als nur immer ein historisches Faktum dargethan werden kann. Wenn das aber hiernach feststeht, so scheint es dem Verfasser nur eine doppelte Möglichkeit zur Erklärung dieses Schutzgeistes zu geben. Entweder muss man ihn dem leidigen Satan selbst oder einem von ihm abgesandten bösen Engel zuschreiben, oder man muss sagen, es sei ein guter Engel gewesen, den Gott selbst ihm zugesandt habe, weil er ihn zum Prediger der wahren natürlichen Religion habe ausrüsten wollen. Gegen die erste Meinung führt Mauvillon das Wort Jesu an, dass er seine Wunder nicht mit Hülfe des Beelzebub verrichten könne (Luc. 10, 19—20), das auch auf den tugendhaften Sokrates passe. Die zweite Meinung lässt noch eine doppelte Auffassung zu, insofern der gute Geist der heilige Geist selbst gewesen, oder aber nur ein guter Engel, wie viele ältere Weise, neuere Gelehrte, selbst Kirchen-

*) Gellius lib. 2 cap. 1.

väter gewollt haben. Diese Meinung geht meist von dem Gedanken aus, Sokrates sei wirklich ein Prediger der Einheit Gottes geewsen. Je mehr sich dies mit unserer heutigen Auffassung berührt, so wenig war Mauvillon damals geneigt dies zuzugestehen und er kommt nun in ein wunderliches Dilemma. Sokrates übte das Heidentum und lehrte es ohne Widerspruch von seinem Dämon; dieser Dämon konnte mithin kein Engel Gottes sein. Erklären lässt sich demnach das Wesen dieses Dämons nicht. Hier sind nun Wunderwerke gegen Wunderwerke. Die Beweise sind für uns gewiss gleich triftig und unumstösslich. Beweisen diese die Wahrheit des Christentums, so beweisen jene die Wahrheit des Heidentums. Allein dies letztere wird man nach Mauvillon meist leugnen. Nun erteilt er Julian dem Abtrünnigen das Wort zu einer langen Auseinandersetzung, worin dieser das wahre Wesen des Heidentums im Sinne der richtig erforschten sokratischen Philosophie entwickelt, um den Ruhm der Wahrheit und den Beweis der Kraft dafür in Anspruch zu nehmen, und dann (S. 509) zu folgendem Schluss zu kommen: Hieraus sieht man deutlich, Sokrates' Wundergabe ist ein wirkliches das Heidentum bestätigendes Faktum. Hier sind nun Wunder zur Bestätigung zweier Religionen und zwar Wunder, die auf gleich unumstösslichen historischen Beweisen beruhen. Entweder muss man sagen: Es können (so!) in zwei (zween so!) entgegengesetzten Religionen wahre Wunder geben; oder es ist kein historischer Beweis auf der Welt imstande, die Existenz eines wahren Wunders darzuthun und auf beide Arten entspringt die Folge: Wunderwerke können nicht ein entscheidender Beweis für die Wahrheit und Ächtheit einer Religion sein. (S. 510.) Man wird immer den Zirkel machen müssen, wenn man die Wahrheit der Lehren durch die Wunder beweisen will, dass man nachher die Wahrheit der Wunder wieder durch die Lehren beweisen muss. Das ist alles, was ich meine, alles, was ich sagen will, alles, was uns grosse, würdige, rechtschaffene Gottesgelehrte gesagt haben, und zum Beweise deren Meinung ich glaube ein entscheidendes Beispiel beigebracht zu haben. Durch solche Untersuchungen kann das Christentum nur gewinnen, indem es auf seine wahre und eigentliche Beschaffenheit zurückgebracht wird.

Vielen Dank erwarb Mauvillon mit der absoluten Verneinung, zu der er seinen Aufsatz geführt hatte, nicht. Schon im Oktoberheft derselben Zeitschrift, des deutschen Museums, vom Jahr 1777, S. 302—10, findet sich ein kleiner Aufsatz von dem Professor D.

Gottfried Less unter der Überschrift: Parallel des Genius Sokrates' mit den Wundern Christi. Der Herausgeber leitet ihn mit einer Vorerinnerung ein, worin er bemerkt, die Lessische Schrift sei schon besonders erschienen, werde aber hier noch einmal abgedruckt als an dem schicklichsten Platze, da sie durch das Museum veranlasst sei. Er verwahrt sich mit einiger Beflissenheit dagegen, als Herausgeber für das Sachliche der von ihm veröffentlichten Aufsätze verantwortlich gemacht zu werden und nimmt Mauvillons Arbeit gegen den Vorwurf der Schädlichkeit in Schutz und Less, der dann zum Worte kommt, hat nicht gerade viel Neues und Gutes zum besten gegeben. Er ist auch ein grosser Bewunderer des Sokrates selbst, aber was soll man zu Behauptungen wie diese sagen (S. 306): Aber dieser Beste der Menschen ohne Offenbarung lebte zu einer Zeit, wo man von der menschlichen Seele fast gar nichts wusste? Er glaubte an Wahrsagungen und mehrere Götter; fiel zuweilen in Entzückungen; achtete auch auf Träume; sah Gesichter. — Sein Haupttriumph ist dann eine Gegenüberstellung der Wirksamkeit des Sokrates und Christi, in 8 Punkten; z. B. No. 1. Beim Sokrates ist bloss innere Empfindung; bei Christo sind lauter äussere in die Sinne fallende Handlungen, und zwar eine grosse Menge solcher Handlungen. No. 4. Sokrates hat seinen Genius nie in Verbindung mit seiner Lehre; Christus thut seine Wunder bloss darum, die Wahrheit seiner Lehre zu beweisen. No. 5. Sokrates Wunder betrifft das Weggehen von einem Gastmahle, eine Reise, die Wahl bei einem Scheidewege; und lauter Dinge, die durch einen Zufall eintrafen und deren Ausgang grösstenteils nicht gemeldet wird; Christi Wunder sind Krankenheilungen, Lebenerweckungen und seine eigene Auferstehung. No. 7. Sokrates hat kein Dorf gebessert und beglückt; Christus hat die edelste und wohlthätigste Religion über $^1/_{10}$ des Erdbodens verbreitet, und fast die ganze Naturreligion ist sein Eigentum.

Wird hiermit schon der Gesichtspunkt verschoben und statt wie Mauvillon nur gewollt, die Urkundlichkeit beider Religionen als solche mit einander zu vergleichen, der moralische Wert an einander gemessen, so wird dann dieser Beweisführung die Krone dadurch aufgesetzt, dass der Gegner, der übrigens sonst höflich und artig behandelt wird — keine Spur von der rabies theologorum — dafür verantwortlich gemacht wird, sein Aufsatz könne und müsse schaden. Mir haben Sie dadurch eine unruhige und traurige Stunde gemacht, ruft er aus (S. 309). Anderen, welche nicht so viel Gelegenheit

haben, sich mit der Religion zu beschäftigen, als ich, können Sie gar ihre Überzeugung, Tugend, Trost und Glück rauben oder schwächen. Er spricht sogar von Jünglingen von vortrefflichen Anlagen, der Freude ihrer Eltern und Hoffnung der Welt, denen aber das heilige Christentum schon lange eine Beschwerde war, die — auf Ihre Versicherung hin — die ganze Religion verwerfen, sich dem Laster zügellos übergeben und sich und ihre Familie und ganze Geschlechter zugrunde richten.

Hierauf war die Verteidigung nicht schwer. Mauvillon übernimmt sie gleich in dem folgenden Aufsatz desselben Stückes Seite 310—324 unter dem Titel: Bemerkungen über die Parallel des Genius Sokrates' mit den Wundern Christi von D. Gottfried Less. Von dem Verfasser der Untersuchung über den Genius des Sokrates. Auch er ist voller Hochachtung und Verehrung für den angesehenen Verfasser, dessen Überlegenheit als Gelehrter er mit Bescheidenheit anerkennt, weiss aber das Thatsächliche seiner Meinungen jenen Angriffen gegenüber mit Festigkeit zu behaupten, so dass er eigentlich auf keinem Punkt nachgiebt. In einer Art von christlicher Sentimentalität gerät er bei Erwähnung des erwähnten 7. Punktes der Less'schen Parallele. Er will natürlich nicht behaupten, dass Sokrates ein Dorf gebessert und beglückt habe, wie er denn hier zum so und so vielten Male seine unbedingte Überzeugung von dem schlechthin höhern Werte des Christentums und vor allem der Person Christi wiederholt. Dann aber fährt er fort (S. 316): Dürften wir wohl bemerken, dass es vielleicht besser gewesen wäre, den Wirkungskreis der Religion Christi nicht durch den Bruch $^1/_{10}$ des Erdbodens zu bestimmen? Es möchte Schwachen wohl noch ein stärkerer Stein des Anstossens sein, wenn sie bedenken, dass die grossen Anstalten, die Gott zur Erlösung des ganzen Menschengeschlechts gemacht hat, nur auf $^1/_{10}$ des Erdbodens einige Wirkung gehabt haben, als meine ganze Abhandlung über den Genius des Sokrates. Am schwersten fühlt er sich jedoch von den Schlussbemerkungen seines Gegners getroffen, dass seine Abhandlung schädlich sein werde und namentlich Jünglinge auf seine Versicherung hin die Religion abwerfen könnten. Wo in aller Welt habe ich in meinem Aufsatz versichert, sagt er mit Recht (S. 323), das Christentum sei eine falsche Religion, dass man es auf meine Versicherung hin wegwerfen könnte? War es des Herrn D. Ansicht, mich in ein verhasstes Licht bei seinen Lesern zu setzen? Das glaube ich zwar gewiss nicht. Allein den Anschein hat es. Ich hoffe, schliesst er diesen

Satz mit einer Wendung, die, wenn auch viel zahmer, da es ihm an dem gleichen Geist mangelt, doch an Lessings Haltung gegen seine Zionswächter, von denen derselbe gefährliche Übergang vom sachlichen aufs persönliche Gebiet gemacht und statt mit logischen mit moralischen Bedenken gekämpft wurde, erinnert, er wird einsehen, dass er einem redlichen Manne, der seine Gründe mit gehöriger Bescheidenheit vorträgt, hierdurch zu nahe gethan hat. Im übrigen aber bleibt er mit Recht dabei: Wahrheit ist allein gut, Irrtum immer böse (S. 319).

Schärfer und gründlicher als Less ging J. G. Schlosser, der Schwager Goethes in einem Brief E. (mmendingen) 18. Nov. 77 — im Deutschen Museum 1778, Bd. 1, S. 71—76 — an Boie mit Mauvillon ins Gericht. Auch er äussert allerlei Verbindliches über ihn, meint dann aber doch, dass das unselige Parallelisieren zwischen Christus und Sokrates, dem grossen Weisen, den man seit einiger Zeit auch wieder in den Schulen der Theologen zu verehren anfange, aufs neue verdächtig und verhasst zu machen scheine. Ich sehe das ungern; denn ist noch etwas, das die von dem Leben so sehr sequestrierte Religion wieder damit verbinden, Tugend und Anbetung wieder zusammenflechten kann, so ist es ein echt sokratischer Geist in der Religion (S. 71). Er bestreitet sodann, dass der Genius des Sokrates überhaupt als Wunder zu betrachten sei und geht damit dem schwächsten Punkte der Mauvillonchen Ausführung, seinem höchst oberflächlichen ungenügenden Wunderbegriff, zu Leibe. „Ich weiss wohl, wie schwer es ist, die Kennzeichen und die beständigen Merkmale der Wunder festzusetzen; so viel, dünkt mich aber, ist doch einmal gewiss, dass Wunderwerke Wunderkräfte voraussetzen und dass diese solche Kräfte sein müssen, die in der erkannten Natur der Dinge und der menschlichen Kräfte nicht zu finden sind. Und dann die Hauptsache: Was war denn dieses vielberufene Dämonion? Nach Sokrates eigner Meinung nichts anderes, als eine sehr lebhafte Ahnung, die er, nach seiner oft sehr figürlichen Sprache, personifizierte und als die Eingebuug eines Dämons ansah, und die um so lebhafter sein konnte, als er eine sehr fein organisierte Natur besass, die er weder durch Trägheit noch durch Unmässigkeit in ihren Regungen behinderte. Sokrates' Wundergabe war somit im Grunde nicht mehr, als was Newtons Scharfsinn von der Seite des Verstandes, und Helenens Schönheit von der Seite des Körpers war, menschliche Gabe, die alle haben können, aber selten wenige haben. Die Kraft der Ahnung ist also kein psychologisches Wunder und wurde nur

in Sokrates deswegen merkwürdiger, weil seine glückliche Organisation und enthaltsamere Lebensart ihm echtere und anschaulichere Ahnungen gab (S. 70). Darum ist natürlich jeder Vergleich mit Christus und den ihm beigelegten Wundern unstatthaft. Und dann zum Schluss die schönen Worte: Ich habe keine Zeit zu grübeln, denn ich habe mit dem Orakelspruch, lerne dich selbst kennen, noch zu viel zu thun. O Boie, ich wollte noch viel über die Streitigkeit schreiben; aber wer kann nach diesem weisen Ausspruch des Sokrates noch ohne rot zu werden das thun? Ich bin gewiss, wenn beide Streitende ihn so fühlen, als ich, so werden sie diese ekelhafte Kontroverse auch mit den übrigen liegen lassen. Und treffen sie einen Julian an, der so räsonniert, wie der Ungenannte (Mauvillon) ihn räsonnieren macht, so werden sie am besten thun, wenn sie ihm sagen, was eine meiner weisen Freundinnen einem solchen Menschen antwortete. Lieber, sagte sie ihm, wer verlangt von dir, dass du ein Christ werden sollst? Werde nur einstweilen ein Sokrates; das übrige schenken wir dir gern. (S. 66.)

Noch ein anderer Mitarbeiter des Museums wandte sich in demselben Hefte der Zeitschrift S. 76—85 auch in einem Briefe an B(oie) gegen Mauvillon. Dieser trägt die Überschrift L. 2 Dec. 77 und ist unterzeichnet mit S., so dass man noch einmal an Schlosser denken könnte. Indes ist der Stil doch nicht derselbe, Schlossers Ausdruck ist lebhafter und persönlicher. Viel neues bringt S. nicht vor. Auch er wendet sich gegen Mauvillons Wunderbegriff und ist der Meinung, dass das Wunder sich vorzugsweise auf die That beziehe, nicht auf einen geistigen Eindruck, von dem er richtig bemerkt, dass sich dieser bei Sokrates immer als Warnung, als ein Zurückweisen von Entschlüssen und Handlungen äussere, fast niemals zu einer That dränge. Und die Begebenheiten, deren Sokrates ausdrücklich erwähnt, seien so geringfügig, dass sie erst recht zu keinerlei Vergleichen mit Christi Wunderwerken ermuntern könnten. Zum Schluss (S. 83) führt er in nicht ungeschickter Weise den alten Heiden, ironisch lächelnd, vielleicht auch im Ernste sich erklärend, redend ein: Mich wundert, dass ihr nach so langer Zeit und so vielem Geschwätz über mich und meinen Schutzgeist aufs neue wieder über mich und meinnen Genius streitet, schwatzt und schreit. Hätt's Euch widerraten, wenn ich noch lebte. Lasset doch meinen Genius in Ruhe auf dem Boden seines Ursprungs, wo er mir und Freunden manche gut Warnung gab. Aber Wunder hab ich durch ihn nie gethan, konnte und wollte das auch nicht. Kraft und Trieb meines

Genius kam von einem guten Gott, sowie alles, was der Mensch hat, hab' auch damit gedient, wo ich konnte und man mir sonst als einen ehrlichen Mann traute: aber das war nichts Uebermenschliches. — Weder Wunder, wie Christus, konnte er damit verrichten, noch „konnt ich zum Beweise meiner Lehre meinen Genius gebrauchen". (S. 84.) Über Wesen, Thaten, Eigenschaften der Götter, wovon einer mir den Schutzgeist mag gegeben haben, erklärt ich mich im Leben nie gern, grübelt' auch nicht darüber. Die Wahrheit der Tugend, die ich lehrte, musste ein jeder fühlen und sich aus eignem Nachdenken und Erfahrung beweisen. Du fragst: was denn mein Genius war? Ich frage wieder: kennst du einen Menschen auf Erden ganz, seinen Geist, seine Kraft, seinen Bau, Kreis und Stand in der Schöpfung? Kannst du ihn nach dir messen? Forsche doch selbst, nach meinem Beispiel, wirst nicht weiter danach fragen.

Somit war Mauvillon zur Genüge zurechtgewiesen. Aber man sieht doch, welches Aufsehen seine Arbeit gemacht hatte und wie gerade der von ihm berührte Gegenstand auf allgemeine Teilnahme rechnen konnte. Dass aber selbst die regierenden Kreise unliebsam davon Kenntnis genommen hatten, bezeugt die Stelle eines Briefes, den Boie unter dem 9. November 1777 an Bürger richtete*): Deine Frau Schnips — darf ich nun nicht ins Museum setzen, ob ichs gleich vor einigen Tagen noch wollte. Sub Rosa: ich hahe mit unserm Ministerium wegen des Genius des Sokrates einen Auftritt gehabt, und ob es gleich ohne Verdruss abgegangen ist, darf ich mir selbst keinen neuen zuziehen, den der Druck dieses Stückes gewiss verursachen würde. Du glaubst nicht, wie in hohem Grade unaufgeklärt — doch davon lieber mündlich.

Eine andere Abhandlung des deutschen Museums 1778, 2. Band, S. 214—32: über die Hebammenkunst des Sokrates von einem ungenannten Verfasser bringt nichts Wichtiges. Sie knüpft an die Ausführungen im platonischen Theaetet an, giebt eine längere Übersetzung der wichtigsten Stelle (Theaet. S. 149, 150)**) und bespricht im Anschluss daran die Art des Sokrates in seinem Verhältnis zu seinen Schülern, die Dienste, die er ihnen leisten wollte, die Forderungen, die er an sie stellte. Es geschieht dies durchaus im Tone freudiger Anerkennung und Bewunderung und giebt wieder ein Zeugnis von dem vielseitigen Anteil, den man damals an Sokrates nahm, aber

*) Briefe von und an G. A. Bürger, herausgegeben von Ad. Stradtmann, Berlin. Gebr. Paetel 1876. Bd. 2. S. 186.

**) Theaetet — Platonis opera edd. Schanz S. 10 ff. bes. 12 f.

doch ohne über eine allgemeinverständliche Belehrung über eine nicht grundlegende Frage hinauszukommen. Dagegen verdient Christoph Meiners*), gehört zu werden, der im dritten Teil seiner philosophischen Schriften (Leipzig, Weygand 1776) S. 5—54 eine Abhandlung „über den Genius des Socrates“ veröffentlichte, auf die sich schon Mauvillon bezogen hatte, die aber zu einem andern Ergebnis der Forschung kommt, als dieser, ohne dass Mauvillon es zu einer Auseinandersetzung darüber gebracht hätte. Meiners geht von den bekannten Berichten Platos und Xenephons aus. Er zitiert auch eine Stelle aus Appulejus de genio Sokratis,**) der auch schon von einem besonderen Schutzgeiste fabelt. Dann kommt er auch zu der Alternative: Entweder ein guter, oder ein böser Dämon, wie letzteres auch schon die Kirchenväter vielfach behauptet, müsse der Geist gewesen sein, von dem Sokrates sich in gutem Sinne besessen geglaubt habe, wenn man sich an die buchstäbliche Auffassung seiner Äusserungen halten wolle. Aber ihm giebt es einen Ausweg aus diesem Dilemma, indem er kühn genug ist, möchte man im Hinblick auf die damalige Zeit sagen, geradezu von einer Selbsttäuschung zu reden. (S. 35.) Freilich denkt er nicht an eine absichtliche, bewusste, die mit dem aufrichtigen, wahrhaften Charakter des edlen Mannes schlechthin unvereinbar sei, wie jeder ihm zugeben wird. Aber mit Recht verweist er auf den bei den Griechen herrschenden Glauben an die Möglichkeit einer Vorauserkenntnis der Zukunft, von dem naturgemäss auch Sokrates beherrscht gewesen sei, und worauf ja das ganze System von Orakeln, Vogelschau u. dgl. beruhte. Dann will er diesen keineswegs von dem Vorwurf freisprechen, dass er ein Schwärmer gewesen und zum Belege kehrt dann auch hier die schon mehrfach erwähnte Geschichte wieder, die Alkibiades im Gastmahl bei Plato zum besten giebt, von dem vierundzwanzigstündigen Verharren auf einem Fleck, und so kommt Meiners denn zu dem Schlusse (S. 48): „Nach alle diesem wird man die letzte Vermutung, die ich hieraus ziehe, nicht länger unwahrscheinlich finden, dass der rechtgläubige und schwärmerische Sokrates Stimmen eines Gottes zu hören glauben konnte, die bloss Erschütterungen der Gehörnerven, oder der Fibern seines Gehirns waren, und eben so plötzlich in seiner Seele entstehende Ahnungen über den glücklichen oder unglücklichen

*) Christoph Meiners, 13./.7 1747 bis 1./5. 1810, aus Otterndorf, Professor der Philosophie in Göttingen. Grundriss der Theorie und Gesch. der schönen Wissenschaften. Lemgo 1787.

**) Meiners, S. 25, nach Appul. de genio Soc. Edit. Colvii 8. 274, 297, 299.

Ausgang künftiger Handlungen für Eingebungen eines göttlichen, ihn begleitenden Genius halten konnte".

Als Beweis dafür, dass dergleichen auch in neuerer Zeit nicht ohne Beispiel sei, erzählt er in dem Schluss seines Aufsatzes von dem aus Lessings Rettungen*) bekannten Hieronymus Cardanus,**) dass dieser sich in ganz ähnlicher Weise von einem solchen Schutzgeist begleitet glaubte, der ihm oft sogar unverständliche Wörter, als Te, Sin, Cafa, el Lamant zugerufen, niemals aber die Zukunft bestimmt und ausführlich vorhergesagt habe. Und auch der Lord Herbert von Cherbury habe nach seiner eigenen Erzählung†) in einem bestimmten Falle nach einem Gebete eine unmittelbare Gewissheit über einen zu fassenden Entschluss erhalten.

Lassen wir das Dämonium des Sokrates, das den alten Herren damals so vieles Kopfzerbrechen machte, hiermit einstweilen ruhn.††) Wir werden in einem späteren Zusammenhange doch noch einmal darauf zurückkommen müssen. Im allgemeinen wird ja man wohl mit Meiners' freilich recht nach dem damaligen Rationalismus schmeckenden Erklärung einverstanden sein dürfen. Hätte er noch einen Schritt weiter gethan und Sokrates als im Besitz einer ungewöhnlichen feinen beobachtenden Seele und eines sehr zarten

---

*) Lessings Werke. Ausg. von Hempel XIV, 23.

**) de vita propria cap. 47. Opera Vol. I. p. 44—45.

†) Lebensbeschreibung. London 170. S. 1771.

††) Der Merkwürdigkeit wegen will ich hier aber doch noch der Äusserungen des Münchener Philosophen Ernst von Lasaulx gedenken, der in seiner Schrift: Des Sokrates Leben, Lehre und Tod (München 1857. Litterarisch-artistische Anstalt) sagt S. 18 ff.: Ebendahin (unmittelbar vorher geht die Geschichte von dem 24stündigen Versenktsein des Sokrates in das Innerste seiner Gedanken) gehört die vielbesprochene innere Stimme des Sokrates, sein δαιμόνιον. — S. 20. Dass Sokrates selbst bei dieser inneren Stimme an wirklich göttliche Eingebungen glaubte, ist unleugbar. Alle modernen Versuche, diese göttliche Stimme, das Wort in seinem Herzen, zu erklären, sind völlig misslungen. Die Philosophie wird sich entschliessen müssen, auch diese Offenbarung Gottes, die sie nicht versteht, dennoch als Thatsache gelten zu lassen. Mit der gewöhnlichen philosophischen Kritik ist der Sache nicht beizukommen; vielleicht psychologisch; aber freilich nur mit jener objektiven Psychologie, mit der allein die Religionen und Mythologien der Völker und alle grossen Thatsachen im Leben der Menschheit zu begreifen. Die beste unter den bisherigen Erklärungen finde ich in folgenden Stellen des Plutarchus (Mor. S. 586): breit sind die Pfade des menschlichen Lebens, aber nur wenige giebt es, auf denen gute Dämonen uns führen — und weiterhin (ebenda S, 589), wie das Schlagen und Stechen der unter der Erde arbeitenden Minierer sich nur vermittelst eherner Schilde wahrnehmen lässt, indem der heraufkommende Schall an diese anschlägt,

individuellen Taktgefühls bezeichnen wollen, so würden wir ihm für seine Ausführungen nach dankbarer sein können*).

Wir müssen aber nun noch zu einem Hauptwerke übergehn, mit welchem Sokrates die eingehendste Betrachtung gefunden, zugleich dem letzten aus der Litteratur des vorigen Jahrhunderts, denn sein Erscheinen fällt schon in den Beginn des neuen. Dies Werk ist Wielands letzter grosser Roman „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen. Leipzig 1800—1802 in vier Bänden. Es ist nicht das einzige Mal, dass er über den Sokrates gesprochen. Er hat sich damals, als er an dem Roman schrieb, besonders mit dem Gastmahl Xenophons beschäftigt, es im attischen Museum für 1802 (4, 1, 65—148) ganz übersetzt, dann etwas später (ebend. 4, 2 S. 99—124) als Muster einer dialogisierten dramatischen Erzählung gewürdigt. Aber für seine Auffassung des Sokrates kommt doch jener Roman hauptsächlich in Erwägung. Und dass gerade Wieland besonders dazu berufen war, sich über Sokrates auszulassen, bedarf keines Beweises. Seine Bildung ruhte ganz auf klassischem Grunde. Nicht umsonst hatte er seine Schulzeit zum grössten Teil in Klosterbergen bei Magdeburg zugebracht, wo die klassischen Studien nicht weniger zu Hause waren als in Meissen oder Pforta. Und wenn er auch seine früheren Romane Agathon sowohl wie die Abderiten nach französischem Geschmach gleichsam nur mit einer griechischen Eti-

*) Vgl. hierzu Zeller, Philos. der Griechen II, S. 62—70, bes. S. 68.

während er durch alles andre unbemerkt durchfährt: so auch verhält es sich mit den Reden der Dämonen: sie fahren hier durch alles, tönen aber nur denen wieder, die ein ruhiges Gemüt haben und deren Seele sich in völliger Windstille befindet und die wir ebendarum heilige und göttliche Menschen nennen. In der That, der göttliche Genius begleitet uns überall hin und spricht stets zu uns als Mystagog des Lebens; wir aber hören und beachten seine Stimme nur dann, wenn die Leidenschaft in uns schweigt und unsere Seele still ist in sich selbst, in der Morgenfrühe und in den stillen Nächten des Lebens. Ja, ich glaube bemerkt zu haben, dass alle ursprünglichen Menschen ein solches δαιμόνιον in sich haben und dass kein grosser Mann je ohne seinen Dämon gewesen ist, den Gott lenkt. — Damit wären wir dann also wieder bei der modernen Mystik, Schellingscher Provenienz, angelangt, und es entspricht dann dem Charakter des Buchs, dass es von S. 99—122 in einer breiten Parallele zwischen Sokrates und Jesus ausgeht, wovor doch schon, wie früher bemerkt, Less (S. 456) gewarnt hatte. Diese geht in unglaublicher Geschmacklosigkeit oder Kühnheit über alles Maass. Unwissenheit verrät sich zudem in der kaltblütigen Behauptung (S. 101), wie Sokrates der Heilkräftige bedeute, so hänge der Name Ἰησους — nicht von hebräischer Ableitung — mit ἴασις Heilung zusammen. — Eine ähnliche Anschauung trifft man auch bei Dr. Heinr. von Stein, Sieben Bücher zur

quette versehen, aber in Ton und Kostüm sich an seine eigne Zeit gehalten hatte, so würde man doch sehr fehl gehen, wollte man annehmen, die griechischen Namen und Gestalten seien von ihm nur zufällig gewählt und stammten nicht aus einer warmen und schönen Begeisterung für das Hellenentum. Es soll hiermit nicht gesagt sein, dass die Auffassung Wielands von dem griechischen Altertum eine einwandfreie gewesen. Im wesentlichen behält Cholevius*) recht, der mit unserm Dichter scharf genug ins Gericht geht. Von seiner schlaffen Moral, die er sich unter dem Einfluſs namentlich der französischen Poesie zu eigen gemacht hatte, nachdem er einmal von dem hohen Kothurn der ihm in seiner Jugend angeflogenen pietistischen Frömmigkeit auf dem ebenen Boden der Wirklichkeit herabgestiegen war, ist er nie wieder frei geworden. Nie hat er mit dem wirklichen Ernst einer strengen gesunden Sittenlehre sich durchdringen lassen. Alles, was ihm in jener seiner frühsten Zeit als heilig gegolten hatte, erschien ihm später als Schwärmerei, gegen die er sich zunehmend mit dem bitteren Hasse, den alle Aufklärer gegen diese Richtung empfanden, zu wenden für recht hielt. Erschien sie doch den meisten Trägern der damaligen Weltanschauung als das eigentliche Grundübel, das je völliger, je besser ausgerottet wäre. Und man darf sagen, dass das eigentliche Thema der meisten Wielandschen Dichtungen der 60er und 70er Jahre sich mit den Titelworten

---

Geschichte des Platonismus. 1. Teil Göttingen (Vandenhock & Ruprecht) 1862. S. 241. f.:

Über Phaedon. Indessen vielleicht würde es dem Plato an sich nie gelungen sein, einen solchen Bund zwischen philosophischer Dialektik und mythischer Ausstattung zu stiften, als wir ihn im Phaedon wahrnehmen, wenn es ihm nicht zugleich möglich gewesen wäre, zum Träger seiner ganzen Darstellung den Sokrates zu machen, dessen liebens- und verehrungswürdige Persönlichkeit, dessen ergreifendes Schicksal†). Es kann kaum etwas Ergreifenderes geben, als eine Persönlichkeit, an der wir irgend welchen Anteil nehmen, vor unsern Augen ein Unrecht leiden zu sehen — kaum etwas Erhebenderes, als einen würdig und gefasst ertragenen Tod. — „Frei und leicht wie ein Fussgänger“ verlässt Sokrates das Leben.

*) Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen von Carl Leo Cholevius, Leipzig, F. A. Brockhaus 1854. I. S. 590—630.

---

†) Dazu die Note: Ich will es schon hier nicht unterlassen, hinzuzufügen, dass ich allerdings noch zweierlei kenne, was unvergleichlich viel höher ist als das so oft mit Recht bewunderte, so oft aber auch leider über alle Gebühr gepriesene Bild des sterbenden Sokrates. Ich meine zunächst schon das Bild des sterbenden Christen und dann vor allem den Anblick des seinem Tode entgegengehenden Heilandes. Das im Texte Gesagte behält auch doch seinen vollen Sinn ohne alle Beziehung auf derartige Vergleichungen.

bezeichnen lässt, die er seinem Don Sylvio da Rosalba mitgab: Triumph der Natur über die Schwärmerei, d. h. der schlechten gemeinen Sinnlichkeit über die Unschuld des jugendlichen Sinnes, die ja freilich oft einen sehr abstrakten, überspannten Charakter trägt. Daher der cynische Inhalt seiner meisten Dichtungen und das faunische Lächeln, mit dem er gleichsam den mit vollem Behagen geschilderten Vorgängen zusieht, der ironische Ton, mit dem er seine schmutzigen Geschichten vorträgt. Mit dem sokratischen Lächeln, der sokratischen Ironie hat dies Gebaren, obwohl Wieland sich mit diesem Gedanken schmeicheln mochte, nichts gemein. Es kann dies alles in der gedrängten Übersicht, die hier geboten erscheint, nicht mit Beispielen belegt werden. Hier handelt es sich ja nur um einzelne einleitende Bemerkungen. Wieland kam allmählig von diesem ersten wüsten Sinnentaumel, der ihn zum Gegenstand des Abscheus der jüngeren Dichter, vor allem des Göttinger Dichterkreises, aber auch des jungen Goethe gemacht hatte, zurück. Schon im Agathon, diesem merkwürdigen biographischen Roman führte er seinen Helden aus dem Fall in die Sinnlichkeit zu der Genossenschaft der Pythagoräer, in der eine Versöhnung der beiden streitenden Gegensätze in einer philosophischen Lebensauffassung gesucht wird, die den Dingen der Natur ihr Recht lässt, aber den Becher des Genusses mit weisem Masshalten und philosophischer Ruhe kränzt. Doch blieb er vor Anwandlungen seiner alten Natur keineswegs gesichert und einen zuverlässigen Boden echter Sittlichkeit hat er nicht gewonnen. Er bleibt der Hauptsache nach der alte Epikuräer auch im Schafskleide des Philosophen und auch dem erst allmählig sich mehr in den Vordergrund drängenden Lieblingsbegriff, der Grazie, oder wie er mit Vorliebe sagt, der Grazien darf man nicht trauen. Denn er gewöhnte sich immer mehr in die Anschauung hinein, dass alles, auch das Üble, nicht so übel sei, wenn es nur in ein zierliches Gewand gekleidet erscheint. Oft genug war dies Gewand dünn, wie ein lesbisches, das weniger verhüllt als reizt. Dies Verhalten zeigt sich nun auch bei ihm gegenüber der ehrwürdigen Gestalt des Sokrates. In seiner Jugendzeit war ihm dieser der Heilige des Altertums sehlechthin. Er hat sich mit ihm schon dichterisch beschäftigt im Jahre 1754 in dem Gespräch des Sokrates mit Timoklea*). Aber in dem Vorbericht, sagt er selbst, dass der

*) Nach dem Vorbericht in dem 4. Ergänzungsbande der Ausgabe der gesammelten Werke, S. 53 ff., welche 1794—1802 erschien, geschrieben 1754 zum Gebrauch einer liebenswürdigen jungen Freundin; zuerst gedruckt 1755 in „den

Sokrates, der hier redend eingeführt wird, freilich von dem Sokrates, wie ihn der Verfasser sich jetzt vorstelle, wenigstens eben so verschieden sei, als auch dieser es vielleicht von dem wirklichen sein möge. Eine 40—50jährige Zeitdauer lag dazwischen und aus dem Schwärmer Wieland war der Prophet des behaglichen Lebensgenusses geworden.

Die Timoklea ist ein Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit, „der erste Versuch des Verfassers in der dialogischen Kunst“, wie Wieland in dem Vorbericht sagt und deshalb gewürdigt, wie in die „Sammlung einiger prosaischen Schriften“ von 1758, so auch in die erste Gesamtausgabe aufgenommen zu werden. Er hält sich in der Form an die der platonischen Dialoge, die er ziemlich getreu nachahmt und was den Inhalt anbetrifft, so ist es die sokratische Lehre, wie sie fast bei allen Schriftstellern jener Zeit aufgefasst wurde, die er darin vertritt. Sokrates erwischt Timoklea, die Tochter eines nahen Verwandten und vertrauten Freundes, am Putztisch, wie sie sich eben von ihrer Sklavin für ein Fest, das mit Opfer und Tanz verbunden ist, schmücken lässt. Von einer Rose, die sie sich in ihrem Haare befestigen lässt, geht er aus und meint, ob sie diese schöner als sich selbst finde, weil sie sich damit verschönern wolle, um sie auf den Gedanken zu führen, dass jedes Ding schön in sich sei, wenn es sich als sich selbst darstelle, dass aber dazu vor allem die Schönheit und Reinheit der Seele, oder um es mit dem beliebten Abstraktum zu bezeichnen, die Tugend gehöre. Auf ihren berechtigten Einwand, dass aber doch viele Leute sich selbst für schön halten und auch von anderen dafür gehalten würden, giebt er ihr den weiteren Gedanken, dass Seele und Körper miteinander im innigsten Verhältnis stehen und die Schönheit des Körpers zunimmt, wenn sie von der Tugend begleitet wird und zwar in dem Masse, je mehr sich diese in dem Menschen entwickelt. „Man versteht unter dem, was man Annehmlichkeit oder Grazien (schon hier also dieser — fatale — Lieblingsausdruck) nennt, nichts anderes, als diese kleinen Einflüsse, welche die Lebhaftigkeit, Schönheit und

Angenehmen und dem Nützlichen“, dann in dem 3. Bande der Sammlung einiger prosaischer Schriften von C. M. Wieland, die 1758 in 3 Bänden in Zürich herauskam. Die junge Freundin war vielleicht Frau von Grebel, für die Wieland damals leidenschaftlich geschwärmt hat. Freilich ist dann der Ausdruck „jung“ poetische Licenz, denn sie war bei ihrer ersten Bekanntschaft doppelt so alt wie er (22 gegen 44) vgl. darüber Brief an die Fürstin von Neuwied vom 18. Mai 1808 bei Ofterdinger, Wielands Leben und Wirken in der Schweiz. Heilbronn Henninger 1877. S. 118. vol. 5.

Zierlichkeit des Gemüts in dem Körper hat; und wenn man genau redet, so unterscheidet man Schönheit und Anmut, wovon die letztere ebendeswegen, weil sie unmittelbar aus der Seele fliesset, weit edler ist als die erste." Die gelehrige Schülerin fasst diesen Gedanken so gut, dass sie in einer langen und sehr wohlgesetzten Rede zuletzt auf den Narcissus kommt, „der seinen Namen füglich allen jungen Herren leihen könnte, die uns nur mit körperlichen Reizungen gefallen", und so auch „jede rosenwangige Dame ohne Geist" nur Narcissa zu nennen vorschlägt. Diese vortreffliche Antwort versetzt Sokrates „in eine Art von Entzückung" und er fasst in längerer Gegenrede noch einmal seine Tugendlehre eindringlich zusammen, auf die es Wieland, damals noch in der Zeit des „Anti-Ovid" und der „platonischen Gespräche", doch vor allem abgesehen hat, und in begeistertem Schlusswort bekennt sich die kleine Griechin freudig zu seiner Auffassung und schliesst mit den Worten: Verlasse mich nicht, o Sokrates, in der süssen Beschäftigung, die künftig meine Hauptarbeit sein soll (nämlich die Tugend zu pflegen) und glaube, dass deine menschenfreundliche Sorgfalt an ein Herz gewendet ist, welches sie zu schätzen weiss.

Man könnte viele ähnliche Stellen aus Wielands Werken der früheren Epoche anführen, die dieser supranaturalistischen Ästhetik oder äthetisierenden Ethik zum Beleg dienen könnten, indes nicht darauf kommt es hier an und ich will mich darum mit der Anführung einer Stelle aus dem Fragment „Theages oder über Schönheit und Liebe*) begnügen, die sich auf Sokrates Tod bezieht. Warum dieses allerdings ansehnliche Fragment in die Werke aufgenommen wurde, wird nicht von Wieland erklärt. Es fördert die Anschauung seines Wesens und seiner Ansichten keineswegs und ist in der Form insofern ungeschickt, als es den eigentlichen Inhalt der Geschichte nicht unmittelbar erzählt, sondern durch den Mund eines Freundes mit all den weitläufigen Gesprächen und Exkursen manigfacher Art berichtet und diese ganze Darstellung wieder in die Form eines Briefes an Herrn P. kleidet, also gewissermassen die Wiedererzählung zur zweiten Potenz erhebt. Theages ist ein Weiser, der deshalb sich von der Welt zurückgezogen hat, um seine Tochter am Busen der Natur und ohne Berührung vor allem mit der grossen

*) Theages oder über Schönheit und Liebe, ein Fragment 1760. So schreibt Wieland selbst. Gedruckt war es aber schon in der Züricher „Sammlung einiger prosaischer Schriften" von 1758 und zwar im ersten Bande. Ausgabe der gesamten Werke von 1794—1802. Supplementband 4 S. 127—172.

oder guten Gesellschaft heranreifen zu lassen. Eingeführt wird der Erzähler Nicias bei Theages durch die „Gräfin“ Aspasia und in deren Schloss findet sich ein Saal „mit Bildern geschmückt.“ Hier sehen sie z. B. den sterbenden Sokrates (S. 140); seine Miene drückt die heitere Gleichheit des Gemütes aus, welche diesen Weisen vor allen anderen Sterblichen so kenntlich machte; seine Freunde stehen um ihn her und weinen, einige scheinen ihren Schmerz unterdrücken zu wollen, um ihm dadurch noch das letzte Vergnügen zu machen; er sieht sie mit tröstenden Blicken voll Freundschaft an, als ob er ihnen sage, dass er in ein Land reise, wo die Ordnung und die Tugend, welche er die unmündigen Einwohner dieser Erde gern lieben gelehrt hätte, in ihrer Majestät und Schönheit herrschen. Es ist fast unmöglich, dieses rührende Gemälde bald zu verlassen, obgleich die Kunst in jedem andren gleiche Stärke bewiesen hat.

Wenn man bedenkt, welchen Entwickelungsgang Wielands Weltanschauung nahm, wird man sich nicht wundern, seine Stellung zu Sokrates verändert zu finden, wie er es in dem Vorbericht zu Timoklea selbst angedeutet hat. Das lehrt uns sein Aristipp, dem wir uns nun zuwenden, das bedeutendste Werk seines Alters. Es ist nicht mehr der grenzenlose Enthusiasmus der Jugend, mit dem er auf Sokrates schaut, sondern eine kühle, ironische Weise der Betrachtung, die er in diesem Buche an den Tag legt. Nicht umsonst hat er den Aristipp*) zum Helden seines Buches gemacht. Dieser, der Sohn des Aritades von Kyrene, steht in dem Mittelpunkte der philosophischen Schule, die von diesem Orte ihren Namen trägt und deren Grundsätze sehr eudämonistischer Art waren. Ein möglichst intensiver Lebensgenuss ist für sie das höchste Gute, eine Anschauung, in der Wieland, der alternde, selbst seiner Weisheit letzten Schluss fand, nur dass er nicht mehr in brausender Sinnenlust, sondern in dem Behagen sorglosen Einschlürfens des Angenehmsten und Erfreulichsten, aber gleichsam unter der Aufsicht des philosophischen Geistes und der Mitwirkung des Denkens seine höchste Aufgabe erkannte. Auch die Sinne sollten zu ihrem Rechte kommen. Nicht ohne Grund stellt er dem Aristipp als die Heldin seines Buches die schöne Lais gegenüber, eine Hetäre schlecht und recht gesagt, aber die doch nicht bloss mit den Reizen ihres Leibes prunken, sondern auch ihres Geistes und Witzes sich erfreuen und sie als Mittel ihrer Herrschaft über die Männerwelt

*) Die geschichtlichen Quellen über sein Leben, auch sein Verhältnis zu Lais: Zeller, Philos. der Griechen II² S. 261. 262.

zugleich benutzen wollte. Sie ist ja aus dem Altertum wohl bekannt, keine dichterische Erfindung Wielands, denn sonst würde er sich schwerlich die Mühe gegeben haben, ihre Schicksale bis zu ihrem wenig erfreulichen Untergang uns vorzuführen, in denen von kunstmässiger Steigerung an dem Wert des Inhalts, an spannender Kraft der Entwickelung nichts mehr übrig bleibt, sondern eine Verlorene, und immer mehr sich Verlierende einem durchweg unrühmlichen Untergange entgegen taumelt. Der Roman ist deshalb von keinem hervorragenden Werte, breit und weitschweifig, aber er hat für seinen Erschaffer die Bedeutung, dass dieser darin noch einmal den Flug seiner Phantasie in das von jeher geliebte Land der Griechen richten und von dem Standpunkte der höchsten Reife seiner Anschauung, so weit er sie in sich auszubilden fähig war, ein Gesamtbild griechischen Lebens und Webens, wie er sich das in seiner Seele ausmalte, entwerfen wollte. Charakteristisch, dass er seine Schilderungen an die Person eines Epikuräers knüpfte, eines Menschen, denn so gestaltete sich dessen Charakter unter seiner Feder, der kühl und ironisch allen Dingen der ihn umgebenden Welt gegenübersteht, sich von nichts gefangen nehmen lässt, sich an nichts mit Feuer und Kraft hingiebt, sondern sich hübsch und mit gutem Anstande durch alle Wechselfälle des Lebens hindurchwindet und den Zustand innern Behagens und wahrer Selbstzufriedenheit ohne Gewissensbisse, ohne Sorge und wirkliche Anteilnahme an anderer Geschick um jeden Preis sich zu erhalten sucht. Der Roman hat darum seine besten Stücke im Anfang und vor allem die sich auf Sokrates beziehenden Stellen sind an und für sich anziehend und für unsern Zweck besonders lehrreich.

Aristipp hat seine Heimat Kyrene verlassen, um sich einmal in dem Strudel des Lebens zu versuchen und aus diesen Verhältnissen ergiebt sich leicht die Form des Romans, die sich in den Briefen darstellt. Die meisten richtet Aristipp an seinen Freund Kleinias in der Heimat, aber auch an manche andere Persönlichkeiten, von manchen ist er selbst der Adressat. Der erotische Teil, seine Liebesgeschichte mit Lais, oder wie er sie geschmacklos genug mit Vorliebe nennt, Laiska, bleibt hier unberücksichtigt; nur erwähnen will ich, dass von üppigen Sinnlichkeiten, von Szenen im Geschmack des Idris, Ithiphall, Biribinker, sich hier nichts mehr findet.

Nicht ohne Absicht stellt Wieland dem Genüssling Aristipp den Antisthenes, den Stammvater der Cyniker, mit dem zerrissenen Mantel, aus dessen Löchern nach Sokrates eigner Äusserung die

Eitelkeit herausschaute, zur Seite. Durch diesen wird er dem Sokrates zugeführt, der Zeitangabe nach um 404, nachdem Athen eben die schrecklichen Zeiten des peloponesischen Krieges hinter sich hatte. Er wünscht den Schülern des Philosophen beigezählt zu werden und beschreibt S. 24*) seinen neuen Mantel, etwas grob von Wolle und nur wenig über die Kniee reichend. Er will auch täglich nur 3—4 Obolen verzehren, obgleich er später zum grössten Ärger des Anthisthenes 50 Obolen für ein rotes Rebhuhn auf einem Brette bezahlt.

Ausführlich beschreibt er im 6. Briefe das persönliche Zusammentreffen mit Sokrates und den Eindruck den er von ihm empfängt. „Denk dir (S. 31) einen korpulenten breitschultrigen Mann**) mit einem bis an die Seitenhaare kahlen Silenenkopfe und dem rüstigen Aussehen eines ächten Abkömmlings der Sieger bei Marathon und Salamis und ermiss nun selbst, welch einen Kontrast eine solche Figur mit der Erwartung eines jungen Menschen machte, der sich, nach einem ziemlich allgemeinen Vorurteil, einen wegen seiner Weisheit und Geistesgrösse berühmten Mann nicht anders als mit dem Kopfe eines Pythagoras oder Solon denken konnte. Aber der vielumfassende Verstand, der in dieser hohen und breiten, über den buschigen Augenbrauen sich weit hervorwölbenden Stirn wohnt, der Geist, der aus diesen stieren Augen blickt und dir mit jedem Blick bis auf den Grund deines Innern zu sehen scheint, der entschiedene Ausdruck eines festen männlichen, keiner Furcht noch Schwäche fähigen Charakters, einer unwandelbaren Heiterkeit und Gleichmütigkeit, und einer biedern, allen Menschen wohlwollenden Seele, dieser Ausdruck, der seinem ganzen Gesicht scharf und tief aufgeprägt ist, macht in wenig Augenblicken den ersten widrigen Eindruck schwinden. Du fühlst dich immer stärker und stärker von ihm angezogen; ein unerklärbarer Zauber hält Dich in seinem Kreise fest und Du wünschst Dich in Deinem ganzen Leben nie wieder von ihm entfernen zu dürfen.“ — In der That hielt Aristipp es etwa vier Jahre bei ihm aus, nicht immer in seiner unmittelbaren Gegenwart aber doch in häufigem Verkehr. Es ist ihm das um so höher anzurechnen, als er für die Athener nur sehr geringe Achtung hegt. Dieser Zug ist in den Charakter des Aristipp gut eingefügt. Athen war ja doch die eigentlich berühmte Stadt Griechenlands auch nach

*) Nach der Hempelschen Ausgabe XXV.

**) Auch Schopenhauer in der früher angegebenen Stelle macht sich über die Persönlichkeit des Sokrates lustig.

ihrem Fall geblieben. Aber gerade deshalb sahen die Bewohner andrer auch reicher und blühender Gemeinwesen mit unverhohlenem Neid auf jene und diese Stimmung setzte sich in kühles Nörgeln und Kritteln um, am leichtesten in einem Geiste, der sich das nil admirari zur Regel seines Verhaltens gemacht hat. So kommen die Kechenäer (Maulaufsperrer), denn mit diesem aristophanischen Witzwort benennt er die Athener mit Vorliebe, schlecht genug bei ihm fort und ihr unbeständiger Charakter, ihr zweckloses Umherschlendern werden oft von ihm gerügt und nicht minder ihre Staatsverfassung, die Wieland in diesem Roman wiederholt zum Gegenstand eingehender Untersuchung macht. Aber Sokrates, obwohl man immer den kühl zurückhaltenden Weltmenschen in Aristipp reden hört, ist doch ein Gegenstand seiner Anerkennung. Er rühmt den unerschütterlichen Gleichmut seines Wesens, aber auch die stürmische Tapferkeit, die er bei Potidaea bewiesen, als er den verwundeten Alkibiades aus den Feinden herausgehauen. Allerdings, sagt er, lauert in den aufgestülpten Nüstern seiner Delphinennase ein ziemlich nah an Hohn grenzender Spott, wird aber durch die gewöhnliche heitere Freundlichkeit seiner Augen und das gutherzige Lächeln seines dicklippigen Mundes so sonderbar gemildert, dass er aufhört Spott zu sein, oder dass gerade noch so viel davon übrig bleibt, um seiner Art zu scherzen und der ihm eignen Ironie etwas Säuerlichsüsses zu geben, das unendlich angenehm ist, aber sich weder beschreiben noch nachmachen lässt. — S. 35 f. lässt er Sokrates über seine Kenntnisse sich so äussern, wie wir es ähnlich schon bei Hamann fanden: Ich weiss wenig, wiewohl ich einen Teil meines Lebens mit Forschen zugebracht habe. Wo ich nicht weiter kann, behelfe ich mich mit dem, was mir das Wahrscheinlichste dünkt, denn immer in Zweifeln schweben ist für einen besonnenen Menschen ein unerträglicher Zustand; indes reiche ich mit dem wenigen, worüber ich gewiss bin, ziemlich aus und halte mich desto fester daran. — Den Unterschied, den er zwischen sich und den berufenen offiziellen Vertretern der Weltweisheit feststellen möchte, bringt er in den Worten zum Ausdruck (S. 43 f.): Der ganze Unterschied zwischen mir, der ich nichts weiss und diesen bewunderten Herren, die alles wissen und sich dafür bezahlen lassen, besteht darin, dass sie zu wissen glauben, was sie nicht wissen, ich hingegen weiss, dass ich nichts weiss. Aristipp bemerkt dazu: offenherzig zu reden, scheint er sich in diesem Punkte zuweilen ein wenig zu täuschen und die Geringschätzung gewisser spekulativer Wissenschaften, deren Nutzen nicht

sogleich in die Augen fällt oder erst künftig noch entdeckt werden mag, weiter zu treiben, als er es thun würde, wenn er sich seiner Unwissenheit immer bewusst wäre. — Später — im achten Briefe — behandelt er einzelne Seiten der sokratischen Lehrweise, seine Abneigung gegen die Induction, seine Handhabung der Ironie, wobei er sich gehässige Ausfälle gegen das eigentümliche des attischen Wesens nicht versagt (S. 46). Von Sokrates heisst es dann (S. 47): Aber die Ironie, die ihm als eine besondere Art zu disputieren ausschliesslich zugeschrieben wird, ist von seiner gewöhnlichen, sowohl der Art als dem Zwecke nach sehr verschieden. Sie besteht darin dass er, wenn er es mit Personen, die ihm in gewissen Stücken entweder wirklich oder in ihrer eignen und andrer Leute Einbildung überlegen sind, zu thun hat, sich äusserst einfältig und unwissend stellt und in diesem Charakter durch die scheinbare Naivetät seiner Fragen und die versteckt spitzfindige Art, wie er aus ihren Antworten immer neue Fragen hervorzulocken weiss, sie endlich in die Notwendigkeit setzt, sich entweder in offenbare Ungereimtheiten zu verwickeln, oder ihre erste Behauptung wieder zurückzunehmen. Du errätst ohne mein Zuthun, wie viel er durch diese Art von Ironie, eine Zeit lang wenigstens über seine Gegner gewinnen musste. Er verschaffte dadurch sich selbst leichter Gehör und vernichtete unvermerkt die Vorteile, welche Stand, Name, Ansehen und Glücksumstände jenen über ihn hätten geben können. Sie waren nun wieder auf ihrer Hut, antworteten desto rascher und zuversichtlicher, je weniger sie vorhersehen konnten, wo er hinaus wollte, räumten ihm immer mehr ein, als geschehen wäre, wenn sie die Schlingen gemerkt hätten, die er ihnen durch seine einfältig scheinenden Fragen legte, und wenn sie sich endlich verfingen, schien er ganz unschuldig daran zu sein und die Lacher waren auf seiner Seite.

Von der Art des Sokrates zu lehren und die Begriffe aus seinen Schülern herauszulocken, die er selbst seine Hebammenkunst, das Erbteil von seiner Mutter Phänarete nannte, giebt Wieland eine Probe S. 49 in einem Gespräch mit dem Euthydem*), dem er dadurch den Begriff von der Ehrfurcht gegen die Götter lebendig zu machen sucht. — Ich sehe dich zu dieser Manier, fügt Aristipp diesem Bericht bei (S. 50), den Seelen zur Geburt zu helfen, die Achseln ein wenig zucken, Kleonidas, und, unter uns gesagt, auch

*) Übrigens eine Übersetzung eines Gesprächs aus dem 6. Buch der Memorabilien des Xenophon.

ich habe schon oft grosse Not gehabt, die meinigen bei solchen Gelegenheiten in Respekt zu erhalten. Aber es ist nun nicht anders, dies ist einmal seine Manier und du wirst wenigstens gestehen müssen, dass Mangel an Deutlichkeit nicht sein Fehler ist. Dieser Tadel kehrt S. 59 verstärkt wieder.

Im 10. Brief wird dann weitläufig von dem Dämonium des Sokrates gehandelt, das natürlich Aristipp auch sehr räthselhaft erscheint. Ihn selbst darnach fragen, mocht ich nicht (S. 62), denn ich schäme mich ein wenig, mit einem so ehrwürdigen alten Glatzkopf von seinem Dämonium zu reden, und es ist mir dabei gerade so zu mute, als ob ich ihn fragen wollte, was ihm diese Nacht geträumt habe. — Im ganzen hat er doch nur Spott dafür. S. 64 sagt er: Übrigens muss ich zur Steuer der Wahrheit noch hinzuthun, dass ich den Sokrates selbst in den zwei Jahren, seitdem ich ihn alle Tage sehe, und ihm oft in ganzen Wochen nicht von der Seite komme, dieser ihm beiwohnenden Art von Divination mit keinem Wort erwähnen gehört habe. Dies kann zufälligerweise oder vielleicht wohl gar auf Abraten des Dämoniums selbst geschehen sein, denn ich habe zuweilen einen Argwohn, dass es mir nicht recht grün ist, und bin ziemlich geneigt, ihm die Schuld zu geben, dass Sokrates mich mit einer gewissen Zurückhaltung und Kälte zu behandeln scheint, die ich mir lieber aus dieser als aus einer anderen Ursache erklären mag. — Aber, wenn kein Zweifel daran aufkommen kann, dass Sokrates selbst von der Wahrheit jener göttlichen Eingebung überzeugt ist, fragt nun Aristipp S. 65, wie sollen wir uns die Möglichkeit einer solchen Überzeugung vorstellen, fragst Du? — Soll ich Dir freimütig sagen, was ich denke? Sokrates ist unleugbar ein sehr weiser Mann, aber am Ende sind wir doch alle — von Weibern geboren und wem hängt nicht irgend eine Schwachheit an, die ihn mit andren so ziemlich auf gleichen Fuss setzt? Die seinige ist (unter uns), dass er ein wenig abergläubischer ist, als einem weisen Manne ziemt. Es scheint mir wirklich ein Erbstück von seiner Mutter oder Grossmutter zu sein. — Abergläubisch? Sokrates abergläubisch? rufst Du. Ja Kleonidas, entweder abergläubisch oder der grösste Heuchler, den je die Sonne beschienen hat. Das letztere ist er nicht, bei Gott, kann er nicht sein! — Also jenes! —

Das ist dann also derselbe Ausweg, den wie oben angeführt, schon Meiners ergriffen und seinen Lesern mundgerecht zu machen gesucht hatte. Darüber kommt Wieland auch nicht hinaus, denn hätte er ein andres Mittel gekannt, sich ans dem Dilemma herauszuwinden,

er würde es ergriffen haben. Und wende man nicht ein, er konnte jedenfalls den Aristipp nicht darüber hinausführen. Eine solche Ruhe des dichterischen Standpunktes kannte Wieland nicht, dass er nicht jederzeit über seine Personen sich in Person hinausgeredet, oder durch ihren Mund seine Ansichten ausgekramt hätte. Es war darin bei ihm im fortschreitenden Alter nicht anders und besser geworden; was Aristipp sagt und schreibt, ist Wielands eigene und endgültige Überzeugung. Es folgt eine Ausführung über den frommen Glauben des Sokrates an alle Götter, von Uranos und Ge bis zum kleinsten Quellennymphchen am Pernes, an Orakel, prophetische Träume, Anzeichen u. s. w. und Wieland endet mit der ironischen Bemerkung (S. 66): Sollten die Götter für ihren Liebling (den Menschen) nicht besser gesorgt haben, als ihn ohne alle Gewähr und auf blosses Geratewohl im Dunkel der Zukunft umhertappen zu lassen? Allerdings. Sie selbst kommen der Unzulänglichkeit seiner Vernunft zu Hülfe und entschleiern, soweit sie es ihm nötig oder zuträglich finden, durch Orakel, Träume und Vorbedeutungen die Zukunft vor ihm. So hielt es also auch Sokrates mit seinem Dämonium, und muss denn an einem so ungewöhnlichen Mann wie Sokrates alles so begreiflich wie an einem Alltagsmenschen sein? — Der Spott über das Dämonium aber wiederholt sich auch an andern Stellen so im Brief 18, auch an Kleonidas.

Zwei Punkte nur seien noch aus dem Buch hervorgehoben, einmal der 9. Brief an Kleonidas, in dem Aristipp über eine Zusammenkunft mit Aristophanes und über ein langes Gespräch mit ihm über seine Wolken und seine Verspottung des Sokrates berichtet. Wieland hat diese Stelle offenbar eingeschoben, um den ungezogenen Liebling der Grazien, für den er tiefe Verehrung hegte, teils als einen berühmten griechischen Dichter, teils als einen Satiriker, der die scharfe Geissel des Spottes, womit Wieland selbst so gern kokettierte, wohl zu schwingen wusste, wegen seines brutalen Angriffs auf den besten Mann seiner Zeit zu rechtfertigen. Indes, tiefgründig kann man diese Entschuldigungsrede nicht finden. In der Hauptsache kommt sie darauf hinaus, Sokrates sei in jüngeren Jahren hochmütig genug gewesen, um eine Züchtigung wohl zu verdienen. Und die sei nicht so schlimm gewesen, dass die Wolken irgend wie verantwortlich für das gemacht werden könnten, was ihm vielleicht noch begegnen werde. Und auf Aristipps verwunderte Frage, was einem solchen Manne sollte begegnen können, erfolgt dann die Antwort (S. 60): Sokrates lebt, spricht und beträgt sich in allem wie

ein freier, aber nicht wie ein kluger Mann. Er hat sich durch seine Freimütigkeit Feinde gemacht; — er verachtet sie und geht ruhig seinen Weg. Ich bin keiner von seinen Feinden; aber wenn ich einer von seinen Freunden wäre, so würde ich ihn bitten, auf seiner Hut zu sein.

Anmutiger ist die Episode, die man Sokrates und Lais nennen könnte, wovon die Briefe 14 ff. berichten. Lais sagte (S. 90) zu ihrem Verehrer: Unser Verhältnis ist von einer sehr zarten Art; ich erlaube dir den Augenblick zu belauschen, aber hüte dich, ihm zuvorzukommen. — Beinahe sollt ich denken, schöne Lais, erwiderte ich, du seiest bei dem weisen Sokrates in die Schule gegangen. — Wie so? — Weil die Lehre oder Warnung, die Du mir soeben giebst, die nämliche ist, die ich ihn einst einer jungen Hetäre zu Athen geben hörte. — Du scherzest, Aristipp; wie käm' ein Mann wie Sokrates dazu, sich mit dem Unterricht einer Hetäre abzugeben? — Du kennst ihn noch wenig, schöne Lais, wie ich sehe. Kein Sterblicher ist freier von Vorurteilen, als er, und das Geschäft seines Lebens ist, allen Arten von Personen unbegehrt und ohne auf ihren Dank zu rechnen, Unterricht und guten Rat zu geben. Er lehrt einen Gerber besseres Leder machen, einen Tänzer gefälliger tanzen, einen Maler geistreicher malen, einem Hipparchen seine Reiter und Pferde besser abrichten; warum sollte er nicht auch eine unerfahrene, aber schöne und lehrbegierige junge Hetäre zur Virtuosin in ihrer Kunst zu machen suchen? Und daran schliesst sich die Erzählung von des Sokrates Besuch bei der schönen Theodote und dem Gespräch mit ihr nach Xenophons Memorabilien III, 11. Alles dies macht Lais Lust, den vielgerühmten Mann persönlich kennen zu lernen und sie erzählt im 23. Brief davon dem inzwischen abgereisten Aristipp. Wieland hat in dieser Stelle recht hübsch die beiden Charaktere gegenüber zu stellen gewusst, den Philosophen, dem er hier soviel an Jovialität und an einer gewissen biedermännischen Galanterie beilegt, als er nur auftreiben kann und die Hetäre, die ohne geradezu auf eine Eroberung auszugehen, doch nicht ohne eine gewisse Koketterie fertig werden kann und daneben dem Weisen eine halb scheue halb herzliche Verehrung widmet. Wie sie es im ganzen damit hält, sagen die Schlussworte ihres Briefes (S. 128). Wie gefällt Dir dieser Anfang, Aristipp? Er ist, wie du nicht zweifeln wirst, mit grossen Begebenheiten schwanger, und wenn Du mich recht schön bittest — oder auch nicht bittest, so habe ich grosse Lust, Dich mit der ganzen Geschichte meiner philosophischen

Mystifizierung in Athen zu beschenken. Ich bin nicht eitel genug, mir im Ernst mit der einzigen Eroberung zu schmeicheln, die mich hoffärtig machen könnte, — der Mann sieht mir zu hell aus seinen Delphinenaugen. Aber dass er die meinige gemacht hat, es mag ihm nun schmeichelhaft sein oder nicht, das hat seine Richtigkeit.

Es ist wahr, es kommt bei der ganzen Sache nicht viel heraus, denn Lais bricht das Spiel, als es ernsthafter zu werden beginnt, als ihrem leichtfertigen Wesen ansteht, ohne viel Umstände ab. Aber für die Komposition des Romans ist das nicht günstig. Sokrates hat doch mit seiner mächtigen Gestalt trotz seinem Glatzkopf und seinen Delphinenaugen sich allmählich so in den Vordergrund des Interesses geschoben, dass man sich den Aristipp als Teilnehmer der letzten erschütternden Vorgänge denken möchte. Nun ist er auf die Briefe der Lais und seines athenischen Gastfreundes Eurybates angewiesen, die ihm dann verhältnismässig kurz den Bericht des Todes machen, nicht ohne ihrem tiefen Anteil Ausdruck zu geben. Aristipp bieten diese Mitteilungen in einem Briefe an Eurybates (II. No. 5 S. 13 ff.) Anlass zu einem leidenschaftlichen Ausfall gegen die Demokratie der so hoch gepriesenen Freistaaten Griechenlands. „Im Grunde dauern mich Deine Athener. Was können sie dafür, dass die Regiersucht solcher ergeizigen Aristokraten und Demagogen wie Klisthenes und Perikles ihnen in ihre schwindlichten Köpfe gesetzt hat, ein Wurstmacher, Kleidermacher und Lumpenhändler verstehe sich so gut aufs Regieren und Urteilsprechen, als einer, der dazu erzogen worden ist?“ Damit verschwindet Sokrates der Hauptsache nach bis auf einige gelegentliche Nachträge und Anführungen aus dem Roman, noch ehe dieser seine Hälfte vollendet hat, und nicht zu seinem Vorteile, denn nun beginnt ein zielloses Hin- und Hertreiben der beiden Hauptgestalten, Vereinigung und Trennung bis zum völligen Abreissen aller Fäden der Gemeinsamkeit und des Anteils. Der Frühling scheint aus dem Jahre genommen und weder die kühle Philosophengestalt, noch der schöne Irrstern Lais haben in sich die Kraft, den Leser in ihrem Banne zu halten. Aber überhaupt verschwindet nun auch Sokrates aus der deutschen Litteratur, wenn man von der Darstellung seiner Lehre und seines Wirkens in der Darstellung der Geschichte der Philosophie absieht. Denn darin hat er natürlich seine ewige Bedeutung. Aber als Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit aller Gebildeten gehört er in das philosophische Jahrhundert, das nicht müde wird, ihn immer von neuem

—— ——

zu betrachten, zu schildern und zu bewundern. Für dieses war er eben mehr, als einer der edelsten Männer des Altertums, ihm war er ein Heiliger, ein lebendiger Zeuge für die Wahrheit und Grösse der Anschauungen, in denen der menschliche Geist seine Religion, seinen wertvollsten geistigen Besitz erkannte. Eine neue Zeit brach an, schon damals waren die Stifter der romantischen Schule auf dem Plan erschienen. Diese, dazu berufen, für eine Zeit die Herrschaft auf dem geistigen Gebiet anzutreten, huldigten andern Idealen. Ihrer christlich germanischen Anschauung hörte Sokrates auf, mehr zu sein, als eine historische Gestalt, die man verehrt in ihrer stillen, ehrwürdigen Grösse, aber die doch nicht mehr einen Mittelpunkt des höchsten, leidenschaftlichen Interesses bildet.

Zwar könnte der Titel einer neueren Schrift: Die Vollendung des Sokrates,*) zu der Annahme führen, es handle sich hier auch um eine Arbeit, die sich mit unserm Weltweisen zu thun mache. Indes sagt schon der Nebentitel: Kants Grundlegung zur Reform der Sittenlehre, deutlich genug, worauf es dem Verfasser ankommt. Es ist eine Schrift, die nur in die Geschichte der Philosophie hineingehört, mit Sokrates selbst sich garnicht unmittelbar beschäftigt, sondern seine ethischen Grundgedanken, die in dem zweiten Abschnitt S. 20—40 entwickelt werden, als grundlegend auch für Kants ethische Anschauungen nachweist. Es wird dem Griechen dabei eine warme Huldigung zu teil, so S. 33, wo es heisst: Sokrates bleibt nun einer der Grossen in der Geschichte nicht nur seines Volkes, sondern der Menschheit, obgleich er vielleicht nicht einmal ahnte, dass die menschliche Vernunft auch das natürliche Ziel der menschlichen Handlungen, die Glückseligkeit des Handelnden, zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen machen könne und dass erst diese Erörterung wahre dauernde Wissenschaft vom Sittlichen begründe. Damit wird dann der Übergang zu Kant angebahnt und wir haben darum in unserem Zusammenhange keinen Anlass, uns weiter mit diesen Fragen zu beschäftigen.

Dagegen ist Sokrates dem Schicksal, zum poetischen Helden zu werden, doch nicht entgangen. Im Eingange dieser Arbeit konnten wir der Absicht Goethes, später Hölderlins gedenken, dem Weisen ein dichterisches Denkmal zu errichten. Beide haben den Plan wieder fallen gelassen und der Epigon, der nun an ihre Stelle trat, war gewiss weder ein Hölderlin, noch ein Goethe, so dass die poetische

*) Dr. Heinr. Romundt, Die Vollendung des Sokrates. Immanuel Kants Grundlegung zur Reform der Sittenlehre. Berlin 1885.

Krönung, die man nun an Sokrates vollzog, durchaus nicht aller Ehren höchste war, die er empfangen hat, obgleich sich nichts gegen die gute Absicht sagen lässt, der sie entsprang.

Es ist kein Neuling in der Poesie, der hier das Wort ergreift,*) wie man vielleicht bei der ersten Erwähnung des Titels vermuten könnte, sondern ein durch manche Dichtung, namentlich Festspiele patriotischen wie allgemeineren Inhalts, in seinem Vaterlande Baden wohlbeglaubigter Dichter, wenn er auch darüber hinaus seinen Ruhm nicht hat verbreiten können. Seine Tragödie, schlecht und recht ein Jambenstück im älteren Stile, sucht die Vorgänge der Geschichte ihrem ursächlichen Zusammenhang nach poetisch verständlich zu machen. Der Groll der Ankläger, Anytos, Meletos und Lykon gewinnt hier eine persönliche Grundlage. Anytos grollt dem Weisen, weil er Widerstand von seinem Sohn Anthemion findet, als er ihn seinem eigenen Berufe, dem eines Gerbers, zuführen will und dieser dem Jüngerkreise des Sokrates angehört. Meletos wird dadurch gereizt und erbittert, dass sein tragisches Stück, das er zur Empfehlung der eleusinischen Weihen gedichtet hat, durchfällt und er darin eine Intrige des Sokrates wittert, der sich über diesen Gebrauch immer spöttisch und abweichend geäussert hat. Lykon ärgert sich über den unverhohlenen Spott, mit dem Sokrates sein Sophistenhandwerk übergiesst. Grossen Schwung der tragischen Stimmung trifft man nicht, die Reden, obwohl der Prozess des Sokrates szenisch dargestellt wird und also wohl Gelegenheit wäre, Bosheit und Würde höchst wirksam zu kontrastieren, wirken nicht gross und bedeutend, die Sprache entbehrt reicher Bildlichkeit und Fülle des Gedankens. Der Versuch Hermanns, ein inneres Interesse dem Stoffe dadurch zu verleihen, dass er eine kleine Liebesgeschichte in dies juristische Männerdrama hineinphantasiert, ist auch nicht geglückt. Anthemion, jener Sohn des Anytos, bändelt mit einem Blumenmädchen an, Myrto, die zufällig die Tochter des Gefangenwärters des Sokrates, Xanthias, ist. Durch sie gewinnt er den Zugang zu dessen Kerker, damit die Flucht bewerkstelligt werden kann, die aber an Sokrates' heroischer Weigerung scheitert. Es sind zwei kleine Szenen, in denen uns das Pärchen entgegentritt und da erscheint es dann doch wenig angemessen, dass, nachdem eben Sokrates' Tod uns ergriffen hat, dessen Vergiftung wir auf der Bühne ganz mit erleben, plötzlich Xanthias mit Geschrei hereinstürzt, um zu berichten, dass jene beiden

---

*) Ernst Hermann, Sokrates. Ein Trauerspiel. Mannheim 1888.

zusammen in den Tod gegangen. Es bleibt dies ein grober Fehler der Komposition, um so verletzender, als man den Grund des gewaltsamen Entschlusses wohl angedeutet, aber jedenfalls nicht überzeugend und zwingend mitgeteilt bekommt. Und was sind uns diese beiden losen Kinder, wo wir einen Heros der Menschheit betrauern sollen. Hermann wünscht seiner Dichtung in einem Epilog:

So geh hinaus und grüsse ernst und heiter
Ein jedes Haus, wo man dich aufgenommen;
Und nimmt sich deiner an ein Bühnenleiter,
So heisse ganz besonders ihn willkommen!

Wir glauben, dass sein Sokrates nie in diese Lage versetzt ist und seinen besonderen Willkommen für immer unbestellbar bei sich behalten kann und bedauern, dass eine letzte poetische Verherrlichung nicht in geschicktere Hände und an ein energischeres, kraftvolles Talent geraten ist, auch, dass in dem Epilog sich nicht ein kraftvolles, wirklich poetisches Wort findet, mit dem wir unsere Arbeit wirksamer schliessen könnten, als mit dem einfachen Wunsche, dass diese Blätter dazu dienen mögen, ein hochzuverehrendes Menschenbild dieses Ruhmes aufs neue wert zu zeigen.



Bemerkungen

zum

Gebrauch der Imperfektformen

could, might, must, would, should, ought, need.

Von

Prof. Gebert.

Die hier folgenden Ausführungen schliessen sich an einige kürzere Artikel über das Imperf. must an, die in den Englischen Studien und im Beiblatt der Anglia erschienen (Klapperich: E. Studien XVIII 262 ff. und XIX 326, sowie Anglia 1898 Juli/August Beibl. 82 ff.; Klinghardt E. Studien XVIII 319; O. Schulze E. Studien XIX 174 und XX 160 ff.; Gebert E. Studien XIX 324; Bradley-Oxford XXVI 151 ff.). Da die von den Grammatiken sehr stiefmütterlich behandelte Frage in diesen kurzen Auseinandersetzungen nicht zum Austrag gebracht wurde, so mag es sich lohnen, dieselbe noch einmal eingehender zu behandeln und die Betrachtung auch auf die übrigen s. g. modalen Hülfsverben auszudehnen, die im Gebrauch oder Nichtgebrauch ihres Imperfekts manche Übereinstimmung zeigen.

Die Verben können, mögen, dürfen, müssen, wollen, sollen zeigen nicht eine Thätigkeit an, sondern die Fähigkeit, Möglichkeit, Notwendigkeit, Geneigtheit, Nötigung, aus der eine Handlung hervorgehen kann. Diese Grundbedeutung tritt etwas zurück in solchen zum Ausdruck eines thatsächlichen Inhalts gebrauchten rhetorischen Wendungen wie: so sollten auf demselben Felde die beiden Gegner ihre Laufbahn beschliessen, oder: er wollte nie glauben, dass Grösse und Schwäche so dicht bei einander liegen könnten; und noch mehr in Sätzen wie: der Versuch wollte lange nicht gelingen, oder: am 18. März konnte er endlich das neue Haus beziehen; gestern durfte er zum ersten Mal wieder eine Stunde spazieren gehen; nach langem Sträuben musste er die Papiere herausgeben —, wo die betreffenden Hülfsverben nur zur nachdrücklichen Hervorhebung der Thatsache dienen, dass trotz der Hindernisse und Störungen schliesslich ein bestimmtes Ergebnis erzielt wurde. Das Französische verwendet in solchen Fällen das passé défini von pouvoir und devoir, auch wohl von vouloir, im Gegensatz zum imparfait; das Englische kann nur could und would zur Bezeichnung einer einfachen Thatsache gebrauchen, daneben auch

dared (durst), das hier aber nicht herangezogen werden soll, da es in den E. Studien XXVI 41 ff. von Sattler nach allen Seiten hin eingehend besprochen worden ist. Durch die Notwendigkeit, die Begriffe des Wollens und Sollens und den Begriff des Zukünftigen, der ja auch durch will und shall ausgedrückt wird, sprachlich auseinander zu halten, ist das Gebiet von will und shall im Laufe ihrer Entwicklung eingeengt und ihre Ersetzung durch Umschreibungen, die die einfachen Formen vertreten können oder müssen, herbeigeführt worden. Diese Umschreibungen müssen für should in der Bedeutung von sollen sehr häufig eintreten.

Die modalen (eigentlich nur teilweise modalen) Hülfszeitwörter gehören zu der Gruppe der præterito-præsentia, die, nachdem ihr ursprüngliches starkes Præteritum Præsensbedeutung angenommen hatte, ein neues schwaches Præteritum dazu bildeten.

Im Ags. lauten die Formen:

1. Præsens Ind.	Sing.	can, canst, can	Konj. S. cunne	2. Mæg, meaht, mæg;	mæge
	Plur.	cunnon	cunnen	magon	mægen
Præter. Ind.	Sing.	cúþe, cúþest, cúþe	S. cúþe	meahte (mihte)	meahte
	Plur.	cúþon	Pl. cúþen	meahton	meahten
3. Præsens. Ind.	S.	mót, móst, mót	móte	4. ág áh, áhst áht, ág(h);	áge
	Plur.	móton	móten	ágon	ágen
Præter. Ind.	S.	móste	móste	áhte (n. e. ought)	
	Pl.	móston	mósten	áhton	

Zu sceal, scealt, sceal; sculon gehört das Præter. sceoldon.
zu wille, wilt, wile; willaþ gehört das Præter. wolde, woldon.

Mit dem Verfall der Flexionsendungen schwindet der Unterschied zwischen Konjunktiv und Indikativ dieser Verben; bei dem heutigen must hat das Præteritum im Mittelenglischen die Præsensform verdrängt und die Verrichtungen des Præsens mit übernommen; das heutige must ist also ein ursprüngliches Præteritum, und man versteht nicht, wie in neueren Büchern noch immer wieder die Behauptung aufgestellt werden kann, es sei eigentlich ein Præsens. Auch das gegenwärtige ought ist ein ursprüngliches Præteritum.

Das ags. mót hat ursprünglich die Bedeutungen darf, mag, kann und (in der ältesten Zeit seltener) muss; mit der Zeit hat es die erste dieser Bedeutungen an may abgegeben und sich im Neuengl. auf die letzte beschränkt. — Gæþ eft se þe môt tô medo môdig (= who may), Beov. (ed. Heyne) 604. Forgif mé, swegles ealdor, sigor and sóþne geléafan, þæt ic mid þýs sweorde môte gehéawan þysne morþres bryttan. Judith 89 (Kluge Leseb. p. 105) = may with this sword hew . . . — Ac hi móston mid ealle þes

cynges wille folgian (were forced to follow) gif hi woldon libban . . . S. Chronicles (Kluge p. 86 [199]). — I mot ben hires (must be hers), I may non other chese: Chaucer, the Man of Lawes Tale, v. 227 (Morris & Skeat II p. 252). Now mot ich soutere his sone setten to schole. Peres the Pl. Crede 744 (Skeat specimens). — He wep on God vaste ynou and criede him milce and ore, And bihet, gif he moste libbe (if he might live), þat he nolde misdo nammore: Rob. of Gloucester (Morris & Skeat II p. 18, v. 500). And seyde him . . . Bisechyng him to doon hir that honour, That she moste (might) han the cristen men to feste: Ch., The M. of Lawes Tale v. 380 (Morris & Skeat II p. 258). — He moste fulfille, þat þe prophetes sede: Jud. Iscariot 122 (Wülcker Leseb. I 1, p. 21). Als Præsens erscheint must in: Nowe am y set in sorowes and unselthe, With mornyng nowe my myrþe I most respite (Wülcker Leseb. I, 2 p. 56, und in demselben Stück p. 58) Thy wellbelouyd childe þou must now kylle (Coventry Myst., Wülcker Leseb. I, 2, p. 132 v. 81) und: Now goddys comaundement must nedys be done (ib. v. 89). — Das ags. ágan (præs. ah, præt. ahte; dann weiter im Alt- und Mittelengl. præs oh, ouh, owe, ouwe; præter. ahte, auhte, ought etc.) ist zunächst Begriffsverb = besitzen, haben, erscheint dann als Hülfsvb. mit Infin. im Sinne von „etwas zu thun haben, verpflichtet sein, müssen“ und nimmt daneben auch als Begriffsverb die Bedeutung „für etwas verpflichtet sein, schulden, verdanken“ an, und auf diese Bedeutung bleibt das Verb in seiner Fortentwicklung zum n. e. schwachen owe beschränkt, während die Bedeutung „zu eigen haben, besitzen“ an ein verwandtes Verb, das n. e. own, übergeht. Als Hülfsverb verschwindet das Præsens; es bleibt nur das ursprüngliche Præteritum in der Form und Bedeutung des heutigen ought. Man vergleiche: He áhte (owned, possessed) ægþer ge Englaland ge Normandige, S. Chronicles a. 1085 (Kluge p. 83[38]) und die ungemein häufige Formel: þa Denescan (etc.) áhton wælstowe gewald, behaupteten das Schlachtfeld etc; And þe seck þat agte Beniamin Josepes cuppe hid was þor-in, Gen. and Exod. 2309 (Mätzner Sprachpr. I, 1, p. 85). — And for hise sinne oc (præsens) he to munen, þat moste and leiste him ben binumen, Gen. a. Exod. (Wülker I, 1 p. 4, v. 197). Seinte Marie, þet ouh to alle wummen beon uorbisne . . . Ancren Riwle Mätzn. I 2, p. 22[13]. Ille men aght drede it maste, Pricke of Consc. (Morris & Skeat II p. 122, v. 1927). I oughte right wel to knowen it, J. Maundeville (Mätzner I 2, p. 160[12]). Auch unpersönlich, z. B.

Righte wel ougte us for to love and worschippe . . . suche a lord (ib. p. 157[2]). — We no owe the nothing, Sir Tristrem 92 (Mätzner I 1 p. 240).

Da es wünschenswert sein dürfte, von vornherein möglichst genau festzustellen, was als zum Thema gehörig angesehen wird und was nicht, so soll an einer Reihe von Beispielen der Plan klargelegt werden, der den folgenden Ausführungen zu Grunde liegt. In einer kurzen Übersicht soll zunächst das wesentlichste dessen, was im Gebrauch des Imperfekts dieser Verben gemeinsam ist, zusammengestellt und darauf das besondere angedeutet werden, und in derselben Weise sollen alsdann die Belegstellen geordnet werden.

1. Das Imperfectum der modalen Hülfsverben kann durchweg im hypothetischen Satzgefüge, und zwar im bedingten Hauptsatz wie auch im bedingenden Nebensatz vorkommen. I could not do (have done) it (franz. pourrais, aurais pu). — He might succeed (have succeded) if he (had) tried. He might have gone if he had chosen. — He must be (have been) a fool if he (had) believed that nonsense. He must have seen his mistake if he had but looked at the figures. — I would not do (have done) it (if I were he) frz. voudrais, aimerais, aurais voulu, aimé. In he should attend to his business (devrait) ist das Sollen abhängig von einer versteckten Bedingung. — I am sure he would do it if he could. He would feel much happier if he might sometimes play in the street. I should go if mother would let me. If it should rain (s'il venait à pleuvoir) I could not think of going. If he should have done that, I don't know what to think. Die Bedingung erscheint als eine nicht erfüllte; in den beiden letzten Sätzen als eine, deren Verwirklichung wenigstens zweifelhaft ist. Natürlich können hypothetische Sätze wieder einem anderen Satze untergeordnet werden. He says (said) he could (would) not do such a thing, the thing might have been done better.

2. Ausserhalb des hypothetischen Verhältnisses kommt das Imperf. der modalen Hülfsverben in Sätzen vor, die von einem ebenfalls in einem tempus der Vergangenheit stehenden Ausdruck des Denkens und Sagens abhängig sind. He said (thought) it could (might) be done, the boys might try what they could do, something must be done, something must be the matter with him, the noise should stop at once etc. parallel den Sätzen he says it can (may) be done, the boys may try u. s. w.

2a) In andern Substantivsätzen und in Absichtssätzen werden may, might, ferner will, would, shall should als wirklich modale Hülfsverben gebraucht, wobei die Wahl des Præsens oder Imperfekts in der Regel nach Massgabe des im regierenden Satze herrschenden Zeitverhältnisses erfolgt; nur should wird oft ohne Rücksicht auf das tempus des regierenden Verbums gebraucht, und dieser Gebrauch wird im Folgenden wenigstens gestreift werden, aber auch nur eben gestreift, da alle diese Verhältnisse nur im Zusammenhang der Moduslehre entwickelt werden können.

3. Zum Ausdruck einer thatsächlich vorhandenen Möglichkeit, Notwendigkeit, Geneigtheit, Bestimmung kann in Hauptsätzen wie in Nebensätzen das Imperfectum dieser Verben nur teilweise ohne Einschränkung gebraucht werden: could, might im Sinne von mochte, konnte, und im ganzen auch would uneingeschränkt, dagegen might (durfte) und must mit einigen, und should mit noch weitergehenden Beschränkungen. He could do what nobody else could do. The story might be true (war vielleicht w.). Nobody would believe my story. Dagegen erscheint in „the crisis must (Imperf.) be imminent“ etc. die Notwendigkeit als eine nur gefolgerte, in der Vorstellung bestehende, und dem Præsens „he must go to bed at nine“ oder „he may sit up till ten“ steht als Imperf. gegenüber: he had to go to bed at nine, he was allowed to sit up till ten. He should do it entspricht dem franz. il devrait le faire, während die thatsächlich erfolgte Anordnung ausgedrückt werden müsste durch he was to do it.

Could. 1. He knows more about the Regiment than the Adjutant, and could not make a mistake if he tried. (Kipling, Plain Tales 221). I don't think I could love you better than Tom, G. Eliot Mill/Floss I, 252. I could have borne it. (Dickens, Chuzzlewit I, 120.) J could not have spoken a word, though it had been to save my life. (Dickens Great Expect. II. 101.) A better choice could not have been made. (Green Short History 119.) That neutrality would not have lasted so long, if William could have relied on the support of his Parliament. (Mac. X, 69).

2. They knew that without Argyle they could do nothing. (Mac. II, 111). Yes, he would tell her everything — immediately, before his resolution could again have faded away (A. Trollope, Framley Pars. II, 132) — (because otherwise his resolution might have faded away).

3a) Mit Præsens-Infinitiv. He could not rise again till I helped him (Kiplg., Pl. Tales 303). Whatever he could do, he could do without effort, at any moment . . ., on any side of any question. (Mac. Biogr. Ess. 205). No village could look prettier or more attractive (M. Twain, Innoc. abroad I, 44). In those remote times this region could be traversed only in boats (Mac. II, 171).

b) Mit Perf. Inf. Nothing but long meditation . . . could have enabled Tom to present so striking a figure as he did to Maggie (G. Eliot Mill I 246). Report after report came up the valley, that could only have proceeded from the big throats of the guns of the forts of St. Denis. A. Forbes II, 256 (die nur ausgegangen sein konnten, nur herrühren konnten). Now if Mr. Pecksniff knew (wusste), from anything Martin Chuzzlewit had expressed in gestures, that he wanted to speak to him, he could only have found it out on some such principle. M. Chuzzl. I 47/48 (konnte es nur . . ., hatte es offenbar nur . . .). Only in this manner could the virtuous Carnot have set his name to edicts which would have disgraced a Roman Emperor. Saturday Rev. 1./4. 99. (Die Unterschrift hat er thatsächlich gegeben, also: Nur so konnte . . . gegeben haben — nur so offenbar hatte er sich dazu verstanden . . .). Posterity will probably wonder how the age which would have scouted the idea of any wholesome effect being wrought by public floggings, could have remained so long under the belief that any manner of good could be done by the system of public floggings. Mc Carthy, Own Times IV 268 (so lange geblieben sein konnte, thatsächlich so lange geblieben war; wie es nur möglich gewesen war, dass . .). Natürlich wird ein wirkliches Plusquamperfectum des Verbums durch Umschreibung gebildet: Even yesterday she had only been able to rejoice in her mother's restored comfort (Eliot, Mill II, 142).

Auffallen könnte der Perf. Infin. in Sätzen wie: When I knew him, he could not have been more than eighteen (Forbes II 193). Although he could not have been less than eighteen or nineteen years old, he wore a skeleton suit, such as is usually put upon very little boys (Dick. N. Nickleby, Chapm. & Hall, p. 33). Man könnte dem could mit Perf. Inf. vielleicht das ebenso konstruierte might in ähnlichen positiven Sätzen gegenüberstellen: He was perhaps about thirty, but he might have been almost any age between sixteen and sixty (M. Chuzzlewit I, 26), wo man natürlich übersetzen kann: hätte sein können. Die Vorliebe der englischen Sprache für den Perf. Inf. zeigt sich aber häufiger: When we were in 45° south . .

we saw no actual ice, but the ice could not have been far from us (Froude, Oceana 74). She seems almost a lady. I wonder what on earth could have made her marry that ugly little fellow (Mrs. Craik, Domestic Stories 66), und ib: I wonder your husband could think of dragging you up and down the country. Im ersten Beispiel ist natürlich zu übersetzen: was sie veranlasst haben konnte — was sie (damals, zur Zeit der Heirat) zu dem Entschluss gebracht haben konnte.

Might. Nachdem may, welches im Ags. jede Art von Können bezeichnet und dem can etwa wie das franz. pouvoir dem savoir gegenübersteht, von can aus einem Teil seines Besitzes verdrängt worden ist, bezeichnet es bekanntlich a) die logische und die auf irgend welchen ausserhalb des Subjekts liegenden Ursachen beruhende Möglichkeit (nicht immer streng von can zu scheiden) und b) die von fremdem Willen abhängige Möglichkeit, die Erlaubnis, Einräumung. In der ersten Bedeutung wird das Imperf. ohne Einschränkung gebraucht; nicht ganz so in der zweiten.

A. 1. Immense sums have been expended on works which, if a revolution broke out, might perish in a few hours (Mac. I 34). How many other things might be tolerated in peace, and left to conscience, had we but charity (Milton Areopag., Arber's Reprints, p. 75). If it were not for the annoyance one might feel pleased. (Besant, Gold. Butterfly.) — With abilities and courage he might have played a great part in the world (Mac. VIII 46). He might easily have secured his authority if he could have been induced to divide it with others (Mac. Hist. Ess. 2, 204).

2. We did not know what the accused party might have to say for itself (Mac. Biogr. Ess. 193). He clutched passionately the possibility that she might love him (G. Eliot, Mill. II 52).

3. a) Mit Præsensinfinitiv. The cold might be unpleasant, but is was wholesome (Froude, Oceana 77). He saw one regiment in scarlet. More might be behind. Mac. II. 127 (mochten, waren vielleicht). The whole line of their retreat might be tracked by the corpses of thousands who had died of cold, fatigue, and hunger (Mac. Biogr. Ess. 26). If only a sufficient number of these bishoprics could be gained (konnte), the factious majority in the diet might be reversed. Gardiner, 30 years' War 12 (wurde vielleicht). The life which might be any morning taken away, in consequence of the whisper of a private enemy, seemed of little value (Mac., Biogr. Ess. 248).

b) Mit Perfektinfinitiv. I might have loved madly and presumptuously, as boys will do; but I had loved worthily. Bulwer, Caxtons II, 227 (= mochte... haben, hatte vielleicht). It might have lasted half a minute, or a minute, but it seemed an hour. (Dick., Chr. Carol 24). Wolf, too, had disappeared; but he might have strayed (hatte vielleicht) away after a squirrel. (W. Irving, Sketchb. 35). The power which she might once have had over him was gone. Gold. Butterfly (Chatto & W., p. 72). It (the treaty) had been made, they said, by Charles; it might, perhaps, have been binding on him; but his brother did not think himself bound by it. Mac. II. 31 (könnte auch unter 2 gestellt werden). — Eigentümlich ist auch hier wieder der Perfektinf. in Sätzen wie: There might have been twenty people there, young and old, but they all played (Christm. Carol 80). It might have been seven o'clock in the evening, and it was growing dark..., when Mr. Kenwigs sent out for a pair of gloves (Dick. N. Nickleby 194).

B 1. vgl. Übersicht. 2. The children were told they might have their nuts and wine in the summer house (G. Eliot, Mill I, 90). Bessy might do so if she liked (Mr. Tulliver's Gedanke) ib. 267. She asked if she might take an oar, ib. II, 154. Our experience in America had taught us that we might not attempt to tax them (the colonists). Oceana 341. Honour and conscience were going to divide them. Maggie... had decided it; but surely they might cast a lingering look at each other across the gulf, before they turned away (G. Eliot, Mill II, 262).

3. He had a strong constitution, and might expect a long life. Stanhope, Queen Anne II, 219 (kann auch übersetzt werden: konnte den Umständen nach... erwarten). — In den folgenden Sätzen bezeichnet might eine im allgemeinen geltende Berechtigung oder Erlaubnis. The Begging Friars were to subsist on the alms of the poor, they might possess neither money nor lands, the very houses in which they lived were to be held in trust for them by others (Green, Short H. 144). The slave had no place in the justice-court...; if he fled he might be chased like a strayed beast (Green 13). No toll might be levied of purchasers from the abbey farms (Green 90). The magistrates might deliberate and persuade, the people only could resolve and execute. Gibbon (bei Ideler & N. I, 394). Ähnlich: And bit by bit the memory came back to them, linked with a name that might not be spoken. Hall Caine, Deemster 305 (Chatto & W.).

—

Oft wird übrigens bei ähnlichen Verhältnissen die Umschreibung gewählt, die dann auch wohl mit might wechselt; mit Bezug auf einzelne bestimmte Thatsachen muss die Umschreibung gebraucht werden. The salary was but a small part of the emoluments which the Paymaster derived from his place. He was allowed to keep a large sum... constantly in his hands, and the interest on this sum he might appropriate to his own use (Mac. Biogr. Ess. 2,246). We were not suffered to send our good salmon over our border; but Englishmen might eat it in Scotland, if they paid for it in ready money (Household Words XI, 288). For many years they were not permitted to hold more than an acre of land. More lately this absurd restriction was abolished, and they were allowed to trade in land, to hold land to any extent (McCarthy IV, 239). — The garrison were allowed to leave the place with all the honours of war (McCarthy II, 258). She was allowed to take six of her own people with her (Froude, bei Chambers II, 615). We were permitted to go on to the foreposts (A. Forbes I, 314).

Must 1. If I carried a harp in this climate, you know I must have a green baize cover for it (G. Eliot, Mill II, 86). She must have been more or less than woman, if she had really forgiven the conspiracy (Mac. II, 307). If the old woman had not been very deaf, she must have heard the breathing of two persons (N. Nickleby 321, Chapman & Hall). Had Pitt and Newcastle held together, George must have struggled in vain (Green 742). In such a war he must have been the captain of the Protestant armies (Mac. I, 137).

2. I said there was no danger, but she must wait till the storm blew over (Kiplg., Pl. Tales 55). He felt that he must act without hesitating any longer (Dick., Dombey I, 255). It appeared to him that the nation must make a choice (Mac. VIII, 97). He saw there must be a change (Gardiner, 30years' War, 22). It seemed as if the interview must end without more speech (G. Eliot, Mill II, 333). He could not, he said, bear even lo let the wind blow on her, and now she must suffer cold and hunger; she must beg; she must be beaten (Mac. Biogr. Ess. 105). — Es ist in derartigen abhängigen Sätzen ganz gleichgültig, ob eine logische Möglichkeit, also eine blosse Schlussfolgerung, oder eine sittlich oder sachlich begründete Notwendigkeit vorliegt; man sagt gleich richtig: He said (thought) the fellow must be mad — his son must bear up

against misfortune — the grass must be cut. Bei der Darlegung der Weiterentwicklung des must (in No. 3) wird es aber doch gut sein, die beiden Fälle und die sich daran anschliessenden Einzelheiten unter a) und b) auseinander zu halten.

3. a) In Anlehnung an 2. folgen hier eine Anzahl Sätze, die zwar nicht der Form nach, wohl aber dem Sinne nach von einem leicht zu ergänzenden Ausdruck der Vorstellung abhängig sind. James was past middle age, and a few years must bring a Protestant successor and restore the reign of law. Green (Hist. IV, 26). The irrevocable wrong that must blot her life had been committed (G. Eliot, Mill II, 281). The success of his first play must naturally dispose him (= it was natural that ...) to turn his hopes towards the stage (Johnson Lives II, 327). The sound of wheels ... was an interruption highly welcome to Mrs. Tulliver, who hastened out to receive sister Pullet — it must be sister Pullet, because the sound was that of a four-wheel (G. Eliot, Mill I, 71). Nevertheless, there he was: he had evidently been home, and must have come again by the river (ib. II, 186) (musste gekommen sein, war augenscheinlich gekommen). The exchange must have been made while the apartments were empty (musste bewerkstelligt sein, war offenbar bewerkstelligt worden), but had not been observed until the torches and lights were kindled (Scott, Bride of Lamm, 351). They had seen us coming, knew what must have happened, and guessed where we came from (Oceana 285). Diesen Sätzen, in denen es doch wohl kaum angeht, das must als ein Præsens anzusehen, reihen sich andere von ganz ähnlicher Art an. So der E. Studien 18, 263 angeführte Satz „Mr. Greenwood was a stout man ... who must have been good-looking when he was young“, wo die Übersetzung „gewesen sein musste“ doch zwangloser ist als „gewesen sein muss“. Ferner: Where had Scrooge heard those words? He had not dreamed them. The boy must have read them out, as he and the Spirit crossed the threshold. Why did he not go on? (Chr. Carol 98). Das sind doch Betrachtungen, die nicht der Schriftsteller nachträglich an seine Leser richtet, sondern die unmittelbar aus dem Boden der Erzählung herauswachsen, und die unmittelbar den Eindruck mitempfinden lassen, den der ganze Vorgang hervorbrachte. Auch in Chr. Carol 37 — Scrooge expressed himself much obliged, but could not help thinking ... The Spirit must have heard him thinking... —, wo H. Bradley must für ein Præsens erklärt, könnte es aus denselben Gründen natürlicher

erscheinen, das Imperf. darin zu erkennen und lieber zu übersetzen „musste gehört haben, hatte jedenfalls gehört“ als „muss . . ., hat . . . gehört.“ Doch das kommt natürlich auf die ganze Auffassung der Darstellung an, und die ist eben verschieden. Wenn Krüger in seiner Ergänzungsgrammatik § 463 von dem in ähnlichen Fällen gebrauchten must sagt: „im Grunde genommen ist es doch Præsens, und der Satz muss als die direkte Form dessen, was jemand in der Vergangenheit dachte, aufgefasst werden“, so ist der Ausdruck Præsens zunächst irreführend, und dann kommt man mit der Erklärung nicht weiter, da man ja nach diesem Grundsatz auch in Sätzen wie „was er sah, das musste er haben“, das deutsche Imperfekt als eine Form, die im Grunde genommen Præsens wäre, bezeichnen könnte. Man sieht gar nicht ein, weshalb man sich so viel Mühe geben soll, einer Form, die von vornherein ein Præteritum gewesen und es auch nach Übernahme der Præsensbedeutung unzweifelhaft noch geblieben ist, auf diese Weise die Daseinsberechtigung zu beschränken. Es mögen noch einige weitere Sätze ähnlichen Charakters folgen. The Boy (Spitzname eines jungen Offiziers) was dead . . . He had shot his head nearly to pieces . . . on the table lay The Boy's writing-case with photographs . . . I passed over to the table, took a chair, lit a cheroot, and began to go through the writing-case; the Major looking over my shoulder and repeating to himself: „We came too late!“ . . . The Boy must have spent (musste . . . haben, hatte augenscheinlich . . .) half the night in writing to his people, to his Colonel, and to a girl at home; and as soon as he had finished, must have shot himself, for he had been dead a long time when we came in (Kiplg., Plain Tales 30/31). Ib. 173: What the tragedy was . . . Trejago does not know to this day. Something horrible had happened, and the thought what it must have been, comes upon Trejago in the night now and then, and keeps him company till the morning — ist ein Beispiel für Sätze, in denen die Entscheidung schwierig ist: soll man übersetzen „der Gedanke, was dies Schreckliche, das sich zugetragen hatte, gewesen sein musste (mochte, konnte), sucht Tr. heim“ oder „. . . gewesen sein muss (mag)“? Hier wird man sich vielleicht für das Præsens entscheiden. (Ebenso wohl Mac. Biogr. Ess. 215). Dagegen scheint in N. Nickleby 102 die Darstellung eine grössere Unmittelkeit und Anschaulichkeit zu erhalten, wenn man Imperf. annimmt: „I don't know what to make of it“, said Miss La Creevy. „Her eyes were decidedly red last night. She said she had a headache; headaches don't occasion red eyes. She must have been crying.“

3 b. The spoiled darling of the court ... was now surrounded by stern gaolers in whose eyes he read his doom. Yet a few hours of gloomy seclusion, and he must die a violent and shameful death (Mac. II, 187). To raise a great army had always been the King's first object. A great army must now be raised (Mac. I, 104). Gustavus, too, had his own ideas about the way in which the war was to be carried on. In the first place there must be no divided command, and he himself must have the whole military direction of the troops (Gardiner, 30 years' War 82/83). There must be no will but his (Mr. Dombey's Ansicht). Proud he desired that she should be, but she must be proud for, not against him (Dick., Dombey III 22). The grandee was not inclined to insult a class into which his own children must descend (Mac. I, 38.) The autumn and winter of agitation passed away, and the time was at hand when the new Ministry must meet a new session of Parliament (McCarthy IV, 166). Outside we could see, ourselves, that there was a tremendous sea on. We must lie still, in the calm harbour, till the storm should abate, (das should lässt den subjektiven Charakter der Darstellung klar hervortreten). M. Twain, Inn. abr. I 25. Und ib. 27: We could not properly begin a pleasure excursion on Sunday ... We must lie still till Monday. And we did (must: erkannte Notwendigheit; did: thatsächliche Wirkung). Vgl. auch das von H. Bradley E. Stud. XXVI. (151 ff.) zur Veranschaulichung angeführte Beispiel: His parents treat him like a little child. Last night he must go early to bed, then this morning he must ask leave to go for a walk etc., wo „must represents what the parents might be supposed to have said."

Aber ziemlich zahlreich sind auch die Fälle, in denen die etwa zu Grunde liegende Vorstellung noch mehr zurücktritt und must in noch freierer Weise gebraucht wird, um entweder eine aus innerem Antrieb, aus der Natur des Subjekts, oder aber aus den äusseren Verhältnissen, der allgemeinen Lage, sich ergebende Notwendigkeit auszudrücken, so dass es etwa durch die Umschreibungen could not help (avoid), could not but; was reduced to the necessity wiedergegeben werden kann. She felt the hatred in his face: felt it rushing through her fibres; but she must speak (G. Eliot, Mill II 297). Something he must read, when he was not riding the pony, or running and hunting, or listening to the talk of men (G. Eliot, Middlemarch). When he met his pupils, nothing would satisfy the Doctor, but he must treat them still.

(Thackeray, E. Hum. 293). Still, every night he was at his post, the same stern, sleepless sentinel; and still night passed and morning dawned, and he must watch again (Dick., Barn. Rudge, Kap. 43). Preoccupied as she was, Letty must needs ... smile, so well she knew from his eager eye that she pleased him (Humphry Ward, Tressady I, 154). Outside the door was gathered a group of sailors ... The boy, all alive for any sea-news, must needs go up to them, and take his place among the sailor-lads (Ch. Kingsley, Westw. Ho I, 3). Hierher muss man auch wohl ziehen Dombey & Son II 286: The Directors and Chairmen coincided in thinking that if Dombey must marry (doch einmal h. musste), he had better have married somebody nearer his own age. — A commander like Mansfeld, who could not pay his soldiers, must, of necessity, plunder wherever he was. As soon as his men had eaten up one part of the country, they must go to another, if they were not to die of starvation (Gardiner 47). He was moneyless, dependent on his uncles, and must earn (war folglich darauf angewiesen) H. Morley, E. Literature i. the r. of Qu. V. 125. It was seldom indeed that a white freeman in ... Guiana or at Panama was employed in severe bodily labour. But the Scotch who settled at Darien must at first be without slaves, and must therefore dig the trench round their town, build their houses, cultivate their fields ... (Mac. IX, 274). Ähnlich in einigen Sätzen von G. Eliot: On the morrow, however, it was rainy, and every one must stay in-doors (man könnte therefore einschieben). Scenes of cler. Life I, 230. Ib. 170: But now it was not near nine, and Caterina must sit down to the harpsichord and sing Sir Christopher's favourite airs from Gluck's Orfeo. Und Middlem. III, 95 (Ascher): The half-hour was passing, and she must not delay longer.

Man darf doch nicht sagen, dass in diesen Sätzen must ohne Einschränkung in der Darstellung thatsächlicher Vorgänge gebraucht werde. Das must giebt der Erzählung eine subjektive Färbung, setzt das mitgeteilte in innere Beziehung zum vorhergehenden, lässt es als eine Folge desselben erscheinen; zuweilen wird ja diese Beziehung durch ein Wort wie therefore, of necessity, noch ausdrücklich angedeutet. Sollen Thatsachen — namentlich einzelne bestimmte Thatsachen — rein objektiv, ohne Betonung eines inneren Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung, berichtet werden, so gebraucht die Prosa regelmässig Umschreibungen. Some suspected persons were arrested. Others were compelled to give

hostages (Mac. II 116). Sometimes she had to climb over high gates, but that was a small evil (G. Eliot, Mill I, 144). Even in the days of the Tudors, the traveller whose journey lay from Ilchester to Bridgewater was forced to make a circuit of several miles in order to avoid the waters (Mac. II, 172). If a traveller wished for a good place to see a review, he had to write to Frederick (Mac. Biogr. Ess. 31). When it rained, the passengers had to stay in the house (Innoc. abr. I, 33). — There were riots which lasted for two days and two nights, and the aid of the military had to be called in to suppress them (McCarthy I, 248). Argyle hoped to find a secure asylum. But this hope was disappointed; and he was forced to cross the Clyde (Mac. II, 128). She moved away now towards the window, and he was obliged to take his hat and walk by her side (G. Eliot, Mill. II, 190). Dumoise broke down utterly at the brink of the grave, and had to be taken away (Kiplg., Plain T. 298). — Der poetische Sprachgebrauch hat grössere Freiheiten, vgl. Scott, Lady of the L. V, XXII: From the King's hand must Douglas take a silver dart, the archer's stake. — Die hier entwickelten Verhältnisse haben viel Ähnlichkeit mit den in Might B 3 besprochenen.

Would und should. Diese beiden Verben bilden den drei vorhergehenden gegenüber gewissermassen eine Gruppe für sich, da für sie, wie schon in den einleitenden Bemerkungen angedeutet wurde, noch besondere Gesichtspunkte in Betracht kommen. Was hier etwa dem Imperfectum eigentümlich und aus der Gesamtbetrachtung loszulösen wäre, ist schwer festzustellen: namentlich should zieht sich in so zahlreichen und so feinen Verzweigungen durch das ganze Modussystem hindurch, dass man es aus demselben nicht herauslösen kann. In Krügers Ergänzungsgrammatik § 470 ff. findet sich viel praktisch wertvolles Material beisammen. Hier können nur einige beachtenswerte Züge beleuchtet werden.

Would. 1. Wie could im Sinne des franz. pourrais, so wird would im Sinne von möchte, wollte, voudrais gebraucht, und zwar von Alters her. Let us go round the other way; I would speak with you a few words undisturbed (Bulwer, My Novel IV, 357). If I were not Diogenes, said he, I would be Alexander (Dick. Pickw. Cl. I. 101). Who would not be poor if he could be sure of possessing genius, and winning fame and immortality? (Thackeray, The Newc. I, 70). Here I am; and I would much rather be anywhere else (Dick., M. Chuzzlew. I, 199). I would rather have died than fall

into this temptation (G. Eliot, Mill II, 286). I would have withdrawn, but the Doctor made a gesture to detain me (Dick. Copperf. III, 90). I would gladly have stayed longer; but I was obliged to return to the ship (Oceana 87). Sigismund of Sweden lost a crown which he might have preserved . . . if he would have renounced the Catholic faith. (Mac. Ess. 4, 124). A week later, though I would have given much to avoid it, I met Imam Din (Plain Tales 281). You made war between his father and your father, and when I would have made peace, you prevented me (H. Caine, Manxman 56). What would you have me do? H. Caine, Deemster 189 (Chatto & W.). He would have had us go with him, but we feared that we could be of little service (Froude, Oceana 137). I would not for worlds that you should do that (A. Trollope, Framley P. II, 77). She would fain that her son's wife should be handsome (Ib. I, 165). „Would to Heaven it would snow," he said (Scott, Guy Mann. Kap 34). Auf I wish kann would folgen wie were, could, etc. I wish you would think better of it, my boy (Bulwer, Night a. M. 130). — Nú ic sceall geendían earmlícum déaþe and tó helle faran . . ., nú wolde ic gebéten (Busse thun), gif ic ábídan móste and tó gode gecyrran (Ælfric b. Kluge 74^{178}). He wold haue holpen me, that had more nede of helpe than I (Skeat Spec. p. 82 Morte Darth. V, 13). I wolde it were soo (ib. 82^{95}). Wold god that ye were af our assent (ib. 18^{613}, Thom. Occleve). — Vgl. noch: a would-be philosopher etc. (der es gern wäre); a Would-Be, ein Streber etc. Auch should-be wird in ähnlichem Sinne gebraucht, vgl. Flügels Wörterbuch.

2. I promised that I would hide my sentiments in my own breast (Innoc. abr. I, 224). Häufig mit zu ergänzendem Ausdruck des Denkens oder Sagens: He was not content with being his own prime minister: he would be his own sole minister. (Mac. Biogr. Ess. 30). Then the Colonel began to make inquiries . ., and the language he used was wonderful. He would disband the Regiment — he would court-martial every soul in it (Kiplg., Pl. Tales 228). He only wished he dared look at Maggie, and that she would look at him . ., and then he would be satisfied (G. Eliot, Mill II, 187). We were all to meet in the old boat-house that night. Ham would bring Emily at the usual hour. I would walk back at my leisure (Dick., Copperf. II, 260).

3. Nachdem der Begriff des Wollens in seinen verschiedenen Schattierungen so mannigfache Umschreibungen gefunden hat, wird

will und would selbständig nur noch gebraucht, wo der Begriff in der schlichtesten und natürlichsten oder in nachdrücklicher Form ausgedrückt werden soll. Would hat in diesem Sinne ein noch kleineres Gebiet als will, da es ja auch in der Bedeutung „möchte" vorkommt und eine Unklarheit daher nur durch Umschreibung vermieden werden kann. I did not mean to vex you (Night. a. Mg. 124) könnte nicht durch I would not ... ersetzt werden. Am gewöhnlichsten kommt would in Wendungen vor wie: he would have his wish, his own way etc., dann besonders in negativen Ausdrücken: The cautious Marshal, though he had a great superiority in numbers, would risk nothing (Mac. Biogr. Ess. 68). James would not suffer the question to be discussed (Mac. II, 311). His ambition and avarice would not suffer him to rest (Mac. IX, 25). Nothing less than the deposition of their enemy would content them (Mac. III, 333). No dream-world would satisfy her now (G. Eliot, Mill II, 23). — In der Bedeutung „von Natur zu etwas neigen, daher oft thun, gewohnt sein," kommt would wie will oft vor. — Die alte Sprache gebraucht das Præter. ohne Einschränkung: Volde self cyning symbel þicgan (Beov. 1011). Hyge väs him hinfús, volde on heolster fleón (ib. 756).

Should. 1. Im bedingenden Satz entspricht es genau unserm sollte. If any caprice should induce him to cast aside this opportunity ..., I consider myself absolved from extending any assistance to his mother (N. Nickleby p. 16). Those advantages would avail little if England .. should suddenly resume her old rank in Europe (Mac. III, 261). Philip had promised aid, should the revolt actually break out (Green 383). — Ähnlich im hypothetisch-konzessiven Satze: Let the child alone — she will never be young again, if she should live a hundred years! (Oliphant, Chamb. II 556). Even though Prussia should be able to stand against us, we should not leave Venetia (A. Trollope, Stories 170, Ascher). „But you shall go to-day, Bell", say I, „though it should rain Duke Georges" (Black, Phaeton I, 65). Dieses hypothetische should nimmt auf die Zeitform des übergeordneten Satzes keine Rücksicht.

Wie das deutsche sollte, das frz. devrais, spricht should eine Verpflichtung, eine Forderung aus, meistens unter der Voraussetzung, dass dieselbe bisher nicht erfüllt worden. He should know better. Why should he complain? (He is no better than he should be). Monmouth should have felt that it was not for him to fly (Mac. II, 178). It was ever his fate to resist where he should

have yielded, and to yield where he should have resisted (Mac. IV, 218). The consequences which he should have drawn from this just proposition were sufficiently obvious (Mac, II, 366). Und ib. Nor is it difficult to trace the course which he ought to have pursued. —

Ought to wird in ähnlicher Weise gebraucht, hebt nur die Pflicht oder die Angemessenheit noch bestimmter hervor. You ought not hastily to do that (Copperfield II, 156). The general opinion was that there ought to be no further delay (Mac. III, 115). The Russians ought to have been pursued (McCarthy II, 230). The weight ought to have been above 220,000 ounces. It proved to be under 114,000 ounces (Mac. VIII, 87).

Should wird auch gebraucht, um ein vorsichtiges Urteil auszudrücken. His conscience had, it should seem, been suddenly awakened. (Mac. VII, 99). Doch auch would: It would appear that Lord Canning had no poor opinion of his (Anson's) capacity (McCarthy III, 71).

2. It was agreed that the peace should apply to the Lutheran Church alone (Gardiner 9). Some hundreds of rebels, His Majesty wrote to the Hague, had been condemned. Some of them had been hanged; more should be so (Mac. II, 227).

2 a (vgl. Übersicht). Should wird ohne Rücksicht auf das tempus des regierenden Satzes in Sätzen gebraucht, die sich an einen Ausdruck der Gemütserregung, der subjektiven Betrachtung, des Zweifels anschliessen. Nur einige Beispiele: I am astonished that you should make such a statement (Gold. Butterfly 149). Sorry am I that I should have to say it (N. Nickleby 327.) He has shown the way and is quite content that others should follow (Saturd. Rev. 27./3. 97). Heaven forbid that I should disparage him! (Copperfield I, 228). It is a shame that we should revile him. (A. Trollope, Barch. Towers I, 191). To think that that Sir Mulberry Hawk should be such an abandoned wretch! (N. Nickleby 179). That a girl of nineteen should be able to say that she has never seen a shop! (Golden Butterfly 29). Schon die ältere Sprache kennt diesen Gebrauch: He defendith that a man schulde not yive to his brother, ne to his frend, the might of his body. (Chaucer, Mätzner Sprachpr. I 2, p. 411[22]). I haue, sayd he, grete fere and as moche drede as thou that ony man shold knowe thereof (W. Caxton, Skeat Spec. 79[18]). Sir Sathanas, what man is he that shoulde thee prive of thy postie? (Chester Spiele, Wülcker Leseb. I 2, p. 138, v. 109).

Auf teilweise ähnlicher Auffassung beruht wohl das should in der zweifelnden, unwilligen, erstaunten Frage. What shulde be the cause that we which walke in the brode daye, shulde not se as well as they that walked in the night? (W. Tyndale, Skeat Specim. 167 18). Why should we then affect a rigor contrary to the manner of God and of nature? (Milton, Areopag. 52, Arber). Stephen sat in his chair, ... looking at Maggie. What should he say? (G. Eliot, Mill II, 188). „How should I make a mistake?“ said his father sharply (ib. 111). — Just at that moment, who should appear but Mr. Stirn! (My Novel I, 210). This was done, and whom should Traddles and I behold but Uriah Heep! (Copperfield III, 397).

2) und 3) Vielfach erscheint auch should in Sätzen, die, der Form nach unabhängig, doch einem zu ergänzenden Verbum des Sagens oder Denkens untergeordnet sind, so dass should einem shall der direkten Rede entspricht. James was declared a mortal and bloody enemy, a tyrant, a murderer, and an usurper. No treaty should be made with him. The sword should not be sheathed till he had been brought to condign punishment (Mac. II, 143). Perhaps his father might have helped bringing them all down in the world, and making people talk of them with contempt; but no one should talk long of Tom Tulliver with contempt (G. Eliot, Mill I, 297). The Reformation, he told the people, had ruined everything. But fine times were coming. The Catholics would soon be uppermost. The heretics should pay for all (Mac. II, 284). Aber: He was sent to London with some special commissions of high importance. He was to lay the ground for a treaty of commerce; he was to ascertain and report the state of the English fleets and dockyards (Mac. II, 285/6). Denn während in den vorhergehenden Sätzen das should einem shall der direkten Rede entsprach (no treaty shall be made with him), würde in dem zuletzt angeführten Satze auch die direkte Rede kein shall zulassen. Ebenso liegt die Sache in den folgenden beiden Sätzen: At length all differences were compromised. It was determined that an attempt should be forthwith made on the western coasts of England, and that it should be promptly followed by a descent on Scotland. Argyle was to hold the nominal command in Scotland (Mac. II, 112/113). A high Court of Appeal had just been instituted. This court was to sit at Paris; but its jurisdiction was to extend over the whole realm, and the departments were to choose the judges (Mac. Biogr. Ess.

—

208). — Überhaupt muss überall Umschreibung eintreten, wo das should nicht durch ein ohne Zwang zu ergänzendes regierendes Verbum zu erklären wäre. A ball and supper were to be given at Lahore that night (McCarthy III, 69). Harold despatched a monk to the enemy's camp who was to exhort William to abandon his enterprise (Palgrave, Chambers II, 578). The Bill was a moderate scheme of reform. Twenty-five boroughs returning two members each were to return but one for the future (McCarthy III, 217). The word by which the rebels were to recognise one another was Soho (Mac. II, 176). I was introduced to the young gentleman who was to be my room mate (M. Twain, Innoc. abr. I, 24). I came, one evening before sunset, down into a valley where I was to rest (Copperfield III, 349). Bei längeren Perioden wird should der Abwechslung halber auch wohl einmal durch die Umschreibung ersetzt: The first stipulation was that ... both parties should ... aid each other as good friends and allies. If the Americans should gain possession of any of the remaining British territories on the continent of North America, such territories should belong to the United States. If the French King should conquer any of the British islands in or near the Gulf of Mexico, they were to be retained by him (Mahon VI, 218). Auch andere Umschreibungen können nach Bedürfnis gewählt werden: These concessions were meant only to blind the nation to the King's designs (Mac. III, 325).

Auch das eine Schicksalsfügung ausdrückende sollte wird durch Umschreibung wiedergegeben. There was to be no ruin, after all (G. Eliot, Mill II, 279). All had hitherto gone well. But the real tug of war was still to come (Mac., Biogr. Ess. 66). Ferdinand's renewed promises were rejected with scorn. The sword was to decide the quarrel (Gardiner 34). Industry began that great career which was to make England the workshop of the world (Green 768). They were destined to rise still higher (Mac. VIII, 204).

Während in nichthypothetischen Sätzen was to sich von should deutlich unterscheidet (he was to do it = erhielt den Auftrag; he should do it = ought to do it), verwischt sich der Unterschied im hypothetischen Verhältnis. In dem oben angeführten Satze: They must go to another part (of the country) if they were not to die of starvation — kann were to allerdings nur übersetzt werden „sollten“ oder auch „wollten“; in einem Satze wie „If I were to do it again“ hat man die Wahl zwizchen „wenn ich ... sollte, müsste“ oder „wenn ich es noch einmal thun sollte = thäte“;

in vielen anderen Fällen drückt aber was to, were to ebenso wie should unter Beiseitesetzung ihrer ursprünglichen Bedeutung einfach eine blosse Annahme aus. Never could I forget the change that came upon him . ., if I were to live five hundred years (Copperf. II, 266) vgl. dazu das oben angeführte Beispiel mit „if she should live a hundred years“. I should very imperfectly execute the task which I have undertaken, if I were merely to treat of battles and sieges. (Mac. I, 3). Und so auch in Relativsätzen und Temporalsätzen ähnlichen Charakters.

Die ältere Sprache ist im Gebrauch des Præteritums weit freier. Feóver scoldon on þäm välstenge veorcum geferian tô þäm goldsele Grendeles heáfod (erhielten den Auftrag) Beov. 1638. Scolde Grendel þonan feorhseóc fleón under fenhleoþu (Beo 820), d. h. es war sein Geschick. — No man ne gaf hire mete ne drinke, for heo scholde for hunger deye (thatsächlich vorhandene Absicht) Wülcker I. 1 p. 15, v. 171.

Man beachte noch die Verbindung mit dem Infin. Perf. in Fällen, wo die Absicht nicht zur Ausführung gekommen. The report was to have been made on the 27th of January 1690; but on that very day the Parliament ceased to exist (Mac. VI, 253). It's five, and we were to have dined at four (Copperfield III, 118): hier wird einfach die Thatsache festgestellt, dass die Abrede nicht innegehalten worden = wir hatten . . essen sollen oder wollen, wir wollten ja doch essen. We should — oder ought to — have dined, wir hätten sollen, drückt das Bedauern aus, dass es nicht geschehen. Rev. Henry Ward Beecher was to have accompanied the expedition, but urgent duties obliged him to give up the idea (Mark Tw., Inn. abr. I, 21).

Need als Imperf. kommt auch wohl nur in Sätzen mit bedingtem oder vorgestelltem Inhalt vor. We reck'n more then five months yet to harvest; there need not be five weeks, had we but eyes to lift up, the fields are white already (Milton, Areop 69). The archdeacon had assured her that she need not trouble herself (A. Trollope, Barch T. II, 267). My hat was so crushed that no old battered saucepan need have been ashamed to vie with it (Copperf. I, 248/9).



Carl Schünemann, Bremen.